A. 6. 2.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Hiſtoriſches Taſchenbuch.

Neue Folge.

Erſter Jahrgang.

Digitized by Google

Digitized by Google

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Neue Folge.
Erster Jahrgang.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1840.

Aus der Bibliothek
d. Freih. Julius v. Rohlen auf Rohlendorf.
1887.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
OCT 24 1972
D1
H8
n.s.
v.1-2
1840-1841

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

I. Gebhard Truchseß von Waldburg, Kurfürst und Erzbischof von Köln. Von F. W. Barthold. 1

II. Die Belagerung von Breda in den Jahren 1624 und 1625, durch Ambrosio Marquis von Spinola. Von Ernst Münch. 107

III. Die Frauen in der französischen Revolution. Skizzen und Zusammenstellungen. Von Karl Georg Jacob. 189

IV. Die Entwicklung der modernen Kunst aus der antiken bis zur Epoche der Renaissance. Von Eduard Kolloff. 275

V. Spanien in der ersten Periode seiner Abhängigkeit von Frankreich unter dem Stifter der neuen Dynastie Bourbon-Spanien. Von F. W. Schubert. 347

VI. Die Philosophie und die Philosophen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Von F. von Raumer. 463

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Gebhard Truchseß von Waldburg,

Kurfürst und Erzbischof von Köln.

Von

F. W. Barthold.

Digitized by Google

Erstes Capitel.

Zustand der deutschen Bisthümer nach dem Religionsfrieden. Der geistliche Vorbehalt. Verheirathete Bischöfe. Reformationsversuch in Köln 1543. Verfall der Sitten in den Klöstern. Kurfürst Salentin von Isenburg (1577) dankt ab. Gebhard Truchseß, Freiherr von Waldburg, erwählt 1577. Unsittlichkeiten an vielen damaligen Fürstenhöfen.

Der reiche Güterbesitz, mit welchem die fromme Einfalt der Deutschen zeitgemäß die junge germanische Kirche ausgestattet und die Diener der Religion, ganz unähnlich ihrer ursprünglichen Bestimmung, im Laufe der Jahrhunderte zu mächtigen Fürsten und weltlichen Gebietern erhoben hatte, gereichte einerseits der Ausbildung des Reichs in eine politische Einheit zu unübersehlichem Nachtheile und verhinderte anderseits den Segen, welchen eine allgemeine Verbreitung der Reformation dem Vaterlande bringen konnte. Wie viel furchtbare Zerrüttung im Mittelalter die doppelte Stellung des hohen Klerus als angesehener Glieder des Staats und als unmittelbar dem römischen Stuhle unterworfener geistlicher Beamten über das Reich verhängt, liegt am Tage; noch verderblicher wirkte dieses nach zwei Seiten

bedingte Verhältniß im Laufe der Kirchenverbesserung. Die gebieterische Rücksicht, durch den Uebertritt zur neuen Lehre den Verlust weltlicher Güter zu verschulden, erhielt, oft im Widerspruch mit sich selbst, freidenkende Kirchenfürsten in der Treue des päpstlichen Stuhls, und anderseits machte die Einziehung des kirchlichen Besitzes, als nächste Folge des Anschlusses an die Neuerung, auch uneigennützige weltliche Fürsten der Habgier verdächtig und verdunkelte die Reinheit ihrer Absichten, die an und für sich, wie bei Philipp von Hessen, zweideutig genug erschienen. So wurde in Deutschland eine rein geistige Bewegung in den Tummelplatz niedriger Berechnungen und Leidenschaften herabgezogen und verwirrte die klare Auffassung der Ereignisse in einer Weise, daß wir außer Stande sind, das Recht und Unrecht zu trennen.

Die endliche Wendung, welche die eben nicht löbliche Politik des Kurfürsten von Sachsen in dem Streite des Kaisers und der protestantischen Stände herbeiführte, und wodurch der alten Kirche der thatsächliche Sieg entwunden wurde, sollte zufolge des augsburger Religionsfriedens den Gliedern des lutherischen Bekenntnisses das bis dahin Erworbene sichern und den Anhängern des Alten eine Gewähr leisten, das zu behalten, was ihnen in den stürmischen letzten dreißig Jahren noch geblieben war. Zu diesem Zwecke stellte man katholischer Seits den sogenannten geistlichen Vorbehalt als Richtschnur auf, daß nämlich, wenn ein Erzbischof, Bischof oder ein anderer Kleriker von der alten Lehre abfiele, er auf der Stelle seinem Erzbisthume, Bisthume, seinen Pfründen und den Einkünften und Rechten derselben entsagen müsse, und die Capitularen oder wem sonst die Besetzung zustände, einen anderen Alt-

gläubigen an seine Stelle erwählten. Was damals bei dem Höhenstande des öffentlichen Elends und der Erbitterung als eine billige Maßregel erschien und von den Protestanten, wiewol widerstrebend, anerkannt wurde, bewies sich bald als ein unüberwindliches Hemmniß für die Verbreitung der augsburgischen Confession, indem ihr bei der großen Zahl geistlicher Staaten jeder Raum, Zuwachs zu gewinnen, zu einer Zeit abgeschnitten blieb, als die kirchliche Gegenpartei, vermöge des tridentinischen Concils als einig im Glauben hervorgegangen, eine hochbefähigte Reihe unabläßiger Streiter für die Zurückeroberung des Entrungenen unter ihrer Fahne erblickte, die Glieder der Gesellschaft Jesu. Da begann man denn protestantischer Seits, um nicht ohnmächtiger zu werden, an dem Gebote des geistlichen Vorbehalts zu rütteln und zu deuteln, die einstimmige Annahme desselben als Hauptpunkt des Religionsfriedens zu leugnen, ein dialektisches Streben, welchem die katholische Kirche das unerschütterlichste Beharren am geschriebenen Buchstaben entgegensetzte. Unter der Regierung des Kaisers Ferdinand I, der, gewitzigt durch die Erfahrungen eines sturmbewegten Lebens und müde des Kampfes, mit vermittelnder Milde und Klugheit zwischen den Parteien stand, und Maximilians II, dessen Ueberzeugung der neuen Lehre sich zuneigte und dessen Halbheit den Zusammenstoß noch glücklich vermied, hatten die Protestanten die lähmende Fessel des geistlichen Vorbehalts noch nicht schwer empfunden; als aber Rudolf II, der Jesuitenzögling, den deutschen Thron bestieg und seine katholischen Mitfürsten der energischen Leitung des römischen Stuhls heimfielen, da fühlte die Lebenskraft der protestantischen Kirche sich umschnürt und begann sie, oben-

ein durch fanatische Spaltung entkräftet, die Ueberlegenheit der Gegner bei jedem Regungsversuche schmerzlich zu empfinden. Nach vielen kleineren Kränkungen und mannichfacher Bedrückung ihrer Bekenntnißverwandten durch die Unduldsamkeit katholischer Landesherren erfuhren die protestantischen Stände die erste entschiedene Niederlage in dem leichtsinnig, unredlich und ungeschickt unternommenen Reformationsversuche des Erzbischofs Gebhard von Köln, dessen Erzählung nebst dem berüchtigten, doch anziehenden Lebensromane jenes vielgestraften Kirchenfürsten die Aufgabe der folgenden Blätter sein soll.

Die im Umkreis protestantischer Landesherrschaften belegenen Bisthümer waren im ersten Verlaufe der kirchlichen Umgestaltungen sämmtlich den Ansprüchen der katholischen Partei entzogen worden, indem die regierenden Häuser sie zuerst durch ihre Glieder verwalten ließen und dann auch die bischöflichen Titel ohne geistliche Attribute mit dem factischen Besitz verbanden. Mehre von diesen Prinzen, welche verwandtschaftliche Rücksicht, keineswegs geistige Befähigung und Tugend, zu Bischöfen gemacht, hatten nicht Anstand genommen, sich zu verheirathen. Der erste in dieser Reihe war Magnus von Mecklenburg, Bischof von Schwerin, verheirathet seit 1543, dessen Nachfolger Prinz Ulrich ihm auch darin nachahmte, sowie Christoph von Ratzeburg. Da auch der Administrator des Erzbisthums Magdeburg, der Markgraf Joachim Friedrich von Brandenburg, beweibt war, zählte man in Deutschland damals sieben hohe Kirchenfürsten, die weltkundig evangelisch gesinnt waren (der Administrator von Magdeburg, Heinrich, Erzbischof von Bremen und Bischof von Paderborn und Osnabrück, Heinrich Julius von Halberstadt und Minden,

Eberhard zu Lübeck und Verden, Kasimir zu Kamin, Ulrich zu Schwerin, Christoph zu Ratzeburg), und weil drei von ihnen wirklich im Ehestande lebten, gehörte die Vorstellung von einem beweibten Bischofe keineswegs zu den unbekannten. Blieben nun diese bischöflichen Ländereien durch diese Besetzung für immer dem Protestantismus gesichert, so war auch anderseits, so lange der geistliche Vorbehalt aufrecht erhalten wurde, die Bevölkerung der katholischen Bisthümer ein eiserner Bestand der Kirche, indem nach damaligen Begriffen das Recht der Reformation nur dem Landesherrn zustand, und dieser, eine rein römische Person, nur als Katholik seine landesherrliche Stellung hatte und jede kirchliche Neuerung mit Strenge zu unterdrücken verbunden war. Zu dem Principe, daß auch in niederen Unterfassen das Bedürfniß der Gewissensfreiheit im Widerspruche mit den weltlichen Herren erwachen könne, vermochte der dumpf befangene Sinn sich erst kaum nach zwei Jahrhunderten zu erheben; wol aber mußten zeitig die Protestanten diesen Gesichtspunkt ins Auge fassen und das Recht des Einzelnen gegen den katholischen Landesherrn in Schutz nehmen, ein Recht, dem sie, gegen sie selbst angewandt, allerdings nicht immer geneigt schienen. — Schon früh hatte im stark bevölkerten Erzbisthume Köln der Geist des Protestantismus sich geregt und Nahrung in der Nachbarschaft mit Holland gefunden, zumal gab es in den größeren Orten, in der freien Reichsstadt Köln und in der Grafschaft „Weste" oder Recklingshausen eine nicht geringe Zahl der neuen Lehre Zugewandter; aber öffentliche Duldung hatten sie nicht erringen können, bis auf einige vornehme Vasallen des Erzbisthums, aus denen wir die aus alter Zeit wegen ihrer Liebe zur geistigen Frei-

heit berühmten Grafen von Nuenar und von Mörs hervorheben. Unter diesen Verhältnissen hatte bereits im Jahre 1543 Hermann Graf von Wied, Erzbischof von Köln, ohne von weltlichen Rücksichten getrieben zu sein, die Kirchenverbesserung in sein Erzstift einzuführen gesucht, war aber dem Eifer der Gegenpartei unterlegen und hatte die kirchliche Würde aufgeben müssen; die Reste jener stillen Gemeinde, im Lande geblieben, hingen jedoch später mehr dem Calvinischen Bekenntnisse als dem augsburgischen an und harrten einer Zukunft entgegen, welche sie von dem Drucke erlöste.

Des Eifers späterer Erzbischöfe ungeachtet, hatte die Sittenzucht der Geistlichkeit, zumal in den Klöstern beider Geschlechter, sich nicht vortheilhaft gestaltet, vielmehr war die größte Verderbtheit, besonders unter den fürstlichen Pfründnern des Domstiftes und den adeligen Klosterfrauen eingerissen, welche, größtentheils gewohnt, ihre geistlichen Stellen als Versorgungen zu betrachten, ohne Scheu von der kanonischen Strenge sich emancipirten. Ergötzliche Belege über den damaligen Zustand des Lebens der Kanoniker und adeligen Nonnen in der Diöcese von Köln gewährt uns der bekannte fleischlich derbgesinnte schlesische Ritter Hans von Schweinichen, welchen die abenteuerlichen Kreuz- und Querzüge seines Herrn, Heinrichs XI, Herzogs von Liegnitz aus Piastischem Stamme, berüchtigt wegen seiner schlechten Haushaltung und seines bettelhaften Schuldenmachens, im Jahre 1576 an den Niederrhein geführt hatten. Der junge Protestant erschrak anfangs vor der in geistlichen Häusern herrschenden Unzucht, doch ließ sein fröhlicher Sinn die Dinge sich gefallen. Bei einem Domherrn Solms (im Drucke steht Sallmütz; wir werden bald

den Prälaten näher kennen lernen) fand er schöne Frauenzimmer, „sie waren aber", wie er sich naiv ausdrückt, „nicht hart genug, sondern wie sie bei den Geistlichen zu finden sind". Nicht weit von der herzoglichen Herberge lag ein Nonnenkloster, St. Maria, wo nur „Gräfinnen, Herrn- und Adelsstandes" aufgenommen wurden, die, wenn sie aus der Kirche kamen, sich weltlich kleideten, auch heirathen durften. Hans hatte dort schon seine gute Kundschaft, als sein Gebieter, dem keine Lustbarkeit anstößig erschien, ihn veranlaßte, der Aebtissin und ihren Jungfrauen auf den Abend „einen Mummenschanz" anzusagen. Auf erhaltene Erlaubniß der Oberin kleidete sich der Herzog mit zweien seiner Begleiter italienisch, drei andere mußten als Jungfrauen spanisch gekleidet hinten aufsitzen, und so zogen denn die ausgelassenen Paare unter Musik auf schönen Gäulen den stillen Klostermauern zu. Aber als Hans von Schweinichen im Hofe vor der complimentirenden Aebtissin und ihren Fräulein sich in galanten Reiterkünsten sehen lassen wollte und seinem Pferde die Sporen gab, warf das Thier seine hinter ihm huckende spanische Jungfrau, das ist den Herzog Heinrich selbst, in eine Pfütze, daß er sich waschen und rein umkleiden mußte, nichtsdestoweniger aber den Abend, mit den Nonnen tanzend und trinkend, sich belustigte, und zwar auf seine Kosten, indem für nicht weniger als für 22 Thaler Wein aus dem Wirthshause geholt wurde. Die Folgen eines solchen Faschings blieben nicht aus; die schlesischen Junker wurden im Kloster St. Maria so vertraut, daß eine Nonne, „ein schönes Mensch von Adel, des Geschlechts eine Reck", ein Kindlein davonbrachte, als die ausgelassenen Reisenden noch im Lande lagen. Ein so wüstes Treiben durfte geistlicher Seits um

so eher geduldet werden, als der damalige Erzbischof von Köln, Salentin, Graf von Isenburg, mit seinem Beispiele voranging. Gedachter Herr, ein sonst wackerer Mann, aber mehr Ritter und Krieger als Geistlicher, lebte unbefangen in weltlichen Vergnügungen, und trug sich schon 1576 mit dem Gedanken, seiner geistlichen Würde zu entsagen, um verheirathet neue Sprößlinge für sein dem Aussterben nahes Geschlecht zu erzielen. Auch diesen hohen Prälaten lernte Schweinichen näher kennen. Als das Hofgericht zu Köln auf die Klage des Wirthes, welcher des Piasten wandernden Hof borgweise lange unterhalten, auf Habe und Gut Heinrichs XI Beschlag legte, ritt Hans, in der Noth seines Gebieters nie rathlos, mit einem „Fürschreiben" zum Kurfürsten, der zwei Meilen von Köln im Lustgarten lag, um den Arrest zu erledigen. Von der Jagd zurückgekehrt, beschied der leutselige Herr den Schlesier zur Tafel im Garten, wohin die schönsten Jungfrauen zum Tanz geladen waren, und gab nach starkem Trunke die eines Fürsten und eines Katholiken würdige Antwort, „er dürfe durch seinen Befehl seine vereideten Gerichte nicht schwächen, und habe außerdem nicht sonderliche Ursache, dem Herzog von Liegnitz große Freundschaft zu erweisen, da dieser, ein Ketzer, zur Ausrottung der römischen Kirche von den Hugenotten sich habe bestellen lassen". Nach diesem bestimmten Bescheide lud Salentin den Junker ein, mit ihm lustig zu sein, der sich denn auch seines Herrn verdrießliche Lage aus dem Kopfe schlug, sich nichts anfechten ließ und tanzend den Abend verbrachte. Als er zuletzt ersah, daß der Kurfürst sich mit einer hübschen Jungfrau in ein Zelt verlor, deuchte es ihn nicht länger seines Thuns, allda zu sein, und ging er davon. Wir lassen es dahingestellt sein, wer

jene hübsche Jungfrau war, und berichten nur ferner, daß Erzbischof Salentin die Tadler seines freien Wandels verstummen machte; um sein uraltes Geschlecht, die reich belehnte Linie der älteren Grafen von Isenburg, nach dem Tode seiner kinderlosen Brüder zu erhalten, zu heirathen beschloß, vom Papst Gregor XIII, zumal er noch nicht Priester war, die Dispensation erhielt, zur Verwunderung der Welt am 13. September 1577 der kurfürstlichen Würde und allem reichen Einkommen als Erzbischof von Köln und Bischof von Paderborn freiwillig entsagte und die schöne Antonia Wilhelmine, Tochter des Grafen von Ligny und Aremberg, am 10. December 1577 heirathete. Die Hochachtung der Welt folgte dem wackern Manne nach, der, fortan nur wachsamer Freund des Erzbisthums, mit einem nicht gar bedeutenden Erbe sich begnügte; kalte Weltleute schüttelten den Kopf, und selbst der philosophisch-strenge August de Thou wußte nichts zu antworten, als ihm in Baden sein literarischer Freund Languet eine schöne Dame, die ihrem Gasthofe gegenüber am Fenster stand, mit der Frage zeigte: ob er wol einer solchen Schönheit das Erzbisthum Köln vorziehe? worauf er hinterdrein ihm eröffnete: es wäre Graf Salentin von Isenburg und dessen Gemahlin.

Als durch eine so seltene Verzichtleistung das Erzbisthum und Kurfürstenthum Köln mit allen seinen Landen am Rhein, mit dem Herzogthume Westfalen und der Grafschaft Weste oder Recklingshausen erledigt war, fiel die Wahl des Capitels auf einen vornehmen deutschen Herrn von ganz verschiedener Sinnesart, der ein weniger rühmliches Andenken in der Geschichte hinterlassen hat und durch sein Verschulden die Erbitterung der Kirchenparteien

in Deutschland unheilvoll steigerte. Das uralte Geschlecht der Freiherren von Waldburg stammte aus dem Hause der Grafen von Than in Algau und war zur Blütezeit des schwäbischen Herzogthums mit dem Truchsessenamte begabt worden. Die Truchsesse von Schwaben erhielten im Jahre 1538 durch den Erbtruchseß Kurfürsten von der Pfalz, Ludwig, den Titel des Erbtruchseß des Reichs für alle Zweige ihres in zerstreuten Besitzungen angesessenen Geschlechts und hatten dem Reiche schon manchen berühmten Rittersmann und Prälaten gestellt, aus deren Reihe wir nur den Freiherrn Georg, Feldhauptmann des schwäbischen Bundes, wegen seiner grauenvollen Strenge im Bauernkriege der Bauernherodes genannt, und Otto, Cardinal der römischen Kirche und Bischof von Augsburg, namhaft wegen seines Eifers gegen die Reformation und der Stiftung der Akademie zu Dillingen (1564), hervorheben. Als der älteste Sohn aus der Ehe Wilhelms, Erbtruchseß von Waldburg und Herrn in Scheer und Trauchburg, des ausgezeichneten Dieners Karls V und Maximilians II in vielen Gesandtschaften nach Spanien, Frankreich und Polen, mit der Anna, Tochter Friedrichs, Grafen von Fürstenberg, wurde Gebhard am 10. November 1547 geboren, und bei dem geringen Güterbesitz der Familie und dem bedeutenden Einflusse seines Oheims, des Cardinals Otto, früh dem geistlichen Stande bestimmt. Unter der persönlichen Aufsicht des hohen geistlichen Verwandten erhielt Gebhard, bei lebhaften Anlagen, eine nach Maßgabe des Jahrhunderts gründliche Bildung, erlernte die lateinische, französische und italienische Sprache und erwarb sich auch gute Kenntnisse in der Geschichte. Der viel verheißende Jüngling besuchte die berühmtesten Aka-

demien des In- und Auslandes, zuerſt Ingolſtadt, bald ſo verhängnißvoll für die Geiſtesrichtung katholiſcher Prinzen durch ſeine jeſuitiſche Lehrkanzel, dann Dillingen, ferner Bourges, endlich Bologna; ein längerer Aufenthalt in Rom unter den Augen des Papſtes und der Cardinäle vollendete ſeine Studien und ſchien die Gewähr zu leiſten, daß der junge Freiherr, wie ſeine Vorfahren und Verwandten, zu den tüchtigſten Rüſtzeugen der bedrohten römiſchen Kirche einſt zu zählen ſein würde. Kaum in das Vaterland zurückgekehrt, ward er auf Betrieb ſeines Oheims im Jahre 1562, erſt ſechzehn Jahre alt, Domherr in Augsburg, erhielt die gleiche Würde im hochfürſtlichen Stifte zu Strasburg im Jahre 1567, und noch vor dem Jahre 1570 zu Köln. Schwerlich hatte der junge Herr, deſſen weltliche Eitelkeit im Umgange mit den Fürſten und deſſen Genußſucht auf Reiſen früh geweckt war, durch Ernſt des Lebens, Wiſſenſchaft und geiſtliche Tugenden eine ſo zeitige Beförderung verdient: einmal die Hoffnung ſeines Geſchlechts geworden, ſtieg er von Jahr zu Jahr höher in kirchlichen Würden, 1574 zum Dechant des Stiftes Strasburg und 1576 zum Dompropſt in Augsburg, ohne noch zum Prieſter geweiht zu ſein. Als nun im September 1577 Kurfürſt Salentin ſeiner Würde entſagte, ſtellte der 30jährige Dompropſt ſich kühn in die Reihe der vornehmſten und angeſehenſten Bewerber um das erſte Erzbisthum Germaniens und trug durch die Zuſammenwirkung mehrer Umſtände den Sieg davon. Das Haupt der Bewerber war Ernſt, Herzog von Baiern, der Sohn Herzog Albrechts, und bereits Biſchof von Freiſingen, Lüttich und Hildesheim, unterſtützt durch den Kaiſer, den Papſt und viele deutſche Fürſten; der zweite

Friedrich, Herzog von Sachsen-Lauenburg, Chorbischof von Köln, ein heftiger und entschlossener, kluger junger Mann, den der Einfluß seines Verwandten, des Kurfürsten August von Sachsen, zum Bisthum von Paderborn und zur gedachten Würde in Köln befördert hatte. Lange schwankten die Capitularen, wen sie auf den erzbischöflichen Stuhl setzen sollten; eine kleine Anzahl heimlich protestantisch gesinnter Domherren, in Verbindung mit Hermann, Grafen von Nuenar und Mörs, dem vornehmsten Vasallen im kölnischen Stifte, mochte gleich Neigung oder Wandelbarkeit im Gemüthe Gebhards gespürt haben, mochte die katholische Strenge des Baierfürsten fürchten und arbeitete daher, für den nicht fürstlichen Bewerber Stimmen unter den Wählern zusammenzubringen. Durch ihre Thätigkeit, der Gebhard sich stillschweigend zur Nachgiebigkeit im Punkte religiöser Freiheit verpflichten mußte, gelang es, daß der Truchseß am feierlichen Wahltage, am 5. December 1577 nach dreimonatlicher Spaltung eine Stimme vor dem Herzog Ernst voraus hatte, und unter unverhaltenem Unwillen des Besiegten, der fortan sein geschworner Feind wurde, das Ziel abergläubisch genährten Strebens erreichte. Der bedenklichen Beschwerde der Gegner ungeachtet, bestätigte Gregor XIII durch eine Bulle vom 14. April 1578 die Wahl des ihm früh empfohlenen und lieb gewonnenen Prälaten, der darauf das tridentinische Glaubensbekenntniß vor dem Kurfürsten von Trier eidlich ablegte und keinen Anstand nahm, den vorgeschriebenen inhaltsschweren Capitulationseid in die Hände dieses vom römischen Stuhle dazu bestimmten Erzbischofs vor einer großen Zeugenversammlung zu leisten.

Umlauert von argliſtigen Gegnern, konnte der neue Kurfürſt ſeine weltlichen Neigungen nicht lange verbergen und gerieth, in das Mittelgetriebe wichtiger politiſcher Angelegenheiten durch den Kaiſer geſtellt und zu prachtvoller fürſtlicher Repräſentation veranlaßt, alsbald wegen ſeiner Schwelgerei und Wolluſt unter ſeinen Capitularen ſowol als beim römiſchen Hofe in böſes Gerücht. Wie wenig der junge Erzbiſchof ſchon in dieſen Tagen auf religiöſen Ernſt und Anſtand in ſeiner öffentlichen Erſcheinung hielt, lehrt ein Geſchichtlein, welches ſich in „J. W. Zinkgräfs ſcharfſinnigen, klugen Sprüchen der Teutſchen" erhalten hat. Als auf ſein Dringen einmal ein kaiſerlicher Geſandter mit ihm zur Kirche ging und während der langgedehnten Meſſe ein Pack Schriften aus dem Sacke zog und darin las, tadelte ihn der Biſchof bei der Mahlzeit über ſolche Ungebühr; worauf jener zur Beſchämung des Tadlers erwiderte: „Ich habe auch geſehen, daß Ew. Hochwürden unter der Predigt ohne Unterlaß mit Eurem Hündlein geſpielet. An welchem iſt am meiſten gelegen, an meines gnädigſten Herrn Kaiſers Briefen, oder an Eurem Hündlein?"

Die Folgen der Reformation hatten nur in einer geringen Zahl hochgeſtellter Bekenner beider Kirchen eine ſtrengere Sittlichkeit geweckt; proteſtantiſche Fürſten, befreit von der Cenſur der Kirche und ängſtigender Beichtväter, ergaben ſich ohne Scheu der anſtößigſten Lebensweiſe, zumal in ehelichen Verhältniſſen, und unter den vornehmen katholiſchen Würdenträgern gab es nicht wenig Domherren und Ritterordensmitglieder, welche, wie jener Chriſtopher von Löwenſtein, Receptor des Johanniterordens in Ober- und Niederdeutſchland und Brotherr des Pom-

mern Bartholomäus Saſtrow, ein wahres Schlaraffenleben führten, „weder papiſtiſch noch lutheriſch waren“ und deſſen gar kein Hehl hatten. So lebte jener geiſtliche Ritter in ſeinem fürſtlichen Hofhalt zu Niederweſel am Rhein neben andern Weibern in einem offenkundigen Concubinat mit Maria Königſtein, Tochter des Rathſchreibers zu Mainz, die, obenein ſein Taufkind und Mündel, er in ihrem achtzehnten Jahre aus Mainz entführt und zur Gebieterin ſeines Hausweſens und zur Bettgenoſſin eingeſetzt hatte. Auch die Weltgeiſtlichen legten ſich wenig Zwang in ihrem unchriſtlichen Leben auf, weshalb kein Wunder, daß der weltlichen Fürſten Höfe vielfach Aergerniß gaben, wie z. B. der Köln benachbarte von Jülich, Kleve und Berg. Von der die katholiſche Kirche verneinenden Seite zeigte ſich als Verächter der öffentlichen Meinung auch der hochgefeierte Wilhelm von Oranien; nachdem ſeine erſte Ehe durch den Tod der Gattin etwas bedenklich geendet hatte, heirathete er zu einem prüfungsvollen Leben die Tochter des Kurfürſten Moritz von Sachſen, die unglückliche Anna, und ehe dieſe zweite Ehe in geſetzlich genügender Form geſchieden war, nahm er am 12. Januar 1575 Charlotte von Bourbon, Tochter des Herzogs von Montpenſier, eine Dame von mehr als zweideutigem Rufe, welche als Aebtiſſin von Jouarre im Jahre 1571 mit zwölf Nonnen und „ſchöner Begleitung von Edelleuten“ nach Heidelberg geflohen war, zum dritten Weibe, zumal zum bittern Verdruß des Oheims Anna's, des Kurfürſten Auguſt von Sachſen, der ſich durch geomantiſche Künſte Gewißheit verſchaffte, „die verlaufene franzöſiſche Nonne ſei als alte Hure zu ihrem treuloſen Manne, dem Haupte aller Schelme und Aufrührer, gekommen.“

Zweites Capitel.

Böser Ruf des jungen Erzbischofs. Der italienische Schwarzkünstler Hieronimo Scotto an deutschen Höfen. Liebe Gebhards zur Gräfin Agnes von Mansfeld 1579—1582. Gelöbniß der Heirath. Erster Entschluß der Religionsveränderung, gestützt auf die Stimmung kölnischer Bürger. Feindseligkeit des Capitels und des Rathes. Vorbereitung zum Kampfe im Jahre 1582.

Indem eine so schlechte Moral, überall durch hohe Beispiele kund gegeben, ihren unbefangenen Nachfolger am jungen, lebenslustigen Erzbischofe finden mußte, dessen wichtige weltlichen Beziehungen ihn ohnehin als Zwitterding zwischen Geistlichen und Weltlichen erscheinen ließen, hatte dessen unordentliches Leben bereits im Jahre 1579 so ärgerlichen Anstoß gegeben, daß er sich die Priesterweihe ertheilen ließ, um auf diese Weise seinen Ruf wiederherzustellen. Vielleicht mochte er zu Zeiten auch Scham und Reue empfinden, da wir ihn nur für schwach, nicht für lasterhaft aus Grundsätzen halten dürfen; aber bald nach diesem Versuche, seinen Wandel zu heiligen, riß eine Leidenschaft, der es gewiß nicht an gemüthlicher Tiefe fehlte, den priesterlichen Fürsten zu einer Verbindung hin, die

ihn um Ehre und Glück brachte, das deutſche Vaterland in die ſchwerſten Zerwürfniſſe verſetzte und die beiden kirchlichen Parteien noch feindſeliger einander gegenüberſtellte. Dieſe unbeſiegliche Leidenſchaft, welche den erſten geiſtlichen Fürſten des Reichs zu unerhörten Wagniſſen trieb, ſchien ſo weit außerhalb des gewöhnlichen Laufes der Dinge zu liegen, daß ſchon die unmittelbaren Zeitgenoſſen einſtimmig glaubten, Gebhard ſei durch übernatürliche Künſte berückt worden. An den Fürſtenhöfen und in den Städten Mittel- und Weſtdeutſchlands zog damals ein geheimnißvoller Italiener, Meiſter Hieronimo Scotto aus Parma, umher, wahrſcheinlich aus der adeligen Familie der Scotti, welche in den Kämpfen der Guelfen und Ghibelinen Lombardiens im 14. Jahrhunderte eine hiſtoriſche Rolle ſpielen. Hieronimo, im Rufe der Kenntniß der verſchrienen Wiſſenſchaften eines Agrippin, Fauſt, Paracelſus, ja ſelbſt des philoſophiſchen Tiefſinns eines Albertus Magnus, ein Cagliostro des 16. Jahrhunderts, war zumal den fürſtlichen Höfen zu einer Zeit willkommen, in der wir Nekromanten, Wahrſager, Sterndeuter, Wunderärzte, Goldmacher, Alchimiſten überall in der Umgebung der frömmſten, verſtändigſten Fürſten und Herren finden. Der geſchmeidige, gewiß nicht talentloſe Italiener wußte einen jeden ſeiner hohen Gönner nach deſſen Neigungen zu faſſen und ſich ihm durch die verſchiedenſten Künſte unentbehrlich zu machen. In Maſtricht, wo er 1579 weilte, erregte er die Bewunderung durch die ſogenannte scientia cogitationum, indem er in den Seelen ſeiner Gläubigen die geheimſten Gedanken las, die ſie im gegenwärtigen Momente hegten; an andern Orten ſetzte er ſeine Freunde in dumpfes Erſtaunen, indem ſie von ſeinen Zaubermahlen, wie von de-

Digitized by Google

nen des Albertus Magnus und Fausts, vollkommen gesättigt sich erhoben und bald vom furchtbarsten Hunger sich geplagt fühlten; am berufensten aber machte er sich durch die Künste, die Sinne zu verbotener Liebeslust zu verführen, um entweder selbst sein freches Spiel mit vornehmen Weibern zu treiben, oder die Bethörten für andere Buhlen zu gewinnen. So hat er, dreizehn Jahre nach seiner noch zu erzählenden Verbindung mit Kurfürst Gebhard, den tragischen Ausgang einer jungen, fürstlichen Ehe herbeigeführt. Anna, die Tochter des frommen, aber gleichwol sehr abergläubischen Kurfürsten August von Sachsen, von dessen Hand auf der dresdner Bibliothek sich mehre Bände „Punktirungen" und geomantische Fragen finden, stand seit ihrem neunzehnten Jahre (1586) mit Johann Kasimir, Herzog von Koburg, dem gelehrten Sohne des unglücklichen Johann Friedrich II, in vergnügter Ehe, als im Jahre 1592 der Italiener auf die Ehrenburg kam und durch seine teuflisch lockenden Künste bald ein so nahes Verhältniß zur jungen Fürstin gewann, daß sie nicht allein mit ihm die Ehe brach, sondern sich auch zum buhlerischen Umgange mit dem Hofjunker Ulrich von Lichtenstein herabwürdigte. Ihre Untreue wurde im Herbst 1593 kundbar, worauf ihr Gemahl die Ehebrecherin mit dem Junker gefangen nehmen ließ (October), da zum Unglück der welsche Bube, „auch der Hexerei verdächtig," zeitig sich aus dem Staube gemacht hatte. Ulrich von Lichtenstein gestand ohne Fesseln und Zwang, unter beweglichen Worten und Thränen, sein Vergehen den Richtern auf der Veste Koburg, klagte den Scotto als den teuflischen Vermittler an und bat um ein ewiges Gefängniß auf seine Kosten, oder auf einem Grenzhause gegen die

Türken, was ihm großmüthig gewährt wurde, wie er denn auf der Veste Koburg im spätern Todtengräberthurme sein Leben endete. Die beklagenswerthe Frau, in der Residenz Ehrenburg verwahrt, bekannte am 17. November gleichfalls ihr Verbrechen unter Seufzen und Weinen, gestand, daß der Schelm Scotto sie als eine junge Fürstin betrogen und ins Unglück gebracht habe, und bat um Gnade. Zwei Tage darauf berichtete sie ihren geistlichen und weltlichen Richtern, der Schwarzkünstler habe sie Jahres zuvor gebeten, in sein Zimmer zu kommen, worauf er ihre Hand auf ein aus Papier geschnittenes, mit Charakteren beschriebenes Kreuz gelegt, unter welchem sich ein eiserner Draht befunden; nachdem er mehre unverständliche Worte gesprochen, aber auch die heilige Dreieinigkeit angerufen, habe der Draht sich geregt und um ihre Finger sich geschlungen, wonach er sie endlich dahin gebracht, daß sie mit ihm die Ehe gebrochen und letztlich ihm zugesagt, wann der Winter käme, mit ihm nach Welschland zu fliehen. Wegen des doppelten Ehebruchs ward die Ehe durch das geistliche Gericht am 12. December 1593 getrennt, die Prinzessin zu ewigem Gefängniß verurtheilt, in welchem sie, erst zu Eisenach und Kalenberg, auf der Veste Koburg, endlich nach zwanzig Jahren im Kloster Sonnenfeld unter Buße und christlichem Troste 1613 starb. Später ist von Hieronimo Scotto in Deutschland nichts mehr gehört worden; aber im Jahre 1579 hatte ihn die Versammlung deutscher Fürsten und spanischer, wie niederländischer Gesandten nach Köln gelockt, wo Kurfürst Gebhard im Namen des Kaisers den Versuch machen sollte, die kriegführenden Parteien mit einander zu vereinigen. Zu Gebhard, dem der öffentliche Leumund bereits ein wüstes, ärgerliches

Leben nicht ohne Schuld beimaß, der, früh eitel und abergläubisch, hochstrebenden Träumereien sich hingegeben, konnte der gefährliche Mensch leicht Zugang finden; war dem jungen Domherrn doch schon sieben Jahre vor seiner Erhebung zum Kurfürsten seine künftige Größe durch einen wunderlichen Zufall verkündet worden. Denn als er im Jahre 1570 sich nach Antwerpen begeben, um dem Einzuge der Anna von Oesterreich, Maximilians II Tochter, beizuwohnen, welche mit großem Gepränge als Braut Philipps II nach Spanien zog, war ihm bei der Beschauung des Triumphbogens von den Bildern und Wappen des Kaisers und der Kurfürsten gerade der bemalte Schild des Kurfürstenthums Köln auf den Hut gefallen, welchen er, die Weissagung erkennend, mit den Worten an sich nahm: „das wird mein sein." So findet denn die Erzählung einigen Glauben, daß der Italiener, aufgenommen bei den traulichen Gelagen und Schmausereien des jungen romantischen Kurfürsten, ihn mit seinen Zauberkünsten ergötzte und ihm einst, berauscht vom Mahle, nach Entfernung aller Zeugen, das Bild der schönsten Frau, welche damals in Köln sich befand, zu zeigen versprach. Entweder schon im Herbst 1578, oder zur Zeit des Congresses, wo eine große Zahl von Fremden zusammengeströmt war, um die weltliche Herrlichkeit zu schauen, oder Theil zu haben an dem Ablasse, welchen die kostbaren Heiligthümer der heiligen Stadt verhießen, war auch Agnes, Gräfin von Mansfeld, Tochter des ersten lutherischen Grafen von der eislebischen Linie, nach Köln gekommen und wohnte bei ihrer Schwester Maria, welche dem Freiherrn Peter von Kriechingen als zweitem Gatten eben vermählt war. Agnes, obwol die Tochter eines lu-

theriſch ſo eifrigen Vaters, war nach der Weiſe der Zeit, zumal ſie viel unverſorgte Geſchwiſter hatte, als Kanoniſſin in das adelige Nonnenkloſter Gerrisheim, unweit Düſſeldorf, getreten, deſſen ſittliche Beſchaffenheit nicht viel anders geweſen ſein mag als Kölns Frauenſtifter beim Beſuch des ſchleſiſchen Edelmannes; obgleich damals wol ſchon in der Mitte der Zwanzig, galt ſie als eine der ſchönſten Jungfrauen Deutſchlands und konnte, obenein von vornehmer Geburt, dem ſpähenden Kurfürſten gewiß nicht verborgen geblieben ſein; vielmehr erzählt man, er habe ſie bei einem feierlichen Umzuge ſchon mit lüſternem Auge am Fenſter betrachtet. Dem Italiener fehlte es wol nicht an geheimer Kundſchaft, und kein Wunder deshalb, daß er dem ſchon Entzückten gerade das Bild der ſchönen Mansfelderin im Spiegel zeigte.

Wie es ſich nun auch mit dieſer geſchichtlich ſo folgenreichen Liebſchaft des Kurfürſten verhalten mag, iſt es gewiß, daß im Herbſte 1579 eine Annäherung von beiden Seiten ſtattfand; daß Gebhard, ohne Rückſicht auf ſeinen Stand, dieſer Einen ſeine Huldigungen darbrachte, ohne daß öffentlich ein Wort über Heirath und Glaubensveränderung verlautete. Die verführeriſche Gelegenheit, beider Schickſale unauflöslich an einander zu knüpfen, bot ſich, nach der Verſicherung des älteſten Geſchichtſchreibers des unglücklichen Prieſters, des ſtreng katholiſch geſinnten Michael v. Iſſelt, welcher bei der Zofe und dem Kammerdiener des unenthaltſamen Paares ſeine Kunde einzog, am 15. September deſſelben Jahres. Um die neuen Verwandten zu beſuchen, reiſte der Freiherr von Kriechingen mit ſeiner jungen Gemahlin und deren Schweſter Agnes nach Thüringen und kam am Abend des gedachten Tages

nach Bruel, woselbst Gebhard im Schlosse seinen Hof hielt. Auf diese Nachricht lud der Kurfürst die Durchreisenden zu sich aufs Schloß, was jedoch wegen der Nacht abgelehnt wurde. Tages darauf fanden die Geladenen sich zur Mahlzeit ein. Geheime Gespräche, Wein, Tanz, die einbrechende Nacht führten die heiße Leidenschaft schneller zur Befriedigung. Als den einzelnen Gästen ihre Schlafgemächer angewiesen waren, unterhielt sich im stilleren Saale der von Wein und Liebe entbrannte Kurfürst mit der, ihrer eigenen Hut überlassenen, Klosterjungfrau und leitete sie endlich unter den Versicherungen seiner Treue in sein Schlafzimmer. Wol mochte die sich sträubende Scham ernstlicher und ehrenvoller Absichten des Geliebten versichert sein, und überhaupt die Dame nicht so leichtsinnig der Lust sich überlassen, als die Feinde beider erzählen, weil wir die Standhaftigkeit und die romantische Treue des Mannes nach der ersten Befriedigung nicht begreifen könnten; Agnes muß ihm hochwerth gewesen sein, da er um ihren Besitz später das Höchste wagte und auch im Unglück sie nicht verließ. Nachdem die verstohlene Lust mehre Nächte gedauert hatte und nur der schweigsamen nächsten Bedienung bekannt geworden, reiste der Freiherr mit seiner Gattin nach Thüringen, und begab sich Agnes, Abschied nehmend von den Verwandten, zwar nach Mörs zum Grafen Adolf v. Nuenar, dem vertrautesten Freunde Gebhards; dieser aber folgte ihr bald nach, führte sie nach Kaiserswerth, und genoß in der Verborgenheit vor aller Welt ungesättigt ihres Umganges. Amtmann der Stadt und Burg war damals Herr Peter von Spee, Vater des gemüthvollen Dichters der Trutznachtigall und Vorgängers des Thomasius als Schutzredner armer, der Hexerei be-

ſchuldigter Weiber, Friedrichs von Spee; Peter, deſſen reiner Sinn auf den berühmten Sohn überging, ſchüttelte wol ſchon damals den Kopf über das anſtößige Benehmen ſeines Gebieters. Einige Monate darauf kehrten die Verwandten aus Thüringen zurück und erhielten von dem gefälligen Kurfürſten die Kanzelei in Bonn als Wohnung zugewieſen, wohin Agnes unter dem Vorwande der Begrüßung ſich eiligſt begab und zwangles bei ihnen bis zum Jahre 1582 weilte. Gebhard verlegte ſeinen Hofhalt nach dem Schloſſe Poppelsdorf und hier oder auf der uralten Burg Godesberg oder in einem Hauſe zu Bonn, welches den Namen Roſenthal führte, verfloſſen ihnen im Freudenrauſche die Tage, und die Gewohnheit des Umganges verbannte allmälig die Scheu und die Scham. So war denn das anſtößige Verhältniß auch in den Mund des Volkes gekommen und Agnes mochte nicht aufgehört haben, den Geliebten zu einem ehrenvollen Entſchluſſe zu drängen, als die Brüder und Vettern von Mansfeld den ſchmählichen Handel erfuhren, und erzürnt darüber, daß ihre Schweſter für eine Biſchofshure gehalten würde, zu Anfang des Jahres 1582 Graf Heder, der Nachfolger in der Grafſchaft, Peter Ernſt und Jobſt zum Kurfürſten reiſten und ihm wie ihrer Schweſter Agnes den Tod drohten, wenn er ſie nicht nach Aufgebung ſeines Erzbisthums durch die Ehe wieder zu Ehren brächte. Der Kurfürſt, den wir mehr wegen ſeiner paſſiven Treue als wegen ſeiner Energie zu loben haben, würde, obgleich erſchrocken, doch wol nicht ohne Schutzmittel gegen die Drohungen der Grafen geweſen ſein, hätte ſich in ſeinem Innern nicht die Stimme des Gewiſſens, das Bewußtſein heiligen Verſprechens geregt und das Beiſpiel ſeines Vorgängers im

Erzbisthume, sowie viele weltliche Veränderungen in Bisthümern, ihm dunkel die Möglichkeit, die Geliebte und alle Gerechtsame zu behalten, gewiesen. In Gegenwart Ernst Heinrichs von Mansfeld, des Freiherrn von Kriechingen, dessen Gattin und einiger vornehmer Zeugen gelobte Gebhard zu Anfange des Jahres im großen Saale der Kanzlei zu Bonn, die Agnes mit Verzichtung auf sein Erzbisthum zu heirathen. Aber den letztern Entschluß durchzuführen, hatte der Bedrängte, dessen väterliches Erbe nur gering war, nicht die Kraft; die calvinisch gesinnten Freunde, zumal Graf Adolf von Nuenar, die Solms und Andere, drängten ihn zu dem kühnen Versuche, die Agnes mit dem Erzbisthume und der kurfürstlichen Würde zu behaupten, die katholische Religion zu verlassen, durch die Einführung des Cultus seine Unterthanen zu gewinnen, und versprachen ihm zur Ausführung des Wagstücks die Beihülfe der protestantischen Fürsten und Stände. Auch Agnes, muthiger, da sie in einem lutherischen Hause erzogen war, stürmte mit schmeichelnden Künsten in den Wankenden, der in seinem Zweifel auch seine theologischen Kenntnisse zu Hülfe rief und aus der heiligen Schrift, den Concilien und dem kanonischen Rechte, der Gewohnheit deutscher Priester, bis auf Gregor VII, in der Ehe zu leben, sich in seinem eigennützigen Beginnen stärkte. So gern wir den Gestraften in Schutz nehmen möchten, so lassen doch die Zeugnisse der Zeitgenossen und der Neueren keinen Zweifel übrig, daß nicht eine innere Umwandlung und selbstständige Ueberzeugung ihn auf evangelische Seite trieb, sondern daß die romantische Verwickelung seines Lebens ihn nöthigte, den innern Beruf als Vorwand weltlicher Pläne in Anspruch zu nehmen. War der Entschluß

gleich gefaßt, so wollte er nach dem Rathe der Freunde doch nicht plötzlich damit hervortreten, sondern klug geleiteten Umständen das Gelingen anvertrauen. Ein wesentliches Verhältniß, auf das Gebhards Partei sich zu stützen beschloß, war die religiöse Stimmung eines Theiles der Bürger und adeligen Vasallen im Kurfürstenthume, welche sich seit dem vereitelten Reformationsversuche Hermanns von Wied erhalten und durch die Verbindung mit den nahen Niederlanden verstärkt, aber an dem Eifer des Domcapitels und des aristokratischen Rathes der Reichsstadt Köln unüberwindlichen Widerstand gefunden hatte. Bereits war auf dem eben zusammenberufenen Reichstage zu Augsburg eine Vorstellung mehrer Bürger dem Kaiser übergeben, daß ihnen öffentliche Uebung ihres Gottesdienstes gestattet würde; der Kurfürst Gebhard selbst wurde auf der Fürstenversammlung erwartet, zögerte jedoch zu kommen, um erst die Stimmung der Reichsstände zu beobachten; als kölnische Bürger, ermuthigt durch die schon kundbaren Pläne des Erzbischofs und vom Grafen von Nuenar angetrieben, eine neue Bittschrift voll biblisch, theologisch und historisch gelehrter Gründe zur Motivirung ihres Gesuches dem Rathe zu Köln einreichten, aber einen entschlossenen, verweigernden Bescheid erhielten. Ja, es wurden sogar die Unterzeichner der Schrift zum Gefängniß „gemahnt." Ohne die Antwort des Kaisers und die erbetene Fürsprache der protestantischen Fürsten abzuwarten, versammelten die zwischen dem lutherischen und calvinischen Bekenntnisse schwankenden Bürger sich am 7. Juli 1582 in Mechteren, einem Dorfe unweit Köln, welches Graf Nuenar vom Domcapitel zu Lehen hatte, und hörten geschützt durch die bewaffneten Reiter des Grundherrn, die

Predigt des Zacharias Ursinus, eines Schlesiers, welchen der eifrige Streiter für die calvinische Lehre, Pfalzgraf Johann Kasimir, der Bruder des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, ihnen gesendet hatte. Erbittert über diesen Ungehorsam, einigte sich der Rath mit dem Domcapitel, am folgenden Sonntage die Thore zu verschließen; als dessenungeachtet viel Einwohner entweder Tages vorher oder sehr früh am Morgen nach Mechteren gegangen und die ausgeschickten Stadtdiener vor der Menge der Begleiter der Grafen Adolf, Solms, Bentheim sich zurückgezogen hatten, ließ der Rath einige Bäume, welche die Aussicht von den Festungswerken nach dem Dorfe hinderten, fällen, schwere Stücke auf das Bethaus richten, und verscheuchte durch Kugeln, deren eine den Grafen Adolf beinahe zerschmetterte, die andächtige Gemeinde. So wuchs die Erbitterung von Tag zu Tag; das Domcapitel verlangte vom Erzbischof, daß er die Vasallen ernstlich vom Schutz der ungehorsamen Bürger abmahne; zwar stellte sich Gebhard zögernd zu einer Zusammenkunft mit den Abgeordneten des Capitels und dem Grafen, welcher die mörderische Kugel, bezeichnet mit der Jahrzahl und dem Tage, vorwies und Rache drohte, ein; aber an entschiedenes Einschreiten seiner Seits war nicht zu glauben, obgleich Graf Adolf mit seiner Partei die Predigt abzustellen sich verpflichtete, um nicht zu hastig ans Werk zu gehen. Die unverkennbare Gemeinschaft des Erzbischofs mit den Neuern, das Ausbleiben desselben von Reichstagen, die Kunde von seiner bevorstehenden Vermählung und seinem Religionswechsel nöthigte das Capitel zu entschiedenen Schritten und deckte bald den Bruch auf; mit herausfoderndem Eifer übernahm Herzog Friedrich von Sachsen-Lauenburg,

der Chorbischof und Vorfechter im Streite gegen Gebhard, die Sendung nach Augsburg; benachbarte Fürsten, wie der Herzog von Kleve und Jülich und der berühmte spanische Feldherr in den Niederlanden, der Herzog Alexander von Parma, erboten sich dem Rathe und dem Capitel zum bewaffneten Schutze und stärkten in dem Grade jener Entschlossenheit, daß sie nicht allein den Ketzern in Monatsfrist aus der Stadt zu weichen befahlen, sondern auch die dringlichen Fürschreiben der protestantischen Kurfürsten und Stände, welche zur Duldsamkeit mahnten, Monate lang unbeantwortet ließen. — Unter diesen Umständen schien der zweite entschiedene Schritt gerechtfertigt; am 18. September überreichten viele Glieder der Ritterschaft, die Städte Bonn, Linz, Neuß, Rheinbergen, Kempen, Urdingen, Linne und einige westfälische Bürgermeistereien, nicht ohne Einwirkung des Grafen Nuenar, dem Kurfürsten eine Supplik, in welcher sie die Beschwerung ihres Gewissens, die öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes versagt zu sehen, mit Wärme schilderten, den Kurfürsten als ihre ordentliche Obrigkeit um Gewissensfreiheit und die Uebung der evangelischen Lehre baten, und das friedlichste und gehorsamste Verhältniß gegen das Domcapitel und gegen ihre katholischen Mitbürger gelobten. Was jedoch an sich nach ewigen Gesetzen der Humanität und des Naturrechtes gesetzlich und recht ist, das erwies sich in dem geschraubten und so künstlich vermittelten politisch-kirchlichen Zustande Deutschlands als Unrecht, als verwerfbar; denn die Verpflichtungen, welche eine fanatische Zeitgenossenschaft dem neuerwählten Erzbischofe auferlegt hatte, machte die Erfüllung einer so natürlichen Bitte von der Zustimmung der gesammten ständischen Bevölkerung der Kurlande ab-

hängig. — Gebhard hielt sich während des Herbstes 1582 im Herzogthum Westfalen auf, noch immer unentschlossen, ob er dem Kaiser und dem Reiche sich in Augsburg stellen dürfe; dort ward er durch seine und des Capitels Stellvertreter täglich erwartet; er gab aber die Reise gänzlich auf, als seine Zwischenhändler, der Graf Adolf von Solms und Doctor Schwarz, so leise auftretend sie anfragten, ob Freistellung der Religion, Ehe eines Priesters ohne Verlust des Beneficiums auf dem Reichstage zu erlangen sein könnte, kein Gehör gefunden hatten. Würdevoller für die allgemeine Sache der Geistesfreiheit wäre es gewesen, wenn in der Versammlung der deutschen Stände die protestantischen Glaubensgenossen offen die kölner Angelegenheit betrieben und ihre männliche Beistimmung gegeben hätten; so aber hemmte Furcht, Uneinigkeit und, wir dürfen es nicht verhehlen, das Bewußtsein, gegen menschliche zeitweise Satzungen zu verstoßen, die Gemüther, und einem trugvollen geheimen Parteikampfe ward eine Angelegenheit heimgestellt, die schon längst bei den Besseren als die heiligste galt. In der Gewärtigung gewaltsamen Widerstandes sammelt Gebhard unter dem Vorwande, seine spanischer Seits bedrohten Lande zu schützen, größere Scharen Bewaffneter als gewöhnlich, trennt sich von seinen katholisch eifrigen Räthen, ordnet aber in Westfalen noch in altkirchlichem Sinne eine Landesvisitation an und folgt darauf zu Anfange Novembers seinem vorangeschickten Obersten Kaspar v. Heien nach Bonn, um die angesehenste Stadt der Kurlande, nächst Köln, in seine Gewalt zu bringen.

Drittes Capitel.

Gebhard bemächtigt sich der Residenzstadt Bonn. Kleiner Krieg zwischen Kurfürst und Capitel. Abmahnungsschreiben aus Rom und vom Kaiser. Theilnahme der protestantischen Stände an den kölner Unruhen. Erfolgloser Schriftwechsel; drohende Landtagsbeschlüsse der kölnischen Stände. Heirath Gebhards und Abreise nach Westfalen zu Anfange Februars 1583.

Gab es freilich wol viele unter den Bürgern Bonns, welche eine kirchliche Veränderung wünschten, so gedachten sie doch keineswegs bei dieser Umwälzung ihre bürgerliche Freiheit zu gefährden; die Kriegsrüstungen des Rathes im benachbarten Köln hatten sie argwöhnisch gemacht, und nur durch List und Ueberraschung vermochte Gebhard, seinem bewaffneten Hofgefolge, seinen Trabanten und geworbenen Schützen Eingang in die feste Stadt zu verschaffen. Die Bürgerschaft war bestürzt, als fremde Haufen ihre Straßen erfüllten; sie hielt gleichfalls gerüstet auf ihren Lärmplätzen, während ihr Bürgermeister, der kurfürstliche Voigt Eick auf einem eilig zubereiteten Gastmahle in der Herberge „zur Blume", neben welcher die schöne Anstifterin aller Verwirrung, Agnes, mit ihren Verwand-

ten wälte, durch den Kurfürsten begütigt wurde. Noch waren die Schlüssel der Stadt in den Händen des Rathes, und es galt einen schweren Kampf, der wachsamen Obrigkeit diese Pfänder ihrer Privilegien und ihrer Sicherheit zu entwinden. Lange wurde im Rosenthal, dem gewöhnlichen Aufenthalte der Agnes, und im Rathhause berathen; die Versicherung Gebhards, er gedächte ihre Stadt, ohne Kränkung ihrer Privilegien, nur gegen die Ränke einiger ungehorsamer Domherren zu schützen, fand taube Ohren. Schon drohte der Kurfürst, bei der Verweigerung mit dem Schwerte heftig auf den Tisch schlagend, dem standhaften Bürgermeister mit dem Tode, als ihn die Freunde noch besänftigten und er, nach unruhvoller Nacht, den Bescheid des versammelten Rathes folgenden Tages abzuwarten beschloß. In Sorge, durch Gewaltschritte die Gemüther der Bürger sich gänzlich zu entfremden, hörte Gebhard, ernüchtert vom Rausche, die Entschuldigungsgründe des Rathes, weshalb er die Schlüssel nicht herausgeben könnte, ruhiger an, obgleich sehr betroffen, daß jener das Gutheißen des Domcapitels in dieser Angelegenheit erst einholen wollte. Man gelangte zu einem Vergleiche, kraft dessen die Rathsherren heilig sich verpflichteten, die Stadt streng zu hüten, Tumult zu verhindern, ohne sich ihres Freiheitkleinods zu berauben; und in brennender Ungeduld harrte der Kurfürst, seinen Zorn unterdrückend, daß der neuerwählte Stadthauptmann, ihm gefügiger und den Bürgern beliebter, das wichtige Geschäft der Schlüsselbewahrung in seine Hände bringen werde. — Diese stürmischen Vorgänge schienen um so bedenklicher, als gleichzeitig der Herzog Franz von Alençon seine zweideutige Rolle in den niederländischen Händeln zu spielen begonnen hatte und das

Gerücht sich verbreitete: Gebhard sei ein geheimer Verbündeter desselben und Frankreichs, was dem wachsamen Herzoge von Parma die Gelegenheit geboten hätte, mit dem spanischen Heere ins Bisthum einzurücken. Diesem Scheine suchte Gebhard durch Briefe zu begegnen, und fuhr unterdessen fort, durch seinen adeligen Anhang, der von Tag zu Tag aus den Grafen der Wetterau und des Niederrheins anwuchs, größere Söldnerhaufen zu werben und die benachbarten Burgen und Klöster zu besetzen, zumal Poppelsdorf, Godesberg und Dietkirchen. Zur Seite stand, zu neuem Beginnen anfachend, dem leidenschaftlichen Manne, welcher leicht wieder zur Reue gescheucht werden konnte, die Energie des Grafen von Nuenar, der Solms und der Freiherren von Winnenberg und Kriechingen. Rauschende Vergnügungen, der offene Umgang mit der schönen Gräfin, die übertriebene Hoffnung auf den Beistand der protestantischen Fürsten, welche die Freunde ihm erregten, ließen ihn nicht zur ruhigen Würdigung seiner Lage kommen. Schon entzog er sich den äußern religiösen Vorschriften, speiste Fleisch an Fasttagen, schmälte auf den Papst, fragte einmal, ein Schwert in der einen, ein Buch in der andern Hand, die anwesenden Gäste: ob sie ihm in der Handhabung der reinen Lehre beistimmen wollten? und erhielt nur von dem aufrichtigen Amtmanne zu Kaiserswerth, Peter von Spee, eine verneinende Antwort. Die auffallendste Umwandlung trat jetzt an dem Hofe des geistlichen Fürsten, der bei aller weltlichen Lustbarkeit die öffentliche Meinung noch bisher gescheut hatte, ein; fern waren seine grauen geistlichen Räthe, in seiner Umgebung nur Kriegsleute und reisiger Troß mit wüstem Lärmen; Tag und Nacht wurde getanzt und gezecht, und es traf

sich wol, daß einmal, als der Kurfürst mit seinen Gästen einen tollen Reigen aufführte, ein Bettelmönch zufällig eintrat, das jährliche Almosen für sein Kloster erbittend, und ein wilder Geselle, Theme von Hürden, aufgefodert, den Kuttenträger packte, um mit ihm zur Kurzweil ein Tänzchen zu machen. Ungeachtet der arme Mönch den Kurfürsten fußfällig anflehte, ihn mit so schändlichem Ansinnen zu verschonen, mußte er dennoch unter unmäßigem Gelächter der ungestümen Auffoderung Folge leisten, und wurde endlich mit einem Thaler in seiner Capuze und dem gewöhnlichen Geschenke des Kurfürsten athemlos entlassen. Aber Behagen und Ruhe, Heiterkeit und Frieden floh den unglücklichen Herrn, obgleich er seine Sinne unaufhörlich zu betäuben strebte und jeder Tag neue, drängende Geschäfte brachte; bleichen Antlitzes und nachsinnend schritt er einher; gepeinigt durch Furcht und Argwohn, saß er oft stumm und ohne zu speisen an der getümmelvollen Tafel, genoß er nicht der Wohlthat des Schlafes, und sein Arzt aus Westfalen konnte ihm im Ernste Glück wünschen, daß er in dieser Zeit nach vielen schlaflosen Nächten einmal einige Stunden geschlummert hätte. Zum innern Zwiespalt und den Vorwürfen des eignen Gewissens, zu der Furcht vor Papst, Kaiser und Reich gesellten sich noch die Schmähungen der sittlich strengern Verwandten, wie denn in diesen Tagen die Gemahlin seines Schwagers Karl, eine geborene Gräfin von Sain, auf Befehl des Gatten das verrufene Hoflager von Bonn verließ, nachdem sie vorher der kölnischen Helena, der weinenden Agnes, „den Text mitsammt der Glosse derb gelesen".

Indem bei so unklaren Verhältnissen beide Parteien, das entschlossene Domcapitel mit dem Rathe der Reichs-

ſtadt Köln und der in ſich uneinige Kurfürſt mit ſeinen leidenſchaftlichen Helfern, zum unvermeidlichen Waffenkampfe ſich vorbereiteten, galt es, wer am liſtigſten und keckſten zugriffe, um am ſtärkſten dazuſtehen, ſobald es auf Gewalt ankam. Den Verſuch Gebhards, einige „Gaffeln" oder Zünfte in Köln durch freundlich mahnende Briefe und Erbietungen vom Rathe, das gedrückte Volk von den herriſchen Patriziern zu trennen und den Schein des Angriffs auf die Gegner zu werfen, vereitelte die wachſame Obrigkeit durch offen Ausſchreiben (am 28. November), indem ſie die freiheitliebende Reichsbürgerſchaft mit der wol nicht ungegründeten Furcht ſchreckte, durch den Kurfürſten in ihren Rechten gekränkt zu werden; aber gleichzeitig gelang es den Freunden Gebhards, die im Schloſſe Brühl aufbewahrten Koſtbarkeiten an Silber und werthvollen Dingen zur Nachtzeit nach Bonn zu führen und auch im Herzogthume Weſtfalen ſich in Beſitz mancher Vortheile zu ſetzen. Hatten gleich die Dinge überall ſchon ein ſo feindliches Anſehen gewonnen, ſo ſchickte doch noch am 2. December 1582 in der zögernden, bedächtigen Weiſe, wie ſie ſich ſo ſpottwerth in den Händeln der Liga und der Union wiederholte, das Capitel Abgeordnete nach Bonn, um den ſo höchſt verdächtigen Herrn zu befragen, ob das Landgerücht gegründet ſei, der ſeinerſeits ſich nicht ſo weit herausgab, ſondern die Boten mit dunkelm, zweideutigem Beſcheide und mit Klagen ſpät abfertigte.

Bereits aber zog ſchon das Gewitter von jenſeits der Alpen auf. Gregor XIII, geirrt in ſeinen günſtigen Erwartungen von dem Pflegeſohn der Kirche durch die eingelaufenen deutſchen Berichte, hielt im farneſiſchen Palaſte eine Congregation der Cardinäle, denen die deutſchen An-

gelegenheiten oblagen, fertigte am 6. December den Secretair des Cardinals Madruzzo, Minutius de Minutiis, nach Deutschland ab, um sich gründlich nach dem Stande der Dinge zu erkundigen, und machte durch vertraute Briefe an die kölner Prälaten die Ankunft jenes Cardinals im Voraus bekannt. Der Papst, von dem gefährlichen Plane und dem Abfalle des geliebten Sohnes noch nicht überzeugt, erließ am 17. December ein väterlich warnendes Breve an denselben, meldete ihm seinen Schmerz über das böse, bis nach Rom erschollene Gerücht und foderte ihn zur Rechtfertigung auf, zugleich meldend, daß er den Erzbischof von Trier beauftragt habe, mit dem Angeschuldigten zusammenzukommen. Auch Kaiser Rudolf II, von den gefährlichen Neuerungen unterrichtet, ließ den Kurfürsten durch den Hofrath Dr. Gail an die Folgen, die für seine Ehre, seinen Ruf, sowie für den Frieden des deutschen Reiches aus seinen Plänen unvermeidlich hervorgehen müßten, nachdrücklich erinnern; Gebhard dagegen glaubte thöricht allen Beschuldigungen durch ein Ausschreiben vom 19. December zu begegnen, in welchem er bezeugte, daß, obgleich aus der Finsterniß des Papstthums errettet, er ohne Beschwerde des Gewissens seinen Unterthanen die öffentliche Uebung der reinen Lehre zulassen wolle, er keineswegs gesonnen sei, die Freiheit und Ordnung des Erzbisthums aufzuheben; er vielmehr dem Domcapitel im Falle seines Todes oder seiner freiwilligen Abdankung die freie Wahl eines Oberhauptes verbürgte. Wie bei der ersten ernsthaften Verbindung mit der Agnes Gebhard wol an Entsagung gedacht haben mochte, war er damals fern von der Absicht, die Kurlande an seine Familie zu vererben; aber da er sich einmal leichtsinnig dem

Strudel der Ereigniſſe übergeben, mochte ſpäter die ſchmeichelnde Möglichkeit ſolches Gewinnes ſich ihm vor die Seele ſtellen. Schon nicht mehr Herr und Lenker ſeiner Pläne, war er das Werkzeug einer Zahl kleiner Dynaſten der Rheinlande geworden, die, ohne Gefahr für ſich, aus einer gänzlichen Umwälzung nur Vortheil ziehen konnten. Ihn umgaben die Grafen von Naſſau, der Bruder und die Verwandten des Oranien, die Solms, Winnenberg, Heroldseck; ſeine Brüder Karl und Ferdinand; größtentheils dem calviniſchen Bekenntniſſe zugeneigt, verhinderten ſie theils den eigenes Rathes unfähigen Mann, in ſeiner Reform nicht zu raſch zu verfahren, theils wirkten ſie, die Städte des Oberſtiftes in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Solchen Rathgebern entfloß die kecke Antwort Gebhards auf das päpſtliche Breve, „durch eigne Prüfung überzeugt vom Verfall der apoſtoliſchen Lehre, erkläre er ſeinen dem Papſte geleiſteten Eid für unverbindlich; er berufe ſich, um die Misbräuche der Kirche darzuthun, auf die Kirchenväter, beſtreite das Verbot der Prieſterehe und bitte den heiligen Vater, auf die nöthige Reformation der römiſchen Kirche zu denken“. So zerriß der Verblendete das Band, welches ihn mit dem Katholicismus vereinigte, ehe er irgend eine Gewähr hatte, daß die mächtige Gegenpartei, die proteſtantiſchen Fürſten, ſeiner ſich entſchieden annehmen würden. Zwar verbreitete er das Gerücht: gewiſſe Fürſten hätten ihm bedeutende Hülfe an Kriegsvolk und Geld zugeſagt; aber ſeine unzweifelhafte Annäherung an den Calvinismus entfremdete ihm zeitig die Gemüther der lutheriſch eifrigen Kurfürſten von Sachſen, Brandenburg und der Pfalz, und das Einzige, was in ſeiner Sache geſchah, war, daß die evangeliſchen Stände, bisher

ohne Antwort auf ihr Interceſſionsſchreiben für die Kölner, den Pfalzgraf Johann von Zweibrücken an den Rath jener Reichsſtadt abordneten, um kategoriſchen Beſcheid zu verlangen. In Gegenwart der Geſandten des Kurfürſten Ludwig von der Pfalz und der andern Pfalzgrafen und Fürſten entledigte ſich zwar jener ſeines Auftrages vor dem Rathe, mahnte ernſtlich von der Bedrückung der evangeliſchen Mitbürger ab, erinnerte an den Religionsfrieden; aber ſeine „treuherzige Warnung und Fürbitte," ohne Drohung gehörigen Nachdrucks von Seiten ſeiner Abſender, mußte um ſo eher eines raſchen Erfolges entbehren, als der Rath im Falle eines feindlichen Angriffes ſpaniſchen Beiſtandes ſicher ſein konnte.

Widerwärtiger und unerquicklicher iſt nichts in den wirren Händeln der deutſchen Kirchentrennung als der ſalbungsreiche, affectirt patriotiſche, um Deutſchlands Ehre, Würde und Glück ſchmerzlich bekümmerte Ton der öffentlichen Ausſchreiben und Zuſchickungen; die Betheurung von Uneigennützigkeit, Biederſinn und deutſcher Einfalt und Offenheit, die Schminke der Freundnachbarlichkeit und Bruderliebe, mit welcher Parteien, die einander recht herzlich haßten, ſich amuſirten und in einer Zeit der traurigſten Selbſtſucht und des unbefangenſten Verrathes an der Sache des Vaterlandes einander belogen. Zumal zerrte ſich der vorliegende Streit durch eine kaum überſichtliche Maſſe ſolcher diplomatiſcher Lügenſtücke und verhüllt und verbrämt den hiſtoriſchen Zuſammenhang, wo eine entſchiedene Geſinnung, eine kräftige That uns mit der Klägſichkeit einer ganzen Zeit noch einigermaßen verſöhnen würde. Wir möchten in dieſer Beziehung behaupten, daß Guttenbergs göttliche Erfindung, alſo angewandt, dem

deutschen Gemüthe und der deutschen Thatkraft zu entschiedenem Nachtheile gereichte, indem diese dialektischen Kunstwerke, durch die Presse der Oeffentlichkeit, wie immer geschah, übergeben, nicht allein jener unerträglichen Weitläuftigkeit in allgemeinen Angelegenheiten die Hand bot, der schon früher die deutsche Verwaltung unterlag, sondern auch durch gewandte rabulistische Behandlung der Gegenstände die Unmittelbarkeit der öffentlichen Meinung bedauernswerth trübte, der einfach entschlossenen Gesinnung die Spitze abstumpfte und den Ruhm deutscher Redlichkeit und deutschen Mannswortes als bittere Selbstironie erscheinen ließ. Wir übergehen daher gern den Inhalt und die Form dieser, den Sammlern der Zeitgeschichte sonst hochwichtigen, Acten und deuten nur diejenigen an, in welchen die thatsächliche Entwickelung sich fortbewegte.

Bisher hatte der Rath zu Bonn die Auslieferung der Schlüssel verweigert, standhaft bei allen Drohungen und Versuchungen auf die nöthige Genehmigung des Capitels sich berufend; eine unwürdige List spielte dieses Unterpfand der Freiheit in die Hände des Kurfürsten. Nach der Mittheilung eines untergeschobenen Briefes von Köln überreichte dasselbe der Bürgermeister mit zwölf Rathsherren bei einem Schmause im Hofe „zur Blume" (12. December 1582); die Bürgerschaft erfuhr den Betrug einige Stunden darauf, als der ganz anders lautende Bescheid des Domcapitels einlief, und sah sich alsbald entwaffnet, von der Bewachung ihrer Stadt verdrängt, widerstandslos in die Gewalt der fremden Söldner hingegeben.

Wie die Anschläge Gebhards so unverhohlen überall durchblickten, konnte der Vermittelungsversuch des Pfalzgrafen Johann mit der Stadt und dem Domcapitel keinen

günstigen Erfolg haben; die Parteien standen schon zu entschieden einander gegenüber, und nur aus Achtung für die Person des Gesandten entließ der Rath Kölns die bisher gefangenen evangelischen Bürger gegen geleistete Urfehde. Unmittelbar nach der Abreise Johanns von Zweibrücken begann am 6. Januar 1583 der entschlossene Chorbischof die Feindseligkeiten, indem er mit der geworbenen Mannschaft des Capitels die für Gebhard gesammelten Zollgelder, sowie ein reich beladenes Schiff, welches von Westfalen nach Bonn bestimmt war, wegnahm und mit großer Umsicht sich bemühte, den noch nicht entsetzten Oberherrn auf den geringsten Raum in den Kurlanden zu beschränken. Solcher Energie noch vor dem gänzlichen Bruche vermochten die Schreiben der protestantischen drei Kurfürsten an den Kaiser nicht zu begegnen; vielmehr foderte Rudolf durch einen zweiten Abgesandten, den Dr. Jakob Kurtz von Senftenau, den Erzbischof nochmals auf, seine Absichten offen zu erkennen zu geben, worauf jener zwar dunkel und zweideutig, mündlich und schriftlich, antwortete, gleichzeitig aber (16. Januar 1583) durch ein gedrucktes und überall in Bonn angeschlagenes Edict seine Trennung von der römischen Kirche öffentlich beurkundete. In dieser „christlichen Erklärung in Religionssachen" bezeugte er, daß er auf die Bitte einer nicht geringen Zahl aus seiner Ritterschaft und seinen Landständen, als christliche Obrigkeit, nach reifer Ueberlegung die gänzliche Freiheit des Gewissens gestattet habe, die augsburgische Confession schützen und handhaben wolle; er foderte seine Unterthanen zu christlicher Bescheidenheit, zum Frieden und zur Eintracht auf, und betheuerte nochmals, daß, falls er sich in die Ehe begäbe, er keinen Privatvortheil für sich bezwecke, sondern

die freie Wahl des Capitels, im Falle ſeiner Reſignation oder ſeines Todes, ungekränkt laſſe. — Aber ſo verſöhnlich dieſe Worte klangen, traute er ihnen doch keine Einwirkung auf die Gegner zu, und ſäumte nicht, ſeine Reſidenz Bonn förmlich in Belagerungszuſtand zu erklären. Nach dieſen Vorbereitungen und Schritten ſollte man eine ſchnellere Entwickelung der Sache erwarten; dennoch dauerte das Schwanken einige Zeit lang fort; der Erzbiſchof Heinrich von Bremen, Bruder des Chorbiſchofs und Domherr zu Köln, ein Anhänger Gebhards, durfte es wagen, ſich mit Schützen, welche brennende Lunten führten, bis zur Capitelsſtube geleiten zu laſſen, und neue Briefe der proteſtantiſchen Stände, zumal der Kurfürſten, liefen beim Domcapitel ein, unter andern ein ſehr ernſtliches Schreiben Auguſts von Sachſen an den Chorbiſchof, welches jenen der Undankbarkeit für empfangene Wohlthaten beſchuldigte und drohend von aller Feindſeligkeit gegen den Kurfürſten Gebhard abmahnte. — Am Ende des vergangenen Jahres hatte das Domcapitel, ohne ſich durch die Einwendungen und Verbote des Erzbiſchofs abhalten zu laſſen, einen Landtag der kölniſchen Stände auf den 27. Januar berufen. Vom Kaiſer zur Widerſetzlichkeit gegen die Neuerungen ermächtigt und des Beiſtandes benachbarter Fürſten gewiß, waren die entſchloſſenſten Gegner bereits zuſammengekommen, um ſich vorläufig über ihre Maßregeln zu berathen, jedoch ohne ſich der kecken Anhänger Gebhards erledigen zu können, die in ihre Verſammlung ſich miſchten. Eine wunderlichere Erſcheinung möchte in den Zeithändeln nicht aufzuweiſen ſein als die perſönliche Berührung von ſo haßentbrannten Männern, welche wechſelsweiſe alle äußerlichen Vortheile in den Kur-

landen durch Waffengewalt sich zu entwinden strebten und neben der unverdeckten Kriegführung mit unendlich langem Schriftwechsel und mündlichen Deductionen, also mit den abgebrauchtesten und stumpfsten Waffen, an einander sich versuchten. Fast alle fürstlichen Freunde Gebhards waren entweder in Person in Köln beisammen, oder hatten ihre Bevollmächtigten geschickt; nur die Landstände des Herzogthums Westfalen entschuldigten ihr Ausbleiben mit der Besorgniß, in ihrer Abwesenheit möchte der Kurfürst ihrer Schlösser und Städte sich bemächtigen. Als nun in den vorläufigen, noch gemeinschaftlichen Berathungen auf die Absetzung des Kurfürsten gedrungen wurde, entfernte sich, furchtsam oder unentschlossen, der Erzbischof Heinrich von Bremen, mit den Anhängern Gebhards, und ließ, alle Vermittelungsversuche aufgebend, den feindseligen Landtag am 28. Januar im Dominikanerkloster den Anfang nehmen. Hier nun wurden alle weltkundigen Umtriebe, Eingriffe in die Rechte des Capitels, die Summe der durch den Kurfürsten begangenen Thaten vorgelegt. Die anwesende kaiserliche Gesandtschaft erhöhte den Muth der Versammelten, und so wurde denn am 1. Februar beim Ende des Landtags, der Protestation der Freunde Gebhards ungeachtet, der Schluß gefaßt: die Erblandesvereinigung einmüthig zu beschützen, sich zur Gegenwehr zu stellen, die von jenem genommenen Städte zu besetzen und beim Kaiser darauf anzutragen, daß er beim päpstlichen Stuhle die Absetzung des Erzbischofs bewirke. Ja, man war nahe daran, sogleich zu einer neuen Wahl zu schreiten, zumal der kaiserliche Gesandte die römische Einwirkung nicht für nöthig erachtete, hätte man nicht die nahe bevorstehende Ankunft des päpstlichen Legaten erwarten wollen.

Als dieſe Beſchlüſſe, welche zu vereiteln, die Anhänger Gebhards nach Köln ſich begeben hatten, in Kraft treten ſollten, befand ſich jener, immer noch in Hoffnung, daß auf dem Landtage der Sieg ohne Gewalt auf ſeine Seite ſich neigen werde, im nahen Bonn und gewann, während ihm der Verluſt weltlicher Ehre und Güter kund wurde, nur zweierlei: erſtens: die wichtigſten geheimen Documente des Erzſtiftes, welche er aus dem bonner Archive wegführen ließ und die ihm doch nimmer zum Beſitze des Verlornen verholfen haben würden, und zweitens: den durch kirchliches Band geſicherten Beſitz ſeiner geliebten Agnes. Am 2. Februar ſegnete Zacharias Urſinus, jener reformirte Prediger, im Hauſe „zum Roſenthale“ die verhängnißvolle Ehe ein; die reich geſchmückte Braut wurde darauf in der Kanzlei von den anweſenden Fürſten und Herren als Frau begrüßt, die kirchliche Handlung dem verſammelten Volke bekannt gemacht und unter den bangen Verhältniſſen die tobende Luſt einer fürſtlichen Hochzeit zur Schau getragen. Daß gerade bei dieſer drohenden Wendung der Dinge, unter der Kunde von dem Landtagsbeſchluſſe, der leidenſchaftliche Mann ohne Zögerung jenen nie zurückzunehmenden Schritt that, läßt uns einen tiefen Blick in die bewegte Seele deſſelben thun; er machte, blind in die Gefahren ſpringend, jeden Rücktritt ſich unmöglich, ſtellte ſein Verhältniß zur Kirche auf die Spitze, und hatte dann doch für ſich die Genugthuung, wie ſein Geſchick auch ſich wenden möge, unauflöslich mit ſeiner Geliebten verbunden zu ſein. Aber während noch die Gäſte ſich ſtürmiſchen Gelagen überließen, nahm der Chorbiſchof, dem Landtagsbeſchluſſe gemäß, mit einem geringen Haufen Bewaffneter die Stadt Kaiſerswerth und mit Liſt und Gewalt die dor-

nge noch wichtigere Burg, welchen herben Verlust der Neuvermählte nicht mehr in seiner Residenz erfuhr, indem er, seinem jüngern Bruder Karl diesen Haltpunkt seiner Partei vertrauend, am 4. Februar unerwartet erst nach Dillenburg zum Grafen von Nassau reiste, und von dort nach Arensberg in Westfalen sich begab, um unter jenen Ständen Stützen für seine sinkende Macht zu suchen. An Umsicht und Kraft ließ es unterdessen der neue Befehlshaber Bonns, Freiherr Karl Truchseß, nicht fehlen, um das Vertrauen des furchtsamern Bruders zu rechtfertigen; seiner Besatzung durch einen Eid versichert, gedachte er vergeblich auch die Bürger durch einen Schwur zu verpflichten: sie blieben den Abmahnungen des Domcapitels zugänglich, mußten aber stumme Zeugen sein, wie der Befehlshaber ihre Stadt zur Abwehr der Belagerung rüstete, Vorräthe zusammenhäufte und die Auffoderung des Capitels, aus Bonn zu weichen, entschlossen abwies. Eine gleiche Thätigkeit entwickelten die Grafen von Solms und Nuenar in andern Theilen des Stiftes, und nöthigten, nach der Einnahme von Linne, die besorgten Prälaten, den Grafen von Aremberg mit den früher angebotenen spanischen Truppen zu Hülfe zu holen.

Viertes Capitel.

Kleiner Krieg in den Kurländern. Landtag in Arensberg. Unentschlossenheit der protestantischen Stände. Die Blize des Vaticans. Verpfändung der Kurlande an den Pfalzgrafen Johann Kasimir. Wahl Herzog Ernsts von Baiern am 26. Mai 1583. Vergeblicher Kriegszug des Pfalzgrafen. Kurfürstencongreß zu Frankfurt und Gebhards Trotz gegen dessen Ausspruch.

So drohte durch das höchst bedenkliche Einschreiten einer fremden Macht am Niederrhein ein gefährliches Kriegsfeuer aufzugehen; der Kaiser war mit den katholischen Kurfürsten und Fürsten bereits einverstanden in den Ueberwältigungsmaßregeln gegen den Abtrünnigen, als von protestantischer Seite nichts zu thatkräftiger Hülfe des neuen Glaubensverwandten geschah und desselben Entschuldigungsschreiben und der Aufruf des Kaisers gegen die Ränke und Nachstellungen seines Domcapitels, gleichwie der Antrag der drei protestantischen Kurfürsten und insbesondere Ludwigs von Pfalz Auffoderung an den Grafen von Aremberg, die spanischen Truppen vom Reichsgebiete wegzuschaffen, ohne allen Erfolg blieben. Beschränkt auf den Besitz von Bonn und einiger festen Punkte im Ober-

und Unterstifte, gedachte Gebhard im Herzogthume Westfalen, wo es eine nicht geringe Zahl Evangelischgesinnter gab, festen Fuß zu fassen, und berief daher die dortigen Stände zu einem Landtage nach Arensberg, zu welchem sie sich auch am 11. März einstellten, ungeachtet das Domcapitel, an die verbindliche Erbeinigung erinnernd, auch hier dem Kurfürsten entgegenzuarbeiten versucht hatte. Ohne daß wir den weitläuftigen Instructionen und Nebeninstructionen eine gewinnende Gewalt zuschreiben, mit welchen Gebhard seine Commissarien versah, enthaltend seine Rechtfertigung gegen alle Beschuldigungen — in Beziehung auf seine Ehe hatte er unverhohlen gestanden, „daß er die Gabe der Keuschheit nicht besäße, und es für besser befände, eines Weibes Mann zu sein als zu brennen" — mochte der Grund und Boden Westfalens seinen beabsichtigten Schöpfungen doch günstiger sein; die Stände dankten dem Kurfürsten, daß er das Seelenheil seiner Unterthanen sich habe angelegen sein lassen, und versicherten ihn ihrer Treue, baten aber, so viel als möglich zu sorgen, den Krieg zu verhüten, welches furchtsame Verlangen allerdings mit den drohenden Zeitläuften in Widerspruch stand. Wie wenig Thatkräftiges selbst hier zu erwarten war, eine wie geringe Begeisterung, geht auch aus der zaghaften Antwort der Stände auf das früher empfangene Schreiben des Domcapitels hervor. So begegnen wir überall statt entschlossener That einem Wuste papierner Versicherungen und aufeinanderfolgender Apologien, die wol genügend gewesen wären, einen Streit zu schlichten, welcher vor einem bestimmten Forum seinen ordentlichen Gang ging, aber sich ohnmächtig erwiesen, da die leidenschaftlichen Parteien mit gezückten Schwettern schon einander gegenüberstanden.

Obgleich der Kaiser den Ungehorsam des Domcapitels gegen das weltliche und kirchliche Oberhaupt vor dessen Entsetzung bereits sanctionirt hatte, so fand sich dennoch zu Arensberg noch ein dritter Abgeordneter desselben, der Freiherr Hans von Preuner ein, um mündlich mit dem Schwer angeschuldigten zu verhandeln, was wiederum die weitläuftigsten Erörterungen veranlaßte, die immer als Zeichen gelten können, wie sehr ein allgemeiner gefährlicher Krieg von Rudolf gefürchtet wurde.

Unterdessen ging die Fehde am Rheine fort und hatte die katholische Partei einen tüchtigen Feldherrn für ihre Sache gewonnen. Denn als von Bonn aus durch Karl Truchseß ein Versuch gemacht wurde, sich des wichtigen Passes von Andernach zu bemächtigen, bat das Domcapitel den ehemaligen Kurfürsten Graf Salentin von Isenburg, die Vertheidigung des bedrohten Erzstifts zu übernehmen, der sich jener, ein bewährter Kriegsmann, auch um so eifriger unterzog, als er, in ähnlicher Lage wie Gebhard, einen ehrenvolleren Ausweg gewählt hatte.

Die Ankunft eines Prinzen aus einem mächtigen katholischen Hause, den die öffentliche Meinung als künftigen Erzbischof von Köln begrüßte, zumal er früher mit Gebhard sich um diese Würde beworben hatte, mußte den Umschwung des Streites schneller herbeiführen. Jener Herzog Ernst von Baiern, Bischof von Lüttich und Freisingen und Administrator von Hildesheim, hatte sich, als Domherr des Stifts, am 10. März persönlich nach Köln begeben, ungeirrt durch die schriftlichen Drohungen des Pfalzgrafen Johann Kasimir, der seinerseits das Schreiben des Kaisers nicht achtete, kraft dessen er ihn von Werbungen und Kriegsrüstung zu Gunsten Gebhards abmahnte, und

ſeine Keckheit noch ſteigerte, indem er dem in Deutſchland erwarteten Cardinal die Wege verlegte. Auf Betrieb dieſes entſchloſſenen Calviniſten hatten auch einige evangeliſche Stände eine Zuſammenkunft in Worms (27. März) beſucht und ſich anheiſchig gemacht, die dem Kaiſer auf dem Reichstage zu Augsburg verſprochenen acht Römermonate zu Gunſten des Kurfürſten zu Köln zu erlegen. Solches geſchah aber von ſüd- und mitteldeutſchen Städten allein; die mächtigen drei weltlichen Kurfürſten begnügten ſich, den Kaiſer durch eine Geſandſchaft auf die Gefahr eines allgemeinen Krieges aufmerkſam zu machen und ihn dringend zu erſuchen, die fremden Kriegsrotten vom Reichslande zu entfernen. Zu einer perſönlichen Berathung in Erfurt inſtruirte jedoch der vorſichtige Kurfürſt Auguſt von Sachſen ſeine Abgeordneten dahin, den Handel nicht bis zu einem offenen Kriege auf ſich zu nehmen, und war ehrlich genug, auf freiwillige Reſignation des Kurfürſten gegen „eine Ergötzlichkeit und Sicherſtellung der Gewiſſensfreiheit kölniſcher Unterthanen" hinzudeuten. Von Hülfsgeſuchen bei auswärtigen Mächten, bei England und Dänemark, war gleichwol ſchon die Rede; Gebhard hatte zwar mehrmals feierlichſt gegen das Gerücht proteſtirt, daß er mit dem Herzoge von Alençon in den Niederlanden, deſſen zweideutige Rolle in Antwerpen ohnehin geendet, in Verbindung ſtände; doch mußte im Rathe des Königs Heinrich III von Frankreich die Rede von Einſchreitung geweſen ſein, wie aus den Denkwürdigkeiten des Herrn von Pleſſis-Mornay hervorgeht.

So ſchwankten die Dinge in Deutſchland: ein kleiner verwüſtender Krieg dauerte mit wechſelndem Erfolge in den Stiftslanden fort, in denen die katholiſchen Glaubensgr-

nossen entschieden die Oberhand hatten; in einigen we
fälischen Städten war hier und da nicht ohne Gewalt
tigkeit die neue Lehre eingeführt worden; die großen
testantischen Stände blieben lau und unentschlossen
die Partei des Domcapitels zu jedem äußersten Mittel
reit, während der Kaiser sich den Schein der Mäß
gab und die Nachbarstaaten des Reichs mit Spann
auf den Verlauf der Ereignisse blickten: als vom Rom
die Blitze des Vaticans das Geschick Gebhards und
Anhänger in den Kurlanden entschieden. Bereits hatte
geheimes Consistorium die deutschen Angelegenheiten
then; mit Köln war unmittelbare Verbindung eingeg
obgleich der Cardinal Andreas von Oestreich, schon
Speier gekommen, wieder umkehren mußte, weil Joh
Kasimir ihm aller Orten den Weg versperrte. Glück
dagegen hatte der Bischof von Vercelli, als legatus a lat
auf weiten Umwegen durch Lothringen und die Niederl
am 20. April in Köln sich eingeschlichen, um in Per
den inzwischen ergangenen Beschlüssen der Curie den
ausbleiblichen Nachdruck zu verleihen. Denn am 22. M
a. St., 1. April n. St. erneute Gregor XIII, berü
durch die in diesem Jahre eingeführte Verbesserung
Kalenders, einen Act der Machtfülle, welcher selbst
Mittelalter nicht ohne Widerspruch von Seiten des Re
geduldet war, den er aber jetzt unbedingt wagen konn
er publicirte die merkwürdige Bulle: Humani generis con
ditor et redemtor, kraft welcher er, „durch Christus ü
Königreiche und Völker gesetzt, den Kurfürsten Gebh
[illegible] seines lasterhaften, schändlichen Lebens, seines
[illegible] Umganges mit Ketzern, seines Abfalles von
[illegible] Religion, seiner Verheirathung, der seinen U

terthanen gestatteten Freiheit u. s. w. als einen kundbaren, mit unzähligen Lastern befleckten Ketzer, als meineidigen Rebellen der Kirche in den Bann that, ihn aller seiner Aemter und Würden entsetzte, das Erzbisthum Köln für erledigt erklärte, die Geistlichkeit, die Vasallen und Unterthanen ihres Eides entband und das Domcapitel ermahnte, sogleich zur Wahl eines neuen Oberhauptes zu schreiten." Hatte Kaiser Rudolf bis dahin noch immer gütlicher Ausgleichung geneigt geschienen, so änderte er jetzt seine Sprache, als er am 11. April von der Sentenz des Papstes Kunde erhielt; er ertheilte zu Presburg den Abgesandten der Pfalz, Sachsens und Brandenburgs am 12. April 1583 die Antwort: „nach dem Banne des Papstes könne wegen der Person Gebhards keine Unterhandlung mehr stattfinden; weil der Proceß nicht auf die kurfürstliche Hoheit, Weltlichkeit, sondern auf das Amt des Bischofs sich bezöge, könne er, der Kaiser, sich nicht mit Dingen beladen, die nicht seines Berufs seien;" zugleich schickte er seinem Gesandten in Köln den Befehl, das Domcapitel zu einer kanonischen Wahl zu ermahnen.

Mächtig erschraken die Kurfürsten über diese unerhörte Wendung der Dinge und bereuten zu spät, daß sie sich eher durch die kaiserliche Verheißung gütlicher Mittel von kräftiger Unterstützung abhalten lassen. In neuen Schreiben setzten sie die gefährlichen Folgen dieses päpstlichen Schrittes beredtsam auseinander, drohten und klagten wiederum bewegt und treuherzig über die erfahrene „Täuschung, indem keineswegs der Herzog von Parma auf den Befehl des Kaisers seine Truppen abberufen hätte, sondern dessen General, der Graf von Aremberg, mit seinem Schwager, dem Grafen Salentin und dem Chorbischof in

den Stiftslanden den Meister spielte." Ehe die Kurfürsten, der gewechselten Staatsschriften müde, einen kräftigen Entschluß fassen konnten, war bereits ihrem neuen Glaubensverwandten nicht mehr zu helfen. Nach der Kunde von dem vernichtenden Banne hatte Gebhard am Rhein alle Vesten bis auf Bonn und einige unbedeutende Orte verloren und dafür nur hier und da in Westfalen und in der Grafschaft Recklingshausen der neuen Lehre, zum Theil mit bilderstürmender Gewalt, eine vorübergehende Geltung verschafft. In der Vorahnung dessen, was in Rom gegen ihn im Werke sei, hatte der rathlose Mann, um seines muthigsten Bundesgenossen fester sich zu versichern, schon am 2. April 1581 das Erzstift Köln mit allen Städten und Gefällen an den Pfalzgrafen Johann Kasimir in bester Form verpfändet, damit er dasselbe so lange inne behalte, bis er zum Ersatze seiner bisher aufgewandten Kosten gekommen. So begab sich der weltlich und geistlich bedrohte Kurfürst, von Verwandten, selbst seiner Mutter, zu spät mit Bitten um Sinnesänderung bestürmt, schon jetzt seines Besitzes, und übertrug einem Andern die Leitung eines Kampfes, in den er sich blind gestürzt, ohne die Fähigkeit und Kraft zu so hochbedenklichem Unternehmen sich zuzutrauen, und selbst ohne die innere Beruhigung, daß er Alles zur Beförderung des göttlichen Wortes begonnen habe.

An demselben Tage, an welchem das Domcapitel die Entsetzungsbulle des Papstes aus den Händen des Nuntius erhalten hatte (26. April), warf man zum Zeichen der Erledigung des Stiftes die Stäbe (fasces), welche an der Wand der Domkirche die Zahl der Regierungsjahre des Erzbischofs nach altem Brauche bezeichneten, herunter, ließ

nur einen für den neu zu wählenden Erzbischof hängen, und vereinigte sich, um die Wahl alsbald einzuleiten, mit dem Rathe der Stadt, damit er für die öffentliche Sicherheit Sorge trage. Alle stimmberechtigte Capitulare wurden zu dieser wichtigen Handlung auf den 22. Mai nach Köln eingeladen. Vergebens erließ Gebhard von seinem Schlosse Arensberg aus, gleichzeitig mit dem Pfalzgrafen und seinen Anhängern, Warnungsschriften an die Domherren und an die Stadt Köln; 2000 bewaffnete Bürger und Soldaten standen auf den Plätzen und in den Gassen der alten Reichsstadt, als die sämmtlichen Domherren, mit Ausnahme der weltkundigen Parteigänger Gebhards, im Capitelhause sich versammelten und einmüthig, mit Uebergehung des geschäftigen Chorbischofs, den Prinzen von Baiern zum Oberhaupte erkoren, weil die Macht seines Hauses der Wahl den nöthigen Nachdruck versprach. Unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten, der Erhebung des neuen Erzbischofs auf den Hochaltar, seiner Einführung in den kurfürstlichen Palast, der Treuversicherung der Beamten des Erzstiftes u. s. w. begann der Bischof von Vercelli, als päpstlicher Nuntius, die Untersuchung wider die der Glaubensänderung verdächtigen Domherren, citirte den Grafen Hermann Adolf von Solms, den Freiherrn Johann von Winnenberg und den Dompropst Georg von Sain und Grafen von Wittgenstein, um sich wegen der beschuldigten Ketzerei zu reinigen. Er entsetzte dieselben, da sie nicht erschienen, auch nur zum Theil protestirt hatten, sowie den Freiherrn Thomas von Kriechingen ihres Kanonikats und aller geistlichen Benefizien. Nach vielartiger Geschäftigkeit und selbst einer Untersuchung gegen einige der Simonie und des Concubinats beschuldigte Geistliche

verließ im August der Nuntius die Stadt Köln und keh über Wien im Triumph nach so folgereichen Thaten üb die Alpen zurück.

Als Erzbischof Ernst in den bis auf Bonn unbestr tenen Besitz der Stiftslande gekommen war, hauste d Abgesetzte in Westfalen mit seinem bewaffneten Gefol und ließ seinem gereizten Gemüthe den Zügel, indem an mehren Orten stürmisch den katholischen Cultus a schaffte, nach der Aussage seiner Gegner die Kirchen ihr Kostbarkeiten beraubte, Pfarrherren und Priester zwan Weiber zu nehmen, und andere Gewaltthätigkeiten trie welche weder geeignet waren, seiner Macht sichere Stü zu gewähren, noch die kirchliche Ueberzeugung befestigte Gleichzeitig tobte der Krieg schonungsloser in den Rhei landen; im Juli wurde von den Scharen des Truchse Deutz mit seinem Kloster erobert, in Brand gesteckt, di Mauern niedergebrochen und in der wildesten Art der Ein zelkampf fortgesetzt, bis das Erscheinen des Pfalzgrafe mit seinem geworbenen Heere (August 1583), als Pfand inhabers der Kurlande, wenn auch nicht die endliche Ka tastrophe, doch einen entschiedenern Charakter des Kampfe erwarten ließ.

Pfalzgraf Johann Kasimir, seit seinen Zügen zu Gun sten der Hugenotten längst gewohnt, die Satzungen des Reichs und die Befehle des Kaisers geringzuachten, wie wol nie säumig, beim Kaiser sich zu entschuldigen, ihm schriftlich die gebührende Ehrfurcht zu erzeigen und Gehor sam zu betheuern, hatte am Mittelrhein ein aus allerlei Volk, Franzosen, Lothringern, Welschen, Deutschen zu sammengesetztes Heer geworben, um nach seinem Sprich worte „sein Pferd lieber an des Feindes Zaun zu binden,

als daß jener ihm seinen Gaul in sein Gehäge brächte." Ein hoher, freudiger Ritterſinn loderte ſonſt in dieſem Fürſten, der auch jetzt, um Andern ein muthiges Beiſpiel zu geben, das Ding angriff und dem Freunde um ſo mehr ſich verpflichtet hielt, als Gebhard ſeine Schritte von ſeinem Rathe abhängig gemacht hatte. Johann Kaſimir betrat im Auguſt das Gebiet des Erzſtifts mit einem Ausſchreiben von ſeiner Hand, in welchem er in hohen Worten ſich vermaß, daß er „allein zur Rettung des wider Land- und Religionsfrieden bedrängten Kurfürſten Gebhard, zum Schutz der wahren Religion und der Freiheit des deutſchen Vaterlandes gegen die Tyrannei des Papſtes zu Rom, zur Beſchirmung des in ſeinen Rechten gekränkten Kaiſers die Waffen ergriffen habe." So rückte Johann Kaſimir mit ſeinem Heere nach Bonn (21. Auguſt a. St.); unter ihm, mit gleich kecker Hinwegſetzung über die kaiſerlichen Mandate und die Androhung der Reichsacht, Markgraf Jakob von Baden-Durlach, die Grafen von Naſſau, Wied, Nuenar, Solms, jener entſetzte Domherr. Bei ſo gewaltigem Anzuge bange geworden, veranſtaltete der Erzbiſchof Ernſt Kirchengebete, vermehrte die Faſten, ließ fleißig Almoſen vertheilen, um ſich des göttlichen Beiſtandes würdig zu machen. Aber fromme Vorbereitung und geiſtliche Mittel vermochten nicht allein, die bedrohten Städte zu ſchützen, aus deren Mitte die geheimen Anhänger der neuen Lehre durch zweideutige Prieſter Verbindung mit dem vertriebenen Herrn unterhielten und reiche Kaufleute Kölns Waffen aufkauften, um ſie auf Treue und Glauben dem bis Deutz gekommenen Heere des Truchſeß und des Pfalzgrafen zu überliefern.

Auf die Kunde von der Ankunft des ersehnten Helfers war Kurfürst Gebhard aus Westfalen an den Rhein geeilt (Anfang Septembers) und weilte mit ihm in Lelsdorf, einem Schlosse und Kloster im Herzogthume Berg, der Stadt Bruel gegenüber; zwar zu neuer weltlicher Hoffnung gekräftigt, aber, zum bösen Zeichen, seine innere Unruhe in täglichem Rausche betäubend. Ungeachtet das Heer des neuen Erzbischofs, dem aus der bairischen Heimat noch kein Beistand angelangt war, in ziemlich furchtsamer Haltung um Sechtern bei Bonn sich zusammengezogen, geschah selbst jetzt nichts Anderes, als daß Gebhard durch geheime Briefe versuchte, die Zünfte zu Köln gegen den patrizischen Rath und das Capitel aufzuwiegeln, indem er ihren Druck durch die Pfaffen schilderte, die Absichten der Spanier herausstellte und ihnen Besorgniß und Behauptung ihrer Reichsfreiheit einflößte. Er offenbarte ihnen nämlich, wie Herzog Alba weiland zu seinem Vorgänger, Salentin, gesagt habe: wenn er ihm folgen wolle, gedenke er ihn aus einem Bischofe von Köln zu einem Bischofe in Köln zu machen, und warnte sie vor jenem Isenburg, jetzt dem Feldobersten des Stifts, welcher sich einst in einem Streite mit den Bürgern zu dem Schwure vermessen hätte, „er wolle nicht eher sterben, bis er im Blute der Kölner bis an die Knöchel gegangen sei." Selbst der Pfalzgraf ließ die Zeit zu einer entschlossenen That verstreichen, indem er am 7. September den Grafen Fabian von Dohna, später bekannt durch seinen unglücklichen Kriegszug mit deutschen Reitern zu Gunsten Heinrichs IV, an den Rath von Köln absandte, um mit ihm auf gütlichen Fuß sich zu setzen; doch wie er darauf versuchte, auf das linke Rheinufer überzugehen, da es seinem Heere im Ver-

giſchen bald an Allem zu mangeln anfing, fand er durch die Wachſamkeit des Grafen Salentin alle Päſſe beſetzt, zog deshalb ſtromabwärts in die Gegend von Deutz, und wandte ſich, als der Rath von Köln mit bewunderungswürdiger Vorſicht und Entſchloſſenheit ſich verhielt und jeden gefoderten Vorſchub abgeſchlagen, mit ſeinen ſchwachbeſoldeten, verwilderten Truppen nach Mühlheim, wo er elf Tage ſtill lag. Ohne den Einmuth der Patrizier und des Domcapitels ſtand Köln vor ſeinen evangeliſchen oder halb katholiſchen Bürgern in nicht geringer Gefahr; ging doch am 6. October die Keckheit eines Prieſters, als die Schutzheiligen unter Baldachinen von der bigotten Menge durch die Gaſſen getragen wurden, ſo weit, daß er ungeſtraft auf der Kanzel fragen konnte: „Welcher Teufel hat uns hier zu Köln ſo andächtig gemacht, daß ein Jeder muß ſeinen Kükelóriß (ſeine Narrendocke) haben und umtragen?" Aber ſtreng wachten Klerus und Rath, und Kleinmuth beſchlich Gebhards Bundesgenoſſen und Verfechter, deſſen Enthuſiasmus beſonnener Ueberlegung Raum zu machen begann; beide bereits im Zwieſpalt, weil jener dieſen beſchuldigte, die verpfändeten Städte und Schlöſſer nicht einzuräumen und die Söldner nicht zu bezahlen.

Noch unheilvoller als dieſe Uneinigkeit war für Gebhards Sache der Mangel an Geld, um die Söldner in Bonn und andern Orten zuſammenzuhalten, zumal ein kaiſerlicher Herold mit geſchärftem Abrufungsmandate am Rhein umherzog und am 10. October im Lager des Pfalzgrafen bei Engers, wohin derſelbe nach manchem erfolgloſen Verſuche gerückt war, ſofort die Vollziehung der Acht und Oberacht gegen den Fürſten und ſeine Haupt-

leute verkündigte, wenn ſie nicht ſogleich die Waffen niederlegten. Dieſe Avocatorien wirkten ſo ſtark auf die unzuverläſſigen Haufen, daß ſie obenein ſtürmiſch ihren rückſtändigen Sold begehrten, ehe ſie dem kaiſerlichen Befehle willfahrteten. Eben hatte am 12. October der Pfalzgraf ſeinem Kurfürſten dieſen Drang der Umſtände gemeldet, als er die Nachricht vom plötzlichen Tode ſeines Bruders, des Kurfürſten Ludwig, erhielt und haſtig dieſe Gelegenheit benutzte, um mit Ehren aus dem halbverlorenen Spiele ſich zu ziehen, da ihm die Vormundſchaft für ſeinen unmündigen Neffen oblag. Er brach daher ungeſäumt am 15. October nach der Pfalz auf, befriedigte ſein Kriegsvolk, ſo gut es ging, und überließ den durch ihn ſo übelberathenen Erzbiſchof ſeinem widrigen Geſchicke. Wegen des Todesfalles Ludwigs unterblieb auch der von dieſem geradgeſinnten Herrn nach Mühlhauſen in Thüringen ausgeſchriebene Convent der evangeliſchen Kurfürſten und Stände; ohne dieſen Helfer mußte gleichfalls der Tag zu Frankfurt, welchen Mainz, Trier, Pfalz und Brandenburg beſchickten, eine ungünſtige Wendung für den Truchſeß nehmen, da die Abgeordneten des Herzogs Ernſt, des neuen Erzbiſchofs, ſich in keine Disputation mit dem Truchſeß einlaſſen wollten, weshalb nach langer Erwägung der Gründe beider Theile die Sache des Baiern für bündiger und reichsconſtitutionsmäßiger erachtet und vorgeſchlagen wurde: „Der Truchſeß ſolle die Waffen niederlegen, das Erzſtift aufgeben und mit einer Penſion aus den Gefällen der Kurlande ſich begnügen.“ So ehrenvoll und verheißlich dieſer Vorſchlag war, verwarf ihn dennoch trotzig der Gebannte, weil ihm die weſtfäliſchen Stände eben auf einem Landtage

Treue, Gehorsam und Beistand zugesichert hatten und das Waffenglück trügerisch zu lächeln begann. Der letzte Versuch gütlicher Ausgleichung zerschlug sich; die Kurfürsten beschlossen (16. November), entfernte Zuschauer zu bleiben, und die Lösung des Streites blieb den Waffen anheimgestellt.

Digitized by Google

Fünftes Capitel.

Einstweilige Waffenvortheile Gebhards. Junker Eitel Heinrich. Bonn umlagert. Noth des Karl Truchseß. Kleinmuth und Verrath der Besatzung. Gefangennahme des Befehlshabers und Uebergabe der Stadt. Grausamkeit der Baiern. Gebhard, aus den Kurlanden verdrängt, zieht sich nach dem Falle Junker Heinrichs nach Holland. Kurfürst Ernst unbestrittener Sieger (Sommer 1584).

Jene verführerischen Kriegsvortheile waren aber im untern Erzstifte davongetragen worden, als Johann Kasimir sich nach Heidelberg zurückgezogen und Karl Truchseß die Umgegend von Bonn mit den Schlössern Godesberg und Poppelsdorf noch behauptete. Karl Truchseß und der Graf von Nuenar im Unterstifte, nicht gesonnen, den Abrufungsbefehlen des Reichsheroldes Folge zu leisten, hatten den Krieg muthig fortgesetzt, ungeachtet der Bruder des neuen Erzbischofs, Herzog Ferdinand von Baiern, 3000 Landsknechte aus Baiern an den Rhein geführt und mit den Spaniern unter Aremberg und den Kriegsvölkern des Grafen Salentin vereinigt, Anstalt machte, den Waffensitz der Gegenpartei, Bonn, enger zu umschließen. War es doch dem Grafen von Nuenar am Martinstage gelungen, den kriegslustigen

Chorbischof Friedrich mit Schimpf und Verlust von dem befestigten Flecken Hulst unweit Mörs weichen zu sehen; denn ein neuer fürstlicher Abenteurer, Junker Eitel Heinrich, der Bastard Herzog Heinrichs des Jüngern von Braunschweig, schlimmen Andenkens, und der schönen Eva von Troth, hatte zur rechten Zeit in Niedersachsen ein Heer von 1200 Reitern und 2000 Mann zu Fuß, unter denen wir auch Herrn Johann von Buch aus der Mark Brandenburg, den durch kein Misgeschick entmuthigten Helfer der protestantischen Sache finden, zu Gunsten Gebhards zusammengebracht und durch seinen Sieg den abgesetzten Kurfürsten zu jenem Trotz vermocht, in welchem er die freundliche Anerbietung des Fürstenconvents zu Frankfurt thöricht abwies.

Aber nur kurz dauerte diese Siegesfreude; am 14. November ergab sich das stark befestigte Schloß Poppelsdorf und am 17. September sank die herrliche Burg Godesberg, erbaut, wie die Sage geht, auf einer Verehrungsstätte Wodans, durch die Gewalt der Minen in jene bewunderten, malerischen Trümmer; noch vor Ende des Jahres, merkwürdig wegen der Einführung des verbesserten Kalenders, umzog in der Länge einer Meile ein festes Lager, besetzt mit 26 Fahnen Reiter und 60 Fahnen Fußknechten, aus allen Nationen, Burgundern, Italienern, Spaniern, Wallonen und Deutschen, die Stadt Bonn, die, obwol mit Korn und Wein gut versorgt, an Salz, Holz und Brennmaterial bald empfindlichen Mangel verspürte. Die Belagerer dagegen genossen der Fülle an allen guten Dingen, zumal an Gelde, wozu das Haus Baiern und die römische Curie reichlich beigesteuert hatten, und schritten selbst in der Strenge des Winters freudig zum Werke. Noch

war der Strom offen; allein ein zu Bruel, der Stadt gegenüber, aufgeworfenes Bollwerk, mit Stücken verſehen, ſchoß das Wachtſchiff in den Grund und wohlgezielte Schüſſe ſchreckten den Oberbefehlshaber, Karl Truchſeß, ſelbſt aus ſeiner Wohnung, dem prächtigen kurfürſtlichen Zollhauſe, dicht am Ufer des Rheins. Derſelbe Aberglaube, welcher in ſeinen Jugendtagen Gebhards Gemüth mit hochfahrenden Planen erfüllt hatte, diente jetzt, bei ſinkendem Glücke, die Seele ſeiner treueſten Anhänger zu umdüſtern. Eine ſchwere Kugel war durch mehre Zimmer bis in das Schlafgemach des jüngern Truchſeß gedrungen, hatte ſein Schwert und ſeinen Commandoſtab, welche über dem Bette hingen, zerſchlagen und die Karte Weſtfalens, auf welche der bekümmerte Feldherr mit Troſt zu blicken pflegte, zerriſſen. Bedenklich wurde auch bemerkt, daß das Wappenſchild Gebhards, mit den drei ſchwäbiſchen Löwen im goldenen Felde, ohne äußere Gewalt vom Zollhauſe abfiel. In kleinmüthigen Briefen beſchwor daher Karl Truchſeß ſeinen Bruder, ihn vom Unterſtifte aus zu entſetzen, wenn er nicht das letzte Pfand des Erzbisthums verlieren wolle.

Verlaſſen zwar von dem Beiſtande der proteſtantiſchen Fürſten, aber eines gewiſſen populären Anſehens unter den Niederdeutſchen genießend, konnte Gebhard durch den Junker Eitel Heinrich und den Grafen von Ruenar noch ein Heer von 5000 Mann aufbringen, welches, verſehen mit allerlei Vorräthen, mit großer Schnelligkeit, obgleich mitten im Winter, gegen Bonn aufbrach, in der Hoffnung, den Sieg von Hulſt zu erneuern. Aber der Anmarſch wurde den Baiern zeitig verkundſchaftet und die Heranziehenden durch den Herzog Ferdinand beim Uebergange über die Agger unweit Siegburg ſo unvermuthet überfal-

len (2. Januar 1584 n. St.), daß ein großer Theil in der Verwirrung dem Feinde erlag, Viele in den Flüssen Agger und Sieg, deren Brücken brachen, ertranken und die Belagerer 45 Wagen, mit allerlei guten Dingen, auch mit Pulver und Waffen, unter Jubelgeschrei in ihr Lager führten. Die Verheißung der zu Brilon versammelten westfälischen Stände, einen zweimonatlichen Sold aufzubringen, und des steuerfreien Adels, mit einer Anzahl Reiter im Felde zu erscheinen, vermochte den verzagenden Herrn um so weniger nach der Niederlage zu trösten, als diese Hülfe nur zur Vertheidigung des Herzogthums dienen sollte; in Angst, seinen Bruder Karl aus den Händen der Belagerer zu retten, dem allerdings im Falle der Bezwingung Bonns ein unglückliches Geschick drohte, sandte er ihm einen Boten mit einem offenen Briefe, welcher die Hoffnung des nahen Entsatzes aufrecht erhalten sollte, daneben aber eine geheime Auffoderung, für seine Person durch die Flucht Sicherheit zu suchen. Beide Briefe fielen den Gegnern in die Hände, welche den zweiten der Besatzung listig zukommen ließen, worauf jene, um das Unterpfand möglicher Befreiung nicht zu verlieren, ihren Befehlshaber genauer bewachte. Der Erzbischof Ernst, unterrichtet von dieser unzuverlässigen Gesinnung der Besatzung, ließ, um Menschenblut und um die Kosten einer längern Belagerung zu sparen, unter den ernstlichsten Angriffszurüstungen derselben einen Theil des Soldes versprechen; und obgleich Karl Truchseß durch strenge Mittel das heimliche Einverständniß der Seinen mit dem bairischen Lager zu hemmen suchte, gelang es dennoch dem Grafen Aremberg, zur Nachtzeit dem Wachtposten auf der Mauer ein Gespräch abzugewinnen, in welchem er ihm das Todes-

verbrechen des Ungehorsams gegen die kaiserliche Abrufung, die man ihnen listig verschwiegen habe, schilderte, sie unter Androhung des härtesten Looses zur gütlichen Ergebung ermahnte und die Freigebigkeit des rechtmäßigen Kurfürsten anpries. So vollends in ihrer Treue wankend gemacht, wählten die Belagerten aus ihrer Mitte nach ihrem Brauch drei Ambossaten, um auf Kundschaft zu Gebhard nach Westfalen zu gehen und sich von der Lage und der Gesinnung desselben zu unterrichten. Einer von diesen, Niklas Seiler aus Speier, kam zuerst mit der Kunde zurück: „in Westfalen fehlte es an Kriegsvolk und Geld: bei den Bauern lägen etwa drittehalb Mann und viertehalb Pferd auf der Streu und es wäre wol auch ein halber Hut Geldes vorhanden." Auf diese böse Zeitung begann der Verrath offener auszubrechen: am 22. Januar 1584 wurde ein Söldner von Karl Truchseß Leibcompagnie, welcher zur Ausdauer und Treue ermahnte, mit dem Schwerte aus dem Ringe seiner auf die Wacht ziehenden Kameraden getrieben und andern Tages die Meuterei in größerer Zahl auf dem Markte fortgesetzt. Karl Truchseß wagte sich in ihre Mitte, hielt eine bewegliche Rede voll der Hoffnung des nahen Entsatzes, der wegen der geschwollenen Flüsse und winterlichen Wege noch zögere, bat, noch vierzehn Tage auszuharren, da sie noch keinen Mangel an Lebensmitteln und gutem Quartier hätten; warnte sie vor dem Undank und dem Wortbruche der Feinde, und beschwor sie bei der Ehre des deutschen Namens, nicht durch Untreue eine so hochwichtige Unternehmung scheitern zu lassen, da das ganze Werk von der Behauptung Bonns abhinge. Allein solchen Vorstellungen war die verführte, gereizte und für ihr Leben bange Menge nicht mehr zu-

gänglich; tumultuarisch verlangte sie die Vorlesung des kaiserlichen Abmahnungsschreibens, sowie ihrer Bestallung, welches erstere Karl Truchseß vergeblich dadurch zu entkräften suchte, daß es vom Kaiser allein und nicht vom ganzen Reiche erlassen sei; jene beklagten sich, daß man die Punkte der Bestallung nicht erfüllt habe, tobten, daß man sie in einem unredlichen Kampfe der Gefahr preisgäbe, als Hochverräther vom Feinde, wie die Gefangenen auf Godesberg, erwürgt zu werden und vergaßen allen Gehorsam soweit, daß sie den Obersten und seine Hauptleute mit den Schwertern in ihr Quartier trieben, ihre verhafteten Mitgesellen befreiten, einen Anführer aus ihrer Mitte erwählten, den Fähndrichen die Fahnen abnahmen und endlich unter Bewahrung der Thorschlüssel den Karl Truchseß nebst den andern Hauptleuten scharf auf dem Rathhause bewachten.

Als so die schreckenerfüllte Stadt der Gewalt einer erhitzten Soldateska anheimgefallen, trat die Besatzung in Unterhandlung mit dem Kurfürsten Ernst um einen Stillstand, wechselte Geißeln und erklärte sich zur Uebergabe Bonns bereit, wenn man beweisen würde, daß auch der gemeine Knecht vom Kaiser bei Strafe der Acht abgemahnt und der neue Kurfürst der rechtmäßige Herr sei. Am 26. Januar stellte sich Herzog Ferdinand von Baiern, der Graf von Aremberg, Don Juan Manrico nebst andern Obersten vor dem Stadtthore zur Unterredung mit dem Ausschusse der Besatzung ein, zeigten die fraglichen Originaldocumente und übergaben Abschriften davon. Nach eintägiger Berathung brachte der Ausschuß zwar die Vollmacht der ganzen Besatzung, allein man glaubte bairischer Seits den Eingeschlossenen noch nicht recht trauen zu dürfen, foderte die Gesammtheit auf, auf der Stadtmauer

am Stockarthore versammelt, unter freiem Himmel zu schwören, daß sie die Handlung des Ausschusses als rechtskräftig und bündig anerkennen wollten, und begehrte endlich noch vor Abschließung des Vergleichs die Auslieferung des Karl Truchseß und der andern vom Kaiser geächteten Offiziere. Nach diesen umständlichen Vorgängen kam denn die in deutschen Kriegshändeln unerhörte Capitulation am 28. Januar zu Stande: die Besatzung versprach, die Stadt Bonn ihrem rechtmäßigen, unzweifelhaften Kurfürsten zu überliefern, erhielt die Zusicherung von 4000 Kronenthalern als Entschädigung des rückständigen Soldes, gelobte, den Karl Truchseß nebst zwei Hauptleuten folgenden Tages durch Bewaffnete abholen zu lassen. Zu ihrer Sicherheit wurden ihnen vier Geißeln für die Bezahlung der 4000 Kronen gestellt; allen gemeinen Soldaten freier Abzug mit Ober- und Untergewehr, mit Weib und Kind, mit aller ihnen unbestritten zugehörigen Habe verbürgt; ein Gleiches sollte den niedern Offizieren, jedoch mit Abreißung der Fahnen, gestattet sein und alle, welche dem neuen Kurfürsten nicht dienen wollten, mit einem unter Kurfürst Ernsts Hand und Siegel ausgestellten Freipasse versehen werden.

Nach der eidlichen Bestärkung dieses Vertrages nahm ein Commando den unglücklichen Karl Truchseß mit den Hauptleuten Christoph Bruin und Kaspar Kocher in Verwahrsam und führte sie, den erstern nach Poppelsdorf in Arrest, die andern nach Bruel; eingedenk seiner Reichsfreiherrnwürde hatte der Truchseß sich geweigert, auf Befehl des Spaniers Manrico sein Schwert von den Händen eines gemeinen Trabanten abgürten zu lassen, und es nur einem deutschen Edelmanne überliefert. Am 31. Januar

wurde das Geld vertheilt und einem jeden, welcher abziehen wollte, der Paß eingehändigt; Tags darauf marschirte die Besatzung, 700 Mann stark, nachdem sie auf dem Markte ihre Fahnen von den Stangen gerissen, mit klingendem Spiele bis an das Thor, übergab die Schlüssel und räumte, vorsichtig in wechselnden Zügen, die verödete Stadt. Aber ungeachtet aller ängstlichen Verklausulirungen wurde der Accord bairischer Seits nicht durchaus gehalten: man hielt beim Auszuge verschiedene Offiziere und gemeine Soldaten, auch Personen aus dem Dienstgefolge des Truchseß an und war fanatisch und unredlich genug, zwei evangelische Prediger zu greifen und sie, an Händen und Füßen gebunden, in den Rhein zu werfen, von denen jedoch der eine, Johann Northus, sein Leben auf eine wunderbare Art rettete. Zwanzig verschiedene Männer, theils Soldaten, theils aus der Dienerschaft Gebhards und zwei Bürgermeister von Bonn wurden obenein als Ruhestörer und Hochverräther auf dem Markte schimpflich aufgeknüpft. Nach so zweideutigem Siege und so unritterlichen Thaten zog Kurfürst Ernst am 2. Februar mit seinem Bruder Ferdinand und den Obersten triumphirend in Bonn ein und dankte in der Münsterkirche, wo der katholische Gottesdienst wiederum eingeführt war, für den Beistand des Himmels. Des geängstigten Freiherrn Karl wartete auf dem Schlosse Huy bei Lüttich ein ungewisses Geschick, bis ihn, den zärtlichsten Bruder, späte Großmuth des Siegers mit dem gefallenen Haupte seines Geschlechts vereinigte. —

Eine so unglückliche Wendung der Dinge am Rhein, die keineswegs ehrenvoll für den neuen Erzbischof ausschlug, raubte dem entsetzten noch nicht alle Hoffnung;

wiewol die westfälischen Stände auf dem Landtage zu Ru den ihre Lauheit hinlänglich zu erkennen gaben und de Gegner, der Kurlande mächtig, nachdem er Stadt un Schloß Bedburg der hartnäckigsten Vertheidigung abgewo nen, den Spanier Don Juan Manrico bereits gegen d Grafschaft Recklingshausen schickte, zog sich der kleine Kri noch durch den Märzmonat 1584 hin, bis Herzog Fe dinand von Baiern mit dem ganzen Heere vor Dorst erschien. Zu schwach, um solchem Gegner die Spitze z bieten, zog Gebhard, dem seine Agnes mehr auf der Flu als mit dem Hoflager folgte, gegen Wesel im Herzogthum Kleve, wo die Grafen von Nuenar und Hohenlohe ihr riethen, dem Feinde zu weichen, bis sie ihm einige Tausen Mann aus Holland zugeführt hätten. Jetzt nun sch weit über sein Gebiet hinaus, in die Grafschaft Zütphe gedrängt, sah der Rathlose auch hierher vom Baiernherzo sich verfolgt und beim Flecken Burg an der Yssel am 3 März unvermuthet eingeholt. Ein Heer, so bunt aus Sp niern, Wallonen, Burgundern, Franzosen, Italienern u Deutschen zusammengesetzt, wie nur irgend unter Tilly i 30jährigen Kriege, unter einem Nicolaus Basta, Arcanaz Don Manrico de Lara, Torayse, war freudig, dem arme gehetzten deutschen Erzbischof das Garaus zu machen, w chen seine Landsleute, verblendet, uneinig, berückt, unk und untreu, so ganz im Stiche gelassen hatten. Au Verdugo entsetzlichen Namens, der „Henker" der Rebel Spaniens, rüstete sich, zum Mordfest herbeizueilen. No hatte der Bastard von Braunschweig den Muth, mit 6 Reitern und 200 Schützen sich entgegenzustellen, und schl dreimal die Baiern in die Flucht: aber als immer ne

...nd 20... Scharen auf die Ermüdeten andrangen, trennte sich d

...al die Baiern.
...ren auf die sic

Häuflein und ward größtentheils erschlagen oder in die Yssel geworfen. Junker Eitel Heinrich, wie er seinen Fähndrich, einen Baron aus Meißen, im Gedränge der Verfolger sah, eilte ihm zu Hülfe, ward aber mit drei Wunden zu Boden gestreckt und gefangen zum Baiernfürsten geführt. Dem unbekannten blutbedeckten Manne ließ jener einen Trunk Weins reichen und schickte ihn unter den Händen der Wundärzte nach Kaiserswerth. Zwar Gebhard, dem es besonders galt, war schon entronnen mit seinem Gefolge; aber das Hauptlager mit mancher schönen Beute, mit den Wagen, Gezelten, goldenen Ketten und zierlich vergoldeten und versilberten Waffen fiel in die Hände des Siegers. Als Anzeichen der völligen Niederlage des Truchseß gewann der Baier auch die Hauptfahne, aus Damast mit dem schwarzen Kreuz in weißem Felde, dem Wappen des Erzbischofs, im Kreuze das Wappen des Truchseß, über dem Rande der rothe Kurfürstenhut. Zu spät kam Verdugo mit seinen Reitern herbei: bereits hatte der Truchseß mit dem Grafen Nuenar mit etwa noch 1000 Reitern über die Yssel und den Rhein sich gerettet und zwischen dem Leck und der Waal sich verschanzt. Die Ausgetriebenen dort ihrem Geschicke für jetzt überlassend, wandte Herzog Ferdinand sich nach Westfalen zurück (16. April), brachte ohne Mühe die Grafschaft Arensberg unter den Gehorsam des Bruders, bestürmte Recklingshausen, dessen Besatzung nach mannhafter Gegenwehr sich am 4. Mai auf Gnade und Ungnade ergab. Als auch das Schloß Westerholt gefallen war, ganz Westfalen zu Dorsten und Werl dem Kurfürsten Ernst gehuldigt und den Krieg mit 33,000 Thalern büßte, stellte der Baier die kirchliche Neuerung überall wieder ab, legte in Lüttich den erzbischöflichen

Eid in die Hände des Kurfürſten von Trier nieder (27 Auguſt), und bald darauf in das Kurfürſtencollegium aufgenommen, galt er als unbeſtrittener Herr der Kurlande und als katholiſches Oberhaupt des ganz katholiſchen Erzbisthums. Die proteſtantiſchen Fürſten und Stände hatten unterdeſſen, daß ihnen die Gelegenheit entfloh, in eine Zeit, in welcher Gewalt den Ausſchlag gab, ihre Lehre am Niederrhein und in Weſtfalen zu befeſtigen, den ihnen glimpflich angetragenen verbeſſerten Kalender als einen päpſtlichen glücklich abgewehrt.

Sechstes Capitel.

Gebhard in Delft bei Wilhelm von Oranien, sucht Hülfe in England. Beschämender Brief von Elisabeth. Schimpfliche Abweisung der Agnes aus London 1584. Gebhard behauptet standhaft seine Würde. Neue Hoffnung. Hermann Friedrich Kloot und Martin Schenk. Neuß für Gebhard erobert (Mai 1585). Neuer Krieg um Köln. Gebhard unter der Fahne Leicesters. Herzog von Parma eilt dem Kurfürsten Ernst zu Hülfe (Juli 1585).

So war der Hauptact der kölnischen Reformation beendet bis auf ein noch zu erzählendes blutiges Nachspiel: Graf Ruenar, seiner Besitzungen beraubt, trat in die Dienste der Holländer; auch Gebhard, für jetzt seinem Geschicke weichend, überließ den Rest seines Heeres den Generalstaaten und begab sich zu Wilhelm von Oranien nach Delft (26. April), der ihn mit seiner Agnes zwar sehr freundlich empfing, ihm einen anständigen Aufenthalt im Haag gewährte, aber keineswegs Willens war, seine Stellung durch Unterstützung des Fremden noch mehr zu gefährden. Bald darauf, am 10. Julius 1584, erlag der heldenmüthige Vertheidiger der bürgerlichen und kirchlichen Freiheit dem Anfalle des Meuchelmörders Balthasar Ger-

hard und der Erkurfürst hatte die traurige Ehre, bei d
glänzenden Bestattung den zweiten Sohn und den Erb
des väterlichen Ruhmes, den Grafen Moritz von Oranie
hinter dem Sarge zu geleiten. Mehr häusliche Sor
als die Möglichkeit, durch auswärtigen Beistand das Ve
lorene wiederzugewinnen, trieb den armen Verwaiste
aus dem Haag um Hülfe an die Königin von Englan
auf welche die bedrängte protestantische Kirche immer al
Retterin geblickt hatte, einen flehenden Brief zu schreiben
Zwar erhielt er vom englischen Gesandten 2000 Thal
ausgezahlt, ward dagegen brieflich von der jungfräulichen
Königin wegen der unedeln Motive seines Reformations
versuches derb abgekanzelt. In seinem Bittschreiben hatte
der Truchseß betheuert: „Um sein Gewissen und das seines
Volkes zu retten, habe er den römischen Götzendienst ver-
lassen, und daß es ihm gewiß mit dem letztern gelungen
wäre, wenn man ihm nicht überall Hülfe versagt." Da-
gegen empfing er nun folgende empfindliche Antwort:
„Herr Gebhard Truchseß, mein Vetter! Mit großem Wohl-
gefallen habe ich Euren Entschluß und Eure gute Absicht
vernommen, die Religion in Eurem Kurfürstenthume zu
verbessern, aber um so mehr hat mich die Kunde von
Eurer Heirath betrübt, indem Ihr deutlich zu erkennen
gabt, daß Ihr nicht sowol durch den Geist des Glaubens
getrieben wurdet, als durch den fleischlichen Stachel welt-
licher Lust. Euer Misgeschick ist von allen Verständigen
vorausgesehen worden, weil das Fundament, welches im
Fleische und nicht im Geiste gelegt ist, nicht anders als
ohne Bestand sein kann. Klaget nicht, daß Ihr von den
Andern verlassen seid, sondern vielmehr, daß Ihr durch
Eure ungeregelte Aufführung sie genöthigt habt, Euch zu

verlassen. Ich bedaure Euer Unglück um so mehr, weil ich nicht ein Mittel, Euch zu trösten, sehe. In Eurem Misgeschick könnt Ihr Trost nur von Euch selbst empfangen, indem Ihr Euch mit noch einmal so viel Geduld waffnet, als Ihr anfänglich Klugheit in Euren Händeln nöthig gehabt hättet. In Betreff Eures Verlangens, nach London zu kommen, um hier zu verweilen, habe ich jetzt einige Gründe, welche mir nicht erlauben, ihm zu genügen, worüber schon mein Gesandter mit Euch gesprochen haben wird. Inzwischen bitte ich Gott den Herrn, daß er Euch, mein Vetter, in seine heilige Obhut nehme."

Nach dem Empfange dieses beschämenden Briefes und dem britischen Almosen wagte der unglückliche Mann dennoch einen Schritt, welcher noch schimpflichere Folgen nach sich zog. Die schöne und anmuthige Agnes faßte, ohne Kenntniß des weiblichen Herzens, den Entschluß, in Person nach England zu gehen, in der Hoffnung, durch die Thräne der Unglücklichen das schwesterliche Herz zum Beistande zu bewegen. Wol hätten die nassen Augen eines schönen Weibes einen Stuart leicht für sich gewonnen; aber konnte man erwarten, daß die prüde Keuschheitswächterin auf dem Throne, die schon um jene Zeit das Trauerloos einer beklagenswerthen, schönen Sünderin, der Maria, vorbereitete, mitleidig auf die schmeichelnde skandalöse Verführerin eines Mannes blicken würde? Die Absicht der Dame war aber nicht, die Königin um bewaffneten Beistand der Sache ihres Gemahls anzuflehen, sondern ihm nur großmüthige Aufnahme in ihr Reich zu gestatten. Mit diesem Entschlusse schiffte sie sich in Holland ein und kam zum bösen Vorzeichen nach einem heftigen Sturme in London an. Höchst unbedacht, aber doch nach kleiner weiblicher Klug-

heit, wandte sich Agnes sogleich an den mächtigen Gün
ling Elisabeths, den Grafen von Esser, um durch ihn d
Schutz seiner Freundin und Gebieterin zu erlangen; u
der galante Herr, sei es aus wahrem Beileid für das G
schick der unglücklichen Dame, oder daß er sich als Rit
verpflichtet glaubte, einer fremden Frau alle Höflichkeit
erweisen, oder endlich, daß er andern Gedanken Rau
gab, nahm die schöne Gräfin in sein Haus auf, räum
ihr ein Gemach ein und bot der weltberühmten Schönh
alle Bequemlichkeit, um sich von der anstrengenden Se
reise zu erholen. So weilte Agnes zwei ganzer Tage i
Esser's Wohnung, ohne an den Hof der Elisabeth zu g
hen, welche sich gerade in Hamptoncourt befand. D
jungfräuliche Königin, welche nicht die tugendhafteste
Grundsätze bei der deutschen Dame voraussetzte, ward u
mittelbar von den dauernden nächtlichen Conferenzen ihr
Günstlings mit der fahrenden Frau unterrichtet; bei all
ihrer Sittenstrenge von Unruhe und Eifersucht angewan
delt, schickte sie den Master Smith an den Grafen m
dem Befehle, die Deutsche sogleich aus seinem Hause z
schaffen, und ließ derselben durch den gedachten Boten ih
Befremdung melden: „daß die Gräfin sich habe beikomme
lassen, ohne ihre Bewilligung ihre Staaten zu betreten
zumal sie, die Königin, dem Herrn Gebhard ihre Willens
meinung bereits ausgesprochen. In Rücksicht auf de
Bann des Kaisers erinnere sie sie, so schnell als mögli
ihr Reich zu verlassen." Mochte der harte Befehl wo
aus mehren Gründen hervorgehen, aus sittlichem Aergerni
über eine Heirath, wegen welcher der eine Theil sein Er
bisthum, der andere das Kloster verließ; aus Geiz, um
ihren Hof nicht mit einem Paare zu beladen, das ih

manche Kosten veranlassen müßte: so war doch wol Eifersucht die Haupttriebfeder, weil sie des Grafen übereilte Höflichkeit nicht anders deuten konnte, als daß er durch die wunderbar verschriene Schönheit der Agnes besiegt sei. Elisabeth, die Sache tief zu Herzen nehmend, wollte den Grafen nicht eher sehen, als bis die Dame abgereist sei; der mit Ungnade bedrohte Günstling mußte seine anmuthige Cherrin aufgeben, die, nachdem sie von London weiter nichts als das Haus des Grafen gesehen hatte, ohne Verzug durch Smith, jedoch kostenfrei, bis an den Hafen geführt wurde und zur Linderung des Schimpfes und des Schmerzes vor der Einschiffung ein Geschenk von 1000 Thalern erhielt.

Ob der so bitter Getäuschte das nächste Jahr der Trübsale und Armuth mit Geduld und heroischem Muthe trug, können wir aus Mangel an Nachrichten nicht ansehen, zweifeln aber daran nach unserer Kenntniß seines Charakters; unser Lob dagegen verdient es, daß er von seiner Gemahlin sich nicht trennte. Ungeachtet er keinen Fußbreit Landes mehr besaß, hatte er die Hoffnung auf den Wiedergewinn noch nicht aufgegeben, nannte sich noch immer den rechtmäßigen Kurfürsten und erregte durch seine Protestation dem bairischen Prinzen nicht wenig Unruhe. So als im Jahre 1585 die gewöhnliche Visitation des Reichskammergerichts durch Kurköln vorgenommen werden sollte, protestirte er feierlich zu Utrecht am 25. April gegen die Berufung des Erzbischofs Ernst, und wagte es sogar, zwei Grafen von Solms und seinen Schwager von Mannsfeld als seine Abgeordnete nach Speier zu schicken, welche den Visitationsproceß ohne Zuziehung ihres Herrn für nichtig erklärten, wiewol sich der Visitationsrath an

ihre Einwendungen nicht kehrte und beide Bevollmächtigte mit Zurücklassung ihrer Protestation wieder abreisen mußten. Der heftiger entbrannte Krieg zwischen Spanien und den Generalstaaten, zwischen der katholischen Ligue in Frankreich und dem Könige Heinrich von Navarra erfüllte den unruhigen Mann um diese Zeit mit neuen Hoffnungen und verschaffte ihm auch einigen kriegerischen Vortheil, indem entschlossene Abenteurer dem Abgesetzten ihr Schwert widmeten. Unter diesen haben durch die Keckheit ihrer Anschläge, durch das Glück ihrer Unternehmungen und den raschen Wechsel ihres Geschicks sich einen berufenen Namen erworben zwei Niederdeutsche, Martin Schenk und Hermann Friedrich Kloot, beide aus der ernsten Kriegsschule des Jahrhunderts, aus der Schule des Herzogs von Parma. Ehe noch Antwerpen nach der weltberühmten Belagerung fiel und Königin Elisabeth den Grafen Robert von Leicester nach den Niederlanden schickte, hatte Martin Schenk von Niedeck im Lande Jülich, erzogen von dem hochbewährten Herrn Christoph von Isselstein, die spanische Partei verlassen, der er mehre Jahre mit großer Auszeichnung gedient, ohne darum zu vornehmern Würden befördert worden zu sein. Martin galt als einer der frischesten, hurtigsten Kriegsleute, unübertrefflich in schnellen Listen, schweigsam, witzig, unüberboten kühn; wenn er einen Anschlag vorhatte, pflegte er, während andere Offiziere tranken oder spielten, nachsinnend im Gemache auf- und abzugehen, bis er, wenn er den Rath bei sich gefunden, ein Schnippchen mit dem Finger schlagend, die Worte rief: Die Glocke ist gegossen, Trompeter, blast zu Pferde, und dann unverweilt auffaß. „Wenn seine Feinde meinten, er schliefe oder sei voll Weins, stand er auf ihrer Mauer

oder an ihren Pforten." Als Martin sich neuerdings wieder von Parma übergangen sah, nachdem man ihn spanischer Seits schon zweimal ohne Loskaufung der Gefangenschaft überlassen, begab er sich im Mai 1585 zum Grafen Adolf von Nuenar und Gubernator von Geldern, der nicht ruhte, seine Grafschaft Mörs und seines Freundes, des Truchseß, Kurfürstenthum wiederzugewinnen, in dessen Diensten auch Hermann Friedrich Kloot bereits stand. Alle Drei vereinigten ihren Muth und Scharfsinn, ihre Kenntniß von der Beschaffenheit der feindlichen Vesten, wo sie überall heimliche Kundschafter hatten. Dem Martin Schenk glückte es noch im Mai mit mehren Schlössern; das Größere gelang dem Hauptmann Friedrich Kloot, nämlich dem Truchseß einen festen Fuß in den Kurlanden selbst zu verschaffen. Die Mauer von Neuß, berühmt, daß es der Macht des Herzogs Karl von Burgund mit Erfolg getrotzt, ward in der Nacht vom 10. Mai durch eilig aufgebrachte Mannschaft unter Führung des Grafen von Nuenar und Kloots erstiegen, das Thor mit den Hämmern einer nahen Eisenschmiede erbrochen, die Bürgerschaft übermannt und die stattlichste Beute gewonnen, welche in unruhiger Kriegszeit die Nachbarschaft dorthin geflüchtet hatte. Harte Mishandlungen erfuhren zumal die geistlichen Personen, und Friedrich Kloot, zum Befehlshaber des Orts ernannt, verkündete durch schonungslose Plünderung der Umgegend, daß der Stern des Kurfürsten Gebhard wiederaufgegangen sei. Zwar wurde am 25. Juni der Graf und Martin Schenk durch das Kriegsvolk des Spaniers Verdugo mit Verlust überfallen; aber da es dem Letztern bald darauf gelang, Ruhrorts sich geschwind zu bemächtigen, faßte Gebhard neuen Feldherrnmuth und sein

Panier wehte am Anfange des Jahres 1586 im Heer des Grafen Leiceſter, welchen die Staaten zum Oberſtatthalter erwählt hatten. Mit ihm hoffte auch Glückswechſel durch britiſche Waffen Don Antonio von Crato, der vermeintliche eheliche Sohn des Prinzen Ludwig von Beja, der durch König Philipp II aus ſeinem Anrechte auf die Krone Portugals verdrängt war. — Des Briten Fähigkeiten reichten zwar nicht aus, die Stelle Wilhelms von Oranien zu erſetzen, deſſen würdiger Sohn Moritz ſich zu ſeiner großen Rolle vorbereitete; für den Truchſeß aber war es immer Gewinn, daß ſeine Sache mit in den weltgeſchichtlichen Kampf zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus aufgenommen wurde, den auf verſchiedenen Bühnen, in Frankreich Heinrich von Navarra gegen die Ligue der Guiſen, in den Niederlanden die Spanier gegen Eliſabeth und die Generalſtaaten und in Deutſchland mehr die erbitterte öffentliche Meinung als die Waffen Einzelner führten. An der Weſtgrenze Deutſchlands berührten die koloſſalen Streitmächte ſich am nächſten und ein hier errungener Sieg des proteſtantiſchen Europa konnte dem Truchſeß ſeinen entriſſenen Kurhut wieder aufs Haupt ſetzen. Gewinn für den Augenblick verſchafften dem unruhigen Manne ſeine unverdroſſenen Parteigänger: im März 1586 zogen Martin Schenk und Friedrich Kleot über den Rhein, eroberten in raſchem Ueberfalle die Stadt Werl in Weſtfalen, trieben die aufgeſeſſenen Edelleute mit ihren Bauern blutig in die Flucht, räumten aber, als der Herzog von Parma den ſchrecklichen Verdacht entſtehen ließ, den ausgeplünderten Ort wieder und eilten zum Grafen von Leiceſter zurück, von welchem Martin zum Ritter geſchlagen und mit vier ſchweren goldenen Ketten beſchenkt wurde, und gleich darauf

ch Erbauung der Schenkenschanze seinem Namen über Dauer seines kurzen Kriegslebens hinaus ein Andenken ard.

Unter dieser wilden Kriegführung war das kölner derstift der Schauplatz der kläglichsten Greuel geworden d überall ein mittelalterlicher Zustand der Unsicherheit getreten. Aus ihren festen Städten und Schlössern, mal aus Neuß und Rheinbergen, fielen Schenk, Nuenar, oot weit und breit in die Landschaft aus und rächten den armen Unterthanen die katholische Hartnäckigkeit Domcapitels, welches den beweibten Bischof verworfen te. Nur in bewaffnetem Geleite durften Bauern und rger die Nachbarstadt besuchen und auch bei dieser Vor- t wurden am 3. Juli viele Hundert Menschen, welche s allen Ständen und Altern sich zusammengethan, um n Berokhem aus auf den Markt nach Köln zu reisen, l Junkersdorf, eine halbe Meile von Köln, durch räube- ische Scharen plötzlich überfallen, gegen dreihundert Per- onen, unter ihnen schwangere Weiber und säugende Kin- er, barbarisch ermordet und die nahe Hauptstadt mit Grauen und Entsetzen auch durch die Flammen brennen- der Dörfer an den geächteten Truchseß erinnert. In der Noth seiner Unterthanen wandte sich Kurfürst Ernst an en Herzog von Parma und foderte ihn bittend auf, den Hauptwaffenplatz der Feinde, Neuß, zu erobern, von wo us Kloot sein heilloses Spiel trieb. Als Alexander Far- ese, voll beschäftigt durch den eigenen Krieg und in Er- nnerung an die Beschwerden der deutschen Fürsten über panische Einmischung, zögerte, reiste Ernst selbst verkleidet ach Brüssel, stellte ihm seine verlassene Lage vor, da uch sein Bruder Wilhelm nicht die Kräfte seines Herzog-

thums auf das rheinische Stift verwenden wollte, drohte seine Würde niederzulegen, welche letztere Drohung denn den spanischen Statthalter vermochte, sein näheres Vorhaben einstweilen hintenanzusetzen, da das Anwachsen der Ketzerei am Niederrheine Spaniens und des Katholicismus Herrschaft vollends gefährdete. Die Sorge, daß die protestantischen Stände, unterrichtet von des Herzogs Absicht, den Reichsboden zu betreten, nach erneuerten Klagen beim Kaiser, der Veste Neuß mit vereinter Macht zuziehn würden — eine Sorge, welche die Unentschlossenheit jener Reichsglieder keineswegs rechtfertigte — nöthigte zur Eile; war doch Erzbischof Ernst im festen Bonn in beständiger Angst und wurde nur durch den päpstlichen Nuntius, den Bischof von Vercelli, von der Flucht nach Baiern abgehalten. Wie nun auch ein römischer Abt im Namen Sixtus V mit der Gabe des geweihten Hutes und Schwertes nach Brüssel kam und den Herzog von Parma zum Streite für die katholische Kirche aufrief, machte der berühmte Farneſe, als gälte es einem zweiten Antwerpen, mit einem Heere von 18,500 Mann, befehligt von einer Schar bewährter Hauptleute aus allen Nationen Europas, sich auf den Weg und schlug am 10. Juli sein Hauptquartier beim festen Kloster Gnadenthal auf.

Siebentes Capitel.

Alexander von Parma belagert Neuß; gewinnt es mit Sturm. Unwürdiges Ende Kloots. Convent der protestantischen Fürsten zu Lüneburg, Juli 1586. Leicesters Abzug. Martin Schenk, Feldmarschall Gebhards, gewinnt Bonn, 23. December 1587. Bonn belagert durch die Spanier. Schenks Eifer und deutsch-protestantische Klugheit. Fall Bonns. Rheinbergen bedroht. Schenks und Ruenars Untergang im J. 1585.

Neuß, jetzt eine mittelmäßige Fabrikstadt, damals ein angesehener, seit dem burgundischen Einfalle geschichtlich berühmter Ort, und durch den kriegerischen Scharfblick seines Befehlshabers Kloot in der Eile noch mehr befestigt, wurde durch etwa 1000 alte gediente Soldaten, unter denen sich auch Engländer befanden, sowie durch eine muthige protestantisch gesinnte Bürgerschaft vertheidigt. Alexander umstellte das weite Gebiet, verbunden durch die Flüsse Rhein, Erft und durch Kanäle, die verschiedenen Nationen besonders abtheilend; zunächst begann ein blutiger Kampf um die verschanzte Insel zwischen Stadt und Rhein, welche endlich durch die Spanier und Italiener behauptet ward, ungeachtet die Besatzung, durch den Commandanten

selbst geführt, wüthende Ausfälle wagte. Als bereits di Stückschüsse, von kundigen Italienern gerichtet, die Mauer zum Theil niedergelegt hatten, erbot Alexander und de Kurfürst Ernst, welcher in Person herbeigekommen, sich z günstigen Bedingungen; aber mitten unter den deshalb an geknüpften Unterhandlungen ward, unentschieden bleib wer anfing, das Schießen erneuert und von Seiten de Belagerten naiv damit entschuldigt: „Der Commandan hätte von diesem Bruche nichts gewußt, da er schliefe.“ Zwar nahm man den Versuch wieder auf; aber Kloo schöpfte aus der Nachsicht Parmas, der selbst nur durch ein Wunder bei jenen unterbrochenen Unterhandlungen dem Tode entgangen war, frischen Muth und erwiderte am 24. Juli nach einer Berathung mit den Bürgern und deren heldenmüthiger Erbietung, auf die angetragenen Be- dingungen: „Neuß sei eine freie deutsche Reichsstadt, die den König von Spanien nicht beleidigt hätte; mithin habe weder die Krone Spanien noch der Kurfürst von Köln an sie etwas zu suchen und sie könnte ohne Vorwissen des Kaisers zu keiner Uebergabe sich verstehen, sondern müßte die Sache erst dem Kaiser und andern Herren melden.“ Ergrimmt über diese unerwartete Antwort ließ am folgen- den Tage, dem Feste St. Jakobs, des Patrons der Spa- nier, der Herzog von Parma aus 30 Stücken die Stadt heftiger beschießen und Mauern und Thürme an mehren Orten niederlegen. Als bei so drohenden Anstalten ein Theil der Besatzung den Versuch gütlicher Mittel antrug, wurden sie mit Hohn von den Spaniern abgewiesen: „Jetzt schlafe der Herzog von Parma.“ Zu großem Misgeschick empfing der wackere Friedrich Kloot, überall der Gefahr sich blosgebend, eine schwere Wunde in die Hüfte und

mußte ſich in ſein Haus tragen laſſen, eben als die Spanier und Italiener ſich zum entſcheidenden Sturme rüſteten. Und dennoch wäre, ungeachtet Kleinmuth einen Theil der Beſatzung ergriff, nach verzweiflungsvoller Abwehr der Stürmenden, die Stadt errettet worden, hätte nicht das Feuer den Pulvervorrath in einem der Thürme erfaßt und ſchnell die Flammen über die benachbarten leichten Häuſer verbreitet (26. Juli). Während Bürger und Soldaten zur Löſchung der Brunſt ſich zerſtreuten, drang der erbitterte Feind an mehren Orten ein, mordete ohne Unterſchied entſetzlich Alle, die er traf, und foderte vor Allem das Blut des geächteten Befehlshabers, welchen der Erzbiſchof perſönlich haßte. Der unglückliche, todtwunde Mann, im Bette aufgefunden, bat vergeblich als Oberſt nach Kriegsbrauch behandelt zu werden; als er, mit dem Tode bedroht, die Tröſtung eines Jeſuiten von ſich wies und, nach Ausſage der katholiſchen Schriftſteller, „einen großen Becher Wein in ſich geſtürzt," ward er mit einem Leintuche erwürgt und nebſt zweien Hauptleuten und dem reformirten Prediger, Chriſtoph Foſſer aus Oppenheim, zum Fenſter hinausgehängt, wo die Leichen ſo lange hängen blieben, bis das Feuer ſie mit dem Hauſe verzehrte. Edler erwies der Herzog ſich gegen die ſchöne Gattin des Gemordeten, welche er mit ihren Schweſtern ohne Gefahr nach Düſſeldorf zu geleiten befahl. Als zwei Drittel der Stadt in Trümmern lagen — nach der Erzählung Famian Stradas ſtand wunderbar die Flamme bei einem Hauſe ſtille, wo ein katholiſcher Bürger eine von den Ketzern verſpottete Reliquie verborgen hatte; — und die Wuth der Stürmenden, außer der Beſatzung, 2000 Perſonen niedergemacht, übergab der Herzog den ausgeplünderten Reſt dem Kurfürſten von

Köln, ließ sich unter kirchlichem Pompe die geweihten Geschenke des Papstes anlegen und zog, im Bewußtsein, Karl den Kühnen an Waffenthaten übertroffen zu haben, des Grafen von Nuenar Schlösser im Lande Mörs bezwingend, gegen Rheinberg, 13. August, wohin nach dem Untergange von Neuß Martin Schenk und der englische Oberst Morgan sich geworfen. Als er hier jedoch die Kunde von den Fortschritten des Grafen Moritz auf der flämischen Seite und vom Anzuge Leicesters auf Zütphen erhielt, übergab er die Bezwingung Rheinbergs dem oft genannten Chorbischof Friedrich von Sachsen-Lauenburg und wandte sich triumphirend auf das niederländische Gebiet zurück. —

Unterdeß der eine tüchtige Paladin des vertriebenen Erzbischofs einem so unwürdigen Geschicke unterlag, hatte der Truchseß weiter nichts gethan, als daß er das vornehme fürstliche Gefolge des Statthalters Elisabeths mit seiner Person vermehrte und nach dem Falle von Neuß Zeuge der unerheblichen Kriegsthaten des Engländers im Lande Zütphen blieb. Ebenso thatenlos nahmen die protestantischen Stände einer Sache sich an, die sich als die allgemeine doch auch dem Blindesten aufdrängen mußte; auf die Klage der Kurfürsten, daß wiederum der Reichsboden von den spanischen Verwüstern betreten sei, ließen sie sich durch leere Verheißungen vom Kaiser abspeisen und sahen ruhig zu, daß Neuß von Parma erobert und in den Grund verderbt wurde. Die Ereignisse des nächsten Jahres, im Sommer 1586 eingeleitet, gaben zu erkennen, daß widerspruchsvoll genug entweder die öffentliche Meinung der Niederdeutschen sich mehr zu Gunsten der französischen Hugenotten als der eigenen bedrängten Landsleute am

Niederrhein aussprach, oder daß Eigennutz und Abenteuerlust mehr Befriedigung in Frankreich als in den Niederlanden verhieß. Auf dem Convente, welchen König Friedrich II von Dänemark mit den Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und andern evangelischen Ständen im Juli 1586 in Lüneburg anberaumte, um dem fast überwältigten Könige von Navarra mit einem Heere zu helfen, war zwar nach der lächerlichsten zwecklosen Umständlichkeit erst eine „abmahnende Gesandtschaft" an König Heinrich III beliebt worden, erlaubten dann erst die Fürsten Werbungen und Auszug aus ihrem Lande, als der Valois den Gewaltboten der angesehensten deutschen Fürsten eine empfindlich grobe Antwort ertheilt, und geschah darauf im Herbste 1587 jener geräuschvolle, zahlreiche Reiterzug unter dem Burggrafen Fabian von Dohna und dem brandenburgischen Edelmanne Johann von Buch, welcher so kläglich am Martinstage um Auneau in der Beauce endete; für die Sache der eignen, durch die spanischen Würger so gepeinigten Glaubensbrüder am Niederrhein, für die Aufhelfung einer Partei, die dem protestantischen Bunde gerade in jenem Winkel des Vaterlandes unübersehlichen Vortheil erwirken konnte, geschah dagegen nichts, als daß man dem Grafen Adolf von Nuenar, dem Kriegsobersten des englischen Statthalters Leicester, auf dem Convent zu Lüneburg freistellte, in Niedersachsen zu werben. Wirklich liefen auch einige Tausend Mann auf dem angewiesenen Sammelplatz um das Kloster Lockum zusammen und erregten schon in der Ferne dem Eroberer von Neuß nicht geringe Sorgen; aber da es an Geld fehlte und Parma obenein in den ersten Tagen des Octobers mit Verhöhnung der Reichsgrenze bis über die Ems in die Gegend von Lingen

gerückt war, zerstreute sich die Menge und vermochte spanische List und Glattzüngigkeit, welche von Parmas Ehrerbietung gegen das Reich und von dessen Liebe für das Haus Oestreich redete, die entweder berückten oder bestochenen deutschen Obersten, behängt mit goldenen Ketten von des Farnese Hand, schimpflich nach Hause zurückzukehren. Gleich darauf wandte, gleich ruhmlos, auch Graf Leicester nach England sich zurück und Gebhards Sache war so verzweifelt wie früher, nur daß Rheinbergens Besitz, dessen Eroberung Parma aufgegeben, ihm die Möglichkeit bot, noch einmal festen Fuß in den Kurlanden zu fassen.

Nachdem der vertriebene Kurfürst wiederum ein Jahr ungeduldig auf besseres Geschick geharrt, schien es, als wenn nicht der Beistand fremder Mächte, nicht die Unterstützung der deutschen protestantischen Stände, sondern die Entschlossenheit und der Unternehmungsgeist des Martin Schenk seine Ansprüche zu verheißlichem Ende hinausführen werde. Gebhard hatte diesen unverdrossenen Kriegsmann zu seinem Feldmarschall erhoben und ihm Vollmacht gegeben, seinen Krieg zu führen. Als Parmas Aufmerksamkeit und Thatkraft auf jenen weltberühmten Angriff gegen England gerichtet waren, faßte, bekannt mit dem Zustande in Bonn, mit der Unzufriedenheit der niedergehaltenen dortigen Evangelischen, Martin Schenk den Entschluß, in rascher That sich der Residenz des Kurfürsten zu bemächtigen, die vor drei Jahren durch Verrath den Spaniern übergeben war. Mit kaum 300 Mann aus seinem festen „Malepartus," der Schenkenschanze, und aus Rheinbergen schlich der Oberst sich über die Maas und langte in der Nacht vom 22. December 1587 vor Bonn an. Eine Petarde, eine neue Erfindung des niederländisch-

spanischen Kampfes, welcher die Kriegskunst so mächtig bereicherte, ward an die Rheinpforte unweit des Zollhauses behutsam angeschraubt und die Aufmerksamkeit der Wachen von dem Geräusche abgewandt, indem listig seine Leute die Schweine in den nahegelegenen Ställen so beunruhigten, daß ihr Gegrunze die Arbeit übertönte. Um 3 Uhr Morgens sprengte die angezündete Petarde das Thor und riß ein Loch in die Mauer, worauf das kühne Häuflein eindrang, das zweite Thor erbrach und die Wachen auseinandertrieb, während die Reiter durch das geöffnete Stockarther in die Stadt strömten, die schlaftrunkene Besatzung zum Theil erschlugen und nach vergeblicher Gegenwehr der Bürger sich bald des ganzen Orts bemeisterten. Der Commandant, ein Doctor der Rechte aus Brüssel, entwischte halb nackt und eine kurze Plünderung, nach gewissen Vorschriften nur auf wenige Stunden gestattet, belohnte die waghalsigen Genossen. In der Absicht, das Gewonnene zu behaupten, versorgte Schenk Bonn mit hinlänglichen Lebensmitteln aus der Umgegend und richtete ein festes Bollwerk auf dem rechten Rheinufer auf; allein die Hoffnung, daß Gebhards befreundete Fürsten, vor allen der Administrator der Kurpfalz, Johann Kasimir, ihn kräftig unterstützen werde, schlug fehl; denn persönlich von ihm angegangen, des ungerecht entsetzten Kurfürsten Gebhards Residenz gegen die Spanier zu vertheidigen, entzog ihm der Pfalzgraf sein Gehör, zumal eben Fabian von Dohna mit den kläglichen Resten seiner Reiter aus Frankreich heimgekehrt war. So von aller Hülfe entblößt, ließ Schenk den Muth nicht sinken; sein Name ward den Nachbarn in kurzer Zeit so furchtbar, daß selbst der Herzog von Jülich dem geängstigten Kurfürsten Ernst, welcher so

ſchnell nicht Beiſtand von Parma herbeibeſchwören konnte, wohlmeinend rieth, einen Waffenſtillſtand von acht Monaten einzugehen. Zwar verhinderte der ſtolze Feldherr, Philipp II, dieſen Schritt als ſchimpflich für ſeinen König, konnte aber dem Flehenden für jetzt nur den Prinzen von Chimay, Sohn des Herzogs von Arſchott, mit einer geringen Mannſchaft ſchicken, welcher, unter ihm der ſpäter berühmte Georg Baſta, im Monat März 1588 vor Bonn ankam.

Martin Schenk, nachdem er für den Augenblick die Veſte geſichert und unter dem brandenburgiſchen Ritter Otto Hans von Putlitz 3000 auserleſene alte Soldaten hineingelegt, beurkundete ſeinen richtigen politiſchen Blick und ſein patriotiſches Gemüth durch ein Ausſchreiben an den kurfürſtlichen Collegialtag zu Speier, in welchem er die reichsconſtitutionswidrige Verdrängung des Kurfürſten Gebhard durch „die ſpaniſche und andere fremde Nationen", die bei der verrätheriſchen Einnahme von Bonn im Jahre 1584 begangenen Schändlichkeiten, die Frevelthaten der Spanier in den von ihnen beſetzten deutſchen Provinzen, den Ruin von Neuß, beredtſam ſchilderte; die Praktiken des Biſchofs von Lüttich, wie er den Kurfürſt Ernſt nannte, die freien Städte im Kurſtift an Baiern zu bringen, aus den Briefen der Kanzlei in Bonn aufdeckte und zu erkennen gab, daß der rechtmäßige Kurfürſt ihn zu ſeinem Feldmarſchall erwählt, um ſich in den Beſitz des Erzſtiftes zu ſetzen. „In dieſem Amte habe er rechtſchaffen gewaltet und werde das, was er von den Kurlanden überkommen, ohne Beſchwerung der Nachbarn allein mit deutſchen Knechten behaupten, ungeachtet der Biſchof von Lüttich gegen die Reichsordnung die abſcheulichen Spanier

und andere Nationen angeführt habe. Er versprach die strengste Mannszucht zu halten, keine Ungebühr mit Auflagen und Zöllen vorzunehmen, warnte die umliegenden Fürsten vor der lang prakticirten Execution der heiligen Ligue, vor dem Joche der Spanier, und beschwor sie im Namen seines Herrn, denselben, gemeinschaftlich mit den kaiserlichen Commissarien, in den wiedererlangten Rechten gegen die Fremden zu schützen." Allein man blieb taub gegen diese Vorstellungen, welche den spätern Nothstand des deutschen Protestantismus weissagend verkündigten, und nichts geschah bei so offenbar gedrohter Ueberwältigung durch Spanien, während der Herzog von Parma durch Philipps Gesandten in Rom, Olivarez, eine Kriegsbeisteuer zu Gunsten des Kurfürsten Ernst erwirkte und beim kaiserlichen ofe auf die Achtserklärung des Schenk antragen ließ, sich aber wohl hütete, durch persönliches Erscheinen neues gehässiges Geschrei gegen Spanien im Reiche zu erregen. So begann denn mit vermehrten Streitkräften im Monat April die engere Umschließung Bonns, zu welcher sich ein mächtiges, buntgemischtes Heer unter namhaften Obersten versammelt hatte. Martin Schenk, die Hauptstütze, welche Gebhard auf Erden besaß, hatte es der Sache seines Herrn für ersprießlicher erachtet, nicht selbst in der Veste zu bleiben; nichtsdestoweniger aber ward Bonn mannhaft vertheidigt durch Otto von Putlitz, Johann Baptista de Tassis, der gefürchtete königliche Befehlshaber von Friesland beim Recognosciren erschossen und den Spaniern herber Verlust durch muthige Ausfälle zugefügt. Martin Schenk, der Standhaftigkeit der Seinen sicher, eilte unterdessen mit angstvoller Betriebsamkeit durch die nahen protestantischen Länder, Hülfe beschwörend, brachte

auch noch glücklich einige Hundert Mann aus der Pfal in die umschlossene Veste, flog nach England, um Bei stand bei Elisabeth zu suchen, die sie seinem Herrn jedoc um so weniger gewähren konnte, als gerade damals di „unüberwindliche Flotte" Albions Küste bedrohte. Di Kriegserfahrenheit Verdugo's, der mit neuer spanischer Ver stärkung herbeigekommen, brachte bald darauf, als Schlo Poppelsdorf schon gefallen, die Wendung näher; auf sei nen Rath griff der Prinz von Chimay die Schanzen au dem rechten Rheinufer nachdrücklich an, eroberte die zwe kleinern, bestürmte aber die Hauptschanze vergeblich, indem die Welschen und die Deutschen, einander den Vorkamp streitig machend, sich veruneinigten. Klüglich und betrüg lich von Seiten der Belagerer mit den Belagerten einge leitete Zwiegespräche führten schneller zum Ziele als Ge walt und Kunst; am 21. August 1588 zog die Besatzung der Hauptschanze auf Kähnen nach Holland ab. Aus England zurückgekehrt ohne Hülfe, erkannte mit Verzweif lung Martin Schenk den bevorstehenden Fall Bonns, zu dessen Umschließung immer neue Scharen herbeiströmten; mit seinem Häuflein, das der Pfalzgraf Johann Kasimir ihm geboten, nach der Veste sich durchzuschlagen, schien so unmöglich, als das Verharren darin gefährlich, und ein Angriff auf Neuß hatte nicht den beabsichtigten Erfolg, den Prinzen von Chimay abzuziehen. Als sein wackerer Stellvertreter, der Freiherr von Putlitz, nach manchem blutigen Ausfalle, die Hoffnung des Entsatzes aufgab, die Zahl seiner Streiter, sowie die Vorräthe täglich abnahmen und Martin Schenk selbst ihm andeutete, so gut wie möglich für sich zu sorgen, leitete er die Capitulation ein, die um so ehrenvoller nach sechsmonatlicher Behauptung

ausfiel, weil der junge Prinz von Chimay die Ankunft des alten berühmten Grafen Ernst Peter von Mansfeld als Nachfolgers im Oberbefehl fürchtete. Schon am 26. September 1588 kamen die Bedingungen zu Stande, welche von jenem strengen Kriegsmanne, der einige Jahre darauf im Dienste Rudolfs in Ungarn starb, so günstig nicht erwartet werden konnten; die Besatzung zog mit ihren Waffen, aber ohne fliegende Fahnen und ohne brennende Lunten, am 28. des Monats nach Rheinbergen ab, und Kurfürst Ernst nahm gleich darauf von seiner verödeten Residenz wieder Besitz.

Dem Truchseß, der aus der Ferne in banger Erwartung dem Kriege am Rhein zugeschaut, blieb nach dem Falle Wachtendonks nur noch Rheinbergen, das sich jetzt bis ins fünfte Jahr durch die Ausdauer Schenks und des Grafen von Nuenar gegen die Spanier vertheidigt hatte. Kurfürst Ernst, ungeduldig, sein Land von der doppelten Kriegsnoth zu befreien, bewirkte wiederum durch einen persönlichen Besuch in Brüssel, daß Parma im Sommer 1589 den Statthalter von Geldern mit stärkerer Macht vor Rheinbergen sich lagern hieß, welcher zunächst das Fort Blyenbeek, den Paß zwischen jener Veste und dem Waffenplatze Schenks, die Schenkenschanze, eroberte. Martin bot den ganzen Reichthum seiner Anschläge auf, um die letzte Stadt, wo seines unglücklichen Fürsten Fahne wehte, zu retten; zwar gelang es ihm, auf der Lipperhaide einen ansehnlichen Zuzug der Spanier, welcher für Grönningen bestimmt war, in seine Gewalt zu bringen; aber in Nimwegen war dem Rastlosen das Ziel seiner Tage gesteckt. Im Einverständnisse mit einigen Bürgern jener Stadt kam er aus der Schenkenschanze mit 25 Fahr-

zeugen auf der Waal (10. August 1589), aber leider erst gegen Tagesanbruch, weil Windstille und hohes Wasser die Fahrt aufhielten, vor Nimwegen an. Ungeduldig, sein übriges Kriegsvolk zu erwarten, da bereits Besatzung und Bürger den Anschlag merkten, landete er am Antoniusthore, erbrach es, bemächtigte sich eines nahen Hauses und gedachte in diesem Haltpunkte bis auf die Ankunft seiner übrigen Schiffe sich zu behaupten, von denen einige die Stadt schon beschossen. Aber Bürger und Soldaten, unterdessen ermuntert, drangen in starken Haufen gegen jenes Haus und trieben die Fliehenden auf ihre Schiffe unter großem Verluste. Martin selbst, vergeblich versuchend Widerstand und Ordnung unter den Seinen herzustellen, die sich in die umschlagenden Schiffe drängten, sprang zuletzt in ein kleines Fahrzeug, welches überladen zu Grunde ging und den Mann mit seiner schweren Rüstung mit sich in die Tiefe zog. Viele von seinen Genossen fanden ihren Tod in den Fluten der Waal, oder wurden auf der Rückfahrt von den Verfolgenden erlegt, welche im Triumph die Leichname auffischten und den Körper des gefürchteten Mannes an seinem kostbaren Harnische und an seinen Wundmalen erkannten. In unedler Siegesfreude schlugen sie ihm den Kopf ab, viertheilten ihn und steckten die Stücke auf Pfähle an der Antonspforte. Ungehalten über so ungeziemende Rache, befahl der Marquis von Varraben, der spanische Statthalter, die grausen Trophäen abzunehmen, sie in einer Kiste in einem Hause zu bewahren, wo sie blieben, bis Graf Moritz zwei Jahre darauf die Stadt eroberte und die Gebeine des Kriegsmannes mit militärischem Prunke in der großen Kirche, vor dem Altare, in der Gruft der Herzöge von Geldern beisetzen ließ.

So endete, als Streiter des von aller Welt verlassenen Truchseß, in jungen Jahren Martin Schenk von Niedeck, einer der berühmtesten Helden des niederländischen Krieges; hochstrebend, stolz, eigensinnig, hart und rauh gegen seine Untergebenen, aber bewundert wegen der Kühnheit seiner Pläne, der unerschöpflichen Fülle seiner Listen und Anschläge, seiner rastlosen Thätigkeit, mit welcher er, nicht gelockt durch Gelage und Feste, nicht überwältigt durch den Genuß des Weins, Tag und Nacht auf seinem Pferde sitzend, von Gefahr zu Gefahr flog; geliebt von seinen Soldaten als freigebiger Spender von Lohn und Beute, obgleich man ihn nie lächeln sah und sein Jähzorn ihn oft zu blutigen Thaten hinriß. Ihn überlebte seine Hausfrau mit etlichen Kindern, sowie der Name seiner Burg, um die sich noch nach 45 Jahren das Geschick ganzer Feldzüge drehte. Ein grausamer Zufall wollte, daß um dieselbe Zeit der Truchseß seinen letzten thätigen Freund, der gleichwol der Urheber so verderblicher Pläne gewesen, einbüßte. Graf Adolf von Nuenar sammelte in Geldern Mannschaften und Vorräthe, um das geängstigte Rheinberg zu entsetzen, und war eben im Zeughause zu Arnheim mit der Besichtigung von Kriegsgeräthen beschäftigt, als eine neuerfundene Petarde ein Funken faßte und zerspringend den Kriegsherrn so gefährlich verletzte, daß er nach drei Tagen schmerzvoll starb (7. October 1589). Noch auf dem Todbette trieb der rastlose, obwol wenig glückliche, Kriegsmann seine Freunde, den Ritter von Putlitz und den Grafen von Oberstein, mit den aufgebrachten Vorräthen zum Entsatze nach Rheinbergen zu eilen, was ihnen zwar vor der Nachstellung des Marquis von Varrabon und Ernst Peter von Mansfeld gelang, aber den Verlust

der letzten Veſte des Truchſeß nicht aufhalten konnte, deren Vertheidiger unter ehrenvollen Bedingungen ſich dem Mansfeld ergaben. So herrſchte Spanien und der ſtarre Katholicismus am Niederrhein, wo unter kluger und entſchloſſener Benutzung der Umſtände, wenn auch nicht ein proteſtantiſches Kurfürſtenthum, doch ein ſtarkes proteſtantiſches Gemeinweſen an den Niederländern ſich hätte behaupten können.

Achtes Capitel.

Gebhard, verzagend am Wiedergewinne seines Kurfürstenthums, zieht sich nach Strasburg zurück. Religiöse Zwistigkeiten im dortigen Hochstifte. Zeitweiser Sieg des protestantischen Capitels. Doppelte Bischofswahl 1593. Gebhard, Dechant, lebt still mit seiner Agnes, stirbt 1601. Dunkles Ende der kinderlosen Agnes.

Schon während dieser letzten lang verschobenen Wendung der Dinge hatte der Truchseß, verarmt und hoffnungslos, Holland verlassen und aus dem Schiffbruche so hochfürstlicher Macht nur Eins gerettet, seine geliebte Agnes. Die trüben Erfahrungen seit zehn Jahren predigten ihm Mäßigung; nachdem er den Kurhut zögernd aufgegeben, suchte er sich den Genuß bis dahin für unbedeutend gehaltener Pfründen und bot sich ihm nur das Stift Strasburg, als dessen Dechant, unter den Genossen seiner zerfallenen Pläne und in der Nähe seiner Verwandten, zugleich vereinigt mit seinem treuen Bruder Karl, welchen der Sieger aus der Haft freigegeben, er eine, wenn auch nicht ungestörte Ruhe für den Rest seines müden Lebens noch hoffen konnte. Am 26. Juli 1589 kam er mit seiner Gattin nach Strasburg und fand unter ähnlichen Kämpfen wie zu Köln die

Zufluchtsstätte durch seine Schicksalsgenossen schon vorbereitet. Die berühmte Reichsstadt Strasburg, seit Luthers Tagen der neuen Lehre eifrig zugethan, stand damals im Besitz des Meisterwerks deutscher Baukunst, sah sich gefürchtet von dem Bischofe, der, seinen Titel von Strasburg führend, in Elsaß-Zabern residirte, und erfreute sich einer blühenden Akademie, gegen welche das Jesuitencollegium zu Molsheim, seit 1580 gestiftet, keine wissenschaftliche Bedeutung erringen konnte. Die Fortdauer des uralten reichsfreien Hochstiftes, das nur mit fürstlichen und Personen des höchsten Adels besetzt wurde, war mit dem rein protestantischen Zustande der Stadt um so eher vereinbar, als man auch lutherisch gesinnte Domherren darin geduldet hatte; die Kanoniker, welche ihre Präbende als weltliche Versorgung betrachteten und an die Residenz und an kanonische Pflichten nicht eben gebunden schienen, hatten den 1569 erbauten Bruderhof inne, in dessen weitläuftigen Räumen sie ihre Vorräthe an Wein und Getreide bewahrten. Die Neuerungen in Köln mußten um so zeitiger auch das Domstift in Strasburg ergreifen, als die angesehensten Herren an beiden Hochstiften Pfründen besaßen: der Truchseß war Dechant, mit ihm saßen im Chore die Prinzen von Sachsen-Lauenburg, der Graf George von Wittgenstein, Hermann Adolf von Solms, der Freiherr von Winnenberg-Beilstein und andere Urheber und Beförderer der kölnischen Reformation. Als nun der kirchliche Bann über den Kurfürsten durch den Papst und über seine befreundeten Domherren durch den Bischof von Vercelli ausgesprochen war und ihre Sache in Köln den Umsturz erfuhr, gedachte der Prinz von Lauenburg, welchem Ernst von Baiern die Hoffnung auf den Kurhut geraubt

hatte, einen Theil der Beute zu gewinnen, indem er des Truchseß verwirktes Dechanat ansprach. Aber gleichzeitig hatte der Graf von Wittgenstein und der Freiherr von Winnenberg sich aus dem Sturme nach dem sichern Strasburg zurückgezogen (April 1584) und setzten sich, im Widerspruche mit den ermuthigten katholischen Domherren, an deren Spitze der Lauenburger als Dechant kämpfte, in Besitz. Begünstigt durch die Stimmung des Rathes, ging Graf von Solms noch weiter, er erbrach das Capitelhaus, bemächtigte sich mit Bewaffneten des Brüderhofs und der dortigen Vorräthe, während die Gegner den Domschatz mit dem berühmten Einhorne in Sicherheit brachten. So wiederholte sich in Strasburg im Kleinen das Schauspiel, welches die kölnischen Kurlande im Großen boten; nach dem Faustrechte theilten die Domherren die Einkünfte, nur mit dem Unterschiede, daß des Kaisers Mahnungen, Vermittlung und Drohbriefe unter der protestantischen Menge weniger vermochten. Vergeblich versuchte Bischof Johann, Graf von Manderscheidt, seiner Partei wenigstens einen Theil der Gefälle zu erwirken; der Trotz der Gegner wuchs, als des Grafen Fabian von Dohna Reiterzug den Elsaß berührte, Strasburg sich mit Bern und Zürich eng verband, sodaß die katholischen Domherren das Spiel zur Zeit gänzlich aufgaben, sich zum gekränkten Bischof nach Zabern zurückzogen und dort ein schismatisches Capitel bildeten, während ihre protestantischen Amtsgenossen den Grafen Hermann Adolf von Solms an des Truchseß Stelle zum Vicedechanten erhoben und durch die Wahl vornehmer Prinzen aus lutherischen Häusern bis auf vierzehn sich verstärkten (1588). So befanden die „lutherischen Grafen" sich im Genusse der städtischen Einkünfte, als der

entsetzte Kurfürst, müde des Kampfes um den Kurhut, mi seiner Agnes in Strasburg anlangte und mehr durch da Ansehn seiner Person als durch seinen Willen noch hef tigere Gewaltthat hervorrief, wie den Versuch, durch Be waffnete auch die nahen Stiftsortschaften einzunehmen Die noch bisher geduldeten geistlichen und klösterlichen An stalten verschwanden jetzt auch im Umkreise der Stadt, zu so schwerer Betrübniß des Bischofs Johann, daß er aus Schmerz über den Verfall seiner Diöcese am 2. Mai 1592 plötzlich starb. Die Erledigung des Bisthums gab Anlaß zu einem großartigeren Streite; denn ungeirrt durch den Befehl Rudolfs, die Ankunft seines Commissarius, des Erz herzog Ferdinands, abzuwarten, schrieb das protestantisch Capitel auf der Wahlstätte einen Tag zur Wahl eines neuen Oberhauptes aus (28. Mai 1592), und postulirte, als die katholischen Domherren nicht erschienen, den 16jäh rigen Markgrafen Georg von Brandenburg, den Sohn des Kurfürsten, Joachim Friedrich, zum Administrator des Bisthums, für den es das bischöfliche Schloß Kochersberg gleich darauf eroberte und die Jesuiten aus Molsheim zur Flucht zwang. So schien am Oberrhein gewonnen zu sein, was am Niederrhein dem Protestantismus unwieder bringlich verloren gegangen, als die katholischen Domherren zu Zabern ihrerseits den mächtigen Herzog Karl von Loth ringen, Bischof von Metz und Cardinal der römischen Kirche, zum Oberhaupt erkoren und alsbald unter einer Masse von Streitschriften ein verwüstender Krieg der bei den Gegenbischöfe im Elsaß sich entzündete. Wir über heben uns der Schilderung dieses Kampfes, weil der Truch seß, gebrochenen Lebensmuthes, nur nominellen Antheil dar an nahm; der postulirte Bischof mehrte die Zahl seiner

Anhänger, indem er allen seinen Unterthanen Gewissensfreiheit verkündigte, und errang nach gegenseitiger Erschöpfung, daß eine kaiserliche Commission im Mai 1593 den gefährlichen Handel dahin vermittelte, daß das Bisthum mit allen Einkünften zwischen dem Markgrafen Administrator und dem Cardinal getheilt wurde.

Diese kaum erwartete Nachgiebigkeit der katholischen Partei, erklärbar durch den Stand der Dinge in Frankreich, verschaffte denn dem Truchseß den ruhigen Genuß des Restes seiner Pfründen; still und unbemerkt, weder Katholik, noch entschieden Calvinist oder Lutheraner, führte er an der Seite seiner Agnes als Dechant ein gemächliches Domherrenleben, wiewol schmerzlich bewegt über den Tod seines treuen Bruders Karl, welcher am 18ten Juni 1593 in Strasburg starb und unbeerdigt blieb, damit ein Grab Beide vereine. Die letzte Erwähnung seines Namens bezeugt den versöhnten oder eingeschüchterten Sinn des hartgeprüften Mannes: als Kaiser Rudolf am 30sten Februar 1600 den Grafen Hermann Adolf von Solms und Ernst von Mansfeld, so wie dem Truchseß den Befehl ertheilt hatte, dem Capitel den Bruderhof, alle Häuser und Güter desselben, auch die von ihnen innegehaltenen Dörfer Gaispolzheim und Lampertheim einzuräumen, versprachen die Ersteren Gehorsam und auch der Truchseß erklärte vor Notar und Zeugen seine Unterwerfung. Bald darauf, am 21sten Mai 1601 rief den drei und funfzigjährigen Dechanten der Tod unter großen Schmerzen, welche die Folgen eines Domherrnlebens zu sein pflegen, heim; er starb am Podagra, der Kolik und dem Steine und hinterließ kinderlos seine Agnes einem dunkeln Dasein. Weil er in seinen letzten Jahren „den lutherischen

Digitized by Google

Kirchendienst am Münster wohl leiden mögen, auch d
Argumente und Gründe der Prediger bisweilen beifäl
angehört und verheißlich gegen die Kirchendiener sich au
gesprochen," vergaß man seine früheren ketzerisch-calvi
schen Dogmen, nahm sich nach wahrer brüderlicher Li
seiner am Sterbelager an, verstattete ihm ein prachtvol
Begräbniß im Münster und ehrte selbst der vornehm
lutherische Geistliche Strasburgs, Doctor Johann Papp
ihn mit einer lobenden, später gedruckten Leichenpred
So ruhen denn, in einem Grabe mit seinem Bru
Karl, Gebhards Gebeine im herrlichen Münster unter
nem Marmor, den die spätern katholischen Inhaber d
Doms zwar geschont, dessen Inschrift dagegen die Z
meistens verwischt hat; dieselbe führt seine hohe Geb
an, sagt aus, daß er „wegen der Schärfe seines Geis
seiner durchdringenden Urtheilskraft, des Lobes der W
heit und des Glanzes seiner Ahnen zu den höchsten K
chenwürden, zur Dompräpositur in Augsburg, dem D
nat in Strasburg, zum Erzbisthum und zur Kurwü
in Köln erhoben, Kaiser, Kurfürsten und Fürsten zur B
wunderung aufrief, aber die wahre Religion den höch
Aemtern, eine keusche Ehe dem unreinen Cölibat vorzieh
mit Gleichmuthe dem Sturme der Feinde wich, und s
Seele Gott, seinen Leib der Erde und seinen Ruf gu
Menschen empfehlend, starb." Wollen wir es nun ni
genau mit dem Preise seiner geistigen Fähigkeiten nehm
so mögen wir uns doch den Ruf des guten schwa
Erdensohnes empfohlen sein lassen.

Die verwitwete Agnes, deren Persönlichkeit überha
nur in den Tagen ihrer schönen, unberathenen Jug
und ihres Fehltritts bemerkbar wurde, verschwindet gä

ch in das Dunkel; sie mag nicht lange den Gatten über-
bt haben, aber keine Sage nennt ihre Begräbnißstätte,
e nach einiger poetischen Gerechtigkeit doch wol im
Münster unter dem Marmor des Truchsessen gesucht wer-
den muß. Kinderlos war ein, mit so heißer, weltver-
gessender Liebe geschlossenes Band, was auch immer dem
Wanderer durch die reizenden Umgebungen von Bonn,
auf den Trümmern des Godesberges, erzählt werden mag.
Forschen wir vergeblich in den Archiven Mansfelds, Kölns
und Straßburgs nach Kunde über ihre letzten Tage, und
ist von der Helena des Rheins selbst kein Bildniß bekannt
als ein unbedeutender Holzschnitt mit wahrscheinlich phan-
tastischen Zügen in Leti's Leben der Staatskomödiantin
Elisabeth), während Denkmünzen uns den Kopf Geb-
hards, mit kahlem Scheitel, bärtigem Gesichte und etwas
unheillem, traurigem Ausdrucke bewahrt haben, so ist doch
die schöne Nonne Agnes ein Eigenthum der deutschen
Romantik geblieben, und gilt die treue Liebe des geistlichen
Fürsten und der Klosterjungfrau, von denen der eine der
Welt Herrlichkeit, die andere das Kleinod ihrer, dem Him-
mel verpfändeten, Keuschheit hingab, der Dichtkunst als
herrliches Beispiel von der Allgewalt menschlicher Leiden-
schaft und deutscher Mannestreue. Lassen wir nun auch
die tiefere reine Poesie in der Begegnung dieser Gemü-
ter mit nichten gelten, so versöhnt uns doch eine Nei-
gung, welche, am weltlichen Schmucke verarmt, einander
nicht überdrüßig wurde, sondern in herzlicher Gewöhnung
an den verblindeten fürstlichen Glanz hinaus dauerte!

Weiteren politischen Betrachtungen, welche die Tages-
geschichte an die Hand böte, nicht Raum gebend, können
wir uns jedoch zum Schluß folgender Reflexionen nicht

enthalten. Die Beschuldigung der Heuchelei, welche Geb-
hard schon von den Zeitgenossen beider Parteien gemach
wurde, ist eine der schwersten, da der Allwissende allein
ins Innere schaut; aber auch abgesehen von der Anklage,
daß die Verbreitung des göttlichen Wortes der Befriedi-
gung irdischer Lust zum Deckmantel diente, und frommen
Schriftstellern damals und später die Behauptung abnö-
thigte: daß Gott dieser, aus so unreiner Quelle geflossenen
Reformation seinen Segen nicht geben könnte, hat der
unglückliche Truchseß mehrfaches Unrecht auf mehrfache
Unklugheit gehäuft. Das deutsche Reich war ein Staat,
in welchem, nach der Geistesrichtung und dem Gemüthe
der verschiedenen, geschichtlich gesonderten, Stämme, eine
kirchliche Verschiedenheit in welthistorischer Bedeutung sich
festgestellt hatte; Ruhe und Eintracht konnte nur behaup-
tet werden, wenn auf gesetzlichem Wege beiden Religions-
parteien der Raum der Bewegung abgesteckt wurde, und
menschliche Klugheit, wiewol unausreichend, hatte unter
dem Elende eines Religions- und Bürgerkrieges den Re-
ligionsfrieden als temporaires Heilmittel gefunden, dessen
eine Hauptstütze für den katholischen Theil die nicht weg-
zuleugnende Bedingung des geistlichen Vorbehaltes war.
Dasselbe Grundgesetz galt in höchster Wichtigkeit in Be-
zug auf die geistlichen Kurwürden, welche das Maß der
Gleichheit beider Confessionen im Reiche festhielten; kam
zu den drei entschieden protestantischen Kuren eine vierte
hinzu, so ging jenes Gleichgewicht verloren, da die böh-
mische Kur, mit dem Hause Oestreich, dem Kaiserhause,
verbunden, das persönliche Votum in vielen Fällen un-
möglich machte. Deßhalb hatte man katholischer Seits
dafür Sorge getragen, dem so folgereichen Religionswechsel

eines geistlichen Kurfürsten vorzubeugen; der geistliche Vorbehalt fand hier seine unmaßgebliche Anwendung; der Neuerwählte hatte die Erblandesvereinigung beschworen, so wie die Capitulation, welche jede kirchliche Neuerung ohne die Zuziehung der Stände verbot. Alle drei beschworenen Punkte stieß Gebhard entschieden um und rechtfertigte durch den Bruch seiner Pflicht das energische Verfahren der Gegner, welche im Gesammtbestande ihrer Macht sich gefährdet sahen. Zu diesen, nach den conventionellen Begriffen der Zeit widerrechtlichen, Handlungen kam der unkluge Schritt der übereilten, öffentlichen Heirath, welche als Absage der katholischen Partei gelten mußte; des Kurfürsten unpolitische Neigung zum calvinischen Bekenntnisse, welches, vom Genuß des Religionsfriedens noch ausgeschlossen, im Reiche allgemein gehaßt wurde und die lutherischen Fürsten und Stände abhielt, den Halbverwandten einmüthig und kräftig zu unterstützen. Unklug waren ferner die hastigen und gewaltthätigen Maßregeln, die Gebhard in gereizter Stimmung, um sich im Besitze zu sichern, ergriff: die Beraubung und Wegführung des Archivs und der Schätze des Stifts, Plünderung und Bilderſturm in den Kirchen, der Zwang gegen widerstrebende Geistliche, sich zu verheirathen, welcher der verkündeten Gewissensfreiheit so schnurstracks entgegenlief. So mußte das Unternehmen misglücken und der Gegenpartei einen Triumph verschaffen, auf welchem fußend sie weiter schritt, und durch geduldete oder herbeigerufene Einmischung und Entscheidung des Papstes und den spanischen Beistand zu jener Höhe des Ruthes hinaufgetrieben wurde, welcher den dreißigjährigen Krieg zur Folge hatte und nur nach der beklagenswerthen Parteinahme Schwedens und Frankreichs zur Duldung sich beugte.

Anderſeits aber verdient das unverzeihlich unkluge Verhalten der proteſtantiſchen Fürſten und Stände, welche ſich gegen den großen Zuſammenhang der Dinge blind machten, die ſchärfſte Rüge und verſchuldete ihre Trägheit und ihr Kleinmuth, daß ein nie wiedergekehrter Moment, ihre Kirche zu erweitern, unbenutzt vorüberging. Der geiſtliche Vorbehalt in ſeiner ſtarren Geltung war eine unwürdige Feſſel des menſchlichen Geiſtes, deſſen Freiheit ſklaviſch dem Eigennutz und der Willkür Einzelner anheimgeſtellt blieb. Es gab factiſch in den kölniſchen Landen eine nicht geringe Zahl Evangeliſchgeſinnter, deren heiliges unveräußerliches Recht keine Vertretung fand, ſo lange das Duldungsgeſetz vom Entſchluſſe des Biſchofs, der Domherren, des Adels, der Nießbraucher fetter Pfründen und der ſtädtiſchen Ariſtokratie abhing. Auf dieſes ſachlich vorliegende Verhältniß, welches das Ungerechte und Tyranniſche des geiſtlichen Vorbehalts und der Erblandesvereinigung klar herausſtellte, fußte Gebhards Reformationsverſuch; und wie er, durchdrang ihn anders ein edler, freier Geiſt, die heiligſte Pflicht hatte, dieſer gekränkten, zertretenen Partei Anerkennung und öffentliche Religionsübung zu erwirken, ſo waren auch die proteſtantiſchen Stände berechtigt, ihre unterdrückten Glaubensbrüder machtvoll zu unterſtützen und entweder ihnen durch Gewalt Duldung zu erringen, oder auf dem Wege reichsgeſetzmäßiger nachdrücklicher Erörterung und Uebereinkunft dem Religionsfrieden einen neuen inneren Halt zu verleihen. Kam ihnen gleich Gebhards Entſchluß ſo verdächtig vor wie der Sittenpredigerin auf Englands Throne, ſo durften ſie deßhalb das Hülfsgeſchrei einer unnatürlich bedrängten Menge nicht überhören; wie die Vorſicht zuweilen der un-

lauteren That Einzelner ſich bedient, um ihre großen, heilſamen Zwecke zu erreichen, konnte auch die Buhlſchaft eines geiſtlichen Hirten dazu benutzt werden, um den Segen der Duldung früh über die rheiniſchen und weſtfäliſchen Lande zu verbreiten. Um ſo mehr mußten die proteſtantiſchen Fürſten mit Ernſt eingreifen, da die katholiſche Partei gehaßter Ausländer, des ſpaniſchen Heeres, wider das Reichsgeſetz ſich bediente, um den freien Geiſt niederzuhalten; ward an jener Recht und Herkommen ſo höhnend gefrevelt, ſo durften auch ſie jedes ängſtlichen Bedenkens ſich überheben. Ueberblicken wir die Lage der aus religiöſem Intereſſe kämpfenden Parteien der chriſtlichen Welt zwiſchen den Jahren 1580 und 1590 in Frankreich und in den Niederlanden, in Kurköln und in Aachen, in Weſtfalen, am Oberrhein, in Böhmen, Oeſtreich, wo nie ſo drängend das geiſtige Bedürfniß ſich ausſprach, ſo ſtand, wenn die Streitkräfte der Proteſtanten nach einem Ziele gerichtet wurden, die Sache des Katholicismus, wenigſtens zwiſchen Schelde und Weſer, zwiſchen Vogeſen und Schwarzwald, auf dem Zünglein der Wage; Waffennachdruck am Niederrhein, ſtatt die Tauſende wackerer Kämpfer aus Niederſachſen, Brandenburg, Preußen und Pommern nach dem entlegenen Frankreich, in den Krieg untreuer Hugenotten und der Ligue zu ſchicken, — „in das Grab des deutſchen Adels", wie der patriotiſche Brandenburger, Nikolaus Leutinger, ſich ausſpricht, — würde der neuen Kirche, hätte ſelbſt das Erzbisthum und das Domcapitel ſich behauptet, einen gedeihlichen Lebensraum zwiſchen Weſer und Schelde eröffnet haben. Faſſen wir die geographiſche und kirchlich-ſtatiſtiſche Beſchaffenheit jenes weſtlichen Winkels Deutſchlands ins Auge: das ka-

tholiſche Rheinland und Weſtfalen in Weſten, Norden und Oſten, umſchloſſen von Holland, Friesland, Niederſachſen, Heſſen, der Wetterau, Franken, wo damals entſchieden der Proteſtantismus das Uebergewicht hatte, im Süden gelehnt an das heutige Belgien und Frankreich, wo die alte Kirche noch im Kampfe lag; das Erzbisthum Köln nur durch die ſchmale Pfaffengaſſe mit dem ſüddeutſchen und ſüdeuropäiſchen Grundſtaate des Katholicismus verbunden; vergegenwärtigen wir uns die glückliche Gleichzeitigkeit Heinrichs IV., Eliſabeths und Wilhelms von Oranien, ſo ermeſſen wir, daß Köln und Weſtfalen, als Annerum deſſelben, gleichſam der Schlußſtein eines nach mehrern Seiten untergrabenen Gewölbes war; wurde dieſer Regel- und Schlußpunkt geſprengt, ſo ſtürzte das ganze, mühſam und künſtlich geſtützte Gebäude aus einander. Eine neue, niederrheiniſche Kirche fand Halt an der holländiſchen, begünſtigte den Ausfall des niederländiſchen Staates, bot Aufhülfe Heinrich IV., dem Sieger von Coutrac und Ivry; denn der Farneſe, nach dem Erſtehen einer kräftigen proteſtantiſchen Gemeinde am Niederrheine, einen ſchwerern Kampf in den Niederlanden findend, würde unter ſolchen Verhältniſſen verhindert worden ſein, die Diverſionen auf franzöſiſchen Boden für die Ligue zu unternehmen: auch ohne Gewaltthat von Seiten der Proteſtanten gegen ſtandhafte Bekenner der alten Lehre würden die Bisthümer und Domſtifter am Rhein und in Weſtfalen, iſolirt und zuſammenhangslos daſtehend unter einer proteſtantiſchen Bevölkerung, allmälig die lebendige Kraft wie in Franken, Schwaben, Elſaß vor 1681, in Schleſien und Weſtpreußen eingebüßt haben. Aber eine ſo großartige Ueberſichtlichkeit der Weltlage blieb den da-

maligen, über kleine Interessen hadernden Fürsten des Lutherthums und ihren dummzelotischen Hoftheologen gleich fern; im unbehaglichen Gefühle ihrer Schwäche übten sie, vereinzelt, kopflos in Neckereien ihren störrigen Sinn gegen eine Partei, welche als ein furchtbares Ganze dastand und ihre, Fürsten und Völker lenkende, gebieterische Einheit in der römischen Curie willenlos anerkannte. Die römische Curie übersah die Weltverhältnisse mit ihrem concentrischen Blicke, wurde zeitig die Blöße ihrer Macht in dem gefährdeten Köln inne, und bot alle reichen Mittel ihrer geistlichen und weltlichen Rüstkammer auf, um dieses Bollwerk zu behaupten. Sie ermaß, wie ein entscheidender Sieg der neuen Lehre auf dem bezeichneten Schauplatze ihr innerstes Leben antaste; sie erwog die Wechselwirkung der Ereignisse und arbeitete durch ihre Diener mit Infula und Skapulir, mit dem Connetablestab und Doctorhute, Geld, Truppen, geweihte Degen und Mützen spendend, dem drohenden Verderben entgegen. Wie ein Weberschiff flog aus ihrer Hand das Kriegsschrecken des Namens Farnese vom Niederrhein nach Holland, von Neuß und Bonn nach Paris; nicht ein Fuß breit Landes, nicht eine sumpfige Insel des getheilten Rheinstromes schien ihr, besetzt von den Ketzern, unbeachtungswerth, und wenn sie mit höchstem Prunke den Fall der verödeten Stadt Neuß feierte, so galt es nicht, dem Hirten von Köln ein armseliges Bezirk zinsbar gemacht zu haben, sondern die allgemeine Sache hatte eine Bürgschaft des Sieges im Nordwesten mit jenem Trümmerhaufen mehr gewonnen; das Maulwurfsloch im gürtenden Damme war verstopft, durch welches die überwältigende Flut einbrechen konnte. Gegen eine solche Fülle

der Mittel, Einheit, Vorſicht und ſolche Ene
denn eine Eliſabeth, ein Heinrich IV., ein W
Oranien nur ſich ſelbſt mit Mühe bewahre
feſtigte ſich auf erſchüttertem Boden ein
welches ſo manches betrübende Ereigniß in
hervorrufen mußte.

II.

Die Belagerung von Breda

in den Jahren 1624 und 1625,

durch

Ambroſio Marquis von Spinola.

Von

Ernst Münch.

Digitized by Google

Nach einem mörderiſchen Kampfe, reich an Großthaten und Greueln, Unfällen und Schickſalswechſeln auf Seite beider Parteien, welche um die Freiheit und Herrſchaft der Niederlande einander gegenübergeſtanden und andere Staaten Europas mit hineingezogen hatten, war eine zwölfjährige Waffenruhe vermittelt und dieſelbe gegenſeitig zur Wiederherſtellung, Befeſtigung und Regelung innerer Verhältniſſe, ſowie zur Sammlung neuer Kräfte nach Außen benutzt worden. Der große Feldherr der Republik der Vereinigten Staaten, Moritz von Oranien — von rauheren Manieren und ſtärkeren Leidenſchaften als ſein großer Vater, Politiker und Verſtandesmenſch durch und durch, und darum auch dem Gomorianismus mehr aus Berechnung, denn aus innerer Ueberzeugung zugethan, nichtsdeſtoweniger aber durch die Kraft, mit der er die eine der beiden Hauptparteien im Innern des Bundes leitete, die andere unterdrückte, wie durch die Reihe ſeiner Siege, Retter des jungen Staates und darum von der Volksmeinung emporgetragen — hatte durch das blutige Syſtem gegen Barneveld, die Demokraten und die Remonſtranten Vieles von ſeinem Ruhme in den Augen humanerer Geiſter eingebüßt. Gleichwol ehrte die proteſtantiſche Welt in ihm für und für ihren erſten Helden und

den vorzüglichsten Vertreter ihrer Interessen. Die Stürme im Osten, von menschlicher Klugheit vergebens eine Zeit lang zurückgehalten, begannen sich allmälig zu entfesseln. Die Kriegstrommel ertönte auf verschiedenen Punkten des deutschen Reichs. Die glänzenden Siege der Ligue über die Union, Ambrosio Spinola's Erfolge, die Vernichtung der Plane Friedrichs von der Pfalz und die Einnahme seiner Kur durch Maximilian von Baiern, ohne daß Moritz und Friedrich Heinrich von Oranien es zu hindern vermocht, hatten die spanisch-östreichische Reaktion mit neuen Hoffnungen des Wiedergewinns der nördlichen Niederlande erfüllt. Erzherzog Albrecht und die Infantin Clara Isabella Eugenia, die Regenten der Südprovinzen, von Kaiser Ferdinand und den Jesuiten unaufhörlich bearbeitet, wagten es, die Generalstaaten förmlich zur Unterwerfung aufzufodern. Man antwortete natürlicherweise vom Haag aus in römischem Styl. Zwar starben bald darauf König Philipp III. von Spanien und der Erzherzog Albrecht hinter einander; aber die neue Politik, zu welcher der brüßler Hof sich gewendet, erhielt dadurch keine Aenderung und die Zerwürfnisse in Holland schienen die stolzen Entwürfe ihrer Feinde mehr als je zu begünstigen. Man erklärte den Krieg für fortgesetzt. Von beiden Seiten rüsteten sich die Parteien mit Nachdruck.

Die Belagerung und Einnahme von Jülich war die erste bedeutendere Waffenthat der Jahre 1621 und 1622. Bereits schmeichelte sich Spinola mit dem nahen Besitze Bergen-op-Zooms; als die Erscheinung des gefürchteten Parteigängers P. E. von Mansfeld auf niederländischem Boden (nach seinen bekannten Unfällen in der Pfalz) die Spanier nöthigte, alle Aufmerksamkeit auf diesen kühnen,

unermüdlichen Abenteurer zu richten. Der Ausgang der Schlacht bei Fleurus, wo er auf Don Gonzales de Cordüba, einen der ausgezeichnetsten Krieger des katholischen Königes, gestoßen, nöthigte ihn, sich nach der holländischen Grenze Weg zu bahnen, woselbst er mit den Truppen des Prinzen Moritz sich vereinigte. Spinola, von Beiden zugleich bedroht, ließ von Bergen-op-Zoom ab; doch scheiterte auch das Unternehmen des Stadhouders auf Antwerpen an der Unbild der Jahreszeit. Verschwörungen in Holland, von den Angehörigen der Demokraten und Remonstranten angestiftet, lähmten seine fernere militairische Thätigkeit, da die Gegenwart des Prinzen im Innern nöthiger als im Lager war *). Der Krieg setzte im Jahre 1623 auf holländischem Boden nur schwach sich fort. Die Truppen Mansfeld's hatten sich nach Ostfriesland gezogen; Christian von Braunschweigs weitere Unternehmungen wurden durch Tilly bei Stadtlohn neutralisirt. Doch blieb es bei einem Einbruche in die wehrlose Veluwe und bei Verheerung der Provinz Gröningen. Gegen Ende des Jahres 1623 stand Friedrich Heinrich bei Reed, Moritz bei Arnhem und Emmerich, von wo aus er einen unglücklichen Versuch auf Goch wagte. Voll Verdruß begab er sich hierauf nach dem Haag zurück, wohin ihm bald auch sein Bruder folgte, nachdem derselbe sämmtliche Truppen in ihre Garnisonen entlassen.

Das Jahr 1624 eröffnete sich mit ungeheurem Winterfroste, welcher alle Flüsse und Bäche mit Eis bedeckte

*) Allgemeine Geschichte der Vereinigten Niederlande (nach Wagenaar) IV. Bd. 40. Buch. Van Kampen, Gesch. der Niederlande. II. B. V. 1.

und allenthalben die Uebergänge leicht machte. Graf Heinrich van den Bergh, mit den Naſſaus verwandt, jedoch einer der getreueſten und tapferſten Anführer der Liga und der Erzherzogin, von Spinola hoch geſchätzt und bei allen wichtigen Anläſſen ins Vertrauen gezogen, gedachte dieſe günſtigen Umſtände zu benutzen und bewegte ſich mit einem Truppencorps, das von tüchtiger Artillerie bedient war, gegen Weſel, ſetzte über den Rhein und brach ſich Bahn gegen die Yſſel zu, wo ihm der eiligſt entgegengeſchickte Hr. von St. Marquette den Uebergang zwar ſtreitig machte, jedoch, weil an Truppenzahl zu ſchwach, bald nach Arnhem ſich zurückzog und ſeinem Gegner einen Theil des Gelderlandes preisgab. Als aber Moritz mit einem ſtarken Corps bis Utrecht ihm entgegenrückte, zog auch er ſich über die Yſſel zurück, mit der Verwüſtung einer Anzahl Dörfer und zwar in etwas barbariſcher Weiſe, ſich begnügend *).

So ſtanden die Sachen, als Spinola den Entſchluß faßte, durch irgend ein größeres Unternehmen den ſpaniſchen Waffen in den Niederlanden neuen Schwung und Glanz zu verſchaffen. Als nächſtes Ziel ſeiner Wünſche ſtellte ſich ihm Breda dar, das Erbtheil der Oranier ſeit den Zeiten des erſten Engelbrecht, beim Beginne der niederländiſchen Unruhen die Zufluchtsſtätte des Schweigers, nach deſſen Flucht von Alba genommen, von den rechtmäßigen Beſitzern wieder erobert und ihnen wieder entriſſen, bis

*) Mémoires de Frédéric Henri prince d'Orange. S. 19 u. f. w. Theatrum Europaeum I. 828 fg. Mehre der (freilich wider den Willen van den Bergh's) verübten Greuel ſind hier durch Meriansche Figuren dargeſtellt.

es abermals in die Gewalt seiner rechtmäßigen Besitzer gekommen war. Die vortreffliche und überaus günstige Lage der Stadt, an der äußersten Grenze von Brabant, in der Nähe von größeren und kleineren Städten, welche hart auf einander folgen, an zwei Flüssen, der Aa und dem Merk, von denen ersterer sie umfließt, die angenehme, gemäßigte Luft, der Reichthum an üppigen Wiesen und Kornfeldern, Gebüschen und Waldungen der vorzüglichsten Art, an Gärten und Bächen, rechtfertigten die Benennung „Tempe," welche Prinz Moritz ihr gegeben hatte. Aber noch mehr als diese poetischen Vorzüge reizte Ambrosio Spinola, den erfahrensten, kampfgeübtesten, besonnensten und zugleich in reinmenschlicher Beziehung edelsten Feldherrn des katholischen Königs und der Liga *), die militairische Bedeutsamkeit des Hauptbollwerkes der abgefallenen Nordniederlande, dessen nähere Beschreibung daher zum bessern Verständniß der hier aufgezählten Operationen und Begebenheiten unumgänglich nothwendig ist **).

Die Aa, durch Waldbäche verstärkt, umströmt, wie schon bemerkt, die Mauern der Stadt und wird durch ein Wehr zurückgehalten, damit sie die Gräben nicht trocken zurücklässt, während die Gewässer des Merk, mit denen sie sich innerhalb der Stadt vermischt, wegen der Sonnenhitze zurückbleiben; zugleich treibt sie eine Kornmühle

*) Vergl. über seine Vorgänge das bekannte Werk: Trophées de Spinola.

**) H. Hugo, De obsid. Bredana, P. 3—6. Resolutien der Stadt Breda. Van Goor, Beschryvinge der Stadt en Lande van Breda. Bruzen la Martinière, Atlas histor. polit. et géogr. T. II.

durch langsamen Fall gegen die Stadt zu. Der Ort, w die beiden Flüsse in einander fließen, heißt durch die Zu sammensetzung der verdorbenen Namen beider, Merkendae Der Merk, durch zwei Raine aus Ziegelsteinen, in de Mauergräben selbst von der Aa getrennt, durchströmt di Stadt in vielen einzelnen kleinen Abtheilungen und er gießt sich, nachdem er breiter geworden, in die holländi schen Gewässer unweit Dordrecht*). Den Namen Bred empfing die Stadt von dem flämischen Breed oder Bred welches die Erweiterung des Wasserspiegels der Aa a jener Stelle, wo sie erbaut worden, ausdrücken sollte Mitten in ihr ragt ein 362 Fuß hoher Thurm empor von welchem herab man eine Aussicht auf alle benachbar ten Städte gewinnt und welcher sehr bequem zum Ertheilen und Empfangen von Wahrzeichen in die Ferne und aus der Ferne dient. Im Ganzen zählte man zu Anfang des 17. Jahrhunderts an die 1200—2000 Häuser Die Stadt ist in Gestalt eines Dreieckes gebaut; das Schloß oder die Citadelle aber, von starken Mauern, war nach einer Seite hin etwas vorgeschoben, und bildete mit den Mauern, Schanzen und Brücken, dem Zeughaus und beiden Wasserleitungen etwa einen Umfang von 1000 Schritten. An Kirchen, Hallen, Säulen, Spaziergängen fehlte es nicht; ein ebenso starker, als angenehmer Bosch, nach Weise vieler holländischen Städte, gehört zu den Zierden Bredas. Die Mauern, mit einer ununterbrochenen Reihe von Eichbäumen bepflanzt, waren nicht von Ziegelsteinen, sondern von Rasenmassen aufgeführt

*) Bei Black fällt sie in den Roovaert, wodurch die Stadt Verbindung mit dem Meere erhält.

und gestatteten den Eingang durch drei Thore aus Ziegeln an den drei Ecken der Stadt, außer jenem, durch das man mit dem Schlosse in Verbindung sich setzte. Ungefähr funfzehn Bollwerke (Bastionen), auf welchen die Geschützstücke aufgepflanzt waren und einige Kornmühlen, getrieben vom Winde, standen, schützten die Seiten der Mauern und der dazwischenliegenden Citadelle. Zwei Hügel, von den Italienern „Cavalliere", von den Flamändern „Catten" genannt, dienten für das Geschütz in die Weite. Unter diesen, am Fuße der Mauern, in den Gräben selbst, waren zwei niedere Schutzwerke angebracht, zu welchen man durch unterirdische Gänge gelangte, und sie erhoben sich etwa 4 Fuß hoch über dem Wasser. Unterhalb, am Fuße der Mauern herum, schützte diese und die Artilleristen eine Verpfählung von spitzigen Dornen und abgehauenen Zweigen. Die Breite der Gräben war ungleich; ihre größte betrug 150, ihre geringste etwa 70 Fuß. Vierzehn bis funfzehn Ravelins in dreiwinkliger Form waren durch Thorbrücken mit der Ringmauer verbunden; zwei davon wurden durch Erdwälle zurückgehalten, um das Wasser der zwei Flüsse in dem Graben zu vertheilen; das dritte hing durch eine Zugbrücke der Citadelle mit dieser zusammen. Der äußere Uferrand der Gräben war mit einer Brustwehr von 5 Fuß in der Höhe und sanft abwärts mit einer Contrescarpe zum Schutze der Kanoniere versehen. Dazwischen kamen fünf große Werke, je an den vier Thoren der Stadt und des Schlosses und auf der längsten Seite der Mauern, mit 30 Fuß breiten Gräben, sogenannte Hornwerke, von äußerst kunstvollem und gediegenem Bau. Allenthalben wehrten spitzige Pfähle das Ersteigen der

Mauern. Ueber den Gräben der äußern Werke war eine von einem andern Graben umgebene ſogenannte Lunette angebracht. Von dieſem Graben an, in einem Zwiſchenraume von einigen Schritten, umgürtete eine abwärts gehende Bruſtwehr (wie denn eine ſolche die ganze Stadt umgibt) auch dieſe Werke. Die Soldaten gelangten zu ihr von der Fronte der Hornwerke aus, mittels einer kleinen Brücke über den Graben.

Alle dieſe äußern und innern Bollwerke, Munitionen und Verſchanzungen hingen ſo gut mit einander zuſammen und liefen ſo harmoniſch in einander, daß Höhe und Breite, Nähe und Entfernung gleich ſehr ſchützten, die Vertheidiger raſch von den verſchiedenſten Seiten ſich Beiſtand leiſten und gegen den Feind operiren konnten.

Die Umgebung der Stadt aber ward theils durch die Natur des Bodens, theils durch die ſtets wiederkehrende Brandung, theils durch leicht zu bewerkſtelligende Ueberſchwemmungen unzugänglich gemacht. Ueberdies war eine gegen das Schloß zu abgeſchnittene Inſel, zum Behuf der Schifffahrt, mit einer mittelmäßigen Mauerumwallung verſehen.

In ſolcher Weiſe hatte Prinz Moritz für ſein Breda hauptſächlich ſeit zwei Jahren geſorgt und in ihm eine Art Muſterſchule für Kriegs- und Befeſtigungskunſt gegründet, zu welcher die thatengierige Jugend aus verſchiedenen Ländern herbeieilte. Er war ſtolz auf ſeine Schöpfung und hörte nicht ohne Selbſtzufriedenheit und innerliches Vergnügen ſie als das Unerreichbare in dieſer Gattung preiſen *).

*) H. Hugo, De obsid. Bredana. S. 5.

Zum obersten Befehlshaber der Stadt und Festung hatte er seinen natürlichen Bruder, Justin von Nassau, Seevogt von Seeland, einen Mann von langer Kriegserfahrung und bewährtem Muthe, bestellt, welcher sowol dem Vater als dem Bruder rühmlich nacheiferte und die großen Plane seines Hauses, in den Geist des gegenwärtigen Hauptes der Republik, wie wenige Andere, genau eingehend, treulich fördern half. Als Drost oder Drossaert leitete Jan van Aertsen die Angelegenheiten der Gemeinde, ein Patriot von nicht minder entschlossener Gesinnung, tiefer Einsicht, besonnenem Wesen und energischer Willenskraft zugleich *). Die Besatzung im Ganzen zählte nicht über 6000 Mann, darunter 16 Bataillone nach den verschiedenen Punkten der Stadt, 1 Bataillon in die Citadelle vertheilt waren. Die waffenfähigen Bürger, zu ungefähr 1800 Mann angeschlagen, standen unter dem Befehle Aertsen's, als Feldobersten **).

Die Kunde von den erneuerten Bündnissen der holländischen Republik mit Frankreich und England, deren beider Mächte Empfindlichkeiten über verschiedene Punkte wieder beschwichtigt worden ***), überzeugte den Feldherrn der Spanier noch mehr von der Nothwendigkeit, durch

---

*) Van Goor enthält eine Menge an verschiedenen Orten zerstreuter Notizen über ihn.

**) Mehre spanische Schriftsteller liefern übertriebene Schätzungen der Vertheidigerzahl.

***) Aytzema, Zaken van Staat en Oorlog. V. Neuville, Histoire de Hollande. L. V. c. 10. Ueber das Verhältniß zu Frankreich gibt van Kampen die richtigsten Aufschlüsse. II. 44—45.

eine glänzende, entscheidende Waffenthat auch den Alliir-ten seines Gegners zu imponiren, besonders auch aus dem Grunde, daß die Angelegenheiten der Pfalz mit der Wen-dung der Dinge hierseits sehr zusammenhingen und der Krieg leicht wieder nach Belgien, wo Oranien noch zahl-reiche Anhänger zählte, hinübergespielt werden konnte.

Spinola hüllte seine eigentlichen Plane in tiefes Ge-heimniß. Er brach zu Anfang Juli 1624, somit noch zur Zeit der reifen Ernte, an der Spitze seiner Truppen von Brüssel auf und nahm seine Maßregeln so, daß auch, wenn die Belagerung Bredas eine festbeschlossene Sache bliebe, es dennoch ihm frei stünde, je nach der Lage der Dinge, nach jeder Seite hin jedes Unternehmen auszuführen, das die veränderten Umstände ihm zur Pflicht machen konnten. Seinem geübten Feldherrnblicke entgin-gen die Schwierigkeiten nicht, mit welchen diese Belage-rung verknüpft sein würde, besonders nachdem ihm sicher Kunde zugekommen, daß die Besatzung um ein Bedeu-tendes verstärkt worden sei.

Um den Feind zu täuschen, hatte der Marquis seine Heermacht in drei große Corps vertheilt und seinen Marsch in einer Richtung angetreten, welche ein anderes Ziel sei-ner Anstrengungen voraussetzen ließ. Das erste Corps war aus 26,000 Mann zu Fuß und 4500 Reitern zu-sammengesetzt und zunächst für die Belagerung Bredas bestimmt; das zweite, aus etwa 3000 Mann Fußvolk und 3000 Reiterei bestehend, sollte für die Plätze im Jülichschen, welche gemeinsam von dem Kurfürsten von Brandenburg und der Republik besetzt gehalten wurden verwendet werden, und an ihrer Spitze blieb Graf Hein-rich van den Bergh; das dritte bildete das fliegende La-

ger von Don Juan Bravo de Laguna, mit der Sendung, Märsche längs der Maas und des Vahal zu unternehmen, die Vereinigten Staaten zu beunruhigen, den Handel möglichst zu ruiniren und den Verkehr zwischen den einzelnen Provinzen, sowie mit den Nachbarstaaten auf jegliche Weise zu erschweren.

Alles, was die Generalstaaten zur Verhinderung der neuen Wagnisse Spinola's im damaligen Augenblicke zu thun vermochten, bestand darin, daß sie zwei Heerabtheilungen, die eine von 13,000 Mann zu Fuß und 4000 Pferden, unter dem persönlichen Oberbefehle des Prinzen Moritz, die andere von 6000 Mann Fußvolk und 18 Fähnlein Reiterei unter dem Commando des Prinzen Friedrich Heinrich ins Feld stellten. Ersterer hatte dem Marquis unmittelbar sich entgegenzuwerfen, letzterer den Grafen van den Bergh zu beobachten und die Besitzungen zwischen dem Rhein und der Maas zu behaupten. Da der Generalstadhouder die Absichten Spinola's noch immer nicht mit Gewißheit kannte, so beschränkte er sich vorläufig darauf, Artillerie und Munition, so viel deren nöthig schien, nach Bommel, Heusden, Crevecoeur und St. Andries zu schicken und alle die Plätze von Bommel bis Herzogenbosch zu verstärken. Somit hatte auch Breda, für welches er stets zunächst sorgte, einen Zuwachs an Vertheidigern für mögliche Fälle erhalten *).

Der spanische Feldherr hatte das Gerücht ausstreuen lassen, er befinde sich zu Heusden und gedenke diesen Platz nachdrücklich zu belagern. Dieses Gerücht bestimmte denn auch den Befehlshaber desselben alles Getreide schleunigst

*) Neuville, Histoire de Hollande. — La Pise 796.

einzuheimsen, die Schleußen der alten Maas zu öffnen und die Umgegend der Stadt zu überschwemmen. Allein Spinola's List hatte dennoch Justin von Nassau, welcher seinen Mann von Längeram her kannte, keineswegs in Sicherheit eingewiegt. Er hatte daher die Annäherung des Marquis nicht sobald erfahren, als er noch mehr Verstärkungen und zumal auch von englisch-französischen Soldtruppen, unter den erfahrenen Feldhauptleuten Morgan und Hauterive, an sich zog und mehrer Fähnlein Reiterei, unter dem Grafen von Kuylemburg, Styrum und Villebon, welche nach Gertruydenberg beordert wurden, zur Ersparung der Fourage, sich entledigte. Die zwei Fähnlein Reiterei und 45 Bataillone Fußvolk, über die er nunmehr verfügen konnte, hielt er zur Beschützung des ihm anvertrauten Kleinodes für hinreichend. Den neuangekommenen, eben genannten Obersten übergab er die äußern Mauern und Vorwerke. Hauterive, mit den Franzosen und Wallonen, erhielt das Ginneckerthor; Morgan, mit den Engländern das Thor von Herzogenbosch; Lockeren, an der Spitze belgischer und schottischer Söldner, das antwerpner als Antheil zur Bewachung; diese drei Männer ließen sich ihre Aufgabe mit vieler Raschheit und Sorgfalt angelegen sein. Innerhalb weniger Tage führten sie bei sämmtlichen einzelnen Hornwerken neue Verschanzungen auf, deren Fronte die Form eines zum Ellenbogen gekrümmten Armes bildete, mit Laufgräben, um dessen Ufer eine Brustwehr oder Contrescarpe lief und eine dichte Verpfählung von spanischen Reitern das Uebersetzen wehrte *).

*) H. Hugo, De obsid. Bredana. 8 fg. — Neuville 418 fg.

diese ersten neuen Arbeiten, welche den früheren, von Moritz aufgeführten beigefügt wurden, zeigten den hinreichend an, daß sie auf eine Belagerung sich halten müßten. Spinola brach jetzt mit dem La- und rückte bis Gilsen oder Gilse, zwei Stunden Breda, vor. Hier versammelte er den Kriegsrath, verschiedenen Ansichten über das von ihm Be- zu vernehmen. Beinahe sämmtliche Feldhauptleute ernstlich von der Belagerung ab, indem sie auf eigenthümliche Lage der Stadt, die Unüberwind- der Festungswerke und die neu hineingeworfenen rkungen, anderseits aber auf die unverhältnißmäßige der Streitkräfte des Königs, die Gefahr eines Ueber- im Rücken durch holländische Entsatztruppen, so wie die uneinbringlichen moralischen Folgen einer Nieder- aufmerksam machten.

Der Marquis, nachdem er Sämmtliche angehört, er- seine Stellung als Feldherr sei eine andere als die der Eigenschaft eines Gesandten; jenem stehe die freieste Bewegung, diesem die genaue Befolgung empfangener Instruktionen zu. Er wolle demnach an die Erzherzogin berichten und ihrem Ermessen seine fernere Wirksamkeit heimstellen. Clara Isabella würdigte die Abhaltungsgründe mehr als die, welche zum Gegentheil hinzogen, und schien Bedenken zu tragen, das Leben so vieler wackern Leute für ein unüberlegtes Unternehmen auf das Spiel zu setzen. Um aber auch anderseits dem Gesetze der Ehre zu genü- gen und ein solches Kernheer nicht unverrichteter Dinge und ohne alle Spur von Anstrengung wieder nach Hause ziehen zu lassen, gab sie dem Marchese Vollmacht, nach Umständen und bestem Ermessen zu handeln.

Derſelbe zog nunmehr vor Allem den Grafen Heinrich van den Bergh, oberſten Statthalter von Geldern, welcher mit den unter ihm ſtehenden Truppen am Rhein die Sommerquartiere bezogen hatte, zu Rath, durch das Organ Francisco de Loſano's, während er zugleich den Bürgermeiſter von Gent, Baron von Wacken (Karl von Burgund), damals Oberſten der Reiterei, an Paul Bernard de Fontaine, Oberſten der walloniſchen Legion und Militärgubernator der Provinz Flandern, ſandte, um über die Beſetzung der Inſel Catſandt (nahe bei Sluys) das Nöthige zu verabreden. Die beiden Herren ſtritten ſich ſowol unter ſich ſelbſt, als vor der Erzherzogin lang und heftig über Spinola's Vorhaben herum, ohne daß Einer den Andern überzeugt hätte: ſo groß und unüberſteiglich ſchienen Manchem die Hinderniſſe dieſer Belagerung.

Die Erzherzogin, welche, in Folge neu erhaltener Depeſchen, auf einmal wieder mehr für energiſche Maßregeln geſtimmt worden, erklärte ſich jetzt unerwartet für den Feldzug und ſetzte ſelbſt den Tag ſeiner Eröffnung feſt. Fontaine begab ſich daher nach Brügge; doch ward Wacken bereits drei Tage ſpäter ihm mit Gegenordre nachgeſchickt, da Clara Iſabella durch andere Rathgeber zum zweiten Mal in ihrem Entſchluſſe wankend gemacht und mit Beſorgniſſen über den ſchlimmen Ausgang der Sache erfüllt worden war.

Spinola verſammelte ſofort einen neuen Kriegsrath, in welchem alle Gründe für und wider noch einmal genau erwogen wurden. Sämmtliche Mitglieder bis auf eines waren auch jetzt noch der Belagerung entgegen. Sie hielten dafür, daß die Generalſtaaten, in deren Nähe die Feſtung lag, das Aeußerſte zu ihrer Erhaltung anwenden

würden und alle Chancen dem königlichen Heere ungünstig sich zeigten. Jener Eine aber huldigte der Ansicht: was auch immer gegen das fragliche Unternehmen vorgebracht worden, könne nicht in Betracht kommen gegen den Umstand, daß durch nichts dem Prinzen Moritz eine tiefere Wunde geschlagen werden dürfte, als durch den Verlust Bredas, welches er wie den Apfel seines Auges liebe. Dieser Verlust werde ihn nicht nur um den festesten Punkt in Holland, sondern auch um den größten Theil seines Ansehens in den übrigen Städten der Union bringen. Untersuche man die Lage der Feinde in der Festung selbst, so stelle sie sich lange nicht so glänzend dar, wie bisher angenommen worden: die Zahl der Besatzungstruppen würde allmälig sich mindern, der Mangel an Lebensmitteln den Muth der Soldaten schwächen, die langwierige Noth endlich die Geduld der Bürger ermüden. Von Außen her sei nicht so bald Entsatz für Breda zu hoffen; im Innern aber könne man auf Entzweiung zwischen den Einwohnern und der Besatzung mit Sicherheit rechnen.

Spinola, welcher noch immer die Entscheidung sich vorzubehalten schien, aber mit sich selbst in der Hauptsache längst einig geworden war, schickte nun einige höhere Offiziere zur Besichtigung des Terrains aus; sie hinterbrachten ihm, daß zwar das Erdreich zu Errichtung von Gräben und Schanzen tauglich, der Fluß schiffbar, in den Wäldern Holz im Ueberfluß, auch für die Futterung hinlänglicher Vorrath auf Feldern und in Scheunen vorhanden sei; nichts desto weniger bestätigten sie alles Uebrige, was gegen die Belagerung vorgebracht worden, und riethen ebenfalls wohlmeinend von dem Unternehmen ab.

Mittlerweile war Losano vom Rheine zurückgekommen

und hatte dem Marquis ein Schreiben des Grafen Heinrich van den Bergh mitgebracht, worin dieser die Belagerung von Emmerich und Rees als das unter den Umständen zunächst und am leichtesten Ausführbare vorstellte. Der Graf verhieß Spinola, für den Fall, daß er ihm hierin beipflichte, die kräftigste Unterstützung mit seinen Truppen. Sollte das Schlagen einer Schiffbrücke aus Mangel an Fahrzeugen unmöglich sein, so ständen noch die Citadellen von Grave, Ravenstein und Gennep da, deren Blokade und Einnahme man zu gleicher Zeit ins Werk setzen könne. Hiezu begehrte der Herr van den Bergh blos 5000 Mann Fußvolk und 1000 Reiter. Mit den übrigen Truppen möge der Marquis ruhig bei Gilsen verbleiben und den Feind durch die Ungewißheit, wem es zunächst gelte, abhalten, mehr Kriegsvolk in Breda oder auch in andere Festungen zu werfen.

Spinola, obgleich ihm der Vorschlag einleuchtete, welcher immer noch Zeit für Ausführung seines größern Lieblingsprojektes ließ, glaubte dennoch erst einen speciellen Befehl der Infantin einholen zu müssen. Diese trug zwar Bedenken, so vielerlei Belagerungen auf einmal vornehmen zu lassen, jedoch auf die Kriegserfahrung und Lokalkenntniß des Grafen vertrauend, sandte sie ihrem Feldherrn unbedingte Vollmacht zu *).

Während dieser Verhandlungen und Zögerungen waren viele Tage verstrichen; die Soldateska fing an sich zu langweilen und ungeduldig sich zu zeigen. Das Lager stand über zwei Meilen vom Flusse entfernt; die Sommerhitze wurde drückend und zur Löschung des Durstes

*) H. Hugo S. 12 fg. — La Pise 796 fg.

hatte man nur wenige Brunnen, die theils ausgetrocknet, theils mit trüb gewordenem, ungesundem Wasser gefüllt waren. Gleichwol trieb der entsetzliche Durst Viele dahin, oder wol selbst zu Gräben und Pfützen, so daß nothwendig schwere Krankheiten daraus entstehen mußten. Der Marquis, welcher über solchen Uebelstand Winke erhielt, schickte einige Offiziere nach den fraglichen Punkten hin, um sich von dem Thatbestand näher zu überzeugen; allein diese Personen trugen, theils aus Bequemlichkeit, theils aus Wohldienerei, Bedenken, ihm die Wahrheit zu sagen, und berichteten: Wasser sei hinreichend vorhanden. Nichts desto weniger kam die wahre Lage der Dinge alsbald an den Tag, besonders da Graf Johann von Nassau (aus einer der deutschen Linien), welcher, der Familienbande ungeachtet, unter den Fahnen der Spanier diente und als Oberst zwei Legionen deutscher Söldner anführte (ein im Uebrigen geachteter Herr und tüchtiger Kriegsmann), für seine bedrängten Soldaten das Wort zu nehmen sich gedrungen fühlte und es denn auch mit vieler Schärfe gegen das schmeichlerische Gesindel that. Der Marquis, von Unwillen und Mitleid zugleich erfüllt, ließ alsbald frische Brunnen graben und somit dem Uebelstand abhelfen.

Zu dieser Wassernoth war noch eine andere gekommen. Ueber 40,000 Brote, welche man mühsam herbeigeschafft, wurden durch anhaltendes Regenwetter verdorben; den italienischen Truppen geriethen durch Zufall ihre Zelte in Brand; es blieb auch der regelmäßige Sold aus und die Lebensmittel stiegen beträchtlich im Preise. Eine solche Reihe von Drangsalen führte natürlicherweise bei dem damaligen Geiste des Kriegsvolkes, das ohnehin nicht für den eigenen Herd, für eigene Ideen oder eigenen

Fanatismus kämpfte, sondern bereits aus Miethlingen verschiedener Nationen und Religionen (wie auch die meiste Zeit des 30jährigen Krieges über) zusammengesetzt war, zahlreiche Desertionen herbei. Um diesen zu steuern, sah sich der Marquis zu den strengsten Maßregeln gezwungen. Nichts desto weniger ward das Murren der Soldaten über planloses Hin- und Herunterhandeln und vollkommene Unthätigkeit mit jedem Tage lauter, anderseits regte sich der Muthwille der Holländer auf die mannigfachste Weise in Verhöhnung der Spanier, ihres Königs und ihres Feldherrn. Man führte ihre Personen in burlesken Komödien auf, verbreitete Pasquille und Refreynen des beißendsten Inhalts, sang Spottlieder und verkaufte Zerrbilder, auf deren einem König Philipp IV., das ohnmächtige Geschöpf in den Händen des Ministers Olivarez, vorgestellt zu sehen war, wie er Breda mit einer alten Laterne suchte; Spinola stand ihm zur Seite und kratzte sich mit beiden Händen in dem Kopf. Inzwischen verweilte Prinz Moritz ruhig im Haag und äußerte, in den Spott seiner Mitbürger einstimmend, mit der ihm eigenen, kalten Ironie: Spinola würde zu Gele (dem Orte, wo das Narrenspital stand) besser an seinem Orte sein, als zu Gilsen. Dergleichen that er nur, um ihn zu einem unmittelbaren Kampfe desto eher herauszulocken *).

Nachdem endlich das Unternehmen auf Grave und die übrigen kleinen Festungen die Billigung der Erzherzogin erhalten, foderte Spinola den Grafen van den Bergh auf, wider erstgenannten Platz anzurücken, und verhieß ihm den erbetenen Beistand auf den bestimmten Tag. In der

*) De obsidione Bred. 15—16.

That ſandte er ihm auch Graf Johann von Naſſau, welcher noch kurz zuvor ein glänzendes Anerbieten der Republik Venedig, an die Spitze ihrer Streitmacht zu treten, ausgeſchlagen hatte, mit 5000 Mann Fußvolk und fünf Schwadronen Reiter zu. Konrad von Aubremont, der Oertlichkeiten ganz beſonders kundig, ward mit einer Abtheilung Reiterei nach Herzogenboſch beordert, wo er zugleich mit dem ſehr erfahrnen Gouverneur, Baron von Grobbandente ſich in genauen Rapport zu ſetzen die Weiſung hatte. Einen Tag ſpäter ging Don Hiacinto de Velasco, Marquis de Belvedere, mit dem Auftrag ab, in der Umgegend von Grave ſämmtliches Vieh zuſammenzutreiben *).

Während dies hier geſchah, hatte Moritz von Naſſau, ungläubig an jede ernſthafte Unternehmung ſeines Gegners, dem König und der Königin von Böhmen (Friedrich von der Pfalz und Eliſabeth von England), welche ihn beſucht, ſowie den Geſandten von England und Venedig glänzende Feſte in Breda gegeben; die ſchönſten Damen ſchmückten dieſelben und Ritterſpiele aller Art wurden acht Tage lang aufgeführt. Nach ſeiner Rückkehr im Haag merkte er erſt, daß Spinola Ernſt zu machen gedenke. Hinter einander trafen Nachrichten ein, von dem Zuge Graf Heinrichs, der Einnahme des Schloſſes Mondelberg, der Stadt und Citadelle von Kleve (mit Nichtachtung der bisher zugeſtandenen Neutralität), des Schloſſes von Gennep, welche Plätze ſämmtlich durch Handſtreiche gefallen waren und mit Beſatzungen verſehen wurden. Diesmal war jedoch von ſpaniſcher Seite ſo ſtrenge Mannszucht gehalten und alles Privateigenthum ſo ſehr geachtet worden, daß Moritz ſelbſt in

*) De obsidione Bred. 16 — 17.

der Folge seine Bewunderung darüber ausdrückte. Graf Heinrich befestigte das Dorf Mook zwischen Gennep und Grave, und bezog hier ein Lager. Darauf sendete man Kundschafter nach Battenburg und Ravenstein aus; er selbst, um den Feind zu täuschen, begab sich mit 15 Schwadronen Reiter und 1000 Schützen weiter *).

Inzwischen hatte Don Velasco seinen Zweck erreicht und von Grave bis Ravenstein hin alles Vieh aufgetrieben und nach Herzogenbosch geschickt, auch dadurch in der ganzen Gegend nicht geringen Schrecken verbreitet. Der Graf van den Bergh berief Johann von Nassau und den Herrn von Aubremont zu sich und setzte durch Letztern Spinola in Kenntniß, daß er sich zwar hinsichtlich Ravensteins getäuscht, die Einnahme von Grave aber für möglich halte, wenn anders der Marquis damit einverstanden sei; in jedem Fall aber bedürfe er mehr Truppen, um etwas Erhebliches ausrichten zu können. Der Graf beorderte inzwischen Johann von Nassau, den Uebergang nach dem andern Maasufer zu bewerkstelligen und unweit Grave ein Lager zu beziehen; er selbst hatte die Absicht, nur so lange noch bei Mook zu verweilen, bis Spinola ihn von seinem weitern Kriegsplan in Kenntniß gesetzt haben würde. Bis auf ein Weiteres sollten für Erbauung einer Schiffbrücke, zum Behufe der Uebersetzung des Heeres über die Maas, alle nöthigen Anstalten getroffen werden.

Ein furchtbares Naturschauspiel unterbrach jedoch für eine Weile die ferneren Operationen und brachte Schreck und Entsetzen unter die Spanier. Regen, Wind, Blitz und Donner wütheten plötzlich auf unerhörte Weise und

*) Mémoires de Frédéric-Henri. 23. 24. La Pise 798.

schienen alle Elemente im Aufruhr und Erde und Himmel durch einander gemischt zeigen zu wollen. Eine dicke Finsterniß umzog Alles weit in der Runde und das Wasser fiel in Strömen herab. Das abergläubige, bigote Volk hielt dafür, daß der jüngste Tag angebrochen *). In derselben Nacht hatte der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien, welchen sein Bruder mit einer Anzahl frischer Truppen nach der alten Stellung bei Rees und Emmerich zurückgeschickt und welcher, nachdem er diese Städte noch mehr befestigt und längs der Yssel verschiedene starke Verschanzungen, zumal gegen Dieren, Bronckhorst, Brunsberg und andere Punkte hin, aufgeworfen, auch die Bewohner der Veluwe in wehrhaften Stand gegen neue Ueberfälle, wie zur Bewachung der Stromüberfahrten gesetzt **), von Alles herbeigeeilt war, einen Ueberfall mit Macht auf das noch nicht vollständig befestigte Lager beschlossen gehabt. Allein eben jenes Ungewitter hinderte ihn an der Ausführung, so gut auch alle Vorkehrungen eingeleitet worden, und als der Prinz ein paar Tage später sein Wagniß gleichwol erneuern wollte, fand er unglücklicherweise die Besatzung von Grave nicht zu der Zeit, wie sie bestellt worden, zu seiner Unterstützung ausgerückt, andererseits aber das spanische Lager nicht so wehrlos, wie man ihm vorgespiegelt hatte. Nach kurzem Geplänkel zog er daher wieder ab von dem Feinde.

Während dieser Vorfälle hatte sich Johann von Nassau

*) Die Holländer verbreiteten die Nachricht in den Zeitungen: „que la soif avoit étranglé l'armée de Spinola et que les chaleurs de la canicule l'avoient étouffée.“ Neuville histoire de la Hollande. 420.

**) Theatrum Europaeum. I. 830.

ganz nahe bei Grave gelagert und zwar in vortheilhaf Stellung, da nämlich zur Rechten der Fluß, in d Fronte und zur Linken aber ein Arm deſſelben ihn deck Er führte aber jetzt auch noch in der Fronte und auf b den Seiten einen Graben auf, nämlich durch den Zw ſchenraum zwiſchen dem Lager und den beiden Waſſer um den Holländern jeden Uebergang zu erſchweren. Sein Fronte kamen die nahe ſtehenden Waldungen als Punk zu Hinterhalten ſehr zu ſtatten, während Friedrich Hei rich die um die Stadt herum ſanft aufſteigenden Hüg aus Furcht vor nächtlichen Ueberfällen, zu verlaſſen fi gut fand. Von da an kam es faſt jeden Morgen z kleinen Gefechten mit der Reiterei, indem die Holländ ſtets zur Nachtzeit einige Erdhügel aufwarfen, welche ma ihnen mit Tagesanbruch wieder zu nehmen hatte. S neckte man ſich einige Zeit gegenſeitig, ohne etwas Bede tendes auszurichten *).

Spinola, obwol er es beinahe übel genommen, da der Graf van den Bergh den von ihm ſelbſt doch vorg ſchlagenen Angriff auf Ravenſtein ſo leicht wieder aufg geben hatte, willfahrtete dennoch wegen Grave und erlaubt ihm deßhalb nach Umſtänden zu handeln. Er ſelbſt be feſtigte inzwiſchen ſein Lager bei Gilſen mit neuen Re douten, um den Holländern jede Luſt zu einem Ausfal auf ſeine Stellungen zu benehmen.

In Breda hatte man ſich während der letzten Woche mit dem Wahne getäuſcht, daß der Plan auf die Feſtun von dem Marquis beſtimmt verlaſſen ſei; aus dieſen Grunde waren alle, aus Furcht vor einer Belagerun

*) De obsid. Bred. 20 fg.

nach benachbarten Städten geflüchtete Möbel auf Schiffen wieder zurückgebracht worden. Man versäumte es, sich mit neuen Mundvorräthen zu versehen, da der wirklich vorhandene für den Winter ausreichend schien. Leichtsinniger Weise gab man auch die Wiederausfuhr von 100 kürzlich eingebrachten Mastochsen und zwei Schiffsladungen Käse, als nunmehr überflüssig, zu. Nicht minder unvorsichtig nahm man alle aus den Umgegenden, welche die Spanier verheerten, Flüchtigen, nebst ihren Familien und ihrem Gesinde in die Stadt auf, zwar durch die Gesetze der Humanität entschuldbar, jedoch in einem größern Interesse beklagenswerth, weil zum größten Schaden der tapfern Besatzung deren Mundvorräthe durch diesen neuen Zuwachs von Consumenten beträchtlich geschmälert wurden *).

Die neuesten Maßregeln des Marquis de Spinola hatten den Prinzen Moritz in völliger Ungewißheit über die eigentlichen Anschläge der Spanier gelassen. So kam es denn, daß, da er Grave nicht entblößen konnte, um Breda zu verstärken, und umgekehrt, er keinem von beiden Plätzen Beistand leistete. Inzwischen verlor er nichts von der Elasticität und Rüstigkeit, die man an ihm so sehr gewohnt war. Er verließ den Haag neuerdings, um zu seinem Bruder nach Nymwegen sich zu begeben, ließ Geschütz und Kriegsvorräthe in Menge nach Bommel schaffen und sorgte für die Befestigung sämmtlicher kleiner Orte, welche Herzogenbosch umkränzten **).

Viele Stimmen im spanischen Lager hatten Spinola häufig getadelt, daß er so lange mit einer größern Unter-

*) H. Hugo l. c.

**) Ebendas.

nehmung gezögert; aber es wies sich sein System als weise und als die Frucht reifer und sicherer Berechnung der Umstände aus. Schon begann unvermerkt der Herbst heranzurücken, welcher die Holländer außer Stand setzte durch irgend eine kriegerische Bewegung auf einer andern Seite den Feind von Breda abzulenken, während dieser für alle vorkommende Fälle bereit und gerüstet blieb.

Der Graf van den Bergh hatte nach eingezogenen nähern Erkundigungen über Lage und Hülfsmittel von Grave auch diesen Platz aufgegeben und Spinola, der darüber um so mehr verwundert sich zeigte, als er schon die frühere Verzweiflung seines Freundes wegen Ravensteins unbegreiflich gefunden, in dreiwöchentlichen Unterhandlungen durch Briefe und Sendlinge zuletzt seine Ueberzeugung von der Unthunlichkeit eines Versuches ebenfalls beigebracht; dafür steifte sich bei dem Oberfeldherrn um so mehr sein eigener Entschluß, Breda betreffend. Er empfahl dem Grafen die möglichste Sorgfalt für Gelderland und erwirkte dadurch, daß er alle Verhältnisse und Aussichten der Erzherzogin Infantin, sowie die nachtheiligen Folgen eines entgegengesetzten Benehmens klar zu machen wußte, unschwer ihre Einwilligung zu dem Operationsplan wider Breda.

Den Winken des erfahrnen Hauptes gehorsam, bewerkstelligte Graf Heinrich seinen Rückzug aus dem Lager bei Grave mit solcher Behutsamkeit und Klugheit, daß Peter Ernst von Mansfeld mit den 20,000 Mann, welche ihm zur Verfügung standen, nichts wider die 4000 Mann Fußvolk und 1000 Mann Reiterei van den Bergh's auszurichten vermochte. Ebenso wußte Graf Johann von Nassau, welcher in Gefahr stand, auf seinem Rück-

ge von der Uebermacht der Holländer umzingelt zu werden, in dreifacher Schlachtordnung, wie zu unmittelbarem Kampfe gerüstet, sich aufzustellen, daß er den Feinden Respekt einflößte und sie nichts wider ihn zu unternehmen sich getrauten.

Die Neider des Marquis wie die des Grafen Heinrich benutzten jedoch diese fünfwöchentliche Unthätigkeit in den Hauptoperationen, die sie nicht begriffen, um sie gegenseitig bald als zaghaft, bald als verdächtig hinzustellen und auf mancherlei Weise zu verleumden. Allein Spinola brauchte geringe Mühe, um sich und seine Collegen von allen Vorwürfen vollkommen zu reinigen. Man ließ den Unverstand und die Gemeinheit fortschimpfen und sorgte mittlerweile für neue Truppenwerbungen, auch für Sold und Lebensmittel, um die früheren unangenehmen Scenen nicht abermals zu erleben *).

Don Francesco Medina, einer der tüchtigsten Unterführer, nahm sein Quartier zu Ginnecken, Paolo Baglioni, Oberst der italienischen Legion, bei der großen Gouvenne, Carlo Rotta zu Terheyden. Zwei Seiten der Stadt, von wo aus die Belagerung geleitet werden mußte, waren somit in einer Nacht bereits gewonnen. Man hatte in Breda die Ankunft der Feinde früher erblickt, als durch das Gerücht erfahren. Sogleich begann man mit Kanonaden und kleinen Gefechten, die jedoch ohne erhebliche Umstände waren. Die Häuser außerhalb der Stadt wurden auf Befehl des Gubernators in Brand gesteckt, die Landleute flohen in verschiedenen Richtungen befreundeten sichern Hürden zu **).

*) De obsid. Bred. 22 fg.

**) Ebendas. 23 fg.

[illegible] Gemeinde [illegible] Gemeinde [illegible] [illegible] [illegible]

sehen. Endlich nahm man von Seite des Kriegsguberniums, in Uebereinstimmung mit dem Rathe, ein Inventarium der vorhandenen Lebensmittel bei allen Bürgern und Insassen der Stadt auf und schickte es dem Prinzen Moritz zum Behufe der nöthigen Anordnungen hinsichtlich dieses Punktes zu *).

Spanischer Seits befestigte man ferner Teteringen und Hage, zwei Dörfer in entgegengesetzten Richtungen von der Stadt, und führte auch hier Mauern, Gräben und Kastelle auf. Eine kleine Besatzung bewachte den sogenannten Minenhügel und eine Schiffbrücke über die Merk mit Verzäunung deckte und wehrte hier den Zugang. Das Dorf Terheyden wurde durch zwei Lager entzweigeschnitten. Ueber das äußere erhielt Carlo Roma, ein welscher Anführer von großem Talent und erprobter Tapferkeit, interimistisch für den Marchese di Campolattari, den Befehl **).

Jetzt erst konnte die vollständige Umwallung der Stadt, und zwar auf allen vier Seiten zugleich, vorgenommen werden. Eine kleine Erdmauer von einem Dorfe in das andere, von einem Walle zu dem andern laufend, ward aufgeführt, je mit Thürmen und Munitionen in den einzelnen Zwischenräumen von 400—600 Schritten; da aber, wo die Natur des Bodens und die Lage der Wege es erheischten, brachte man Verrammlungen an. Jede einzelne Abtheilung betrieb die Arbeit von seinem respektiven Lager in das nächste fort; so von Ginnecken aus nach Hage der Marchese von Campolattari, gegen Tete-

*) Van Goor l. c.

**) Mémoires de Fr. Henri 25. H. Hugo 25.

Der Marquis von Spinola, Breda … das Lag
gerückt, leitete von einem Thurme von … 7000 Schr
Absteckung seines neuen Lagers und ließ … gen, eine U
um die Stadt vornehmen. Medina … i (unstreitig
Mühlenbach, und nachdem zuerst ein … einen Raum v
noch eine größere Befestigung aufge… en 3200 Schr
er drei Thürmchen längs dem … 0; das Isenburg
Die Bogenschützen wurden hinter … äußere Zirkel die
denkörben als Besatzung derselb… Schritte berechne
der sorgte man für Bewach…, war von dem
Merk, unfern der Kirche … ngefähr 200 Schri
Medicis ward ausersehen, … der Wege von eine
Ort für ein Lager aus… Umfang von etwa fü
Feldwasser und der in … ch der Höhe zu nic
eine genügende Zahl … fähr sieben Fuß in d
Schon am ersten … an spitzig aufwärts b
dene Fahrzeuge mit … Der um beide auße
den Spaniern in die … Fuß tief, oben sieben un
um sie heiter zu … Fuß breit, damit nich
ersah darin ein gün… ng, der Sand locker ge
Von Breda au… en Thürme und Kastell
nungen zwischen … hl, in welchen die Solda
Brand, da man … estellt wurden. So hatt
digen zu können … Lagern, wie mit ausge
Belckromboſch … in einer Weise, daß di
keinen Haltpunk… en eingeschlossen, die Stell
kleine Weiler er… vertraten. Er hatte dies
selbe Schicksal. … mit mit geringerer Menschen
Mühle gestanden … rt und bedeutenden Ausfäl
… eine gleiche Zahl von Ver
*) De obsid. … werden konnte. Trotz des

...chst anwohnenden Land-
...r Getreide und Vieh in
...adurch den Belagerten es
...zuhalten, so ward doch dieser
... bedeutenden Vortheil in der

...n jede Gelegenheit zu Hinterhalten
...ete man holländischer Seits jetzt alle
...äude außerhalb der Stadt, ungefähr
...l, freiwillig an; zugleich unternahm ein
...tzung einen heftigen Ausfall auf die mit
... beschäftigten Feinde, welcher erst nach drei-
...Kampfe durch die besondere Tapferkeit des Gra-
...Isenburg abgeschlagen werden konnte. Wäre
... dergleichen fortgefahren, so würden die Spanier
...n gelitten und vielleicht die Kriegsangelegenheiten
...Allgemeinen eine andere Wendung genommen haben;
...aber ließ man unglücklicherweise Jenen Zeit genug,
...e Circumvallationsmauern, sowie die eben beschriebenen
...ürme und Kastelle nach und nach zu vollenden. Aus
...en Schilderungen gleichzeitiger Kriegsschriftsteller geht
...rde, daß strategische Meister ersten Ranges das Ganze
...eichnet *).

Zu diesen Befestigungswerken und Schutzwehren der
Spanier kam noch ein Damm, welchen man vom Dorfe
...gt bis zur Brücke, durch welche es mit Terheyden
...bunden war, aufführte, wol 2500 Fuß lang und 6
Fuß hoch; und um dem feuchten Grunde nachzuhelfen,

*) De obsid. Bred. 26 fg.

**) Ebendas. Van Goor 167.

welcher der Schwere der Wagen und Pferde nicht w... gewachsen war, belegte man ihn, dem Rathe lokalkun... ger Architekten zufolge, mit tüchtigen Balken. Dadu... ward zugleich den Ueberschwemmungen der Merk und d... Uebelständen der Restagnation gesteuert; denn gewöhnl... bildete sich der ohnehin hier niederere, lockere und von N... tur feuchte Boden, in Folge des Austretens der Feldwa... ser und der Ueberströmung des Merkflusses, zur Winter... zeit zu einem so hohen See aus, daß man förmlich da... auf schiffen, Lebensmittel auf Kähnen bequem in d... Stadt bringen und zugleich das eine Lager von dem an... dern abtrennen konnte.

Spinola entwickelte bei dem Allen eine erstaunens... werthe Thätigkeit, indem er auf jede Weise hier den Ehr... geiz der Feldhauptleute und Künstler stachelte, dort den... Muth und die Ausdauer der Handwerker und Soldaten... zu der schwierigen Arbeit stärkte. Eine so bedeutende Reihe... von Wällen, Thürmen und Kastellen war innerhalb eines... Zeitraumes von 17 Tagen zu Stande gekommen, ohne... daß man gleichwol nöthig gehabt hätte, allzu viele Leute... bei dem Geschäfte zu verwenden. Wesentlich trug dazu... bei, daß eine große Zahl Personen aus edeln Häusern,... deren Beispiel elektrisirte, sich in Spinola's Lager einge=... funden hatte; so sah man selbst Prinzen und Grafen frei=... willig als Gemeine den Feldzug mitmachen, angelockt so=... wol durch die Größe und den Ruhm eines Feldherrn, in... dessen Schule sie sich zu tüchtigen Kriegsleuten zu bilden... hofften, als durch den Glanz, der auf sie durch den Waf=... fendienst gegen Widersacher, wie die drei Nassauer, Mans=... feld und Andere, zurückfallen mußte. Diese hohen Perso=... nen trugen, gemeinschaftlich mit Soldaten und Bauern,

[illegible] und Steine eigenhändig herbei. Der gemeine Mann [illegible] dadurch zu verdoppeltem Eifer angereizt; auch er[illegible] er mit freudigem Danke, daß für ihn von oben [illegible] redlichst gesorgt werde. Es lockte ferner Viele der [illegible] ohnehin kärglich fließender Löhnung zweifach wichtige [illegible]stand, daß die Schanzarbeiten besonders vergütet und [illegible]durch Gelegenheit zu reichlichem Verdienste gegeben wurde.

Die Stellung des spanischen Lagers war auch außer[illegible] hier günstiger, als die des Lagers bei Gilsen; es fan[illegible] sich ein Fluß und mehre Bäche, reife Erntefelder [illegible] volle Scheunen vor, das gute Wetter erleichterte die [illegible]rbeit und wirkte vortheilhaft auf den Gesundheitszustand, während anderseits allerlei nachtheilige Einflüsse des Herb[illegible]tes und bösartige Fieber das Kriegsvolk plagten *).

Mittlerweile ward in Breda nichts versäumt, was zu einem guten Vertheidigungssystem gehörte. Aertsen, der Militärgouverneur der Stadt, ließ beinahe täglich Kriegsrath halten und über die zweckmäßigsten Maßregeln zur Aufrechthaltung guter Disciplin unter der Besatzung, von Ruhe und Ordnung unter den Bürgern und zur Vereinigung der Kräfte Beider für die Interessen des Vaterlandes sich besprechen. Sämmtliche vermögliche Einwohner wurden angehalten, den Belauf ihrer Geldmittel eidlich anzugeben, damit ermessen werden konnte, inwiefern, bei dazumal bereits schlecht bestellter Kasse, der Sold an die Truppen zureiche. Die Notablen gingen hierin mit gutem Beispiel voran und alle Uebrigen folgten willig; denn es herrschte in Breda, wie in wenigen Städten Nord-Niederlands, ein hoher, selbstverleugnender, zu jedem

*) H. Hugo 31 fg.

Opfer für Freiheit und Ehre entschlossener Patriotismus. Die auf solche Weise angegebene und auf das Rathhaus in Natura abgelieferte Summe belief sich auf 150,000 Gulden. Abgeschätzte Geldsorten erhielten ihren alten Werth wieder und manchen Münzen gab man, in Erwägung des Dranges der Umstände, einen erhöhten *). Der Gubernator und die Wethouders ließen durch Trommelschlag bekannt machen, daß Käse und getrocknete Häringe aus den öffentlichen Magazinen verkauft würden; denn es gebrach bereits gänzlich an Butter und Fleisch. Die Bürger, voll patriotischen Gefühls, jedoch enthielten sich so lange als möglich des Ankaufs dieser Consumtibilien, um die Soldaten nicht zu verkürzen.

Spinola wußte nur gar zu wohl, mit welchem Feinde er es zu thun habe, und daß seine Streitmacht, trotz der großartigen von ihm aufgeführten Belagerungswerke nicht hinreiche, um ihn so leicht zum Meister von Breda zu machen. Hierzu kamen noch schlimme Gerüchte von der Annäherung Mansfelds, welcher, nachdem er seine Raubzüge fortgesetzt, das spanische Heer nunmehr zwingen zu wollen schien, die Absichten auf Breda aufzugeben. Der Marquis schrieb an den Herzog von Baiern und den Grafen Tilly dringend um Verstärkungen.

Als Prinz Moritz den Ernst des spanischen Oberfeldherrn erkannt, begriff er die Nothwendigkeit, größere Thätigkeit als bisher zu entwickeln; in der sichern Ueberzeugung

*) Resolutien der Stadt Breda, van Loon (Nederl. Histor. Pennige II. 157), van Goor (166) und Joachim (Neueröffnetes Münzkabinet I.), bei welch Letzterem man auch die Abbildung der Münzen sehen kann.

jedoch, daß Jener mit Gewalt nichts werde gegen Breda ausrichten können, beschloß er vor Allem das Klevesche von der Gegenwart des Feindes zu säubern und somit zunächst die vom Grafen van den Bergh besetzten Plätze wiederzugewinnen. Zu dem Ende ward die holländische Armee nach der Mooker-Haide beordert, woselbst er ebenfalls einzutreffen gedachte. Graf Heinrich hatte dies jedoch nicht sobald erfahren, als er Gennep von freien Stücken aufgab und sich in Eile nach Rheinbergen zurückzog. Die Holländer rückten jetzt vor Kleve, wo die Citadelle sich noch am gleichen Tage ergab. Gennep und andere Plätze folgten diesem Beispiel. Man kam jedoch von beiden Seiten überein, die Neutralität gedachter Städte künftig mehr als bisher anzuerkennen und keine Truppen darein zu verlegen *).

Der üble Gesundheitszustand unter den Truppen des Prinzen hatte einen großen Theil derselben, besonders die Reiterei unbrauchbar gemacht. Als er daher sah, daß in diesen Gegenden ferner nichts zu thun, Spinola aber täglich stärker sich befestige, zog er mit etwa 15,000 Mann zu Fuß und 1200 Reitern gegen Grave an, wo er über die Maas setzte, und von da nach Heusden und Raemsdom gegenüber von Gertruydenberg, zwei Stunden blds von Breda, vorrückte **).

Heinrich van den Bergh war dem Prinzen durch die Campine auf dem Fuße nachgefolgt. Ein kleines Reitertreffen mit der Besatzung von Bergen-op-Zoom, welche den

---

*) Mémoires de Frédéric-Henri d'Orange. S. 25.

**) Ebendaselbst. Aitzema, Zaken van Staat en Oorlog. — Van Goor l. c.

Spaniern beträchtliche Beute abgejagt, und eine Affaire mit Sevenberg, einer Stadt, deren Neutralität formell zwar anerkannt, aber faktisch nicht geachtet worden, und worin die Jesuiten, wie an so vielen Orten, eine thätige Rolle spielten, bildeten kleine Episoden.

Unter den fremden Fürsten, welche die Neugier mehr als die Kriegslust angetrieben, das beginnende Schauspiel vor Breda in Bequemlichkeit mit anzusehen, befand sich der Prinz Wladislaus Sigismund, ältester Sohn des Königs von Polen, welcher dem Hofe zu Brüssel einen Besuch abgestattet und eine sehr glänzende Aufnahme daselbst gefunden hatte. Als er im Lager erschien und zahlreiches Geschütz zu seinem Empfange abgefeuert wurde, zeigte sich plötzlich am Himmel eine Mondfinsterniß; was man, wie jedoch der Erfolg später gezeigt hat, sehr unrichtig dahin auslegte, daß dieser Fürst dereinst ein Bändiger des türkischen Halbmondes sein werde. Auch die Bredaer wollten das Ihrige thun, und gaben die starke Salve, welche bei diesem Anlaß gefeuert worden, mit verstärktem Accente zurück. Die Kugeln fielen in den dichtesten Haufen, der um den Prinzen von Polen sich gedrängt. Darauf ritt er mit Spinola, welcher zu Abwendung jeder Gefahr inzwischen Sorge getragen, durch das übrige Lager der Spanier, um Alles genau zu besichtigen. Ueberrascht von den Meisterwerken der Strategie, die sich hier ihm darstellten, erklärte Sigismund laut: „die Würfel seien in der Art geworfen, daß es um den Kriegsruhm des einen oder anderen der zwei größten Feldherren des Zeitalters, Spinola und Moritz, sich handele.“ Da er keine Lust hatte, den Operationen selbst beizuwohnen, so ging er nach Antwerpen zurück, wohin ihn der Marquis mit einer starken

Truppenabtheilung unter Anführung Graf Salazars begleiten ließ, um sich durch Deutschland nach Italien zu begeben *).

Spinola zeigte sich nicht nur gastlich und aufmerksam gegen befreundete Gäste, sondern auch human und liberal gegen feindlich gesinnte, die der Zufall ihm in die Hände geführt, sobald nur nicht das Kriegsgesetz die Strenge absolut nothwendig machte. Dies bewies er, um nur einen Fall anzuführen, dadurch, daß er acht vornehme junge Cavaliere aus Frankreich, welche als Freiwillige nach Breda gekommen waren und den Versuch gemacht hatten, sich durch das spanische Lager in das des Prinzen von Oranien zu schleichen, jedoch in die Gewalt der Feinde gerathen waren, freundlich beherbergte und ihnen die Wahl ließ, entweder nach ihrer Heimat oder nach Breda zurückzukehren; worauf sie letzteres vorzogen.

Um eine wichtige Stellung bei Oosterhout, von der man befürchten mußte, Prinz Moritz werde sie einnehmen und von da aus den Spaniern bedeutenden Schaden zufügen, voraus zu besetzen, ward der Baron von Beauvoir, Anführer des burgundischen Regimentes, mit einer Anzahl Truppen dahin beordert. Noch immer jedoch hatte Spinola von des Prinzen eigentlichem Operationsplan keine bestimmte Idee, noch sichere Nachricht. Endlich vernahm man seine Ankunft bei Getruydenburg und er machte Bewegungen, welche auf die Befestigung von Oudenbosk und Roosendael mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit schließen ließen. Der Prinz schlug bei Made (halbwegs zwischen Gertruydenburg und Breda) Lager. Spinola beschloß mit 7000

*) H. Hugo 34—37. Theatrum Europaeum 830.

Mann zu Fuß und 30 Fähnlein Reiter ihm entgegenzuziehen, nachdem er die Hut des Lagers von Ginnecken an Francisco de Medina überlassen hatte. Unweit Oosterhout, in einer Entfernung von blos 3000 Schritten vom Feinde, machte er Halt. Von der Raschheit dieses Zuges hing das Schicksal der ganzen Belagerung ab; denn nur ein Tag später, so würde Oranien, durch das günstige Terrain zwischen Teteringen und Hage unterstützt, bis zum Sumpfe auf Wagen, und über den Sumpf auf leichten Fahrzeugen, mit leichter Mühe Alles in die Festung gebracht haben, dessen sie bedürftig war, zumal da, mit Ausnahme der vier kleinen Thürme auf dem schwarzen Dyck, hierseits noch keine Befestigungen daran hinderten.

Der Marquis wußte schnell Rath zu schaffen und noch zu guter Stunde die Wege zwischen jenem Damm und dem Lager der Holländer zu versperren; er kam dem Prinzen dadurch zuvor und schnitt ihm alle Aussicht ab, seinen Zweck zu erreichen. Zwei Tage lang erwartete er seinen Gegner, vollkommen zur Schlacht gerüstet; da dieser jedoch keine Miene machte, anzugreifen, so entstand im Kriegsrathe die Frage: ob es nicht gerathen sein dürfte, auch die im Lager zurückgelassenen Truppen an sich zu ziehen und mit vereinigter Macht den Prinzen von Oranien anzugreifen, statt länger in der gegenwärtigen Stellung ihn abzuharren. Spinola hatte aber seine eigene Meinung in Bezug auf diesen Punkt, und ließ sich auch dadurch nicht irre machen, daß unberufene Wortführer ihm das Beispiel des großen Prinzen von Parma vor Augen hielten, nicht ohne die Absicht, seinen Stolz zu verwunden. Den Prinzen durch eine Anzahl Kanonenschüsse zum

Kampfe aufzufodern, verschmähte er, als seiner unwürdig *).

Da Moritz fortwährend in seiner Stellung verblieb, ohne irgend ein Lebenszeichen von sich zu geben, so gewann der Marquis Zeit genug zu Anlegung neuer Kastelle oder Forts, welche er Beauvoir, Nassau und Philipp v. Fugger zu vollenden übertrug und welche dem Prinzen auf der linken Seite bis Terheyden jeden Uebergang wehrten. Dieselben waren von gleicher Gestalt, Größe und Festigkeit wie die früher beschriebenen. Auch diese zu unterbrechen, machte Oranien keine Miene, weder bei Tag, noch bei Nacht. Die englischen Schützen, welche er in Sold genommen, wurden der Zögerung überdrüßig und verließen ihn großentheils. Einzelne französische Edle aber sendeten Auffoderungen zu Zweikämpfen in das spanische Lager, welche mit vieler Ritterlichkeit aufgenommen wurden. Die Turniere fanden unweit des feindlichen Lagers statt, und bis sie zu Ende, herrschte eine Art stillschweigender Waffenruhe **).

Die Berichterstatter, welche zu Gunsten des Marquis von Spinola geschrieben, verschweigen die wahre Ursache des unbegreiflich langen Zögerns von Seite des Prinzen. Aus den holländischen Berichten jedoch erfährt man, daß es der Mangel an hinreichender Reiterei war, was den Prinzen an jeder größern Bewegung gegen die Armee vor das Lager vor Breda hinderte; denn eingerissene Krankheiten hatten diese, hier so besonders nothwendige

*) De obsid. Bred. 35—37.

**) Ebendas. 39, woselbst sie ausführlich beschrieben zu finden sind.

Truppe, wie auch einen großen Theil des Fußvolkes außerordentlich geschwächt, während Spinola über 20,000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter verfügen konnte*).

Die Spanier machten sich gleichwol noch immer auf einen Ueberfall oder auf Anzündung ihres Lagers durch irgend ein Strategem des verschlagenen Oranien gefaßt, dessen unerschöpfliche Listen sie so oft schon zu ihrem Schaden kennen gelernt hatten. Der Prinz schien seine Anschläge in tiefes Geheimniß zu hüllen und über irgend einem kühnen Streich zu brüten. Bald wurde man durch die Kunde von den Vorfällen bei Antwerpen überrascht.

Der Prinz hatte sich schon früher mehrfach mit Planen zum Wiedergewinne des wichtigen Antwerpens beschäftigt, ohne die Umstände günstig zu finden. In der letzten Zeit jedoch, als er alle verfügbare Streitmacht des Königs von Spanien und der Infantin Isabella in Nordbrabant concentrirt glaubte, hielt er die Vollführung eines kühnen Streiches gegen jene Veste für möglicher als je, und die aus Antwerpen von Seite seiner Anhänger empfangenen Nachrichten bestätigten ihn in dieser Ueberzeugung. Man hatte ihm geschrieben, daß die Besatzung in der Citadelle ziemlich schwach sei, ja nicht über 800 Mann zähle und größtentheils aus Veteranen und Invaliden bestehe. Moritz begab sich mit einer Abtheilung Reiter nach Lillo und lud den Gouverneur von Bergen-op-Zoom,

---

*) Mémoires de Fréderic-Henri. Mais il est bien mal aise d'estre averti, si à point nommé: et partant est fort bien dit, que si un Chef sçavoit ce que l'autre fait, il luy seroit facile de le deffaire.

Rynhoven *), mit 4000 Mann zu Fuß zu ſich ein **), von welchen letzteren kaum ein Drittel Feuerrohre, die übrigen aber halbe Piken trugen. Sie erſchienen (12. Oktober) gegen 4 Uhr Morgens in 36 Wagen, welche mit allerlei Inſtrumenten und leichten, aus Binſen verfertigten Brücken, mit Leitern, welche nach Belieben lang oder kurz gemacht werden konnten, und anderm dergleichen Geräthe verſehen waren. Rynhoven machte einen Umweg durch das Dorf Putte, von wo aus er nach St. Job in Goar zog, um die Landleute glauben zu machen, als käme er von Lierre und gehörte zum Convoi aus dem ſpaniſchen Lager vor Breda. Die Offiziere hatten ſämmtlich rothe Feldbinden an, und die Wagen, worauf die Soldaten transportirt wurden, waren mit weißen Tüchern bedeckt, worauf man, um deſto ſicherer zu täuſchen, große rothe burgundiſche Kreuze abgemalt ſah.

In dunkler, unheimlich windiger, ſtürmiſcher Nacht zogen die Holländer hinter Berchen bei Antwerpen nach der Stockerſtraße, und als ſie ſich gegen 3 Uhr in der Frühe am Fuße des Kaſtells befanden, luden ſie auf der Nordſeite deſſelben in aller Stille Balken, Leitern und ſämmtliche Inſtrumente ab, legten zwei Brücken über das Waſſer bis zur äußerſten Zugbrücke der Citadelle und befeſtigten ſie am Ufer mit zwei großen eiſernen Stangen. So ſchwierig und unmöglich auch das Ganze ſchien, ſo wagten ſich dennoch die Holländer mit Brücken und Leitern an die zweite Zugbrücke des Schloſſes und ſuchten

*) Die Mémoires de Fréd.-Henri nennen ihn Brochum. La Pise Bronchen, Droſſaerd von Berghes.

**) Ebendieſelben ſprechen blos von „quelque infanterie.“

ſie mit Petarden und andern Werkzeugen zu ſprengen und zu öffnen. Anfänglich begünſtigten Wind und Regen, welche unaufhörlich forttobten und die Wache nichts hören ließen, das kecke Unternehmen; allein gerade der ungeſtüme Wind verdarb plötzlich Alles dadurch, daß er eine der Leitern umwarf und auf die darunter liegende Brücke ſchleuderte. Das hieraus entſtandene ſtarke Getöſe machte eine ſpaniſche Schildwache aufmerkſam, und als ſie auf ihr: „Wer da!" keine Antwort erhielt, brannte ſie ihr Gewehr los, rief Alarm und machte die ganze Beſatzung rebelliſch. Dieſelbe ſchoß mit ſolchem Nachdrucke unter die Holländer, daß dieſe genöthigt wurden, mit Hinterlaſſung eines Theils ihrer Kriegsgeräthe und Inſtrumente, im Waſſer, in den Gräben und auf den Brücken, ſowie am Ufer ſelbſt, den Rückzug theils nach Bergen-op-Zoom, theils nach Lillo anzutreten *).

In Antwerpen wurden zur Feier dieſer Rettung alle Glocken geläutet, Dankgebete dargebracht und Freudenfeſte angeſtellt **). Wäre der Anſchlag geglückt, ſo würde vielleicht Brüſſel ſelbſt, ja ganz Brabant in die Hände des Prinzen gefallen, auf jeden Fall aber der Marquis von Spinola gezwungen worden ſein, die Belagerung von

---

*) Il fut publié par les Entreprins, que les gens du Prince n'avoient failli de se prévaloir sur leurs foiblesses que par le secours divin. La Pise 799.

**) Theatrum Europaeum 833. Die Mémoires de Fréd. Henri, welche den Hergang kürzer erzählen, erklären das Mislingen auf folgende Weiſe: Il est à présumer, que si sans s'amuser à tant de subtilitez, que le dit entrepreneur avoit promis d'effectuer, on fust allé droit à la porte avec des pétards, on fust venu à bout de ce dessein.

Breda aufzuheben, und Alles eine andere Wendung genommen haben *).

Als Moritz durch Rynhoven von dem unerwarteten Unfalle in Kenntniß gesetzt wurde, zeigte er sich sehr bestürzt und verdrießlich **). Er sah keine Möglichkeit, den Feind aus seinen übermäßig starken Befestigungen zu treiben, und entschloß sich daher, von Made aufzubrechen und seine Armee in zwei große Hälften zu theilen; die eine führte er selbst nach Roosendael, die andere zog, unter dem Befehle seines Bruders Fr. Heinrich nach Walwic, in der Hoffnung, auf solche Weise die Convois, welche die Spanier häufig von Heerendank nach ihrem Lager, zum Behufe des Transportes von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen, leiteten, aufzufangen oder zu unterbrechen. Aber auch hierin sah er sich getäuscht: die beiden

---

*) Dies gibt selbst H. Hugo zu.

**) Gramsporig. Er war es um so mehr, als seine eigenen Anhänger ihm vorgeworfen zu haben scheinen, daß er das Unternehmen zu unüberlegt entworfen, oder nicht genugsam unterstützt, oder über dasselbe die nothwendigere Hülfeleistung für Breda versäumt habe. Man höre darüber La Pise 799: „Si le Prince fut outrement affligé d'un si mauvais succès, il n'en faut pas point doubter: il avoit quitté le certain pour l'incertain; il n'avoit point secouru la ville, quand il avoit pu, ayant fait son compte que la prise d'Anvers entraineroit bien tost la reprise de Breda; mais à ceste fois il n'avoit pas compté avec celuy, qui tient bornées les entreprises humaines, qui vouloit terminer ses penibles travaux par ceste peste et ficher un clou à tant de conquestes et de victoires dont il l'avoit couronné, affin que ce qui luy restoit de vie, il l'employat à faire la revue des graces que Dieu luy avoit liberalement desparties, et a confesser qu' il ne les relevoit que de sa main."

Armeen waren zu weit von einander entfernt, um sich gegenseitig unterstützen zu können, und eine allein zu schwach, um ohne Beistand der andern etwas auszurichten. Graf Heinrich van den Bergh schirmte stets persönlich mit dem größern Theile seiner Reiterei und zahlreichen Haufen Fußvolks die gedachten Convois und vereitelte die bestangelegten Manöver des Prinzen.

Nach wenigen Tagen Aufenthalts bei Roosendael beschloß Oranien einen neuen Anschlag auf Antwerpen, der aber einen ebenso fatalen Ausgang nahm, wie der soeben beschriebene, schon aus dem natürlichen Grunde, weil die Besatzung inzwischen bedeutend verstärkt und ihre Wachsamkeit geschärft worden war; sowie aus dem fernern, daß Brochum, der auch diesmal an der Spitze stand, über zu wenig Truppen für einen offenen Angriff verfügen konnte*). Friedrich Heinrich erhielt den Auftrag, Sprange zu besetzen und zu befestigen.

Einige Tage nach dem Abzuge des Prinzen von Roosendael, wohin er den Grafen Ernst Kasimir von Nassau mitgenommen hatte, hielt Spinola dafür, daß für den Ruhm der spanischen Waffen in dieser Gegend genug geschehen sei, und begab sich in das Lager vor Breda zurück. Moritz, physisch bereits durch Leiden mancher Art geschwächt, fühlte sich durch den Verdruß und Aerger über die Misgeschicke der letzten Wochen noch mehr angegriffen, und verfiel in eine Krankheit, die ihn an entschiedener Thätigkeit hinderte**). Er übergab deshalb den Oberbe-

---

*) Mémoires de Fr. Henri. 28. Mehre andere Berichterstatter schweigen gänzlich darüber.

**) La Pise (S. 800) will diesen Grund nicht zugeben:

fehl interimistisch an Ernst Kasimir und reiste nach dem Haag zurück, daselbst seine Heilung abzuwarten. Allein bald verwandelte sich sein Uebel in eine förmliche Phthisis und zehrte zusehends und rasch an den edelsten Lebenskräften. Der Prinz inzwischen gab sich, trotz dieses Umstandes, mit dem Schicksale des geliebten Breda für und für beschäftigt, der sichern Hoffnung hin, daß der nahe Winter die Ausdauer der Belagerer ermüden, ihre Reihen schwächen und Spinola zum Rückzuge bestimmen werde. Zugleich berief er den Grafen von Mansfeld in dringlichen Briefen nach Holland, welcher denn auch alsbald im Haag eintraf und nach gepflogenen Conferenzen mit Oranien sich nach Frankreich und England begab, in diesen Reichen neues Volk anzuwerben. Auf der Seereise nach letzterem ward der trotzige Held von einem so furchtbaren Sturme überfallen, daß er Schiffbruch litt und nur mit Mühe an das Land gelangte. König Jakob I. empfing ihn gnädig, versprach wie gewöhnlich goldene Berge, vorerst 14,000 Mann Soldtruppen, während zu gleicher Zeit die Generalstaaten in verschiedenen Ländern Europas neue Werbungen veranstalteten.

Spinola erfuhr alle diese Maßregeln des Prinzen noch zu rechter Zeit und betrieb in Brüssel die möglichsten Gegenvorkehrungen. Der Kaiser sollte wider Mansfeld ausrücken, die Erzherzogin aber 15,000 Mann Fußvolk (sogenannte Keurlinge) und 3000 Reiter (Bandes d'Ordon-

---

Il avoit l'ame trop bien faite pour la donner en proye à la douleur, et très sage par ses propres experiences, il sçavoit bien, qu'il n'y a rien de plus incertain que les succès de la guerre, et que les evénémens sont en la main de Dieu.

nance) zur Bewachung der Grenzen anwerben lassen. Beide willfahrteten. Auch der Herzog von Baiern, durch Graf Ottavio Sforza bearbeitet, verhieß 1000 Reiter und 3000 Mann Fußvolk. Für all dieser Truppen gehörige Verpflegung zu sorgen, war kein Geringes; doch wußte der Feldherr mit der ihm eigenen Rührigkeit schnell und vollständig Rath.

Die meiste Verlegenheit bereiteten ihm die Wagen. Zu ihrer Herbeischaffung fanden sich die Stände von Brabant und Flandern, sowie einiger andern Provinzen der Süd-Niederlande bereitwillig. Man errichtete zu Lierre (Lier) ein ungeheures Kornmagazin; Graf Heinrich van den Bergh leitete das Ganze. Seine Wachsamkeit gegen die feindlichen Ueberfälle war bewundernswerth. Sowol er als der Marquis wußten allen Listen der Prinzlichen mit ebenso großer Schlauheit zu begegnen. Zu keiner Zeit brauchte man die Spione häufiger als bei dieser Belagerung. Strenge Mannszucht und harte Strafen gegen Säumige und Schuldige erhielten im Heere die moralischen Bande unter so verschiedenartigen Bestandtheilen. Die wohlthätigen Früchte eines solchen Systems zeigten sich in Allem. Mit besonderem Eifer übte man die Pferde ein und sorgte für gutes Futter. Zum Schutze der Convois wurden neue Werke errichtet und für jene zwar längere, aber desto sicherere Wege ausgemittelt *).

Der abermalige Anschlag Oraniens auf Antwerpen hatte den Verdacht geheimer Einverständnisse und Verrätherei aufkommen lassen. Der Marquis drang auf genaue Untersuchung, in welcher man auf allerlei Spuren

*) De obsid. Bred. 40—49. Neuville I, 435 fg.

kam; die Bezüchtigten, Ueberwiesenen erlitten gebührende Strafe.

Mittlerweile sannen die Holländer auf neue Mittel zur Verhinderung der Zufuhren ins spanische Lager. Sie verdarben Mühlen, Fischereien, Bierbrauereien u. s. w., wo sie es vermochten; zuletzt jedoch hielt die Besorgniß vor Repressalien von Fortsetzung dieser harten Maßregel ab. Gegenseitig suchte man die Landleute von Unterstützung des Feindes abzuschrecken; der Preis der Lebensmittel in Spinola's Lager steigerte sich mit jedem Tage mehr und die Noth der Belagerer war in dieser Hinsicht größer als die der Belagerten und der Holländer außerhalb der Stadt. Der Rath von Breda ging mit einer, selbst von Gegnern gepriesenen Weisheit bei Taxirung der Waaren und Verbrauchsartikel zu Werke. Die Preise blieben, der Nähe mehrer Hafenstädte willen, noch immer wohlfeil. Der spanische Feldherr that das Möglichste, um die erwähnten Uebelstände den Soldaten minder fühlbar zu machen; auch benahm er sich bei jeder Gelegenheit mit größter Liberalität gegen sie. Es ließ sich erwarten, daß die holländischen Zeitungen die Bedrängnisse der Feinde vergrößert unter das Publikum brachten und dadurch den Muth ihrer Landsleute stärkten. Sie verbreiteten falsche Gerüchte in Menge, nährten die Siegeshoffnung in bisweilen übermüthiger Sprache*).

Solcher Hohn und die häufigen Herausfoderungen der Belagerten wurden von Spinola durch noch enger Umwallung der Stadt erwidert. Es erstanden neue Werke in den Wällen der Herren von Wyngard, Balançon und

*) H. Hugo. — Van Goor. — Neuville a. a. O.

Isenburg. Bald sah man auch einzelne Soldaten, ja selbst Bürger, aus Furcht vor schlimmem Ausgang, zu den Spanischen überlaufen, besonders seitdem der Abgang von Fleisch zu ekelhaften Mahlzeiten von getödteten Hunden bei dem Scharfrichter trieb, welcher, statt dieselben nach üblicher Sitte zu verscharren, gleichsam als Restaurateur den Liebhabern um geringe Taxe vorsetzte. Spinola hinderte die fernere Desertion aus der Stadt, welche ihm aus verschiedenen Gründen bedenklich vorkam. Die Leute, welche künftig in diesen Fall kamen, wurden von den Vorposten mit Hellebarden zurückgetrieben und bei Wiederholung des Versuchs mit dem Galgen bedroht. Doch erbarmte sich der menschlich gesinnte Feldherr auf Einzelner Flehen; dagegen ließ er verschiedene Personen aus seinem eigenen Lager, welche zu Einschmuggelung von Lebensmitteln in die Stadt sich herliehen, ohne Barmherzigkeit aufknüpfen, um durch ein solches Beispiel Andere abzuschrecken; denn es war dies, was er vor Allem zu verhindern suchte. Auf den Wällen, wo noch keine Palisaden standen, wurden zur Vorsicht jetzt dergleichen angebracht.

Unerschüttert blieb jedoch Breda der Sache des Vaterlandes und des Prinzen getreu. Man versuchte neuerdings die Zufuhr von Lebensmitteln auf Fahrzeugen; aber ein Sturm zerstreute dieselben und sie wurden von den Spanischen entweder erbeutet oder unbrauchbar gemacht. Dagegen kamen diese durch die Langwierigkeit der Fouragen sehr in Verlegenheit, auch wußten die Belagerten sowol diese als die Holzfällungen eine Zeit lang glücklich zu verhindern. Spinola vermehrte seine Sorgfalt für diesen wichtigen Punkt und die Ruhe, welche den Pferden ge-

gönnt wurde, ersetzte theilweise den Abgang hinlänglichen Futters *).

Einen besondern Nachtheil brachte den Sachen Bredas die Ankunft des liguistisch gesinnten Grafen Philipp von Mansfeld, welcher als Oberster der Leibgarde des schwedischen Königs Gustav Adolf soeben erst von der Eroberung Rigas mit Ruhm bedeckt zurückgekommen und in die Dienste der Infantin getreten war. Derselbe hatte allerlei bedeutende Verbesserungen in der Artillerie zu Stande gebracht und die von ihm dressirten Kanonen und Mörser von neuer Erfindung, welche bei größerer Leichtigkeit im Mechanismus und schnellerer Wirkung viel weniger Pulver und Mühe hinsichtlich der Bedienung erfoderten, versetzten die Bredaner in nicht geringen Schrecken, da sie zum erstenmal mit Nachdruck aus zahlreichen Feuerschlünden begrüßt wurden. Der Graf setzte seine Versuche mit großem Erfolge fort. Von allen Heerführern der Spanier aber belästigte der Graf von Isenburg die Besatzung am meisten **).

Es konnte nicht fehlen, und die politischen Staatseinrichtungen sowie die eigentliche Stimmung des Parteigeistes in Holland brachten es mit sich, daß Prinz Moritz und die Staaten gegenseitig wegen des bisherigen schlechten Ganges der Dinge vor Breda sich Vorwürfe machten. Man fand die ungewöhnliche Zögerung des Erstern, seine Resignation beim Anblicke der Befestigungswerke des unermüdlichen Spinola, seine behagliche Beobachtungstaktik und den plötzlichen Wegzug von Made gleich unbegreiflich.

---

*) H. Hugo 49—54.

**) Ebendaselbst.

Dagegen beſchuldigte Moritz die Generalſtaaten, daß ſie ihn (vermuthlich weil die Baronie Breda mehr als Familiengut der Naſſauer, denn als Staatseigenthum betrachtet wurde) ſehr lau unterſtützt; ja, er machte ſogar Miene, den Oberbefehl und alle Würden, die er bekleidete, in ihre Hände zurückzugeben. Dies wirkte, ſchreckte; man bat ihn gleichſam um Verzeihung und erklärte ihn neuerdings für den Retter und einzigen Leiter der Republik, von deſſen Weisheit und Kraft Alles vertrauensvoll erwartet werde. Die Staaten erklärten ſich zu jedem fernern Opfer bereit, das der gemeinſamen Sache zu bringen ſein würde. Da die Geſundheit des Prinzen ſich einigermaßen hergeſtellt, ſo konnte er den Arbeiten wieder mehr als bisher ſich hingeben *).

Man ſann jetzt im Haag und in Breda über Mittel, die Merk durch einen Damm bei Sevenberg abzuleiten und zu verſumpfen. Zu gleicher Zeit wagte Oberſt Stakkenbroeck allerlei gegen die Werke der Belagerer, was blos durch die ganz beſondere Wachſamkeit des Grafen von Iſenburg vereitelt wurde. Spinola ſelbſt war wegen des von den Holländern beabſichtigten Dammes mehr bekümmert, als er ſich wol merken ließ, da es nichts Gerin-

*) Aitzema, Zaken van Staat etc. H. Hugo 62. Merkwürdig iſt, was der gelehrte Pater über die Stimmung des Prinzen gegen ſeinen Gegner (S. 58) anführt: Dixisse glorians apud suos fertur, quod olim de Caesare ad Dyrrachium Pompejus: Non recusare se, quin nullius usus Imperator existimaretur, si sine dedecore exercitus Spinolae discessisset; adeoque libenter se eam illi gloriam concessurum (postquam hieme tota obsidionem Spinola sustentasset) eum plus se, plus etiam daemonibus ipsis scire posseque.

genes galt, als seine Lager vollständig unter Wasser zu setzen. Obgleich er heftig an der Gicht litt und in einer Sänfte sich herumtragen lassen mußte, so strengte er doch seine ganze physische und geistige Kraft an, um bei Zeiten das Gefährliche abzuwenden. Er vertheilte bedeutende Kriegshaufen nach allen Punkten, wo es noth that, ließ Schleußen öffnen und Ueberschwemmungen veranstalten, welche den Absichten der Holländer entgegenwirken sollten. Die Ufer der Merk wurden plötzlich überflutet und die Gräben ausgefüllt.

Nichtsdestoweniger traute er den Ingenieuren und Architekten keinesweges ganz. Er trachtete durch noch sichere Mittel den Wagnissen der Feinde zuvorzukommen. Vor dem Erdwall, welchen er von der früher beschriebenen Schiffbrücke an bis Hage aufgeführt, um die Ueberfahrt mit Schiffen zu hindern, ließ er noch eine Verpfählung von den dichtesten Bäumen anbringen und nach dem Muster des andern verbinden. Auf den Wall selbst kam eine kleine fünf Fuß hohe Brustwehr zur Aufstellung und Beschützung der Kanoniere. Ueberdies legte er noch zwei Parapette zum Aufpflanzen der Geschützstücke hier und dort an. Endlich verschloß er mit noch einer dritten und vierten Verpfählung von eingesteckten Bäumen, je in größeren Zwischenräumen, den Belagerten den Fluß, welcher zugleich gegen den Feind außerhalb geleitet ward, in einer solchen Weise, daß, wenn man feindlicherseits zu Zerstörung jener Werke Fahrzeuge hineinließ, ihre Kraft durch die entgegengesetzten Baumstrunke sich minderte und nicht nur die Brücke keinen Schaden erlitt, sondern die Schiffe selbst, an die vorausgesteckten Balken hingetrieben, durch dieselben zertrümmert oder doch stark beschädigt werden

mußten. Die neulich erbeuteten Fahrzeuge ſtanden vor Anker, mit auf das Vordertheil heruntergelaſſenen Maſtbäumen, um alle Segel der begegnenden feindlichen Fahrzeuge aufzufaſſen und zu zerreißen. Aus ihnen war eine Brücke gebildet und eine Bruſtwehr aus Bretern mit Steinen auf ihr aufgeführt worden. Auch an einer Art von Brandern fehlte es nicht, um die Schiffe der Holländer, wo es nöthig ſein würde, in Brand zu ſtecken.

Dieſe Letzteren ließen es jedoch an Gegenanſtalten nicht fehlen. Sie ſtellten den von den Feinden angerichteten Schaden beſtmöglichſt wieder her, beſonders was den durchſchnittenen Erdwall betraf; ſie bauten neue Dämme und ſuchten einerſeits den Spaniern das Waſſer abzugraben, anderſeits aber die Verſchanzungen derſelben unter Waſſer zu ſetzen. Allein da das Waſſer allzu ſehr ſich häufte, ſo kamen ihre eigenen Arbeiten in Gefahr und bedrohten die Befeſtigungen der Stadt ſogar, indem ſie wankend gemacht wurden. Drei allzu ſehr beladene Laſtſchiffe verſenkten ſich in den Grund und das ganze Dammwerk ward durch die Wälle zerſtört, während das ſpaniſche Geſchütz wie durch ein Wunder gerettet wurde *).

Nichtsdeſtoweniger erneuerte man die Anſtrengungen für Wiederherſtellung des Dammes und Ausbeſſerung der erſchütterten Befeſtigungen mit Eifer. Juſtin von Naſſau entwickelte alle Reſſorts ſeines Geiſtes und hatte die Arbeiten bereits ſo weit vorgerückt, daß Spinola, trotz der Verſicherung ſeiner Architekten, ſehr für ſeine eigenen Werke Bangen trug. Da kam plötzlich ein heftiger Sturm ihm zu Hülfe, welcher den Damm zum drittenmal zerriß.

*) De obsid. Bredana. 64—67.

Die Erbauung eines neuen ward auf gelegenere Zeit verschoben.

Der Drossaert und der Rath von Breda sorgten durch noch strengere Verordnungen als zuvor für die größte Oekonomie und zweckmäßigste Vertheilung der Lebensmittel und Getränke, deren Vorrath immer knapper wurde. Auch erschien ein neues Münzmandat, welches man an allen Straßen anschlagen ließ *).

Mittlerweile liefen schlimme Nachrichten für die Spanier von Goch bei Kleve ein. Lambert Charles, von den Generalstaaten zum Gubernator von Nymwegen ernannt, machte einen Anschlag auf jenen Ort, dessen schlechte Befestigung und schwache Besatzung ihn hiezu ermuthigten. Tourland, der die letztere befehligte, hatte auch im Uebrigen auf keinerlei Weise vorgesorgt und mußte darüber nachmals bittere Vorwürfe genug hören. Die Stadt ward wirklich überrumpelt; die Spanier flohen, größtentheils schimpflich feige, nach der Citadelle, die noch eine Weile behauptet wurde. Man rief Verstärkungen aus der Nachbarschaft herbei und wagte einige Ausfälle, die aber unglücklich ausfielen und zuletzt die Einnahme des Schlosses zur Folge hatten, da Tourland selbst verwundet wurde und außer Stande war, fürder zu operiren. Die Sieger hausten etwas übel mit den Ueberwältigten, sodaß, als Charles bald hierauf vom Schlage gerührt wurde, dies als ein Gottesgericht galt **). Die Stadt selbst wurde jedoch für eine freie und neutrale Stadt erklärt.

---

*) Van Goor, Beschryvinge 167. Joachim, Neueröffnetes Münzkabinet I.

**) Er hatte lange an der Gicht, welche nunmehr in den

Dieſer errungene Vortheil, deſſen Bedeutſamkeit man ſehr übertrieb*), erregte große Freude in Breda, wo man allerlei Feſte, trotz der bedrängten Umſtände, anſtellte und der Muth der Belagerten erhöhte ſich wieder. Anderſeits wurden die Rüſtungen und Anſtalten wider Mansfeld mit größtem Eifer und Erfolg betrieben. Spinelli, Carlo Colonna und Albert von Aremberg, die Befehlshaber der kaiſerlichen, bairiſchen und belgiſchen Truppen bei Antwerpen, vereinigten die verſchiedenen Corps und ſo verfügte denn Spinola über eine Heermacht, wie ſie ſeit langer Zeit in den Niederlanden nicht mehr erblickt worden. Allein obgleich er ſich den glänzendſten Siegeshoffnungen überlaſſen durfte, ſo war er dennoch unruhig, weil ungewiß, über die ferneren Plane Oraniens. Durch tüchtige Belohnungen wußte er endlich Briefe deſſelben an Juſtin von Naſſau in ſeine Hände zu bekommen und nach vieler vergeblicher Mühe durch Kunſtverſtändige entziffern zu laſſen. Er erfuhr daraus, welche Anordnungen wegen der Lebensmittel, der noch vorhandenen wie der zu hoffenden, und welche Inſtruktionen im hohen Militairrath gegeben worden; ferner den Zweck des Zuges und der Bewegungen Mansfelds, nämlich mit vereinigter Truppenmacht den

---

Kopf ſtieg und in einen Schlagfluß ſich verwandelte, gelitten. Geſchichte der Verein. Niederl. V. 8.

*) Obgleich Hugo dem Orte alle Wichtigkeit benehmen möchte, ſo erfährt man doch anderwärts (Neuville S. 435), daß er den Holländern äußerſt nützlich wurde und ſein Verluſt die Spanier um ſo mehr ſchmerzte, als die darauf verwendeten Befeſtigungen zwei Jahre zuvor ſie über 100,000 Thaler gekoſtet hatten. Die Sieger ließen eiligſt noch neue Werke zu den vorhandenen aufführen.

Marquis von der Belagerung Bredas abzuziehen. Die ungünstige Jahreszeit allein — schrieb der Prinz — habe bisher die Ankunft des Grafen verzögert. Er meldete ferner die glänzenden Ergebnisse der letzten Werbungen und Rüstungen in England, Frankreich, Deutschland und Holland; von den daselbst gewonnenen Truppen erwarte ein guter Theil nur günstigere Witterung, um übergeführt zu werden. Schon einmal seien sie unter Segel gewesen, als ein widerwärtiger Wind sie an der Fahrt gehindert. Die Generalstaaten würden das Aeußerste für die Unterstützung Mansfelds und die Befreiung Bredas thun, auch zu den ebenbeschriebenen neue Werbungen stattfinden lassen. Mit dem ersten Frühlinge hoffte der Prinz an der Spitze von nicht weniger denn 40,000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter zum Entsatze der Festung heranzurücken. Da demnach das Schicksal derselben völlig von den Lebensmitteln abhing, so wurden Instruktionen ganz ins Einzelne ertheilt und die Belagerten durch die beruhigendsten Zusicherungen zur ferneren Ausdauer ermuntert. Auch über den Damm bei Sevenberg, die Restagnation und die Verpfählungen Spinola's und die Mittel zu deren Zerstörung schrieb Oranien mancherlei *).

Der spanische Feldherr hatte nunmehr einen klaren Blick in die Geheimnisse seines Gegners, in die politischen wie die militairischen Maßregeln. Er erkannte, daß auf seiner Person, auf dem Gewinne Bredas, und auf Zeitgewinn Alles beruhe, endlich, wie wichtig dem Prinzen Moritz und den Generalstaaten selbst der jetzige Moment für die Republik im Allgemeinen erscheine. Daher stellten

*) De obsid. Bred. 71 — 75.

ſich erneuerte Kraftanſtrengungen, neue Befeſtigungs- und Umwallungswerke als nothwendig dar, um eine ſo bedeutende Heermacht mit voller Sicherheit erwarten und gegen ſie ſich decken zu können. Spinola ließ alsbald ſämmtliche Lager, Kaſtelle u. ſ. w. nach verändertem Plane einrichten, während viele, als fortan unpraktiſch, wieder zerſtört wurden. Man rühmte verſchiedenen nach, daß ſie große Aehnlichkeit mit jenen Cäſars bei Aleſia und Dyrrachium gehabt hätten. Der Marquis betrieb neue beträchtliche Zufuhren an Lebensmitteln und Kriegsbedarf von allen Seiten her und war, nachdem er bis jetzt eine ſchwer zu täuſchende Wachſamkeit bewieſen, doppelt auf ſeiner Hut.

Der Graf von Mansfeld, welcher mit den Truppen, die König Jakob von England unter ſeinen Befehl geſtellt, die ſüdlichen Niederlande gern ohne Beeinträchtigung durchzogen hätte, ſtellte ſich in Briefen an die Infantin-Erzherzogin, als wäre der Zweck ſeines Erſcheinens blos der, die Wiedereinſetzung des Pfalzgrafen zu bewirken, und heuchelte das friedlichſte Weſen gegenüber den belgiſchen Provinzen. Allein Clara Iſabella, mit der Perſönlichkeit und dem Charakter Mansfelds nur allzu vertraut, antwortete durch Stillſchweigen *).

Der Hauptfeind für Breda war und wurde immer mehr und mehr der Abgang an Lebensmitteln. Aus der Veränderung der Speiſeart entſtanden Krankheiten. Der Droſſaert that alles, um die Bürger bei gutem Willen zu erhalten und in Geduld zu ſtärken, während anderſeits Juſtin von Naſſau die Soldaten auf das liberalſte behan-

*) De obsid. Bred. 78. Neuville 436. Geſchichte der Vereinigten Niederlande. V. 8. 9.

sie von Rebellion abzuhalten. Man bearbeitete
her sehr geschickt durch glänzende Verheißungen
kunft und zeigte den Entsatz und beutereichen
in der Nähe. Dabei wurde die Vorsicht für
vorhandenen Mundvorräthe noch vermehrt und
ruge gesteuert. Dessen ungeachtet traf der Rath
Geräusch alle Vorkehrungen gegen Meutereien
ände, was um so nöthiger war, als man der
n Bevölkerung, obgleich bei ihr für genossene
Toleranz Dankbarkeit vorausgesetzt werden konnte,
rherrschender Sympathien für Spinola, zum
theilweise, nicht ganz trauen durfte.

nsfeld war, nach dem Mislingen seines Versuchs
Infantin, von Vliessingen aus nach Nordbrabant
und hatte bei Gertruydenburg einen Theil seines
s ausgeschifft, als plötzlich wieder die alten fatalen
sich einstellten und eine beträchtliche Abtheilung
Flotte zertrümmerten. Nach diesem kam eine furcht-
Kälte, die Flüsse gefroren und die Lebensmittel konn-
nicht mehr zugeführt werden. Pest, Fieber und Seuchen
wütheten in den von Menschen überfüllten Schiffen.
Unwetters, des Klimas, der Einschließung und der
Strapatzen ungewohnten, frisch angeworbenen Soldaten
haufenweis; im Ganzen über 4000 Menschen. Oft
diese Unglücklichen halb lebend über Bord geworfen,
nicht andere gesunde durch sie angesteckt würden. Am
sichtlichsten über solches Misgeschick zeigten sich die
Viele Soldaten, die wider Willen unter die
und gleichsam gepreßt worden, rissen aus
kläglichsten Zustande von der Welt im
n, wo man sie verpflegte und unter die

Armee vertheilte. Sie zeigten aber im Gebrauche der Schießgewehre, sowie in andern militairischen Uebungen eine solche Unkunde, daß sich daraus schließen ließ, wie wenig von solchen Truppen eigentliche Gefahr drohe.

Was dem Marquis von Spinola ganz besondern Nutzen brachte, war die große Anzahl gewandter Spione, deren Keckheit oft aufs Höchste stieg, ohne sie in Gefahr zu verwickeln. Dieselben, zumal die Fuggerschen, wagten sich mitten ins feindliche Lager, machten die Soldaten traulich und erforschten bei Spiel, Sang und Wein die Stärke der Truppen, die Lage der Flotte, die Stellungen, die Anschläge, die Erwartungen der Gegner.

In dem Kriegsrathe der Spanier fanden vielfache und lange Debatten über das ferner zu beobachtende System gegen Mansfeld und die Belagerten statt. Spinola zeigte wie immer Zurückhaltung und Besonnenheit, welche alles zu Gewagte verwarf. Er hörte alle Meinungen an, prüfte Gründe und Gegengründe, die letzte Entscheidung stets, je nach den Umständen sich vorbehaltend *).

Mit dem 12. März brach der Jahrestag der Wiedereroberung Bredas durch die Waffen der Holländer unter Moritz von Nassau an, und wurde, wie bisher, so festlich als die Verhältnisse es gestatteten, begangen **). Die Dammarbeit wurde wieder aufgenommen, aber auch diesmal durch ein entsetzliches Gewitter und eine noch schäd-

*) De obsid. Bred. 78—82.

**) Man sang dabei die beliebten Balladen: „Nu triumphoret Breda, o Princelyke Stadt“ enz. und „Des Balladen zyn gesproken van het vreudich Vaderland“ enz., welche man vollständig findet in Van Goor, Beschryvinge enz. 161—163.

sichere Ueberschwemmung von Neuem zerstört. Uebrigens litt das spanische Lager ebenfalls sehr darunter und die Anführer Spinola's ersahen eine wunderbare Fügung Gottes zu ihren Gunsten in dem Umstande, daß jene Stürme und Ueberschwemmungen nicht, wie gewöhnlich, schon ein paar Monate früher sich eingestellt, indem sie sonst sich gezwungen gesehen hätten, die Belagerung geradezu aufzuheben; so fand demnach Spinola's Kriegsgenie auch in äußeren Zufällen einen Alliirten, der sehr in die Wagschale gelegt werden muß, während er zugleich die Urtheile über den Nachlaß von Moritz von Nassau's Kraft und Thätigkeit zu berichtigen dient.

Obgleich der Winter von 1625 sehr kurz war, so brachte er doch harten Nachtheil genug. Es ist nicht uninteressant, die vielen Züge von Geschicklichkeit, Treue, Sorgfalt und Ausdauer der deutschen Frauen und Mädchen, welche dem Lager des Marquis gefolgt waren, sowie die glänzenden Lobsprüche in mehren spanischen Geschichtschreibern über jene Periode gesammelt zu lesen, welche diesen guten Geschöpfen gespendet worden sind *).

Die Holländer gaben ihren Damm, welchen der Prinz von Oranien in jedem Briefe auf das angelegentlichste betrieb, auch jetzt noch nicht auf. Spinola suchte durch Oeffnung der Schleußen der kleinen Bäche und durch Vergrößerung des Erdwalls dies zu hindern. Die Elemente kamen ihm wiederholt zuvor. Der Damm zerstob in Trümmer und durch denselben furchtbaren Sturm wur-

*) Dies ist namentlich mit H. Hugo der Fall, welcher mit der, seinem Orden eigenen Galanterie und Feinheit dieser Aufgabe sich entledigt hat. S. 83 fg.

den dem Herzog Christian von Braunschweig, welcher die französische Reiterei von Calais übergeführt, viele Fahrzeuge gräßlich zugerichtet, andere aber versenkt. Durch so wiederholte Drangsale und Hindernisse ermüdet, standen endlich die Holländer bis auf ein Weiteres von dem Dammunternehmen ab.

Spinola war noch einmal glücklich im Auffangen der Depeschen gewesen, welche Moritz an Justin, und der Briefe, welche dieser an den Prinzen schickte, da die Person, welcher man sich als Zwischenträger bedient, treulos wurde und alle Papiere dem Marquis einhändigte, welcher ihr eine lebenslängliche Pension zugesichert hatte. Er gebrauchte dieselbe auch ferner, übergab ihr die Briefe Justins, nachdem er sie durchlesen, zur Bestellung an den Prinzen und erhielt auf diese Weise, da der Betrug nicht bemerkt worden, auch die Antwort des Letztern an seinen Bruder. Dasselbe that er mit den Schreiben von und an Mansfeld. Daraus gewann er die vollständige Uebersicht, erfuhr die verzweiflungsvolle Lage der Besatzung und schöpfte jetzt erst die sichere Ueberzeugung, daß der Besitz Bredas ihm so gut als verbürgt sei. Um nun Zeit, Menschen und Geld zu sparen, versuchte er Justin von Nassau zur Uebergabe zu bereden, nachdem er bis dahin sich jeder Unterhandlung in diesem Sinne, als fruchtlos, enthalten hatte, um keine beschämende Antwort zu erhalten. Ein Trompeter des Grafen Salazar übernahm es, die Auffoderung nach der Stadt zu bringen. In seinem Schreiben entwickelte der Marquis die Gründe, weshalb er sich bis jetzt in keine Unterhandlungen eingelassen; er machte den tapfern Gegner auf die Unmöglichkeit längerer Vertheidigung und die Unwahrscheinlichkeit eines Ent-

ſatzes aufmerkſam und bot ihm auf die höflichſte Weiſe noch einige Bedenkzeit an, damit Juſtin, wenn er immer mit einiger Hoffnung auf Beiſtand ſich nähre, noch das Seinige thun möge, um ſeiner Ehre zu genügen. Spinola ſchilderte die Feſtigkeit ſeiner Werke, die bedeutende Heermacht, die ihm zu Gebote ſtehe, und die Verwicklungen der niederländiſchen Sache auf der andern Seite. Wie er, der Herr von Naſſau, aber auch darüber denke, immerhin möge er die Unterhandlungen als eröffnet betrachten; man werde ihm ferner zu Willen ſtehen.

Der Brief, obgleich ohne Geräuſch übermacht, wurde im Kriegsrathe verleſen. Da man fortwährend auf den feſtverſprochenen Entſatz hoffte, den Umſtand, daß Spinola in die Karten geſehen, nicht kannte, und durch den Tod vieler Leute der noch vorhandene Vorrath an Lebensmitteln zureichend ſchien, ſo fiel die Erwiderung Juſtins dahin aus, daß er über den befremdenden Inhalt der empfangenen Zuſchrift höchlich ſich wundern müſſe. Weder er, noch ſo viele wackere Männer, die mit ihm ſtänden, ließen ſich nicht durch leere Worte ſchrecken, noch durch Schmeicheleien zum Bruche des Geſetzes der Ehre verführen. Wie ſehr der Marquis über die Lage der Stadt und ihrer Beſatzung ſich getäuſcht, werde ſich am beſten dann herausſtellen, wenn Breda demjenigen wieder zu Händen geſtellt worden, von dem er es zur Behauptung und Vertheidigung erhalten.

Spinola verſchwieg dieſe Antwort klug genug ſeinen Leuten, welche der Inhalt erbittert haben würde, und wollte es der Zeit überlaſſen, den Vergleich doch noch zu Stande zu bringen. Er verdoppelte ſeine Vorſicht gegen die feindlichen Liſten und Plane, verſtärkte Herzogenboſch,

Rheinbergen und Wesel, durch welche Plätze er, im Fall sie den Prinzlichen in die Hände fielen, leicht von Breda abgezogen werden konnte, mit frischen Besatzungen. Als zunächst nun wirklich Rheinbergen bedroht wurde, sandte er sieben spanische Bataillone zu Hülfe *).

Der Marquis erfuhr plötzlich, nicht ohne einige Ueberraschung, die nahe Ankunft holländischer Entsatztruppen und die Verbrennung der beträchtlichen Fruchtmagazine bei Ginnecken, welche Prinz Moritz bewerkstelligt. Dieser Schaden ward durch Gerüchte und Zeitungen ins Ungeheuere vergrößert, jedoch bald wieder durch Spinola's Fürsorge hergestellt; das Arsenal, mit gleichem Schicksale bedroht, erhielt noch zur rechten Zeit verstärkte Wachen und man sicherte sich durch alle nöthigen Vorkehrungen gegen künftige Ueberfälle desselben von Seite des Feindes.

Inzwischen erhöhten die Generalstaaten, um die laufenden Bedürfnisse zu decken und die Kriegskosten zu bestreiten, die Zölle; verschiedene Provinzen brachten neue bedeutende Opfer auf den Altar des Vaterlandes. Die Noth der belgischen Finanzen, von so vielen und großen Anstrengungen erschöpft, war jedoch anderseits nicht minder gering und überwog bei weitem die Verlegenheiten der an Hülfsquellen und Fonds damals so gesegneten Holländer. Man versuchte verschiedene Anleihen im Auslande, wo der spanische Credit, verglichen mit früherer Zeit, bedeutend gesunken war, und nahm zu allerlei Operationen, guten wie schlechten, seine Zuflucht. Im Lager selbst herrschte ein edler Wettstreit unter den höhern Offizieren

*) De obsid. Bred. 83—89.

in Darbringung ihrer Besoldungen und Rückstände, damit nur die Soldaten bezahlt würden *).

Um diese Zeit (26. März alten Styls) erfolgte der Tod des Königs Jakob von England, eines Monarchen, dessen Beistand den Verbündeten wegen schwankender Politik und Entschließungen oft nachtheiliger als seine Feindschaft den Gegnern geworden war. Der Sohn und Nachfolger, Karl I., setzte die freundschaftlichen Verhältnisse mit der Republik der Vereinigten Staaten und mit Frankreich fort; allein jener Todesfall brachte doch für den Augenblick in die niederländischen Affairen mannichfache Störung. Die Heeresflucht der englischen Miethtruppen nahm immer mehr zu und selbst Mansfeld's Treue war zweifelhaft geworden, da er nur an das Glück und an das Geld sich zu hängen pflegte.

England, Frankreich und Dänemark wurden von den Generalstaaten zu gleicher Zeit dringlich um Beistand angegangen **). Aber dieser kam für Breda viel zu spät.

Der Prinz Friedrich Heinrich, welchem sein Bruder in den letzten Wochen so ziemlich den Oberbefehl über das Ganze des Heerwesens übergeben hatte, schien von Roosendael aus zu einem entscheidenden Schlag entschlossen, um seine Truppen nicht einschlafen zu lassen. Der Mangel an Fourage, welcher im spanischen Lager sehr empfindlich sich einstellte, sowie die Nachricht von dem Lockerwerden der Kriegszucht und dem Auflösen der Bande der Ordnung daselbst, schienen ihn mit zu ermuthigen. Der bestürzte Spinola wehrte diesen Uebelständen, so gut er

*) Aitzema. H. Hugo.

**) Neuville 437.

vermochte, und ſtrafte, in Anbetracht der Umſtände, mil
und väterlich. Allmälig kehrte auch ein beſſerer Geiſt wi
der ein.

Ein wichtiges Ereigniß, das jedoch die Lage der Din
im Allgemeinen nur wenig änderte, da alsbald ein eben
bürtiger Fortſetzer des Begonnenen eintrat, war der To
des Prinzen Moritz, welcher ſchon ſeit einiger Zeit vo
ausgeſehen worden und am 23. April erfolgt war. D
treffliche Gattin, Amalia von Solms, und ſeine wacke
Schweſter, die Prinzeſſin von Portugal, hatten ihm m
ihren ſchönen Händen die Augen zugedrückt *). Die letzte
Erinnerungen des ſcheidenden, achtundfunfzigjährigen Helde
waren dem theuern Breda zugewendet geweſen **). Ein
undvierzig Jahre hatte er dem Dienſte der Republik g
weiht, welche in aufrichtiger Trauer ihn zu Delft nebe
die Gebeine ſeines Vaters begrub ***). Der Verdruß übe
Breda hatte ſein Ende beſchleunigt, und in ſicherer Ah
nung, daß eine Wiederkehr des Uebels, das ſeit geraume
Zeit ihn gedrückt, tödtlich ſein werde, hatte er über Alles
was ſeine Familie, die Generalſtaaten und das niederlän
diſche Volk betraf, mit der Weisheit eines Mannes vo
Erfahrung und eines für das Allgemeine raſtlos eifrige
Patrioten die nöthigen Anordnungen getroffen, auch be
trächtliche Legate, ſowie ganze Tonnen Goldes für di
Armen und für fromme Zwecke vermacht.

---

*) So erzählt uns in ritterlich-galanter Anwandlung der Her
de la Piſe.

**) Er fragte, ob die Stadt übergegangen oder befreit ſei
H. Hugo 91.

***) Die Feierlichkeiten findet man bei la Piſe und va
Goor ausführlich beſchrieben.

Moritz von Oranien galt unstreitig für einen der er= Männer seines Zeitalters und konnte mit den größ= Kriegern des Alterthums in Parallele gestellt werden. Gefühl der Theilnahme bei der Kunde von seinem , in welches alle Cabinete Europas, mit alleini= Ausnahme des östreichisch=spanischen, dessen Geißel samm, sich theilten, kann als Zeugniß hiefür gelten *). war zugleich tapfer, klug, unverdrossen, unerschrocken unermüdlich in Anstrengungen, sein Herz groß und müthig, sein Geist erhaben und durchdringend, und auch bisweilen Leidenschaftlichkeit seine Entschlüsse und den Sinn für Billigkeit trübte, oder die genau nende Politik die höhern Foderungen der gewöhnli= Moral verstummen ließ, so geschah es doch stets für Zwecke, welcher die Rücksichten auf Privatverhält= und selbst die sanfteren Gefühle des Herzens unter= werden mußten. Auch darin glich er jenem Cä= der ihm als Vorbild vorschwebte, und so vielen an= Helden älterer und neuerer Zeit. Das Gefühl seiner , das Bewußtsein der Tüchtigkeit seiner Plane machte härtet gegen Widerspruch, selbst von Seite sonst Verwandten. Das gallichte Blut und das eigen= liche Temperament konnte einzelne Ueberwallungen , theilweise entschuldigen. Die Opferung Barne= und die Hingebung an die Dordrechter Fanatiker **) die zwei Hauptflecken seines Lebens und seiner Regie= zu betrachten; es geht aus Berichten über seine letz=

*) Der Doge von Venedig rief in tiefer Bewegung aus: Il valoroso Capitan del mondo è morto.

**) nennt sie selbst van Kampen, i. a. W.

ten Tage hervor, daß er sie aufrichtig bereuete und seinen Bruder Friedrich Heinrich die Wiedergutmachung auftrug Von eigentlicher Gemüthshärte und gar von Grausamkei war er weit entfernt, und es muß ganz besonders an ihn gerühmt werden, daß er vor Blutvergießen, selbst in de Schlacht, stets erschauderte. Selbst die Opfer seiner Po litik soll er mit Thränen beklagt haben. Sein nach Con centrirung der Staatskraft strebender stolzer Geist beherrscht die Staaten, die Umgebungen, die Beamten, das Heer Man erkannte in ihm einen zum Herrscher gebornen Cha rakter. Seine mathematischen und militairischen Kennt nisse sind auch von den Gegnern hoch angeschlagen worden Er erfand Werkzeuge, durch welche die Flüsse übersetzt das Meer aufgehalten und Belagerungen nach neuen Regeln angestellt wurden. Die Befestigungskunst brachte er auf eine vor ihm unbekannte Höhe; er führte treffliche Anord nungen in die militairische Disciplin ein und sorgte für deren Ausübung mit gewissenhafter Strenge. In de Kunst, Plätze zu belagern und zu entsetzen, Lager zu be festigen, den Feind zu überraschen und bei alle dem da Leben der Soldaten zu schonen, übertraf er alle gleichzei tigen Generale. Sein Lager war eine Normalschule für den kriegerischen Adel Frankreichs, Deutschlands und Eng lands, und Er war es, welcher die Katholiken Italiens Spaniens, Belgiens und Deutschlands ermunterte, in eine ähnliche bei Spinola sich zu begeben, welcher Letzter seinen hohen Werth mehr als irgend Jemand in rühmli cher Nacheiferung anerkannte. Die Anstrengungen für größere Einigung und Stetigung der Einzelkräfte der ver schiedenen Provinzen in der Gesammtmacht der General staaten hauptsächlich hatten ihn in jene Verwicklungen ge

welche ihn als der Freiheit gefährlich hinstellten
er doch nur für wohlverstandene Interessen des
des, von einem über die Parteien erhabenen Stand-
bemüht war. Merkwürdig ist, daß Moritz in der
Stunde seines Lebens weniger mit Bereuung seiner
n Fehler, im Geiste des dordrechter Lehrsystems,
der seiner politisch-militairischen beschäftigt war.
nd als solche drei Dinge zu: zuerst, daß er die
bei Nieuport geliefert, welche, obgleich glorreich
selbst und das Land, die Stellung Beider doch
ünstiger machte, sondern ihm blos den Vortheil
te, zehn feindliche Soldaten für einen der seini-
schlachtet zu haben; sodann, daß er nicht, ehe und
e Belagerung Bredas vollständig eingeleitet worden
n dem Quartiere sich festgesetzt hatte, welches Spi-
höchst scharfsichtig Paolo Baglioni zur Besetzung an-
en; endlich drittens, daß er den bei der Einnahme
Ecluse ihm gegebenen Rath nicht befolgt, alle die
e unter Wasser zu setzen, welche die Spanier am
und an der Maas innegehabt *).

Nachdem der Prinz Friedrich Heinrich in die drei
Provinzen der Republik, welche sein verstorbener Bru-
bekleidet, sowie auch überdies von den einzelnen Pro-
n, mit Ausnahme von zweien (Ommeland und Dren-
die sein Vetter Ernst Kasimir von Nassau, bisher Mo-
Generallieutenant, erhielt), zum Statthalter ernannt
beschäftigte er sich alsbald mit der Rettung
pitze des beträchtlichen Heeres, das der

toire de Hollande. 439 fg. La Pise.

Verstorbene zwischen Gorkum und Heusden aufgestellt hatte. Die Ankunft des Feldherrn, mit welcher man beinahe gleichzeitig den schweren Verlust, der den Staat getroffen, erfahren hatte, milderte einigermaßen die Trauer über denselben und gab den Belagerten neue Zuversicht. Während der Leichenfeier um den Prinzen in Breda und im Lager begaben sich viele Flamänder und Brabanter, des langwierigen Dienstes überdrüßig, nach Hause. Aber auch unter Mansfeld's Heer setzten Meuterei und Desertion sich fort und konnten kaum durch blutige Strenge gestillt werden. Die Bredaer begannen mit den spanischen Vorposten von den Thoren aus Unterredungen zu halten, bald auch Verbindungen anzuknüpfen, und es bildeten sich gefährliche Complotte, welche Spinola, nachdem er sie entdeckt, auf das Unerbittlichste bestrafte.

Die Beschießung des spanischen Lagers von Seite der Besatzung wurde nachdrücklicher; man fühlte, daß es auf die eine oder andere Weise nächstens zu Ende gehen müsse. Der Marquis hatte, was seine Thätigkeit bisweilen bedeutend lähmte, mit einer unnachsichtigen Gicht zu kämpfen, daher er fortwährend die Sänfte gebrauchen mußte. Als er eines Tages, bei besserer Gesundheitsverfassung auf seinen Schimmel gebracht, durch die Werke ganz nahe der Stadt ritt, wäre er beinahe von einer Kanonenkugel dahingestreckt worden. Er zog sofort frische Truppen aus den benachbarten Plätzen, welche dem Könige gehorchten und entwickelte, durch alle Leiden ungeschwächt, von Neuem physische und geistige Anstrengungen, welche wahrhaft in Erstaunen setzten *).

*) H. Hugo S. 95. fg.

Die Briefe, welche um jene Zeit Friedrich Heinrich an [illegible] von Nassau in Breda hineingebracht, wurden von [illegible] Belagerten aufs Günstigste gedeutet. Es war darin [illegible] Tod des Prinzen und Bruders, die Uebernahme seiner [illegible] und seine nahe Ankunft bei Dungen gemeldet [illegible]. Vom höchsten Thurme der Stadt herab werde [illegible] ihn und seine Bewegungen sehen können; Alles, [illegible] er fortan thue und wage, geschehe zum Entsatz der [illegible]. Möge es Justin nur gelingen, noch einige Zeit [illegible] Mundvorräthe durch möglichste Sparsamkeit auszudeh- [illegible] und die Soldaten in der Geduld zu erhalten; die [illegible] Generalstaaten würden möglichst für Alles sorgen, er, der [illegible], was nur immer ausführbar, unternehmen. Vor [illegible] wünsche er, daß ihm geschrieben werde, auf welcher [illegible] und auf welche Weise das Lager Spinola's am [illegible] durchbrochen werden könnte; er selbst werde zu [illegible] Ende mit all seinen Streitmitteln in Bereitschaft [illegible], um sich mit den Truppen in Breda in genauen [illegible] zu setzen und seine Anstrengungen mit denen der [illegible] zu vereinigen.

Nachdem der Prinz bei Dungen wirklich Halt gemacht, [illegible] er einen Anschlag auf den Thurm der Spanier [illegible] Terheyde, aber ohne ihn einnehmen zu können; die [illegible], aus lauter Burgundern bestehend, vertheidigte [illegible] auf das Hartnäckigste und empfing hiefür nachmals [illegible] Spenden. Ein herausgeschossener Zettel der Be- [illegible] welche einige Zeit ohne fernere Nachricht gelassen [illegible] Feinden in die Hände. Man ersah dar- [illegible]ersicht der Bredaer, welche, weit entfernt, [illegible] zu verzweifeln, vielmehr von Sieg und [illegible] indem sie auf die baldige Ankunft fri-

Digitized by Google

ſcher Hülfstruppen, die ihnen zugeſichert worden war, wie auf ein Evangelium ſich verließen.

Friedrich Heinrich unternahm jetzt, zu Anfange des Mais, nächtlicherweile einen Sturm auf das äußerſte Lager Spinola's bei Terheyden, wobei beſonders die Engländer ſich auszeichneten. Der ganze Plan war auf das Sorgfältigſte angelegt; allein das Unglück für die Holländer wollte, daß er bereits dem Marquis verrathen worden. Nichtsdeſtoweniger entſpann ſich ein heißer Kampf, zumal auf der Bruſtwehr des Kaſtells, welches die Engländer erſtiegen und nur durch die entſchloſſene That Carlo Rotta's konnten ſie wieder zurückgetrieben werden, unter beträchtlichem Verluſte auf beiden Seiten. Das grobe Geſchütz wüthete entſetzlich unter denen, welche den vorderſten Arm an dem Kaſtell angefallen. Die feindlichen Berichte ſelbſt rühmen den Heldenmuth und den ſchönen Tod der Gefallenen; nicht minder den ſchönen, in jeder Hinſicht preiswerthen Rückzug der Truppen des Prinzen, deſſen perſönliche Anweſenheit überall Begeiſterung und Standhaftigkeit angefacht hatte. Eine Menge zerriſſener Leichen bedeckten die Wahlſtatt *).

Nunmehr wurde das Lager bei Terheyden durch neue Werke noch mehr befeſtigt als zuvor; die Nachricht von dem Unfalle bei Doſterhout aber brachte nicht geringe Trauer und Niedergeſchlagenheit, auf langen Muthwill und Triumphgeſchrei unter die Beſatzung Bredas, deren Noth, mit jedem Tage gemehrt, endlich Meutereien und Tumult erzeugte, ſodaß nur das feſteſte Benehmen des Befehlshabers und der Feldhauptleute Schlimmeres verhütete. Ein

*) Mémoires de Fr. Henri. 28. Neuville I. VI. 1. S. 8 fg.

überaus geringer Vorrath von Korn war noch vorhanden. Justin, welcher häufig den Kriegsrath versammelte, schwankte in seinem Entschlusse, ob ein neuer Ausfall zu wagen oder von Außen her irgend eine Diversion abzuwarten sei.

Bald nach den Begebnissen bei Oosterhout und Terheyden war der Herzog Wolfgang Wilhelm von Baiern, Kleve und Berg aus Spanien zurückgekehrt und hatte dem Marquis von Spinola einen Besuch im Lager abgestattet; er drückte diesem seine erstaunungsvolle Bewunderung über die von ihm aufgeführten Werke aus, ohne ihm jedoch die Zweifel des Königs Heinrich von Frankreich, den er vor Kurzem gesprochen, zu verhehlen, daß Breda jemals eingenommen werden könne. Allein der Marquis war seiner Sache vollständig gewiß geworden, sintdem er durch ein neues Stratagem, bei welchem ein Notar und dessen verschmitzte Frau verwendet worden, zum Besitze eines Briefes von Friedrich Heinrich an Justin gelangt war, in welchem der Prinz mit seinem Bruder offen über die fatale Nothwendigkeit sprach, den Umständen weichen zu müssen und ihm selbst den Rath gab, eine ehrenvolle Capitulation nicht zu verschmähen, um nicht größere Einbuße an Credit und Menschen zu befahren. Er foderte deshalb den Befehlshaber von Breda auf, nach Empfang dieses Schreibens nächtlicherweile zu einer verabredeten Stunde durch eine Anzahl Kanonenschüsse die Tage zu bezeichnen, auf welche die Lebensmittel noch hinreichen würden; sollte sodann bis zum letzten Termine nichts für den Platz geschehen sein, so möchte er immerhin ins Unvermeidliche sich ergeben. Der Marquis hatte den Brief, wieder zugesiegelt, durch dieselbe Frau an seine Adresse bestellen lassen. Nun wußte er wohl, wie die Angelegen-

heiten im Ganzen ſtanden. Da aber aus Vorſicht noch ein zweites Exemplar jener Depeſche einen Tag zuvor, auf anderem Wege bereits in die Stadt gebracht worden, ſo hatte man die Anzahl der Kanonenſchüſſe, welche bereits abgefeuert worden, deren Beſtimmung aber damals unbekannt geblieben war, überhört, und ſo konnte auch die Zahl der Tage, auf welche hin die Beſatzung noch mit Vorräthen verſehen war, nicht mit Sicherheit bemeſſen werden.

Friedrich Heinrich, nachdem er noch einen Verſuch gemacht, das ſpaniſche Lager in Brand zu ſtecken, jedoch ohne Erfolg, da die dazu ausgeſchickten Leute ertappt und aufgeknüpft worden, wußte jetzt, durch die Schüſſe belehrt, daß nur noch eilf Tage Friſt übrig ſeien. Er erlaubte daher dem Gouverneur, welcher, unterſtützt von den engliſchen und franzöſiſchen Commandanten Morgan und Hauterive, noch immer ſtandhaft geblieben war und von keinen Unterhandlungen etwas hatte hören wollen, die Capitulation auf ſo gute Bedingungen, als nur erzielbar, einzugehen, und zog ſich in der Richtung von Langhſtraet gegen Herzogenboſch weiter zurück. Graf Heinrich van den Bergh, als Verwandter des Hauſes, erleichterte das Geſchäft. Spinola, welcher zwar über die Zahl der Tage endlich doch in Kenntniß geſetzt war, jedoch die Kraft der Verzweiflung bei ſo entſchloſſenen Leuten fürchtete und weiteres Blutvergießen hindern wollte, verſammelte auf die erhaltene Kunde von der veränderten Stimmung in Breda ſeinen Kriegsrath und ſchlug darin vor, den letzten Wagniſſen der Belagerten durch Gewährung günſtigerer Bedingungen zuvorzukommen. Der Graf van den Bergh unterſtützte dieſen Antrag, den ſpaniſchen

Offizieren entgegen, indem er behauptete, daß man die Loyalität, welche Prinz Moritz stets gegen den Marquis an den Tag gelegt, mit gleicher Loyalität vergelten müsse. Spinola's innere Gesinnung stimmte hiermit vollkommen überein und er beauftragte den Grafen, in diesem Geiste die Negotiation zu leiten *).

Justin von Nassau und seine Feldobersten, unwissend, daß das Geheimniß Oranien's dem Marquis verrathen sei, gingen in die Anerbieten des Grafen ein, auf eine Weise, daß sie ihn die eilf Tage lang ohne bestimmte Erklärung hinhielten, unter allerlei scheinbaren Vorwänden und künstlich geschaffenen Schwierigkeiten. Am zwölften Tage, als jeder Schein von Hoffnung verschwunden, kam man über zwei abgesonderte Capitulationen überein, deren eine die Bürger, die andere aber die Besatzung betraf und auf den annehmbarsten Grundlagen beruhte. Ihr Hauptinhalt war folgender:

Der Gubernator, die Obersten, Hauptleute, Offiziere und sämmtliche Soldaten zu Fuß und zu Roß ziehen, wie es tapfern Kriegsleuten gebührt, mit all ihren Waffen, das Fußvolk mit fliegenden Fahnen und unter Trommelschlag, mit brennenden Lunten und Kugeln im Munde nach Kriegsgebrauch, die Reiterei mit fliegenden Fähnlein, vollständig beritten, wie im Feldzuge, unter Trompetenschall aus, und nehmen ihren Weg, in der Richtung von Gertruydenburg, nach Holland. Niemand, welcher Nation und welchem Heere er auch früher angehört haben möge, darf aus irgend einem Vorwande angehalten werden. Ihre

*) H. Hugo 95 fg. Mémoires de Fr. Henri 28 fg. Neuville 5 fg.

Familien, ihr Geſinde, ihre Fahrhabe, Pferde, Wagen u. ſ. w. folgen ihnen unbeſchwert und ununterſucht.

Auch die Prädikanten, Commiſſäre, Steuereinnehmer, Ingenieure, Waffenmeiſter, Büchſenſchmiede, Aerzte, Chirurgen, Werkmeiſter und Profeſſioniſten, Matroſen u. dgl. mit ihren Familien, ihrem Geſinde, ihrem Vieh, ihrem Gepäcke, ſind mit eingeſchloſſen.

Auch für ſämmtliche gegenwärtig in und vor Breda liegende Schiffe und Fahrzeuge wird freier Abzug und Transport, auf die zweckmäßigſte und ſicherſte Weiſe gewährt.

Der Marquis Oberfeldherr leiht zur Fortbringung des Gubernators, der Oberſten und der übrigen Offiziere, ſowie der ihnen und der Garniſon gehörenden Papageie (einer, wie es ſcheint, damals in großer Zahl und mit beſonderer Zärtlichkeit gepflegten Hausgenoſſenſchaft) die erfoderliche Anzahl Wagen bis Gertruydenburg her, von wo ſie, auf Ehrenwort, zurückgeſchickt werden.

Der Gubernator iſt berechtigt vier Geſchützſtücke und zwei Mörſer, von welcher Sorte und von welchem Kaliber ihm belieben wird, nebſt der dazu gehörigen Munition, mit ſich zu nehmen, und der Marquis ſorgt für die Wagen dazu.

Sämmtliche Güter und Möbel ſowol im Schloſſe als in der Stadt, welche das Eigenthum des Prinzen von Oranien bilden, ſollen innerhalb ſechs Monaten nach Holland abgeführt und den hiezu beorderten Fahrzeugen auf keinerlei Weiſe Hinderniſſe in den Weg gelegt werden, ſondern dieſelben vielmehr freies Geleit und Garantie gegen jede Kränkung erhalten.

Kranke und Invaliden, welche durch ihren körperlichen

Zustand dermal am Mitabzuge verhindert werden würden, sollen nach erhaltener Gesundheit unbeschwert nachreisen dürfen.

Hauptleute, Offiziere und Soldaten werden Schulden halber nicht zurückgehalten werden, sondern sie stellen blos ein Dokument aus, durch welches sie zur künftigen Bezahlung sich verbindlich machen.

Dem Gubernator, den Obersten, Offizieren und Soldaten, die in den aufgeführten zwei ersten Artikeln mit indegriffen, sowie sämmtlichen Beamten und Bediensteten der Vereinigten Staaten, wird das Recht freier Verfügung über ihre beweglichen und unbeweglichen Güter, Schuldtitel u. s. w. auf jede ihnen beliebige Weise, innerhalb einer Frist von 18 Monaten und während dieser Zeit selbst der Genuß der Zinsen gewährleistet.

Von beiden Seiten verpflichtet man sich, die Gefangenen ohne Ranzion und blos gegen Erstattung der Verköstigung, nach der üblichen Taxe, frei zu geben.

Es wird ferner auf die gemachte Beute und gute Prise weder von dem einen, noch von dem andern Theile Anspruch gemacht.

Sobald die hier aufgezählten Artikel unterzeichnet worden, erhält der Gubernator von Breda die Ermächtigung, selbe durch die ihm tauglichste Person an den Prinzen von Oranien zum Behufe der Ratifikation, in dessen und der Vereinigten Staaten Namen, zu überschicken.

Während dieser Zeit soll zwischen den beiden Parteien Waffenruhe bestehen und jeder Theil die von ihm gegenwärtig noch besetzten Werke behaupten, ohne Vornahme irgend einer Neuerung.

Ehe die Garnison auszieht, stellt der Marquis de

Spinola zwei Personen von Stande als Geißeln, welche unter sicherer Escorte nach Gertruydenburg sich verfügen und daselbst die zwölf Tage abwarten, innerhalb welcher die angenommenen Artikel vollständig verwirklicht sein müssen; nach diesem kehren sie, unter Zusage vollkommener Sicherheit, nach Breda zurück.

Nach Unterzeichnung der Artikel stellt auch der Gubernator der Stadt zwei Individuen von Rang, welche als Geißeln bis zur Uebergabe Bredas und dem Abzuge der Besatzung im spanischen Lager bleiben und sodann alsbald zurückgegeben werden.

Der Auszug soll am 5. Juni Morgens bei guter Zeit stattfinden.

Punkte, in welche Spinola einzugehen schlechterdings nicht bewogen werden konnte, waren: das Zugeständniß freier Religionsübung an die protestantischen Einwohner der Stadt, und die Garantie der Gefälle und Einkünfte der Baronie Breda zu Gunsten des Prinzen von Oranien, als Familiengut desselben. Hierdurch hätte der Marquis ein religiöses, wie ein politisches Prinzip zu verletzen geglaubt, auch mußte er die Begriffe der Mehrzahl seines Kriegsrathes und den Fanatismus jener Zeit schonen.

Dagegen sicherte er in der Urkunde, welche auf die Civilverhältnisse sich bezog, den Bürgern und Eingesessenen Bredas einen Generalpardon und vollständige Amnestie für Alles vor und seit dem Jahre 1590, als dem Zeitpunkte der Einnahme des Platzes, Geschehene zu.

Sämmtlichen Bürgern und Insassen, welche in die Dienste der Generalstaaten und des Prinzen getreten, oder denselben pflichtverwandt waren, erhielten die Erlaubniß, noch zwei Jahre in der Stadt, jedoch gegen ruhiges und

stilles Wesen, wohnen zu dürfen, auch ihren Gottesdienst heimlich abzuhalten, ohne Aergerung der Katholiken. Niemand von ihnen sollte zur Aenderung des Glaubens genöthigt werden können. Ebenso wurde den von ihnen zu errichtenden Testamenten, Verkäufen und Schenkungen volle Gültigkeit zugesichert.

Man garantirte ferner die Freiheit der Auswanderung und das Betreten des Gebietes der Baronie denjenigen, welche in befreundeten oder neutralen Staaten sich niederlassen würden.

Personen, welche nach den Vereinigten Provinzen, Geschäfte halber, zu reisen die Absicht an den Tag legten, sollten zwei Jahre lang nach Unterzeichnung gegenwärtiger Capitulation, jedes Jahr viermal, mit Erlaubniß des Gubernators und mit Pässen desselben versehen, es zu thun berechtigt sein.

Endlich gestattete man noch den Predigern, Helfern, Diakonen und ihren Leuten freien Abzug mit Gepäck.

Einige andere Artikel regelten die innern Verhältnisse und gegenseitigen Beziehungen der verschiedenen Religionsverwandten, sämmtlich auf humaner Grundlage.

Am 5ten Juni 1625 zog die Besatzung wirklich in vorbeschriebener Weise aus, nachdem sie eine Belagerung von nicht weniger denn zehn Monaten ausgehalten hatte. Sie gehörte sicherlich zu den merkwürdigsten nicht nur des Jahrhunderts, sondern überhaupt *). Sie war zugleich die letzte große Waffenthat Spinola's, welcher gleichsam das Gedächtniß seines Gegners, des Prinzen Moritz, da-

*) Auch Folard in seinem berühmten Commentare zu Polybius stellt sie in solche Reihe.

durch zu ehren schien, daß er nach seinem Tode keine Armeen mehr befehligen wollte, zufrieden mit dem Ruhme, den Eroberungen und Siegen jenes Helden, an welchem, nachdem er oftmals das stolze Spanien zur Verzweiflung gebracht, das Glück noch in den letzten zwei Jahren treulos geworden war, Schranken gesetzt zu haben, und vielleicht auch eben dieses Beispiels, als einer großen Lehre für ihn selbst, eingedenk.

Die Soldaten der Garnison bis auf 3100 Mann, somit gerade auf die Hälfte herabgeschmolzen, marschirten in schönster Ordnung durch zwei italienische und zwei spanische Regimenter, sowie durch die Gardecompagnien des Marquis, welche vom Herzogenboscher Thore an bis zum Quartiere von Balançon in Spalier sich aufgestellt. Spinola hatte nicht gesäumt sich mit einzufinden, begleitet von dem Grafen Heinrich van den Bergh, seinem treuen Streitgenossen, dem Prinzen von Neuburg, Don Gonzales de Corduba, Don Luis de Velasco, seinen beiden Generallieutenants, von zwei Prinzen von Sachsen, 30 Obersten der kaiserlich-bairischen Armee, und einer großen Anzahl fremder und einheimischer Großen und Edelleute. Er umarmte den Gubernator*) und dessen Kinder, die drei ihm nächsten Anführer der Franzosen, Engländer und Holländer, den Sohn des Königs Dom Manoel von Portugal (Schwager der beiden Prinzen von Oranien) und zwei natürliche Söhne des Prinzen Moritz. Mit großartigem Sinne pries

*) Derselbe erklärte dem Marquis, daß gerade im Augenblicke ihres Abzugs das letzte Brot im Ofen gewesen sei. Van Wynenz: Byvoegsels en Aanmerkinge voor de Vaderl. Historie van Wagenaar. XI.

er laut den Muth und die Treue, so sie an den Tag gelegt, und ließ ihnen fast alle die Ehrenbezeigungen erweisen, die man nur Siegern zu bezeigen pflegt. Er gab willig an die 1400 Wagen zum Transporte der Kranken, der Frauen und Kinder, des Gepäckes und beinahe eines Drittels der Bevölkerung von Breda her, welcher seinen Entschluß, nach Holland auszuwandern, zu erkennen gegeben hatte. Der Sohn des Grafen van den Bergh, ein artiger junger Cavalier, führte die vier Compagnien leichter Reiter an, welche als schützendes Geleite bis Gertruydenburg dienten.

Der Prinz Friedrich Heinrich empfing sie hier ehrenvoll und brachte ihnen seinen und der Generalstaaten Dank, sowol für die bewiesene Tapferkeit und Ausdauer, als auch dafür dar, daß sie sich dem Vaterlande erhalten und an der Sache desselben nicht verzweifelt. Die wackeren Leute wurden sämmtlich theils in Gertruydenburg selbst, theils in benachbarten Orten auf das Beste verpflegt; der Stadthouder aber kehrte noch am gleichen Tage nach dem Lager bei Walwijck zurück *).

Die Freude der Erzherzogin-Infantin, ihres Hofes und sämmtlicher Stände der südlichen Niederlande über den Gewinn Bredas war unbeschreiblich. Sie selbst verfügte sich in Person dahin, um den Triumph ihrer Waffen mit ungewöhnlichem Pompe und durch Freudenfeste jeder Art zu feiern. Nachdem sie die Gubernatorstelle des Platzes dem tapfern Jambe de Bois (also genannt, weil

*) H. Hugo. — Van Goor, ferner das Theatrum Europaeum liefern die Capitulation mehr oder minder vollständig. Ueber die Details des Auszugs vergl. Neuville 9 u. f. w.

er den einen Fuß bei der Belagerung Oſtendes verloren, auf Spinola's Vorſchlag übergeben hatte, ließ ſie die Kirchen der Stadt, welche zum Theil von proteſtantiſchen Prieſtern in Beſitz genommen und ſomit, nach römiſch-katholiſchem Begriff, durch ketzeriſchen Athem und Fuß entweiht worden waren, durch die Biſchöfe von Antwerpen und Herzogenboſch friſch einweihen und Alles auf den frühern Fuß wiederherſtellen *). Doch bemerkte man in den deshalb erlaſſenen Edikten und Ordonnanzen eine merkwürdige Veränderung des Tones; denn ſtatt „Rebellen und Ketzer" waren diesmal die Holländer blos als „Leute, die dem katholiſchen Könige zuwider" bezeichnet **).

So hoch die Spanier den errungenen Sieg, als das Ruhmvollſte, Fruchtreichſte und Tiefeinwirkendſte, was unter den damaligen Umſtänden hätte vollbracht und erzielt werden mögen, auch anſchlugen, ſo gleichgültig und wenig niedergeſchlagen zeigte ſich der republikaniſche Stolz der Holländer. Sie ſtellten das Geſchehene als eine Privatſache der Prinzen von Oranien hin, welche die Republik im Ganzen nur wenig berührt, und durch deren Ausgang der König von Spanien Nichts gewonnen als einen Fleck Landes, um den theuern Preis von 12 Millionen Goldgulden und der gänzlichen Verheerung des flachen Landes von Brabant. Ihre Berechnung zeigte ſich ſo ziemlich richtig; denn dieſe Belagerung hatte die Finanzen und die Kriegsmittel ihres Gegners völlig erſchöpft, obgleich auch

---

*) Hugo beſchließt damit ſein Werk, in ermüdender Weitſchweifigkeit und im behaglichen Gefühle aller der Vortheile, welche dadurch ſeinem Orden auch hierſeits von Neuem erwachſen.

**) Neuville VI. I. 3. vergl. damit van Goor.

die Vereinigten Staaten nicht wenig darunter mit gelitten. Solche Erschöpfung hatte eine stillschweigende neue Waffenruhe zur Folge *). Für Breda aber erhielt Friedrich Heinrich gleich zwei Jahre nach den hier geschilderten Ereigniſſen einen glänzenden Ersatz durch die Einnahme von Herzogenbosch, welche als ein ebenbürtiges strategisches Meisterstück der Belagerung von Breda und seiner Vertheidigung an die Seite gestellt worden ist **); und im Jahre 1637 wehete auch, in Folge des Umschwungs der Dinge, auf der Citadelle und den Mauern von Breda selbst die Oranische Fahne siegreich wieder.

---

*) Neuville 12. van Kampen 54.

**) Mémoires de Fr. Henri S. 51 fg.

Quellen.

1) Herm. Hugo, Soc. Jesu, Obsidio Bredana armis Philippi IV. Auspiciis Isabellae, ductu Ambros. Spinolae perfecta. Antverp. 1626. fol. (Der umfassendste Bericht von spanischer Seite, hie und da parteiisch, im Ganzen jedoch mit ziemlicher Ruhe geschrieben, auch nicht ohne stylistischen Werth, trotz der grossen Weitschweifigkeit). 2) Mémoires de Fréderic Henri, Prince d'Orange, 1621—1646. par Bernard Picart. Amsterd. 1723. 4. (abgefaßt von einem höhern Offiziere des Prinzen Friedrich Heinrich, nach Notizen und Diktaten desselben und theilweise von seiner eigenen Hand verbessert. Der berühmte Fürst von Anhalt-Dessau, Sohn einer Tochter Friedrich Heinrichs, ließ sie zum Drucke befördern). 3) Die Resolutien der Stadt Breda. 4) Th. E. van Goor, Beschryvinge der Stadt en Lande van Breda. Gravenhaage 1740. fol.; sowie 5) Lieuwe van Aitzema, Zaken van Staat en Oorlog, für das Politische und Administrative während der Belagerung, sowie durch Schilderung der Lokalitäten wichtig. 6) J. de la Pise, Tableau de l'histoire des Princes et (de la) Principauté d'Orange. La Haye 1689. fol. 7) Theatrum Europaeum, B. I. 8) Neuville, Histoire de Hollande, depuis la trève de 1609, jusqu'à nôtre tems. Paris 1698. 12.

III.

Die Frauen in der franzöſiſchen Revolution.

Skizzen und Zuſammenſtellungen.

Von

Karl Georg Jacob.

Als wir uns nach dem neunten Thermidor wiederſahen, erſtaunt uns noch am Leben zu finden, da hatten wir wol alle dieſelbe Geſchichte von unſerer Rettung zu erzählen. Sie war ein Loblied auf die Frauen. Einige waren wol durch die Liebe begeiſtert worden, aber die meiſten hatten den Eingebungen eines himmliſchen Mitgefühls und den Empfindungen der Freundſchaft gehorcht.

Lacretelle.

Man kann behaupten, daß in keinem Lande der Welt der gesellschaftliche Zustand der Frauen so angenehm ist als in Frankreich. Man beschäftigt sich vorzugsweise mit ihnen, sie werden als Lieblingskinder der Gesellschaft mit Nachsicht behandelt und mitunter verzogen, sie leiten die Vergnügungen derselben und tragen viel zu ihrem Glanze bei, indem sie, ohne der Gesellschaft ihre Kraft zu nehmen, durch Grazie und volle Anwendung ihrer geistigen Fähigkeit sich in dem goldnen Kreise eines durchaus geehrten Daseins bewegen. Aber eben diese Huldigung und Dienstleistung der Männer, welche die französischen Frauen von jeher als ein Recht angenommen haben, war es auch, welche sie häufig über die naturgemäßen Grenzen hinausgeführt und ihnen einen bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten ihres Vaterlandes gegeben hat. Daher sehen wir seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts unter Franz I. und seinen Nachfolgern eine förmliche Regierung der Weiber, dem Einflusse der schönen Gabriele d'Estrées auf Heinrich IV. hielt nur Sully's Klugheit und Gerechtigkeit die Wage, und nach seinem Tode hatten die Intriguen Maria's von Medicis und der Marschallin d'Ancre das freieste Spiel. Richelieu's starker

Arm hielt freilich sowol den König Ludwig XIII. als die vornehmen Frauen von allem Einflusse auf sein Herrscheramt fern, aber während Ludwigs XIV. Minderjährigkeit trat die weibliche Macht um so dreister hervor. Die Zeit der Fronde gewährt das anschaulichste Bild einer auf Cabalen und persönliche Einmischung der Frauen gegründeten Herrschaft. Trotz aller Tapferkeit in den Schlachten dieser Zeit, trotz des antiken Charakters eines Molé und des kriegerischen Glanzes eines Condé und Turenne hat das Ganze doch nur das Ansehen eines großen Intriguenstückes an einem fürstlichen Hofe und selbst Bürgerkriege erscheinen als bloße Miniaturbilder, wenn der große Condé als Diener der gekränkten Eigenliebe einer Herzogin von Longueville auftritt und die Kanonen der Bastille auf Franzosen abgefeuert werden, weil die Prinzessin von Montpensier erfahren hatte, daß Mazarin ihre ehrgeizigen Heirathsprojekte hintertrieb. Sobald dieser über seine und Anna's von Oestreich Feinde gesiegt hatte, änderte sich die Lage der Dinge und es ist von jetzt an, sowie unter Ludwigs XIV. Herrschaft, wenigstens in den ersten Jahren, kein vorherrschender Einfluß der Frauen sichtbar. Aber schon von der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges an, ja noch früher, stand der Staat und dessen gefürchteter Selbstherrscher unter der Gewalt der Marquise von Maintenon, die bei aller anscheinenden Demuth, Bescheidenheit und Abneigung gegen weltliche Dinge gewöhnlich schon lange vorher mit den Ministern Rath gehalten hatte, wenn Ludwig sich im Staatsrathe ihrer züchtigen Zurückhaltung freuete, die sie kein Wort früher sprechen ließ, als sie gefragt war. Und jene Entscheidungen führte sogar nicht selten ihre Dienerin Nanon Babbien herbei, die über die Gebieterin ebenso

vermochte, wie über Voltaire seine alte Bonne und Moliere seine Köchin. Die Regierung Ludwigs XV. von der Verwaltung des Herzogs Regenten gar zu sprechen — hat ihre Perioden nach der Herrschaft seiner Maitressen. Nach des Cardinals Fleury Tode regierten Frauen die Minister ab, ernannten die Marschälle, unterhielten Intriguen mit den auswärtigen Höfen und wechselten Briefe mit den Kaiserinnen Europas; je älter der König ward, um so unverschämter und lästerlicher ward das Weiberregiment. Mit Ludwigs XVI. Thronbesteigung wurde es reiner und sittlicher in Frankreich, Marie Antoinette ist mit Unrecht eines bedeutenden politischen Einflusses angeklagt worden. Sie mischte sich in Politik und Staatsverwaltung, weil sie dazu gedrängt, ja vom eignen Gemahle veranlaßt wurde, und nur der Haß der Revolution gegen das gestürzte Königshaus konnte ihre gütige Gesinnung und ihren Eifer für das wahre Wohl Frankreichs in einem solchen Grade verdächtigen, daß eine so reine Seele mit der moralischen Verdorbenheit einer Pompadour oder Dubarri auf dieselbe Stufe gestellt wurde.

Die gewaltigen Erschütterungen der Revolution haben zwar die Galanterie, deren eigenthümlicher Boden Frankreich ist, nicht verbannt, aber sie haben die Frauen zu einem bessern Dasein geläutert. Im Fortgange jener ungeheuren Bewegung sahen sie sich allmälig auf ihre eigenthümliche Sphäre beschränkt, und als Stärke auf Schwäche und riesenhafte Kraft auf Staatsintriguen folgte, konnten die Zügel der Regierung nicht mehr von den Banden des Vergnügens umschlungen sein. Ein anderer, edler Schauplatz ward den Frauen eröffnet. Die Schreckenszeit der Revolution begrenzten ihre Wirksamkeit in den

hohen, mittlern und niedern Ständen auf Liebe zur Häuslichkeit, Sinn für Familienglück, Gatten-, Eltern- und Kindesliebe, und entwickelten in ihnen alle die Tugenden, deren man ſie bis dahin nicht für fähig gehalten hatte. Freilich fehlte es, ſo lange die Revolution in der Gewalt einer Rotte war, die Schrecken und Tod als einziges Regierungsmittel gebrauchte, auch unter den Frauen nicht an Beiſpielen der ungezügeltſten Sinnlichkeit und einer bis zum Unglaublichen geſteigerten Luſt an Blut und Mord; aber dafür verbreiteten auch die glänzendſten Beiſpiele von Selbſtaufopferung, von muthvoller Anhänglichkeit und Ertragung aller Art von Beſchwerden in einer fünfundzwanzigjährigen Verbannung eine neue Glorie über ein Geſchlecht, deſſen uneigennützige Tugenden und hohe Fähigkeiten ſie ſo ausgezeichnet darſtellten. Die Königin Marie Antoinette und ihre Schwägerin Eliſabeth von Frankreich auf der einen Seite, Frau Roland und Charlotte Corday auf der andern, dann Thereſe Tallien und Joſephine Beauharnais, Frau von Stael und Juliette Recamier, ſpäterhin die Gattin des Marſchals Ney und Frau von La Valette, nicht minder die Herzogin von Angouleme ſind hiſtoriſche Namen geworden und treten unter einer Menge anderer Beiſpiele, die nur durch den Rang der Parteien weniger ausgezeichnet ſind, auf das Glänzendſte hervor.

Es iſt nun der Zweck unſeres Aufſatzes, dieſe Charaktere und die allgemeinern Zuſtände, unter denen ſie handelnd erſchienen ſind, genauer zu ſchildern.

I.

Während in den Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das häusliche Leben der Frauen in Deutschland unendlich ärmer als jetzt an Willkür und Freiheit war, reicher aber vielleicht an wahrem, innerm Genuß des Lebens, und durch die Seltenheit der Vergnügungen eine weit höhere Würze erhielt, hatte sich das Leben der französischen Frauen ganz anders gestaltet. Kaum geboren, wurden die Töchter von ihren Müttern getrennt, zuerst käuflichen Ammen übergeben, dann in ein Kloster verwiesen, wo sie ihre Kindheit und Jugend verlebten. Der elende Religionsunterricht, den sie hier empfingen, ward kein Band zwischen ihrem Herzen und der ihnen auferlegten kirchlichen Zucht. Rief sie nun nach einigen Jahren das Gebot der Eltern in die große Welt, so brachten sie in diese nur wenige ausgebildete Talente, einen leeren, aber thätigen Kopf, eine gänzliche Unkunde ihrer Pflichten, vor Allem aber eine unbegrenzte Sehnsucht nach Unabhängigkeit. Ohne Freimüthigkeit in Stellung und Rede kamen sie aus dem Kloster, mehr verlegen als schüchtern, sie lernten ihre Mütter kennen, ohne daß sie in diesen Familienverhältnissen, wo es in der Regel zwischen Vater und Mutter kaum etwas Gemeinschaftliches gab außer dem Namen, an ihnen eine Stütze fanden. Von weiterer Bildung, von Belehrung über die Pflichten der Jungfrau war keine Rede, die jungen Mädchen blieben im Leben ebenso eingeengt wie in ihrer wespenartig zusammengeschnürten Taille, die sich noch aus der Zeit Ludwigs XIV. herschrieb und nicht ohne hartnäckigen Widerstand erst kurz vor dem Ausbruche der Revolution mit einer leichtern,

naturgemäßern Kleidung vertauſcht wurde. Eine der größten Lobrednerinnen der guten alten Zeit, die Gräfin von Genlis, ſchildert mit großer Anſchaulichkeit die Zurüſtungen ihrer Tante und deren drei Kammerfrauen, als ſie in ihrem funfzehnten Jahre zum erſten Male vor dem Könige Ludwig XV. erſcheinen ſollte*). Dreimal ward ihr Haar aufgeputzt, man hieß ſie ſich ſtark pudern und viel Roth auflegen, man zwängte ſie in einen großen Schnürleib, der ihr gewaltig in die Schultern ſchnitt, und ſchnürte ſie ſo ganz ungeheuer, um ihre feine Taille zu zeigen. Die Collerette mußte ſie drei bis vier Mal an- und ablegen, ehe ſich die Tanten vereinigen konnten und endlich den Oheim, einen Marſchall von Frankreich, beriefen, um die Entſcheidung zu geben. Der größte Theil des Tags wurde mit ſolchen Vorbereitungen hingebracht, während des Mittagseſſens mußte das junge Mädchen kerzengerade ſitzen, dann mußte ſie ihre Verbeugungen wiederholen und ſich ſagen laſſen, wie ſie die Schleppe zu tragen habe, um nicht zu theatraliſch zu erſcheinen.

War die junge Dame in die Welt eingeführt, ſo ließen es ſich die Eltern vor allen Dingen angelegen ſein, ihr einen reichen und angeſehenen Gatten zu verſchaffen. Auch das junge Mädchen erwartete ungeduldig den Mann, dem ſie die Freiheit, nach Willkür zu handeln, danken ſoll. Endlich erſcheint er, man zeigt ihn ihr — und das iſt Alles. Bald verbindet ſie eine Ceremonie, der die fromme Weihe durchaus fehlte und deren lärmender Hergang ihr allen Ernſt raubte — die junge Frau muß nur zu bald fühlen, daß ihr Herz bei dieſer Verbindung nicht zu Rath

*) Denkwürdigkeiten der Gräfin v. Genlis I. 157.

gezogen ist. Hat sie aber eine jugendliche Neigung an den ihr vom Schicksale zugeführten Gatten geknüpft, was soll sie mit ihrer Liebe thun, die der Gatte anfangs als eine ihm neue Erscheinung sich gefallen läßt, die er aber bald aus abscheulicher Gewohnheit, wie er sie in den frechen Meinungen und frivolen Sitten der Zeit angenommen hat, gänzlich zurückweist? Auf diese Weise getrennt von dem, was der Gattin das Heiligste auf Erden sein soll, erregt der Sturm der Leidenschaften und die Unsicherheit der Grundsätze in den Herzen junger Frauen, die nie Töchter waren, nie Gattinnen und nicht Mütter sein werden, einen ihren Kräften unangemessenen Kampf, eine Sehnsucht nach Befriedigung, die sie im eignen Hause nicht finden können. Und so wurden sie aus ihrem Heiligthume hinausgestoßen und mußten in den Gesellschaften und Unterhaltungen der großen Welt Zerstreuung suchen *).

Die französische große Welt war eine von den Schöpfungen Ludwigs XIV. Der Autokrat hatte die Großen unwiderruflich an seinen Hof gefesselt, dieser ward nun der Mittelpunkt aller Wichtigkeit, durch selbst gegebene Gesetze regiert und mit dem Namen der guten Gesellschaft (bonne compagnie) bezeichnet. Die Frauen entschieden über dem Gesetze, von ihnen und für sie ward das Vergnügen des Gespräch (la conversation) erschaffen, sie waren es, die Männer von Genie und Talent bei sich aufnahmen und die sich, um der Annehmlichkeit dieses Umganges zu genießen, früher als die Männer entschlossen

*) Essai sur l'éducation des femmes, par la comtesse de Rémusat (Paris 1825) S. 76—79 und in auffallender Uebereinstimmung Louvet in Faublas IV. 19—21.

einige Vorurtheile des Ranges zum Opfer zu bringen. Das Louvre ward alſo wie Rambouillet und der Palaſt Longueville den bürgerlichen Schöngeiſtern eröffnet. Boileau durfte den Adel verſpotten, Moliere auf der Bühne den Burgadel lächerlich machen — der König ſchützte ſie, weil ſein Gefühl von Fürſtengröße ſich darin gefiel, dem Adel zu zeigen, daß er ein Gnadenſtand mit Vorrechten, nicht aber eine mit Rechten ausgeſtattete Ariſtokratie ſei. Hier entwickelten ſich nun die Fähigkeiten der Frauen. Ihr Ehrgeiz trieb ſie an nach allgemeinerm Wiſſen zu ſtreben, und da ſie leicht ſo viel auffaſſen, als für die Converſation nothwendig iſt, waren ſie ſchnell im Stande, von Allem zu ſprechen, ſchnell zu urtheilen, oft zu befriedigen und ſtets anziehend zu erſcheinen. Aber ein Charakter bildete ſich dabei nicht, ebenſo wenig wie die äußere kirchliche Zucht jener Zeit Frömmigkeit war. Der Grundton im Geſellſchaftsleben war kalte Unnatur, wie ſie ſogar die innigſten und natürlichſten Verhältniſſe entſtellte. Der Ton der guten Geſellſchaft erlaubte den Ausdruck des Gefühls nur als Zierath des Umgangs und tadelte es an Frau von Sevigné, als ſie die Mängel in der gewöhnlichen Erziehung und Bildung der Frauen an das Licht zog *), er verlangte vielmehr eine gewiſſe Selbſtbeherrſchung, die in dem flachen Leben dieſer Cirkel durch Leichtſinn und kleinliches Streben erleichtert wurde. Dies Alles nahm in den Zeiten der Regentſchaft und unter Ludwigs XV. langer und liederlicher Regierung noch zu. Das Leben der guten Geſellſchaft bewegte ſich blos in den Salons, in einer frivolen, leeren, ſchillernden, hin und her

*) Remuſat 61.

schlüpfenden Conversation, es war die erste Pflicht des Weltmanns, Anmuth und Ungezwungenheit in die Gesellschaft zu bringen, und diese Verbindlichkeit wurde bald so wichtig, daß eine plumpe Bewegung, eine gemeine Redensart mehr auffiel als eine nichtswürdige Handlung. Ein schlechter Ton und jeder Vorfall, der Aergerniß zur Folge hatte, veranlaßte die Ausschließung, aber weder ein tadelloser Lebenswandel, noch ein ausgezeichnetes Verdienst wurden als Bedingungen des Zutritts erfodert. Die üble Nachrede, die Bosheit, die Kränkung der Ehre wurde geduldet, wenn es nur mit Grazie und Originalität geschah; wenn einträgliche Niedrigkeiten (etwa gegen die Bürger und Landleute) mit einiger Vorsicht und gewissen äußern Formen begangen wurden, so überredete man sich leicht in ihnen eine erlaubte Schicklichkeit zu sehen. Zu dem Hochmuthe des Adels kam nun noch die gefährliche Beredtsamkeit der Gelehrten (gens de lettres), die sich Philosophen nennen ließen. Es waren nicht mehr die Gelehrten aus Ludwigs XIV. Zeit. Von Beschützer und Schützling war jetzt nicht die Rede, die Anhänger Voltaire's, Diderot's, d'Alembert's und Rousseau's hoben ihr Haupt keck und kühn empor, sie betraten mit großer Zuversicht die Salons der Großen und verbreiteten oberflächliches Wissen, gräßlichen Egoismus und kalten Unglauben *).

Die Memoiren jener Zeit geben ein trauriges Zeugniß, wie die Frauen die Grundsätze der neuen Philosophie benutzten, um gegebenes Aergerniß zu rechtfertigen und ihre Fehltritte zu erleichtern. So ward ihr Glaube erschüttert, man sagte ihnen, der Anschein der Treue sei lächerlich,

*) Rémusat 54. 55. 61. 62. Genlis II. 148—159.

nicht allein die eheliche Treue, ſondern die Liebe ſelb
wenn ſie durch Beſtändigkeit zur Tugend würde, wä
verächtlich, dagegen ſei Freiheit und Vergnügen der höchſt
einzige Zweck vernünftiger Weſen. Dieſe verderblich
Grundſätze, bald in das Gewand der Dichtung oder
lüſterne Romane eingekleidet, bald in ſo klarer Darſtellun
ausgeſprochen, daß es kaum eines Beweiſes bedurfte, üb
flüſſig reich mit Witz und Satire ausgeſtattet, erhitzt
die Einbildungskraft der Frauen, beſchäftigten ihren Ve
ſtand und berauſchten ihr Herz. In der Geſellſchaft fa
den ſie Sittenverderbniß, in ihrem Hauſe Langeweile, u
ſo ſuchten ſie die Annehmlichkeiten der Unterhaltung,
ſie das Daſein der Pflicht, ja ſelbſt das der Gottheit b
ſtreiten hörten, und zwar nicht ſelten von den Würde
trägern der Kirche, von einſchmeichelnden Jeſuiten u
glatten Abbés, bei denen ſie eigentlich eine Stütze f
Sittlichkeit und Religioſität hätten finden müſſen.

In mancher Beziehung war in den letzten Jahren v
der Revolution eine heilſame Veränderung eingetrete
Blieb gleich das Palais Royal noch immer der Sammp
platz der ſogenannten guten Geſellſchaft und galt weiblic
Tugend vielen Wüſtlingen für ein Unding, ſo hatte do
der Rückſtrahl von Ludwigs XVI. Tugenden eine gu
Wirkung auf die Sitten gehabt und Rouſſeau's Schrift
ſich einen weſentlichen Einfluß bei den franzöſiſchen Mü
tern verſchafft. Mit Recht ſind in einer ſpätern Zeit nic
wenige ſeiner Vorſchriften über die phyſiſche und geiſti
Erziehung der Töchter als unanwendbar oder unnütz b
zeichnet worden, aber bei dem erſten Erſcheinen ſein
Bücher war die ſtarke Sprache im „Emil“ gegen das U
natürliche in den Familienverhältniſſen ſehr zweckmäßig u

das Zernichten des ganzen damaligen Systemes ein nothwendiges Erforderniß für den Reformator. Er legte, sagt die geschätzte Schriftstellerin, der wir in diesem Abschnitte gefolgt sind *), das Kind wieder in die Arme der Mutter, er warf mit Recht der Gesellschaft ihre geringe Sorgfalt für Erziehung und Bildung der Jugend vor, er schmeichelte weder den Großen, noch den Philosophen, aber er gab dem Christenthume die Toleranz, der Philosophie den Glauben, der Literatur die Moral und der Gesellschaft ihre unveräußerlichen Rechte wieder. Wenn er sich täuschte (und er hat sich oft getäuscht), so täuschte er sich nicht mit andere Leute, denn selbst seine Irrthümer können Fortschritte des menschlichen Geistes genannt werden.

Rousseau's Schriften auf der einen, Voltaire's und Montesquieu's Bücher auf der andern Seite hatten schon lange vor dem Ausbruche der Revolution der pariser Gesellschaft eine besondere Färbung gegeben. Es bildete sich eine Opposition gegen das Bestehende in Staat, Kirche und Literatur von Schöngeistern und Philosophen aus der zahlreichen Jüngerschaft jener Altmeister, und es waren Frauen von Geist und Talent, in deren Salons sie ihren Sammelplatz fanden. Zu einem solchen bureau d'esprit gehörte eine elegante Einrichtung des Hauses, dessen Besitzer aber stets abwesend sein mußte oder ausnahmsweise geduldet wurde, ferner anständige Bewirthung, vornehme Verbindungen und eine Frau von entschiedenem Geschmacke für das Ausgezeichnete und von ansprechender Persönlichkeit, wie sie die Frauen Lambert, Tencin, Geoffrin, de la Poupelinière, die Marquise von Deffand und Mademoiselle de

*) Rémusat 73.

l'Eſpinaſſe beſaßen. Es hieß Barbarei, ihnen nicht zu huldigen. Aber jene Vereine liegen über die Grenzen unſers Aufſatzes hinaus, auch ſind ſie zu oft beſchrieben worden, um noch länger bei ihnen zu verweilen*). Unter Ludwig XVI. war kein geiſtreiches Kränzchen berühmter, als die Geſellſchaften im Hauſe Necker's, wo ſchon in den Sechziger Jahren ein Zuſammenfluß von Staatsmännern, Künſtlern und Gelehrten war, deſſen Mittelpunkt im Anfange die Frau des Hauſes, eine würdige Erſcheinung, voll Verſtand und Ueberlegung, dann aber ihre berühmtere Tochter, die Frau von Stael, bildete. Zuerſt war auch hier die Unterhaltung leiſe und hielt ſich überall auf der Oberfläche, junge Damen lispelten mit vieler Salbung über Auflagen und Kornſperre, womit Geſchichten aus den Affichen abwechſelten, wie ein Sohn ſeinen Vater nicht habe wollen verhungern laſſen, oder wie ein Dorfprieſter funfzig Livres unter ſeine Gemeinde vertheilt habe**). Als aber die Zerrüttung des geſammten Staatsweſens immer offener zu Tage kam, als Turgot, dann Necker Reformen aller Art verſuchten und der Letztere durch ſein „Compte rendu" die öffentliche Meinung für ſich aufrief, da vernahm man auch im Necker'ſchen Cirkel nicht mehr die behutſame Sprache der frühern Jahre, man kannte nur eine laute, lebendige Unterhaltung, wo ein Jeder ſich allein hören wollte, und wo von Männern, wie Barnave, Lameth, Talleyrand, Portalis, Thibaudeau, Chénier, Con-

*) Zuletzt von Schloſſer (Geſchichte des achtzehnten Jahrh. I. 532—545) und von Wachsmuth (Europ. Sittengeſch. V. 2 S. 208 f.)

**) Sturz Briefe aus Paris in ſeinen Schriften I. 298

sient und Röderer, über neue Beschlüsse oder Verbesserungen im Staate berathschlagt wurde. Die Worte Tyrannei, strenge Justiz, bürgerliche und kirchliche Freiheit, Recht und Gesetz waren in dem Munde einer Marquise von Coigny, der Gräfin von Tessé, der Herzogin von Grammont, der Frau von Simiane und anderer eleganter Damen, alle aber überragte Frau von Stael, eine der hervorstechendsten Erscheinungen unter den Frauen in der französischen Revolution. Diese ausgezeichnete Frau, die im elften Jahre zum Bewundern schön spielte und sang, im zwölften Jahre als dramatische Schriftstellerin auftrat, im funfzehnten Jahre Auszüge aus Montesquieu's „Geist der Gesetze" machte und mit ihrem Vater sich über Staats- und Finanzverwaltung unterhielt, im zweiundzwanzigsten Jahre einen Band Briefe über Rousseau schrieb, läßt uns in ihrer Hastigkeit und Energie die große Veränderung des weiblichen Charakters, wie sie vor und in der Revolution eingetreten ist, sehr deutlich erblicken. In ihr fand sich die Lehre Rousseau's und Montesquieu's vereinigt, aber ihr fehlte die französische Grazie, welche die eifrigsten Verehrerinnen jener Philosophen zur Zeit Ludwigs XV. so anmuthig, trotz aller Oppositionslaune, gemacht hatte. Von frühester Kindheit an das Leben in den Gesellschaftssälen ihrer Mutter gewöhnt, bewundert und gepriesen, lernte sie schon früh über alle möglichen Gegenstände geistreich reden und durch witzige Einfälle die Schar der Gäste in Erstaunen versetzen. Angebetet von einem eiteln Vater, machte sie dessen Ansichten ganz zu den ihrigen, wie er so hielt auch sie die englische Verfassung für den Höhepunkt der Glückseligkeit von Frankreich, und sprach, natürlich ohne gründliche Kenntniß des Landes und der wahren Be-

dürfniſſe ſeiner Bewohner, dreiſt und entſchieden über das Benehmen des Hofes, um Andre dadurch zu beſtimmen oder ſie durch den Strom ihrer glänzenden Beredtſamkeit für ſich zu gewinnen. Weibliche Scheu und Zurückhaltung war ihr fremd, ſie wollte Alles wiſſen, Alles ergründen, ſie verkehrte am liebſten mit Männern und theilte jedem geſelligen Kreiſe die unverwüſtliche Lebendigkeit mit, die ihren Geiſt bis in die ſpätern Jahre frei und friſch erhalten hat. Ihr erſter Anblick, erzählt Bouilly*), der ſie im Anfange des Jahres 1790 ſowol in den größern Cirkeln ihres Vaters als in ihren Donnerſtagskränzchen oft ſah, hatte weder etwas Liebliches, noch etwas Erhabenes, ihre Geſtalt zeigte mehr männliche und ſtark hervortretende Formen, die einen auffallenden Widerſpruch mit ihrem Geſchlechte bildeten. Ihr unreiner Teint und die ſpröden, rauhen Lippen verriethen angeſtrengte Arbeitſamkeit und die Gewohnheit, aus der Nacht den Tag zu machen, ihre Bewegungen waren zwar nicht ohne Grazie, aber ſie ſchienen mir befehlshaberiſch, ihre Stimme war volltönend, ihre Worte heftig und energiſch. Die ſtete Thätigkeit ihres Geiſtes entfremdete ſie nicht ſelten ihrer Umgebung, ſie ſprach dann wol zerſtreut und unzuſammenhängend, aber ein glänzender Gedanke, eine witzige Antwort verbeſſerten ſolche Verirrungen auf der Stelle. Hörte man ſie aber

*) Mes récapitulations (Paris 1837) I. 147. vergl. Lindau's Leben der Frau v. Stael nach Fr. v. Recker de Sauſſure in den Zeitgenoſſen V. 1. S. 129 ff. Die Anſichten der Gegner faſſen wir in Bailleul's Worte (Examen critique I. 354) zuſammen: n'ayons pas tant d'esprit, ayons plutôt une conversation gâtée, ainsi que nous le reproche Madame de Staël, et montrons un peu plus de sens commun.

sprechen, ging man mit ihr auf ein Gespräch über gesellige Verhältnisse ein oder veranlaßte man sie politische und literarische Gegenstände zu erörtern, so war man auch gleich von ihr entzückt und ganz in ihren Banden; denn jedes Wort aus diesem beredten Munde, jeder Blick aus diesen schwarzen blitzenden Augen beschäftigte die Einbildungskraft und entzückte den Verstand, ihr Witz war schlagend und so vereinigte sich Alles, um uns zur Bewunderung dieses eminenten Talentes zu zwingen. Frau von Stael, setzt Bouilly hinzu, machte auf mich immer die Wirkung eines schöpferischen Genius, der sich in der Gestalt einer Frau ohne äußere Schönheit verkörpert hatte, um den Sterblichen, die sich mit ihm messen wollten, seine Größe weniger fühlbar und drückend zu machen.

Ganz geschieden von diesem Verkehre geistreicher Männer und Frauen war der Hofcirkel der Königin Marie Antoinette, die an sich keine persönliche Abgeneigtheit gegen Frau von Stael hegte, sowie auch diese der Monarchin stets mit Achtung und Liebe gedacht und in ihrer Vertheidigungsschrift derselben das tiefste Gefühl und zarteste Mitleid an den Tag gelegt hat. Die eigentliche Vorsteherin jenes Cirkels war die Herzogin von Polignac, die Herzensfreundin der Königin, und die erste Aufgabe seiner Mitglieder, der jungen Fürstin durch theatralische Vorstellungen, musikalische Unterhaltungen und eine heitere, von den Regeln der Etikette nicht eingezwängte Conversation eine Erholung nach den Mühen der fürstlichen Repräsentation zu gewähren. Bald jedoch übte derselbe Kreis, wie an einem andern Orte dargethan ist*), auch auf die Staats-

*) Vgl. dieses Taschenbuch f. 1838. S. 160—171.

angelegenheiten einen bedeutenden Einfluß. Für eine junge Frau und Fürſtin von der menſchenfreundlichſten Geſinnung mußte die moderne Anſchauung Turgot's und Necker's, die fortwährend das Glück des Volks als den einzigen und höchſten Zweck ihrer Verwaltung darſtellte, ſehr großen Reiz haben, und da ſie nun ſeit dem Tode des Miniſters Maurepas durch ihren Gemahl ſelbſt in den Kreis ſeiner Regierung gezogen war, ſo konnte ſie ſich vom leichtſinnigen Erfaſſen mancher Maßregeln, die ihr ſchön und edel erſchienen, ſowie von augenblicklichen Eingriffen in die Verwaltung nicht mehr frei erhalten. Ihr Ruf hat dadurch ſehr gelitten, ja man kann behaupten, daß eine folgerichtig durchgeführte Einmiſchung in die Reichsangelegenheiten demſelben weniger nachtheilig geweſen ſein würde. Die Damen ihrer Umgebung, die Schwägerin der Herzogin von Polignac, Gräfin Diane von Polignac, die Prinzeſſinnen von Chimay, Tarente und Lamballe, die Herzogin von Fitz James, die Frauen von Tourzel, Chalons und Andlau folgten meiſt perſönlichen Intereſſen und ließen ſich durch die Vorliebe für einzelne Begünſtigte nicht ſelten beſtechen, die Jugend und Unerfahrenheit der Königin zu misbrauchen.

In ſchroffer Abgeſchiedenheit gegen dieſen Cirkel der Königin und in vornehmer Verachtung der Vereine für Politik und Literatur hielt ſich eine nicht unbedeutende Anzahl von Damen des alten oder Hofadels, die Trägerinnen der berühmten Namen Montmorency, Elboeuf, Tremouille, Rohan und andere, deren Anſprüche und Anſichten noch aus der Zeit Ludwigs XIV. herſtammten. Die altfranzöſiſche Hofſprache nannte ſie dames titrées, es waren die Gemahlinnen der Marſchälle von Frankreich, der ſpaniſchen

Herzoge und Granden und derjenigen Adligen, die im erblichen Besitze der Ehre des Louvre waren und den Namen der Vettern des Königs führten. In diesen Kreisen waren das Alter der Familien, die Vorzüge einer edeln Geburt, die Reinhaltung des Geschlechts von Eindringlingen und Neugeadelten, endlich die Wappen und Devisen die wichtigsten Gegenstände der Unterhaltung, die Formen der steifsten Etikette wurden mit der ängstlichsten Gewissenhaftigkeit beobachtet und das Spiel damit oft bis zur Ungereimtheit getrieben. Dadurch schadeten sie selbst dem Feierlichen und Würdevollen dieser Einrichtungen, welche zum Glanze einer fürstlichen Hofhaltung wesentlich beitragen, und zogen sie nicht selten in das Lächerliche herab. In den Memoiren der Marquise von Créquy, die fast nur von dieser Seite Interesse haben, wird es sehr an ihr gerühmt und sie als eine sehr herzhafte Frau (resolue comme un dragon) bezeichnet, weil sie gewagt habe, allein, ohne Lakaien, welche die Flügelthüren öffnen mußten, in ihr Empfangszimmer einzutreten; ja, sie selbst erzählt mit einer fast unglaublichen Naivetät, wie sie in der Nacht nach dem 30. Mai 1770 sich in Paris nicht zu finden weiß und am Ende genöthigt war, selbst die Hand an den Thürklopfer ihres Hotels zu legen *). Von diesen Kreisen ging die Erbitterung aus, welche ein Theil des Hofadels an den Tag legte, als sich im Mai 1770 die Nachricht verbreitete, daß am Vermählungstage Marie Antoinette's die Gräfin Brionne, eine Dame aus dem

*) Souvenirs de la Marquise de Créquy II. 180. IV. 103. 247. und für das Folgende Grimm's Correspond. I. 148—160. Ségur, Mém. I. 89.

Hauſe Lothringen und Schweſter des Prinzen von Lambesc, ihre Menuet unmittelbar nach den Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes tanzen würde. Um die Anſprüche der Bevorrechteten zu vertreten, übergab der Biſchof von Noyon in deren Namen dem Könige eine Vorſtellung, und nur mit Mühe konnte ein Ausweg gefunden werden, der die Anſprüche beider Theile ausgleichen ſollte, die ſtolzen Hofdamen aber doch nur wenig befriedigte. Eben dieſe waren es auch, welche die junge Königin mit bitterm Haſſe verfolgten und einen nicht geringen Antheil an den giftigen Verleumdungen haben, welche Marie Antoinette's Namen in Frankreich weit früher befleckten, als die Parteiwuth der Revolutionsmänner ihr die unſinnigſten Verbrechen andichtete. Die Vernachläſſigung der Etikette, die Entfernung ſchwerfälliger, unbequemer Kleidungsſtücke, die Einführung neuer Moden und thurmartiger Kopfzeuge mußten dazu häufig den äußern Grund hergeben; aber dieſe alten Damen, die, wie Madame Campan mit ebenſo viel pſychologiſcher Wahrheit als treffender Ironie ſagt *), ihre unſchuldige Jugend am Hofe Ludwigs XV. und des Herzogs Regenten zugebracht hatten, konnten es der Königin nicht vergeben, daß ſie jung und ſchön war und daß ſie ſich in heiterer, ungezwungener Geſellſchaft beſſer gefiel als in ihren vornehmen Cirkeln. Nicht beſſer erging es hier den geiſtreichen Geſellſchaften und der Pflege der Literatur. Die Marquiſe von Créquy, welche die Anſicht der ganzen Geſellſchaft ausſpricht, erklärt, ſich überhaupt gar nicht mit Literatur abgegeben zu haben, weil ihr dies die tödtlichſte Langeweile verurſache. Necker's Frau wird wegen

*) Notice sur la vie de Mdme Campan 34. (Stuttg. Ausg.)

gezierten Wesens in Wort und That in den unanständigsten Ausdrücken gescholten, ihre Tochter heißt ein loses Frauenzimmer, die sich nicht vor dem kleinen Hunde ihrer Mutter, aber wol vor der Hündin ihres Vaters habe entkleiden lassen wollen. Bitterer Spott wird über philosophische und politische Beschäftigungen ausgegossen, ja die alte Marquise scheut sich nicht, das zuerst in Paris vergossene Blut lediglich auf Rechnung der Frau von Stael zu schreiben, indem sie den Staatsrath Foulon als Verfasser eines Memoire an den König, worin die Verhaftung der demokratischen Häupter vorgeschlagen wurde, an Mirabeau verrathen habe*). Ein so durchaus grundloser Verdacht, den aber die Marquise noch viele Jahre nach jener Blutthat niederschreiben konnte, beweiset nur wieder die Unversöhnlichkeit ihrer Partei.

Es bliebe noch übrig, Einiges über die Frauen der mittlern und niedern Stände in Frankreich hinzuzusetzen. Das stille und zurückgezogene Leben der Frauen und Jungfrauen in der mittlern Classe von Paris hat den Sittenschilderungen jener Zeit nur geringen Stoff geben können. Hier wohnte noch altbürgerliche Einfachheit und Naivetät, Feinheit und Höflichkeit der Sitte und eine gleiche Abneigung vor der Verdorbenheit der höhern Stände und der Niederträchtigkeit ihrer Dienerschaft als vor der Sittenlosigkeit des großen Haufens. Die Frauen erzogen ihre Töchter zur Frömmigkeit und Häuslichkeit, das Haus war ihr fast beständiger Aufenthalt, in den Wochentagen verließ Mutter und Tochter selten dasselbe, zwei bis drei Familienbesuche, eine Hochzeit, eine Kindtaufe, der Neu-

*) Mém. IV. 134. 211 fg., 140. 145—156. 165.

jahrstag waren die einzigen Veranlaſſungen zum Ausgehen. Nur die Sonntage machten eine Ausnahme. An ihnen war es der Ehrgeiz der petite bourgeoisie von Paris, ſich öffentlich mit möglichſtem Glanz zu zeigen. Das geſchah für die Frauen theils in der Kirche, theils in den Gärten der Tuilerien, wo ſie in ſchönen Kleidern und reichem Schmuck die Wohlhabenheit ihrer Männer zur Schau trugen und die Töchter, die in der Woche in Leinwand einfach gekleidet waren und Küche und Keller beſorgten, im neueſten Geſchmacke herauspuhten *), grade wie noch jetzt der pariſer Gewürzkrämer ſich darin gefällt, ſeinen Knaben nach Umſtänden als polniſchen Lancier oder als Artilleriſten der Nationalgarde zu kleiden. Auch darin iſt der jetzige Pariſer dem frühern gleich geblieben, daß an Sonn- und Feſttagen weitere Spaziergänge und Ausflüge in die Umgegend mit Weib und Kind gemacht werden mußten. Die Waſſerkünſte in Verſailles, die dunkeln Wälder zu Meudon, die von Menſchen wimmelnden Wege im Boulogner Holze, die langen Alleen zu St. Cloud waren die Ergötzlichkeiten der jungen Pariſerinnen, auf die ſie ſich von Woche zu Woche freueten, und dann wieder nach Paris, in die Stille des Hauſes und die ſtrenge Obhut der Mütter zurückkehrten. Um anzudeuten, wie nothwendig dieſelbe gegen die freche Willkür vornehmer Wüſtlinge war, brauchen wir nur den Namen des Herzogs von Richelieu zu nennen. In den Provinzen herrſchte, allein mit Ausnahme der Bretagne und Poitous, eine ſtrenge Abſonderung der Frauen nach den drei Claſſen ihrer Männer. In der erſten war der ſtolze Adel mit ſeinen

*) Mémoires de Madame Roland I. 29. 30. 118. 121.

Frauen und Töchtern, der sich den größten Theil des Jahres am Hofe aufhielt, wie es Ludwig XIV. gewollt hatte, und dessen Frauen Paris als den seligen Mittelpunkt alles Vergnügens, alles feinen Geschmackes und alles wahren Glückes betrachteten. Die zweite Classe bestand aus den Familien der Angestellten, den Herren von der Regierung und vom Rathe, dem Befehlshaber der Marechaussée und allen Andern, die ein besonderes Ansehen in der Stadt genossen. Die Kaufleute, die sogenannten Künstler, die wohlhabenden Bürger, mit einem Worte alle Die, welche ihrem Fleiße und ihrer Industrie ihren Unterhalt verdankten, machten die dritte Classe aus. Wie fest sich auch uralte Eigenthümlichkeiten in den verschiedenen Provinzen erhalten hatten, wie das Deutsche in Lothringen und im Elsaß und bei Strasburgs Bürgerschaft der reichsstädtische Charakter, so war doch, Lyon und einige Seestädte ausgenommen, im Innern des Landes die Kleinstädterei und eine unzerstörbare Lästerungssucht das charakteristische Merkmal der weiblichen Kreise in allen Ständen. Selbst nach der Revolution, wo das ganze Gebäude der gesellschaftlichen Einrichtungen zusammengestürzt war, blieb jener Hang unberührt in allen Stürmen und Picard's und Balzac's treffliche Schilderungen der heutigen Provinzialfrauen können mit geringen Abänderungen als Bilder jener Zeit vor der Revolution gelten.

Von den Frauen aus den niedern Ständen in Paris läßt sich vor der Revolution nur wenig Bezeichnendes sagen, ihr Gutes und ihr Schlechtes tritt erst in den Stürmen und Volksbewegungen hervor. Im Allgemeinen waren sie, wie überhaupt das niedere Volk, theils in starrer Befangenheit des alten Glaubens und Lebens,

theils auf dem Wege des Unglaubens und ohne ſittlichen Halt, leicht erregt bei neuen Erſcheinungen, frivol im Scherze, fanatiſch im Ernſte und mit einem Liedchen oder einem Witze der Sorgen und der Noth auf längere Zeit mächtig, dabei voll Stolz und Einbildung auf die Vortrefflichkeit der Nation. Die Schlußverſe in Beaumarchais' Figaro:

Qu'on l'opprime, il peste, il crie,
Il s'agite en mille façons,
Tout finit par des chansons

geben ein treues Bild des damaligen Zuſtandes.

II.

Eine ganz andere Zeit brach für Frankreich an, als zu Verſailles am 5. Mai 1789 die Verſammlung der Reichsſtände eröffnet ward. Es war der Anfang der Revolution. Eine ſolche Verſammlung hat Frankreich nicht wieder geſehen, die Namen eines Mirabeau, Sièyes, Lafayette, Lameth und vieler Anderer, ihre Reden, die Erklärung des dritten Standes im Ballhauſe — Alles dies belebte die Unterhaltung, für die auch die Frauen bald keinen andern Stoff wußten. Noch galt freilich bei Vielen die Zuſammenberufung der Reichsſtände nur für eine neue Gelegenheit zum Schwatzen, und wie man ſeit langer Zeit gewohnt war in den abendlichen Geſellſchaften die politiſchen Revolutionen mit dem Maßſtabe der Hof- und Salonsbegebenheiten zu meſſen, ſo meinten daher

Viele, es werde auch diese Begebenheit gesprächsweise abgethan werden können (que tout allait se passer en conversation *). Als indessen die Volksbewegung in Paris zunahm, die Volksjustiz begann und die Bastille in Trümmern sank, als nach jenem fluchwürdigen Angriffe auf das königliche Schloß in Versailles die Nationalversammlung nach Paris versetzt wurde und ihre Beschlüsse die Grundlagen der tausendjährigen Monarchie untergruben, da gewann allerdings die Sache eine ernstere Seite, aber es stieg auch der Enthusiasmus der Frauen für die neuen Gesetzgeber und für eine Freiheit, die ihren Salonsunterhaltungen eine neue, goldene Zeit zu verheißen schien und für die sie auch auf den Galerien der Nationalversammlung ein lebhaftes Interesse an den Tag legten, nicht ohne persönliche Theilnahme für diesen oder jenen Redner zu zeigen, dessen Feuer und Leidenschaft sie selbst ergriff. „Man kann mit Wahrheit sagen," berichtet Frau von Stael **), „daß die pariser Gesellschaft nie glänzender und ernsthafter zu gleicher Zeit gewesen ist als während der drei oder vier ersten Jahre der Revolution, nämlich vom Jahre 1788 an bis zu Ende von 1791, wo sich in denselben Personen die ganze Kraft der Freiheit und jede Anmuth der alten Höflichkeit vereinigte." Denn so lange dauerte Necker's Macht und seiner Tochter Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten und eine weit bessere Stimmung für den König und seine Familie, als

*) Rémusat 88.

**) Betracht. über die vornehmsten Begebenheiten der franz. Revolution II. 391—393. Uebers. vgl. Bouilly I. 120. 159. 169. Die folgende Stelle aus Ségur in Mémoires III. 453.

man nach den gewöhnlichen Nachrichten in Parteiſchriften anzunehmen geneigt iſt. Indeß gewannen nach den Aeußerungen des Marquis von Ségur die Frauen (deren begeiſterter Verehrer er iſt) nicht bei dieſen großen Veränderungen; „denn ſowie Beſcheidenheit ihr größter Reiz iſt und Sanftmuth vor allen ihre Züge ſchmückt, ſo ſteht ihnen nichts ſchlechter als die politiſchen Leidenſchaften, und ſie werden nur häßlich, wenn ſie zornig ſind oder ſich erhitzen.“

Als aber der wildeſte Republikanismus nach der Auflöſung der erſten Nationalverſammlung ſchrankenlos waltete und durch die Wuth der Factionen an die Stelle einer politiſchen Wiedergeburt thörichte Eitelkeit und unbeſonnene Hitze getreten waren, als das Ernſteſte und Größte in höhnenden Muthwillen und Zerſtreuungsluſt überſchlug, als endlich dem Uebermaße der Verfeinerung das Uebermaß der Rohheit folgte, da ward auch die Herrſchaft angenehmer und geſcheiter Frauen zerſtört. Selbſt Frau von Stael zog ſich zurück und verrieth den tiefſten Abſcheu gegen eine Willkür, durch die der Name der Freiheit auf immer geläſtert und ihres Vaters Name beſchimpft war. Nur ein einziger Name findet ſich in den Jahren von 1791 bis 1793 häufig erwähnt und dies iſt der der Madame Roland. Dieſer glänzende, tugendhafte Charakter aus einer Zeit, wo Frankreichs Boden in einen blutigen Kerker umgewandelt war, verdient eine nähere Betrachtung, zu der die von ihr hinterlaſſenen Memoiren eine reiche Quelle geworden ſind.

Manon Roland (ihr Geburtsname war Phlipon), im Anfange des Jahres 1754 zu Paris geboren, war die Tochter unbegüterter, doch nicht armer Eltern, aus der acht-

baren Classe des Mittelstandes, dessen wir oben gedacht haben und dessen häusliches Leben sie uns in ihren Denkschriften sehr anschaulich geschildert hat. Die Kleine wuchs in der Stille und Zurückgezogenheit auf, die Kirche, Besuche bei bejahrten Verwandten, Spaziergänge mit den Eltern waren die einzigen Gelegenheiten, wo sie die äußere Welt zu sehen bekam. Um so lebhafter gestaltete sich die Welt in ihrem Innern. Sie ward sehr frühzeitig von ihrem Vater unterrichtet, sie las mit Eifer alle Bücher der kleinen Hausbibliothek — zum Glück waren es nur religiöse und gute Schriften, — durch keines aber fühlte sie sich so angezogen als durch die Lebensbeschreibungen des Plutarch. Diese waren, wie sie selbst sagt, die eigentliche Speise ihres Geistes, und als sie in der Fastenzeit des Jahres 1763 in einem Alter von neun Jahren den Plutarch statt des Gebetbuchs mit in die Kirche nahm, ward sie zuerst Republikanerin, ohne freilich es selbst zu wissen *). Die klösterliche Erziehung in einer Anstalt der Congregation, um die sie selbst die Eltern bat, verstärkte in dem elfjährigen Mädchen die Liebe zur Stille und Zurückgezogenheit und die von einer frommen Mutter genährten religiösen Gefühle wurden zur sanften Schwärmerei. Eine große Freude an der Natur, die zärtlichste Anhänglichkeit an ihre Mutter und innige Freundschaft mit zwei jungen Mädchen erfüllten ihre Seele, während sie mit Rousseau schwärmte, an Tasso ihre Phantasie nährte, in Fenelon's „Telemach" für ihr Herz Befriedigung fand und im Plutarch die Heroen des Alterthums bewunderte. Aus eignem Bedürfnisse, nicht aus Sucht zu glänzen oder aus Eitel-

*) Mém. I. 24.

keit las ſie im zunehmenden Alter Pascal's und Malebranche's philoſophiſche Schriften, ſchrieb Clairaut's Anfangsgründe der Mathematik ab, machte ſich mit der Lehre des Auguſtinus bekannt und lächelte über die Schriften der berühmten Philoſophen, welche den Unglauben prieſen, die Ehrbarkeit lächerlich machten und die Unſterblichkeit eine Fabel nannten. Frau Roland hat niemals dieſer trügeriſchen Sophiſtik gehuldigt. Unter dieſen ernſten Beſchäftigungen ſah ſie im ſiebzehnten Jahre zuerſt eine Oper und las zur Zerſtreuung Rouſſeau's „Heloiſe," damals einundzwanzig Jahre alt, aber nicht ohne den gewaltigen Einfluß dieſer Beredtſamkeit auf junge Gemüther zu fühlen. Ihr Aeußeres war ſtets ſauber und nett, und wenn wir leſen, daß ſie noch im achtunddreißigſten Jahre, als ſie in Paris berühmt wurde, wenn nicht reizend, doch ſchön und einnehmend war, ſo läßt ſich wol ein Schluß auf ihre Jugendblüte machen. An den Beſorgungen im Hausweſen ließ die Mutter ſie häufig Antheil nehmen; nach deren Tode aber führte ſie allein die Wirthſchaft mit Eifer und Geſchick und es mangelte dem Vater keine der gewohnten Bequemlichkeiten *).

Da wir keinen vollſtändigen Auszug aus den Roland'ſchen Memoiren geben wollen, ſo übergehen wir, was ſich ſeit dem Tode der Mutter bis zu ihrer Verheirathung mit Roland zutrug. Ein Kaufmann, ein Goldarbeiter, ein

*) Mém. I. 21—126. M. ſ. auch den Aufſatz Schloſſer's über Frau Roland und Frau v. Stael im erſten Bande des hiſtoriſchen Archivs, wo jedoch die letztere zu unbillig beurtheilt iſt, ſowie die erſtere noch weit ungerechter in den Souvenirs de la marquise de Créquy VI. 203—225.

wohlhabender Fleischer hatten abwechselnd die Hand der Demoiselle Phlipon begehrt, sie aber reichte sie im Jahre 1778 einem fast zwanzig Jahre ältern Manne, den sie achtete und liebte. Dies war Roland, ein im Fache des Fabriken- und Manufakturwesens ausgezeichneter Kenner, durch Reisen und Bücher vielfach gebildet, rechtlich und bieder, jedoch ohne den Ton der Salons zu kennen. Die Ehe war durchaus glücklich. Hätte Frau Roland früher als im Jahre 1790 den nur wenige Jahre älteren Parlamentsadvocaten Bancal-des-Issarts in Paris kennen gelernt, so würde sie ihm, dessen Begeisterung für die Freiheit der ihrigen gleich war, ihre Hand wol nicht versagt haben. Aber ihre Briefe an denselben zeigen deutlich, daß sie, wie innig auch immer die Zuneigung zu Bancal gewesen ist, ihr doch niemals den Vorzug vor ihrer Pflicht gestattet hat*).

Frau Roland war dreizehn Jahre verheirathet, sie hatte mit ihrem Gatten die Schweiz, England und mehre Theile Frankreichs besucht, ihre Ansichten berichtigt und ihre Liebe für das öffentliche Wohl gestärkt, als sie am 20. Februar 1791 von ihrem Landsitze Neuville bei Lyon in Paris anlangte. Roland war von der Stadt Lyon, deren Handel sehr gesunken war, als außerordentlicher Deputirter an die Nationalversammlung abgeschickt. Beide Gatten waren dem Laufe der Revolution mit dem größten Interesse gefolgt, die Roland namentlich war sehr erfreut die gefeierten Helden des Tages sehen und sprechen zu hören, und in dem Kreise der Girondisten leben zu können, wo ihr männlicher Geist, ihre Liebe zur Freiheit und ihre Abnei-

*) Mém. I. 347. und gleich darauf Briefe an Bancal 252.

gung gegen den Despotismus reichliche Nahrung fanden. „Die Berathungen (dies ſind ihre Worte) fanden in meinem Zimmer ſtatt, aber ich wußte, welche Rolle meinem Geſchlechte gebühre und bin ihr niemals untreu geworden. Ich ſaß außerhalb des Kreiſes an meinem Tiſche und war entweder mit weiblicher Arbeit beſchäftigt oder ſchrieb Briefe, während man berathſchlagte. Hatte ich auch zehn Sendſchreiben fertig zu machen, was ſich bisweilen ereignete, ſo verlor ich doch kein Wort von dem, was vorkam, und ich mußte mich oft in die Lippen beißen, um nicht auch das meinige dazu zu geben. Was mich aber am meiſten befremdete und mir eine außerordentliche Unruhe verurſachte, war das Hin- und Herreden (parlage) und die Leichtigkeit, mit welcher Männer von gutem Verſtande drei bis vier Stunden hinbrachten, ohne einen feſten Entſchluß zu faſſen. Ich hätte den Ehrenmännern, die ich wegen des Adels ihrer Geſinnung und der Reinheit ihrer Abſichten täglich mehr achten lernte, vor Ungeduld Ohrfeigen geben können. Sie waren alle Philoſophen, gründliche Kenner der Staatswiſſenſchaft, wenn eine Sache beſprochen wurde, aber ſie verſtanden ſich nicht darauf, Menſchen zu lenken und alſo auch nicht auf die Verſammlung zu wirken. So gereichte ihnen ihr Wiſſen und ihr Geiſt zum offenbaren Nachtheile.“ Sehr deutlich zeigte ſich dies bald in den bedenklichen Kämpfen der Jakobiner mit dem beſſern Theile der Nationalverſammlung und in Robespierre's ſteigender Macht, den Frau Roland zuerſt als einen Freund der Freiheit betrachtet hatte. „Ich bin,“ ſchreibt ſie an Bancal im Sommer 1791, „der Jakobiner überdrüßig, man muß dieſe Menſchen nur verachten lernen, wenn man ſie genauer beob-

achtet. Ich erwarte nichts mehr von dieser verderbten Hauptstadt, wo die Gluth gemeiner Leidenschaften den herrlichsten Samen verzehrt und vernichtet." Im September 1791 verließen beide Gatten Paris und kehrten im December zurück, wo die alte Verbindung mit den Girondisten blieb. Brissot schlug, als der Hof einen volksbeliebten Minister wünschte, Roland als solchen vor und dieser nahm, voll des Gedankens, seinem Vaterlande nützlich sein zu können, im März 1792 die Stelle eines Ministers des Innern an.

Ein Feld neuer Thätigkeit zeigte sich jetzt für Frau Roland. Gewohnheit und Geschmack an der Arbeit machten sie zur Theilnehmerin aller wichtigen Geschäfte ihres Mannes, sie schrieb mit ihm (nach ihrem eignen Ausdrucke), wie sie mit ihm aß, auch als er Minister geworden war. Ohne sich in die Geschäfte der Verwaltung zu mischen, war sie es doch, die Rundschreiben oder amtliche Schriften aufsetzte und, in allen Dingen mit ihrem Gatten in vollster Uebereinstimmung, die Feder ergriff, zu deren Führung sie mehr Zeit hatte als er*). Hieraus erklärt sich auch der berüchtigte Brief, den sie am 12. Julius 1792 im Namen ihres Mannes an Ludwig XVI. richtete. Er enthält eine offene Erklärung, wie sie, die Frau Roland, nach ihren Begriffen und Ansichten in der Lage des Königs handeln würde, aber im herbsten Tone und voll der kränkendsten Vorwürfe, ja mit Voraussagung eines Volks-

*) Mém. I. 374 fg. Die „politische Gardinenpredigt," wie Schlosser a. a. O. S. 39 den gleich darauf angeführten Brief nennt, steht in den Eclaircissemens historiques der neuen pariser Ausgabe der Memoiren S. 434—439.

aufſtandes, wenn der König ſich weigerte, auf die vorgeſchlagenen Maßregeln einzugehen. Man kann bei aller Bewunderung des gediegenen, reinen Charakters der Frau Roland doch nicht anders ſagen, als daß ſie hier ganz aus ihrer Sphäre herausgetreten war und daß die Entlaſſung ihres Mannes nur eine nothwendige Folge weiblicher Hartnäckigkeit und politiſcher Schwärmerei, welche die Verhältniſſe zum Monarchen gänzlich verkannte, ſein mußte. Ludwig XVI. konnte den Verfaſſer eines ſo beleidigenden Schreibens nicht länger als ſeinen Miniſter dulden.

Ehe wir das ſpätere Leben der Frau Roland in ſeinen abwechſelnden Lagen beſchreiben, müſſen wir die Schattenſeite der pariſer Frauen, wie ſie ſeit dem Jahre 1792 beſonders ſtark hervortritt, näher in das Auge faſſen. Aus ihrem Dunkel und Schmutz kamen jetzt die Weiber der niedrigſten Claſſe hervor, um ihr Geſchlecht in der entartetſten Geſtalt zu zeigen, Entſetzlichkeiten zu erſinnen und auszuüben und die Männer zu neuen Schandthaten aufzumuntern. So zeigten ſie ſich bei dem Sturme auf die Baſtille, ſo plünderten ſie am Morgen des 5. Oktobers 1789 die Säle des Stadthauſes in Paris und bezeichneten an demſelben Tage den Weg nach Verſailles mit Ausſchweifungen jeder Art, ſo entweihten ſie den Palaſt des Königs und häuften Greuel auf Greuel an jenem unheilvollen 10. Auguſt 1792, nachdem das Schloß der Tuilerien erſtürmt war. Nicht minder gräßlich war der Hohn, mit welchem dieſe Unholdinnen die unglücklichen Schlachtopfer der Revolution auf die Guillotine begleiteten, Mitleid und Erbarmen war ihnen, deren Aeußeres durchaus frech und ſchamlos war, ganz fremd. Nur ſehr

ten ward eine Regung weiblichen Gefühls sichtbar, wie bei der Hinrichtung jener vierzehn jungen Mädchen aus Arras, die auf dem Balle getanzt hatten, den die Preußen nach der Einnahme der Stadt veranstalteten, oder bei der unnatürlichen Anklage, welche Hebert auf das Haupt der Königin Marie Antoinette geschleudert hatte. Mehr als einmal ließen die Jakobiner diese schrecklichen Weiber durch die Stadt ziehen, um die Volksbewegung zu steigern, am wirksamsten aber waren sie auf den Tribunen des Nationalconvents, wo sie nach Gefallen schreien und toben konnten und die wildeste Anarchie im Sinne der Jakobiner, vor und nach dem Sturze Robespierre's, unterstützten. Hier erlaubten sie sich sehr laut zu reden und die Berathungen durch die unverschämtesten Bemerkungen zu stören *). Schon am frühen Morgen an sind sie auf ihrem Posten, der Mann, die Kinder, die Wirthschaft werden verlassen, damit Niemand vor ihnen die Galerien einnehme. Die tägliche Uebung hatte sie mit der Taktik des Zischens und Beifallrufens vollkommen bekannt gemacht und ein bloßes Zeichen von Seiten der jakobinischen Deputirten reichte hin ihnen ihre Rolle kennen zu lehren. Vernahmen sie einen weisen, gerechten Vorschlag zum Wohle des Landes, so wurden augenblicklich die Strickzeuge oder die Mützen, Hosen und Westen, an denen sie arbeiteten, weggeworfen und sie vereinigten ihre ganze Kraft zu zischen und zu

*) Anschauliche Schilderungen solcher Scenen in Fréron's Orateur du peuple Nr. 29. vom 21. Brumaire 1794. S. 226., in Buchez's Essai historique sur la révolution de France T. VI. p. 117 fg. S. 183 fg. und in Thiers Gesch. der franz. Revolut. und Mercier's Denkwürdigkeiten III. 239 fg. Ueberf.

Digitized by Google

lärmen. Erſcholl aber ein Wort des Blutes oder Mordes aus irgend einem Winkel, ſo waren es wiederum die Weiber, welche es mit lautem Jauchzen und Jubel begleiteten. In den unruhigen Sitzungen, in welchen nach Robespierre's Entſetzung die Macht der Jakobiner durch Tallien, Fréron und ihren Anhang gebrochen werden ſollte, wurden die Weiber von der mächtigern Partei geſchimpft, geohrfeigt, mit Steinen geworfen, am 19. Brumaire im Saale des jakobiniſchen Clubs in der Straße St. Honoré geſtäupt und mit dem Rathe herausgeworfen, künftig bei ihrer Haushaltung zu bleiben. So oft aber die Jakobiner einen Sturm auf den Convent verſuchten, waren es (wie am 7. Germinal 1795) die ſcheußlichen Weiber, welche den Zug eröffneten, die Thüren des Saals zu erbrechen ſuchten und mit gräßlichen Tönen nach Brot ſchrien, wie man ihnen dies eingelernt hatte. Und an den gefährlichſten dieſer Tage, am 20. Prairial 1795, drangen die Weiber, dicht geſchart, unter lautem Geſchrei nach Brot in die Galerie und traten Alles vor ſich nieder. Dann gaben die jakobiniſchen Deputirten das verabredete Zeichen und es erhob ſich alsbald ein ſolches Schreien und Toben der Weiber, daß jede Berathung verſtummen mußte. Wie die Furien einen Augenblick Athem ſchöpfen treibt ſie auf Befehl des Convents ein grade anweſender General mit einigen Grenadieren und jungen Männern durch die Kraft der Reitpeitſche zum Saale hinaus. Aber in demſelben Augenblicke ſtürmte ein neuer Schwarm durch die Thüre zur Linken hinein, nun begann ein förmlicher Kampf im Saale, der Pöbel unterlag und drang wieder vor, die Anarchiſten ſiegten, Ferraud ward vor dem Stuhle des Präſidenten von einem Piſtolenſchuſſe getroffen und

gleich darauf von einem Weibe mit ihrem eiſenbeſchlagenen Holzſchuh ins Geſicht geſchlagen, worauf ihn der Pöbel auf das furchtbarſte mishandelte. Erſt um Mitternacht endete der Kampf zum Vortheil des Convents. Zwei Tage nachher war die Ruhe ſo ziemlich wiederhergeſtellt und der Beſchluß vom 3. Prairial ſchloß die Weiber fortan von dem Beſuche der Galerien aus.

III.

Während in der beſchriebenen Weiſe faſt drei Jahre lang von den pariſer Weibern die empörendſte Gemeinheit zur Schau getragen wurde und die Auflöſung aller ſittlichen und religiöſen Elemente des Lebens die Genußluſt vieler Frauen geſteigert und ſie zu Theilnehmerinnen der ſchwelgeriſchen Orgien, mit denen die Jakobiner Frankreichs Wiedergeburt feierten, gemacht hatte, entwickelte eben dieſe Regierung des Schreckens und der blutdürſtigſten Willkür viele langverborgene Tugenden der Frauen. Im Angeſichte der Gefahr wurden ſie wieder Mütter, Töchter und Gattinnen, ſie vergaßen es, wenn ſie früher verlaſſen waren, ſie verziehen dem Treubruch und begaben ſich freiwillig in die Bande zurück, die ſie, wo es galt vereint zu ſtreben, für heilig anerkannten. Solche Beiſpiele ſind die Lichtpunkte in dem grauſigen Nachtſtücke menſchlicher Verirrung, welches die Geſchichte Frankreichs unter Robespierre's Herrſchaft darbietet, und das Schaffot, welches ſo viele Frauen betreten mußten, iſt für ſie der Thron des Ruhmes ge-

worden. Weiß man doch nur von einer Frau, die we-
nend und ſchluchzend zum Tode ging. Und das war d
Gräfin du Barri, Ludwigs XV. letzte Maitreſſe, die ei
in Schande hingebrachtes Leben durch einen feigen To
endigte. Aber mit echt fürſtlicher Würde betrat Mari
Antoinette die Guillotine und nichts konnte die Ruhe ſtö-
ren, mit der ſie ihr Haupt auf den Todesblock legte, al
die Sorge für ihre geliebten Kinder, die ſie ſchutzlos hin-
terlaſſen mußte; vergebens bemühten ſich die Henker durch
ausgeſuchte Qualen ihre Standhaftigkeit zu erſchüttern.
Ein andres Beiſpiel weiblichen Heldenmuths bot dieſelbe
königliche Familie dar, als die Schweſter Ludwigs XVI.,
die engelreine Eliſabeth, am 20. Juni 1792, wo die
Wüthenden das Leben ihrer Schwägerin bedroheten, ſich
für dieſelbe ausgab und bereit war, ſich ſtatt ihrer erwür-
gen zu laſſen. Sie ſtarb gleichfalls den Märtyrertod.
Robespierre ſchauderte, als er ſie verurtheilen ſollte, er hätte
ſie gern gerettet, aber ſeine Feigherzigkeit geſtattete ihm
keinen entſcheidenden Schritt. Die Prinzeſſin ſtieg feſten
Schrittes und lächelnd die blutigen Stufen hinan und
mußte erſt die vierundzwanzig Köpfe ihrer Unglücksgefähr-
ten vor ſich fallen ſehen, aber ihr Muth wankte nicht.
So ſtarb die junge Gattin Camille Desmoulin's, der kein
anderer Vorwurf gemacht werden konnte, als daß ſie mit
ihren Kindern ſich in der Nähe des Kerkers verweilt hatte,
um ihren Gatten noch einmal zu ſehen, die ſechzigjährige
Frau von Avaux, weil ſie ihren bejahrten Gemahl von
Lyon nicht hatte allein nach Paris reiſen laſſen, Frau
von La Vergne, die Gattin des Commandanten von Ver-
dun, weil ſie durch den wiederholten Ruf: „Es lebe der
König!“ den Tod verwirkt hatte, der ihr wünſchenswerth,

weil sie ihren Gatten nicht überleben wollte, und Frau von Rosambeau, die Tochter des ehrwürdigen Malesherbes, nur stolz darauf mit ihrem Vater sterben zu können, sowie die greise Marschällin von Mouchy, ohne daß gegen sie das Todesurtheil gesprochen war, mit ihrem Gatten zum Schaffot zu gehen *). Selten nur retteten Jugend und Schönheit der Bittenden die Verurtheilten. Es zeigt ganz den Wahnsinn der damaligen Revolutionsmänner, daß Fräulein von Sombreuil, um ihren Vater zu retten, am 2. September 1792 auf Maillard's Geheiß ein Glas Blut trinken mußte, und nur nach einer solchen Probe wurde ihr und ihrer Gefährtin, dem Fräulein Cazotte, das Leben ihrer Väter geschenkt **). Denn sonst waren gerade die Beweise kindlicher Liebe und ehelicher Anhänglichkeit am meisten verhaßt und schienen erst recht die Grausamkeit herauszufodern. In den Provinzen, wo das Blutregiment noch weit empörender gehandhabt wurde als in Paris und sich mit Habgier und Wollust eng verschwisterte, zwangen die Conventsdeputirten die Gattinnen hingerichteter Männer, sich in die Arme der Ungeheuer zu werfen, die noch vom Blute ihrer Männer und Verwandten trieften, oder am Fuße der Freiheitsbäume Ehebündnisse mit Kutschern und Lastträgern zu schließen. Frauen wurden, wie in Lyon, Stunden lang an den Balken der Guillotine festgebunden, um von dem Blute ihrer Gatten besprützt zu werden, weil sie es gewagt hatten, an den Thüren der Conventsdeputirten für das Leben derselben zu

*) Girtanner's Nachr. über die franz. Revolution XV. 18. Vgl. Créquy VI. 181.

**) Thiers III. 55. Créquy VI. 310.

bitten. Unglückliche Töchter, deren Eltern eben erſt au dem Schaffot geendet hatten, wurden gezwungen die Gö tin der Vernunft bei den republikaniſchen Feſten in ein Tracht darzuſtellen, die ſelbſt die pariſer Operntänzerinn in Verlegenheit ſetzte, und dienten mit ihrer ſchüchtern Schönheit nur zur Augenweide für die Lüſte der Com miſſarien. Lebon, einer der gräßlichſten Wüthriche, d in Arras mordete, ſchlug einer ſchönen Frau, die ihn um das Leben ihres verhafteten Mannes bat, als das einzi Mittel vor, ſich ſeinen Umarmungen zu überlaſſen. D Vorſchlag ward mit Abſcheu zurückgewieſen. Aber als d Gattin erfährt, daß ihr Gatte ſoeben vor das Revolution tribunal geführt ſei, windet ſie ſich mehrmals in dumpf Verzweiflung zu Lebon's Füßen. Der Volksrepräſentan benutzt den Augenblick für ſeine Wünſche. Der um ſo chen Preis befreite Gatte wird losgeſprochen, aber in d nächſten Nacht von Neuem verhaftet. Wiederum eilte d Gattin zu Lebon, ſie muß mehre Stunden im Vorzimme harren, und als ſie endlich mit ſtürmiſcher Haſt den Re präſentanten an ſein Wort erinnert, da reichte er ihr ei Aſſignat von fünf Franken als Bezahlung für ihre Gunſt Raſend fiel die Entehrte über ihn her, ſie ſuchte ihn zu ermorden, aber es kam Hülfe und ſie ſelbſt wurde nun mit ihrem Gatten nach einer Stunde guillotinirt. In ähn licher Weiſe erzwang Collot d'Herbois die Gunſtbezeugun gen eines ſechzehnjährigen Mädchens und überließ ſie nach her dem Kerkermeiſter von St. Pelagie *).

Aber ſelbſt die Ausſicht auf ähnliche Qualen und Lei

*) Desodoard's Hist. de la rev. franç. II. 261. 262 Girtanner 89.

den vermochte nicht die muthvolle Anhänglichkeit und unermüdliche Ausdauer der Frauen und Jungfrauen zu erschüttern. Mehr als zweitausend Frauen aus den höhern Ständen sind während der Schreckenszeit vor den Revolutionstribunalen, um für Geächtete zu bitten, erschienen, Arbeiterinnen und Obsthändlerinnen entsagten der Sicherheit, welche ihnen die Armuth — ein großer Schutz in den Tagen des Terrorismus — gewährte, die Familienmütter theilten mit ihren Gatten und Söhnen dasselbe Schicksal, Schwestern und Geliebte opferten sich mit Freuden, wenn es ihnen nicht gelang die Brüder und Geliebten vom Tode zu erretten. Junge Damen, die sich sehnten, die Gefangenen zu sehen, und keine Erlaubniß erhielten, kamen auf den Einfall, die Kleider der aufwartenden Frauen anzulegen, ihre Körbe zu tragen und sich unter diesem Anzuge in die Gefängnisse einzuschleichen. Ja, selbst Dienstboten erbaten es sich als Gunst, ihre Herrschaft in das Gefängniß zu begleiten und sie bis zum letzten Gange auf das Blutgerüst zu bedienen, oder sie gewährten den Verfolgten mit größter Aufopferung jeden Schutz, der ihnen nur möglich war *).

Ein römischer Geschichtschreiber **) hat die Bemerkung gemacht, daß in der Zeit der römischen Proscriptionen, als Antonius, und Octavian's Edikte alle Leidenschaften entfesselt hatten und selbst bei den Bessern das Gefühl nicht selten abgestumpft war, den Frauen der Preis höchster Treue gegen die Geächteten gebührt habe. Die Lage Frank-

*) Aus Beugnot's ungedruckten Memoiren im Magaz. für Literatur des Ausl. 1839. Nr. 7. Créquy 191. 232.

**) Velleius Paterculus 2. 67.

reichs war in vieler Beziehung dem damaligen Schickſale des römiſchen Staats ähnlich und wenn man auch ſchon die Frauen nicht ſo unbedingt vor den Beiſpielen edler Aufopferung, wie ſie auch Männer an den Tag legten, allein hervorheben will, wie es der Römer gethan hat, ſo treten uns doch Beiſpiele genug entgegen, wo Frauen die Schlachtopfer der revolutionairen Wuth auf die ſinnreichſte Weiſe verborgen und jede Gefahr mit ihnen getheilt haben. Es iſt ein edles Wort der Frau von Stael*), daß Frauen zu allen Zeiten denjenigen, welche wegen politiſcher Meinungen, von welcher Art ſie auch ſein mögen, angeklagt ſind, zu Hülfe kommen müſſen. Sie ſelbſt hat dies durch die That bewährt. Denn vom 10. Auguſt 1792 bis zu den Septembertagen deſſelben Jahres wachte ſie mit großer Treue und Geiſtesgegenwart über dem edeln Leben eines Narbonne, Montmorency, Lally-Tolendal, Jaucourt und Anderer, verbarg die Geächteten in ihrem Hauſe, trat mit großer Entſchloſſenheit den hausſuchenden Nationalgarden entgegen, erſchien in der frühen Morgenſtunde in Manuel's Cabinet, und drängte ſich muthig durch einen Wald von Piken und die Schar der Weiber und Mörder auf das Stadthaus, um hier ihre Päſſe zur Abreiſe aus Paris zu erhalten. Keine Schmähung der gröbſten Art, keine körperliche Entbehrung, nicht das ſechsſtündige Harren und der Anblick der blutigen Mörder vermochten ihren Muth zu erſchüttern oder ſie in ihrem Vorhaben wankend zu machen, bis ſie ihre Freunde in Sicherheit wußte. So brachte ſie dieſelben glücklich über die Grenze. Von jetzt an war ihr Schloß zu Coppet der Zufluchtsort

*) Betracht. II. 220. u. für das Folgende 74—88. 153—157.

aller derer, die sich durch Anhänglichkeit an die erste Constitution ausgezeichnet hatten und dafür ihr Vaterland hatten fliehen müssen. Theils unter schwedischen Namen (ihr Gemahl war schwedischer Gesandter in Paris gewesen), theils durch andere Vorwände und Beweggründe wußte sie ihre Freunde nicht blos in Coppet zu schützen, ja ihre helfende Hand reichte auch nach Frankreich hinein und rettete den jungen du Chayla von dem drohenden Tode durch den Sieg ihrer Beredtsamkeit über die Bedenklichkeiten der schweizerischen Behörde, die sich lange weigerte den jungen Franzosen als einen gebornen Waadtländer zurückzufodern.

Nicht immer so glücklich im Retten waren die Frauen, welche in der blutigsten Zeit des Terrorismus bei sich Geächtete aufgenommen hatten. Die im Sommer 1793 aus Paris geflüchteten Girondisten Guadet, Salles, Pethion, Buzot und Andre fanden zwar Monate lang Schutz bei mitleidigen Frauen; waren aber nicht so glücklich als Louvet, den seine Gattin mehre Monate lang versteckt hielt und dann in die Juragebirge rettete. Condorcet, ein namhafter Philosoph, derselbe, der im Prozeß des Königs Ludwig XVI. auf Galeerenstrafe gestimmt hatte, fand nach langem Umherirren einen Zufluchtsort bei Frau von Panssac und verließ trotz aller Bitten der großmüthigen Beschützerin ihr Haus, weil er nur zu gewiß war, entdeckt zu werden, und ihr Leben nicht in Gefahr bringen wollte. Das seinige endete er wenige Tage darauf durch schnell wirkendes Gift, um nicht unter der Guillotine zu sterben. Louise Contat, eine der größten Zierden der französischen Bühne, verbarg auf ihrem Landhause zu Ivry den dramatischen Schriftsteller, der früher im Wohlfahrtsausschusse

ſie ſelbſt angeklagt und hatte verderben wollen, als er geächtet und verfolgt bei ihr eine Zuflucht ſuchte. Aber nach wenigen Tagen erfährt ſie, daß in Ivry Hausſuchung gehalten werden ſollte, der Geächtete mußte alſo fortgebracht werden. Mademoiſelle Contat kommt auf den Einfall, ihn ihrer Gärtnerin, die täglich in Chriſy le Roi Milch verkauft, als Burſchen mitzugeben. Aber dieſe fürchtete ſich vor dem Wagſtücke und ſo entſchloß ſich ihre Gebieterin ſelbſt dazu. Am frühen Morgen beſtieg ſie in den Kleidern ihrer Dienerin einen Karren, nahm auf einem Strohſacke Platz, der Geächtete, als Bauer verkleidet, führte das Pferd und ſo gelangte ſie unter heiterer Begrüßung und Unterhaltung mit den ihr Begegnenden auf den Markt. Hier packte ſie aus und verkaufte ihre Milch, während der Geächtete ſich heimlich entfernte, und gelangte ebenſo glücklich nach Ivry zurück. Der Geächtete ward nach einigen Tagen ergriffen und erzählte auf dem Wege zur Guillotine ſeine Rettung durch die Contat, welche die That weder leugnen konnte, noch wollte *). Kurz, es wird glaubwürdig bezeugt, daß ohne die heldenmüthigen Aufopferungen der Frauen von jedem Stande und Alter, ohne ihre unerſchütterliche Standhaftigkeit im Retten und Beſchützen der Unglücklichen, die Männer kaum jene Barbarei und Rohheit hätten ertragen können, mit welcher die Revolutionstribunale gegen ſie wütheten **).

Nicht allein aber im Handeln und Eingreifen, auch im Ausharren und Dulden zeigten ſich die Frauen Frankreichs groß und bewundernswürdig. Unſer Gemälde würde

*) Bouilly II. 273—275.

**) Lacretelle im Magaz. f. Literat. des Ausl. 138. Nr. 39.

unvollständig sein, wenn wir dabei nicht der Gefängnisse zu Paris, als der Schauplätze der edelsten weiblichen Tugenden und der Wohnstätten der Unschuld, gedenken wollten. Die Tyrannen des Tages sahen in jeder Frau, in jedem Mädchen, die aus ihrer Erziehung oder aus ihrem Stande Grundsätze der Ehre und der Menschlichkeit schöpfte, eine Feindin der Republik. Sie wurden also verdächtig, verdächtig des Mitleids und der Liebe zu ihren Eltern und Brüdern. Ohne weitere Untersuchung riß man sie aus ihren Wohnungen und führte sie in die großen Gefängnisse von Paris, dann in Klöster und geistliche Häuser, als die ersten nicht mehr zureichten. Weder Jugend und Schönheit, noch Alter und Stand machten hier einen Unterschied. Die dreiundneunzigjährige Marquise von Créquy mußte, nachdem sie auf die gemeinste Weise durchsucht und mit den pöbelhaftesten Schimpfreden belegt war, mehr als vierundzwanzig Stunden in einem Gewölbe bleiben, wo weder ein Stuhl noch eine Bank noch eine Schütte Stroh war, ohne Speise und Trank. Dann ward sie in das Gefängniß des Luxemburg abgeführt *). Die schwarzen Mauern dieser Steinmassen, die vergitterten Fenster, die spärliche Beleuchtung, die Kälte und der Zugwind in den Zimmern und langen Gängen, die geringe Nahrung (sie bestand meistens in Milch und Brot), die harten Stühle und Bänke, die schmutzigen Betten — Alles dies sollte die Qual der Gefangenschaft noch erhöhen. Aber Mangel, Erniedrigung und die gefühllose Härte der meisten Wärter und Schergen rief ganz andre Erscheinungen in diesen Räumen hervor. Das alte Frankreich herrschte

*) Souvenirs VI. 177—179.

hier mit neuen Tugenden, noch in den Gefängniſſen entfaltete es in einer zahlreichen, aus den verſchiedenartigſten Elementen zuſammengeſetzten Geſellſchaft ſeine feine Lebensart, ſeine Grazie und Liebenswürdigkeit, ja ſelbſt die Standesunterſchiede und Rückſichten lebten hier in einer, durch das Unglück veredelten oder gemilderten Geſtalt wieder auf. Und dies geſchah weſentlich durch den Einfluß, durch die Heiterkeit und Geiſtesruhe der Frauen. Die Gattinnen ſchlichter Bürger und Landleute waren mit den Gemahlinnen der Pairs und Marſchälle von Frankreich, mit den einſt reichſten Erbinnen und ſtolzeſten Frauen vermiſcht, das Unglück ſchloß alle näher an einander, ſie leiſteten ſich kleine Dienſte und Gefälligkeiten und ſo verſchwanden manche Vorurtheile. Die Marquiſe von Créquy, das vollkommenſte Abbild aller Anſprüche und Vorurtheile des hohen altfranzöſiſchen Adels, konnte ſtundenlange Unterhaltungen mit Madame Roland im Gefängniß St. Pelagie haben, in Luxemburg befand ſie ſich ganz leidlich mit Madame Buffot, einer Bürgerin, wenn ſie dieſelbe ſchon als eine Anhängerin Voltaire'ſcher Grundſätze tadelt, und ſelbſt mit den Schauſpielerinnen des franzöſiſchen Theaters, mit einer Contat, Raucourt und Mezeray, vermochte ſie ganz freundlich umzugehen, wogegen dieſe nach ihrer Erzählung auch nicht unterließen, Achtung und Ehrerbietung gegen die vornehme Dame an den Tag zu legen *).

Ueberhaupt hatten die meiſten Gefängniſſe faſt das Anſehen großer Badeörter, wo durch ſchlechtes Wetter eine

*) Souvenirs VI. 182—197. 197—202. 227—232. und für das Folgende 235—243.

größere Gesellschaft auf engere Räume beschränkt ist. Denn einige scherzten und lachten, andere spielten oder sangen, andre schrieben Briefe (so oft dies von den Aufsehern gestattet ward), wieder andre unterhielten sich von den Neuigkeiten des Tages und der Hoffnung auf baldige Erlösung, sie weissagten den Sturz des Terrorismus oder suchten sich durch allerlei Beschäftigungen Trost oder Zerstreuung zu verschaffen. Und so hat auch die Beschwörungsscene, welche die Vicomtesse von Beauharnais durch einen gewissen Duvivier im Arresthause des Diseaux anstellen ließ, um das endliche Schicksal ihres Gatten zu erfahren, nichts so Auffallendes, als es nach dem Berichte der Marquise von Créquy erscheinen könnte. Graf Beugnot beschreibt in seinen bereits angeführten Memoiren eine ganz ähnliche Scene, die in dem strengen Kerker der Conciergerie vor seinen Augen stattgefunden hatte. Aufgeregte und leidenschaftliche Gemüther greifen in einer so bewegten Zeit nach jedem Troste, von woher er ihnen geboten wird, und die Zeit der Mesmer und Cagliostro lag den damaligen Parisern und Pariserinnen noch nicht zu fern. Sonst war freilich ruhige Fassung und würdige Frömmigkeit ein hervorstechender Zug im Charakter vieler gefangenen Frauen. Die Religiosität hatte sich eine Herrschaft in diesen Kerkern erobert, die selbst die Gemüther verzweifelnder Freigeister und Anhängerinnen des entschiedensten Unglaubens besiegte, es wurde viel gebetet, der Misbrauch des göttlichen Namens durch freundliches Zureden abgestellt *),

*) Wir entlehnen aus dem für diese Details sehr reichhaltigen sechsten Bande der Créquyschen Erinnerungen die Worte, mit denen Fräulein von Esparbès eine neue Gefängnißgenossin begrüßte

Meſſe und Abendmahl gefeiert, ſobald man ſich unbeobachtet wußte und der Abbé Texier verbarg ſeine Hoſtien zwiſchen den Blättern von Rouſſeau's Contrat social, weil er mit Sicherheit vorausſah, daß die Abgeordneten der pariſer Municipalität ſie in dieſem Buche nicht ſuchen würden *). Solche Tugenden entfernten jegliche Furcht vor dem Tode und lehrten ihn, der täglich die zahlreichſten Opfer foderte, als etwas Nothwendiges, Unvermeidliches betrachten. Frau von Créquy ſchildert uns eine ſolche Scene, die faſt einen Monat nach dem neunten Thermidor, wo die Schreckensregierung ihr Ende erreicht hatte, vorfiel. Der gewöhnliche Aufſeher des Gefangenhauſes war grade abweſend, ſein Stellvertreter Dasny benutzt die Gelegenheit, um der Frau von Créquy zu befehlen auf den Karren zu ſteigen, wo ſich Frau von Narbonne mit drei Bäuerinnen aus der Vendée befand. Sie gehorchte ſchnell, ihre Mitgefährtinnen warfen es dem Kerkermeiſter vor, ſo grauſam gegen eine ſo würdige, alte Dame zu ſein. „Meine lieben Kinder," ſagte die Matrone, „in jetziger Zeit fragt man nicht nach dem Alter,

écoutez donc monsieur ou madame, car nous ne savons ce que vous êtes: mais je suis bien aise de vous apprendre qui nous sommes; ayez l'honnêteté de ne pas faire un pareil vacarme dans notre chambre, et, sur toute chose, ayez la politesse de ne pas jurer devant nous. Vous vous trouvez ici avec Madame Buffot, s'il vous plait, avec la marquise de Créquy, avec la princesse de Rohan-Rochefort, et quant à celle qui vous parle, j'aurai l'honneur de vous dire, que je suis Mademoiselle d'Esparbès, toute prête à vous servir si j'en ai l'occasion. Ayez donc la bonté de ne pas jurer le saint nom de Dieu, ce qui nous mécontente et ce qui ne saurait vous servir à rien du tout (S. 187).

*) Ebend. 230. und die Befreiung der Marquiſe VII. 68—70.

sind alle achtzig Jahre alt." Eine kurze Unterredung ihrem Beichtvater veranlaßte die härtesten Schimpfdes ungeduldigen Karrenführers und des Kerkermeis. Da erschien der Oberaufseher, verlangte die Vorgeschrift zu sehen und rief sogleich der Marquise zu, sie ruhig wieder hinaufgehen könne, denn nicht sie sei verurtheilte, sondern Frau Marie Therese von Crequy. „Jetzt blickte ich," setzt die Erzählerin hinzu, „auf arme Frau von Narbonne, ich schämte mich fast, daß sie allein mußte gehen lassen, ich empfand ein so tiefes und schmerzliches Gefühl, mein Herz war so zusammengeschnürt, daß ich mich nach sechs Monaten noch nicht von dem furchtbaren Eindrucke dieses Augenblicks erholen können."

Nach diesen Schilderungen allgemeiner Zustände in wenden wir uns wieder zu den besondern Schicksalen der Madame Roland zurück.

IV.

Nach dem Beschlusse der Nationalversammlung am 10. August 1792, wo Ludwig XVI. seines Thrones beraubt war, mußte Roland zum zweiten Male das Ministerium des Innern übernehmen. Von jetzt an kämpfte er zugleich mit seiner muthigen Frau den Kampf für Recht und Gerechtigkeit, zugleich einen Kampf auf Leben und Tod, mit dem furchtbaren Danton und seiner Bande. Madame Roland trieb unablässig ihre Freunde, die Girondisten an, die Greuel der Septembertage an das Licht zu ziehen und ihre Urheber anzuklagen. „Sie ken-

nen," ſchrieb ſie mit brechendem Herzen damals ihrem Freunde Bancal *), „meine Begeiſterung für die Revolution; nun, ich ſchäme mich derſelben! ſie iſt durch Verbrechen beſchmutzt und hat eine abſcheuliche Geſtalt angenommen." Trotz dieſer Ueberzeugung bewies ſie die größte Thätigkeit, arbeitete unabläſſig mit ihrem Manne, fertigte politiſche Schriften und zeigte perſönlichen Muth im mündlichen Verkehre mit den Banden der Hauptſtadt. Eine andere geſellige Unterhaltung kannte ſie nicht und ſelbſt die kleinen Cirkel von funfzehn bis höchſtens zwanzig Perſonen, die ihr Mann ſeiner amtlichen Stellung nach oft bei ſich ſehen mußte, beſchäftigten ſich nur mit politiſchen Geſprächen. Wie bewundernswürdig auch hier ihr Charakter erſcheint, ſo müſſen wir ſie doch als Seele einer Partei beklagen, denn ihr Heroismus für Sittlichkeit und Tugend war in einer Zeit, wo Menſchenleben und Moral nichts galten, unpaſſend und die Girondiſten waren, wenn gleich glänzende Redner, doch ſich ſelbſt überſchätzende Staatsmänner. So mußte Roland auch ſchon im November 1792 ſeine Stelle als Miniſter niederlegen, Danton ſtand bald als ſein entſchiedener Gegner auf, denn ſo gern er auch mit ihm und ſeiner Frau in Frieden gelebt hätte, ſo konnte er doch bei ſeinen Planen ihren beharrlichen Widerſtand nicht dulden. Beide wurden nun der Gegenſtand des bitterſten Haſſes und der Verfolgung für die Jakobiner; man ſolle, ſo verlangten ſie, die Scenen des 10. Auguſt gegen Roland wiederholen, der ein zweiter König ſein wolle, ſeine Gattin luden ſie am 7. December 1792 vor den Nationalconvent, um ſich zu verantworten,

*) Briefe an Bancal 318.

in der sichern Aussicht, über sie triumphiren zu können. Aber die edle Frau beschämte sie durch ihren Muth, ihre standhafte Haltung und ihre Beredtsamkeit, die selbst einem Marat Achtung abnöthigte*). Solche Vorfälle ließen Frau Roland schon seit dem Januar 1793 ihr Haus nicht mehr verlassen, früher war sie den Bitten ihrer Freunde gefolgt und hatte die Nächte mehrmals an verschiedenen Orten zugebracht. „Von jener Zeit an," sagt sie, „hatte ich das Bett meines Mannes in mein Zimmer bringen lassen, damit wir dasselbe Loos mit einander theilten, auch hatte ich unter meinem Kopfkissen eine Pistole, nicht um mich gegen die zu wehren, welche mich angreifen würden, sondern um mich unwürdiger Behandlung zu entziehen, wenn man Hand an mich legen wollte**)."

Das Gefürchtete traf nur zu bald ein. Am 31. Mai 1793 sollte Roland verhaftet werden, aber er weigerte sich dem ungesetzmäßigen Befehle eines Revolutionstribunals zu folgen. Die Bewaffneten begnügen sich mit dieser Erklärung, Frau Roland aber eilt, in ihrer Morgenkleidung, in den Nationalconvent, um hier die Anklage gegen ihren Mann zurücknehmen zu lassen. Sie wendete alle Mittel an, um vor dem Convente selbst sprechen zu können, sie suchte jeden ihr Bekannten oder Befreundeten durch die lebhafteste Beredtsamkeit zu gewinnen, aber — sei es nun, daß man ihre Erscheinung fürchtete, oder daß der vorgegebene Tumult im Convente wirklich so groß war — sie mußte nach den größten Anstrengungen, deren nur eine Frau fähig ist, und trotzend jeder körperlichen Ermattung un-

*) Mém. de Mad. Roland II. 76. Eclairciss. hist. 444. 445.
**) Ebend. 84. 138.

verrichteter Sache zurückkehren. Indeſſen hatte ſich Roland glücklich verborgen und die gegen ihn Ausgeſchickten fanden ihn nicht mehr in ſeiner Wohnung. Von jetzt an nahm ſeine Frau allen Haß gegen ihn auf ſich, und als ſie ihn erſt außerhalb Paris in Sicherheit weiß, fürchtete ſie ſelbſt den Tod nicht, wenn ſie nur dadurch dem Vaterlande einen ehrenwerthen, verdienſtvollen Bürger erhalten konnte. Für ihre einzige Tochter Eudora, von der ſie ſtets mit großer Liebe ſpricht, hatte ſie eine ſichere Stelle bei treuen Freunden gefunden.

Nach der übermäßigen Ermüdung des Tages foderte auch die erſchöpfte Natur ihre Rechte. Aber ſchon um Mitternacht ward Frau Roland durch heftiges Klopfen erweckt. Man verlangte nach Roland und die Bande iſt ſehr unzufrieden ihn nicht zu finden. Kaum war die Ermattete eingeſchlummert, ſo wurde ſie von Neuem aufgeſchreckt: es waren die Bezirksvorſteher mit der Anzeige, daß ſie beauftragt wären, ſie zu verhaften. Das ſchutzloſe Weib wich der Gewalt, ſie mußte die Siegel in ihrer Wohnung anlegen laſſen, früh um ſieben Uhr beſtieg ſie einen Wagen und umwogt vom niedrigſten Pöbel, von Frauen, die ihr laut zuriefen „auf die Guillotine“ langte ſie in dem furchtbaren Gefängniſſe der Abtei an. Zum Glück fand ſie hier eine freundliche Kerkermeiſterin, die ſich bemühte ihr auf alle Weiſe gefällig zu ſein, ihr erlaubte ſich ihr Zimmer möglichſt gut einzurichten, es mit Blumen zu ſchmücken und ſich Bücher und Zeitungen bringen zu laſſen. So lebte ſie ruhig und gefaßt, wenn auch ihre an die verſchiedenen Miniſter gerichteten Schreiben unberückſichtigt blieben, denn die Jakobiner wollten nun einmal die neue Circe (ſo hieß ſie in ihrer Sprache)

zu Grunde gerichtet wissen. Aber ein tödtlicher Schrecken überfiel sie, als ihr die Kunde von der Verhaftung ihrer geistreichen Freunde, der Girondisten, am 2. Junius, gebracht wurde. „Jetzt," schrieb sie in ihren Memoiren *), „ist mein Vaterland verloren, das Verbrechen hat gesiegt, die Einheit des Nationalconvents ist verletzt, ganz Frankreich steht unter der Herrschaft der Jakobiner. Dahin sind jene stolzen Hoffnungen, jene großmüthigen Opfer, Glück, Heil, Vaterland, Alles ist dahin."

Vierundzwanzig Tage waren der Frau Roland im Gefängnisse verflossen, ohne daß man sich nur die Mühe genommen hätte, sie zu verhören. Da erschienen am 24. Junius in der Mittagsstunde zwei öffentliche Beamte mit der Ankündigung, daß sie in Freiheit gesetzt sei. Nicht sonderlich bewegt, wie sie selbst sagt, verließ sie den Ort des Schreckens, dessen Hüter Lavaiquerie sie versicherte, er habe nie einen Gefangenen gehabt, der so guter Laune gewesen sei als sie, und er wolle deshalb ihr mit Blumen geschmücktes Zimmer künftig den Pavillon der Flora nennen. Frau Roland eilte in einem Fiaker in ihre Wohnung. Heiter begrüßte sie den Portier, aber sie hatte kaum die ersten Stufen der Treppe erstiegen, als sie hinter sich zwei Männerstimmen den Namen der Bürgerin Roland anrufen hört. „Und was wollen Sie von mir?" entgegnete sie. „Wir verhaften Dich im Namen des Gesetzes," war die Antwort. Das Gefühl dieses Augenblicks in Frau Roland's Seele bedarf keiner Auslegung. Sie

*) Mém. de Mad. Roland II. 102. Die hier beschriebenen Begebenheiten bis zur Einkerkerung in die Conciergerie s. w. auf S. 75—158.

war indeß ſchnell entſchloſſen, ließ zwei Bezirksvorſteher kommen und begab ſich mit ihnen auf die Mairie. Hier drang ſie in das Polizeibureau und verlangte, nicht das Wort, wol aber bei den Berathungen über ſie und bei der Vertheidigung ihrer Bezirksvorſteher anweſend zu ſein. Umſonſt! man ließ Gensdarmen gegen eine Frau kommen und ein Polizeiinſpektor bat Frau Roland ihm zu folgen. Mit ausgeſuchter Grauſamkeit ward ſie in das Gefängniß St. Pelagie abgeführt, eins der ſchrecklichſten in Paris und weit entlegen von ihrer Wohnung. „Sie ſei verdächtig," dies war der einzige Beſcheid, den ſie auf ihre Frage nach der Urſache ihrer Verhaftung erhalten konnte.

Ruhig und gefaßt betrat ſie den neuen Kerker, eine Zelle von ſechs Fuß Breite und zwölf Fuß Höhe, auf der die brennenden Sonnenſtrahlen einen großen Theil des Tages lagen. Weit unangenehmer war ihr die Nachbarſchaft von Räubern, Mördern und verworfenen Dirnen, deren unzüchtige Worte und Lieder vom Corridor her zu ihr hereinſchallten und ihr die bittere Klage in den Mund legen konnten, ob dies ein Aufenthalt für die Gattin eines wackern Mannes ſei, und daß, wenn dies der Preis für die Tugend in dieſem Leben ſei, man ſich nicht wundern dürfe, daß ſie ſich den Tod gewünſcht habe. Doch ſie war Gattin und Mutter, ſie mußte für einen verfolgten Gemahl, für eine ſchutzloſe Tochter leben, ſie verwarf daher bald jeden Gedanken an Hungertod und Vergiftung. Die freundliche Gefälligkeit ihrer Schließerin, Frau Bouchaud, verſchaffte ihr verſchiedene Bequemlichkeiten. Lecture (beſonders des Plutarch und Tacitus), das Studium der engliſchen Sprache, Zeichnen, die Pflege

von Blumen und Musik im Zimmer der Schließerin füllten ihre Stunden aus, vor allem aber die Fortsetzung ihrer Memoiren, die sie späterhin in der Conciergerie beendigte. Diese Memoiren, in denen man die Reinheit und Frische ihrer Erinnerungen, die freimüthigen Ausbrüche des Hasses gegen die Henker ihrer Freunde, ihre stolze und gerechte Vertheidigung, ihre fast stoische Heiterkeit und andre Tugenden nicht genug bewundern kann, nehmen einen Ehrenplatz unter den vielen französischen Memoiren ein*). Man verdankt die Erhaltung derselben der treuen Freundschaft des Herrn Bosc, der sie acht Monate lang in einer Felsenhöhle des Waldes von Montmorency verborgen hielt, um sie allen Haussuchungen und Nachforschungen zu entziehen.

Die Grausamkeit eines Beamten vertrieb sie aus der Zurückgezogenheit, welche ihr Frau Bouchaud gestattet hatte, und stieß sie in die Gemeinschaft der übrigen Gefangenen, bis sie am 31. October 1793 nach einem fast dreimonatlichen Aufenthalte in St. Pelagie in die Conciergerie geführt wurde, wo Schmutz und Ekel sie umgab. Sie war damals, so berichtet Riouffe, ein Mitgefangener, noch immer eine anmuthige, wohlgewachsene und elegante Frau, wenn schon nicht mehr in der Blüthe ihrer Jahre. Ihr geistreiches Gesicht hatte durch die lange Gefangen-

*) „Die Werke der Madame Roland," schrieb Goethe im Jahre 1820 (XXXII, 176), „erregten bewunderndes Erstaunen. Daß solche Charaktere und Talente zum Vorschein kommen, wird wol der Hauptvortheil bleiben, welchen unselige Zeiten der Nachwelt überliefern. Sie sind es denn auch, welche den abscheulichsten Tagen der Weltgeschichte in unsern Augen einen so hohen Werth geben."

ſchaft einen melancholiſchen Zug erhalten, aber wenn ſie ſprach, drängten wir uns alle um ſie und die republikaniſchen Grundſätze im Munde einer ſchönen Frau hatten grade an dieſem Orte des Elends eine außerordentliche Wirkung auf die Zuhörer. Ganz anders urtheilte freilich die Marquiſe von Créquy in der ſchon oben erwähnten Unterredung, die alte, royaliſtiſche und ſtreng katholiſche Dame bemitleidete zwar die Anhängerin der neuen Philoſophie, geſteht aber doch, ſich mit herzlicher Theilnahme von Frau Roland getrennt zu haben, da die Muttergefühle in ihren beiden Seelen gleich ſtark geweſen wären. Am Tage nach Frau Roland's Ankunft in der Conciergerie ward ſie zuerſt vor das Revolutionstribunal geſtellt. Das doppelte Verhör, welches ſie genau im Gedächtniſſe behalten und aufgeſchrieben hat, zeigte die größte Geiſtesgegenwart, Anſtand und Schicklichkeit. Nur einmal, auf die Frage, ob ſie wiſſe, wo ihr Mann ſich aufhalte und zu welcher Zeit derſelbe Paris verlaſſen habe, antwortete ſie hart und ſtrenge: „mag ich es wiſſen oder nicht, ich bin nicht ſchuldig und nicht geſonnen, es Euch zu ſagen.“ Den Richter ſowol als den öffentlichen Ankläger ſetzte ſie in ſolche Verlegenheit, daß der Letztere, der mit ſeiner Grobheit und ſeinen verfänglichen Fragen nichts erreichen konnte, endlich voll Wuth ausrief: „mit einer ſolchen Schwätzerin (bavarde) wird man nie fertig“, und das Verhör ſchloß. Darauf nahm ſie noch einmal das Wort und ſprach voll Heiterkeit: „Wie ſehr beklage ich Sie! Ich vergebe Ihnen auch jede Unhöflichkeit, die Sie gegen mich ausgeſprochen haben, denn Sie glauben eine ſehr ſchuldige Frau vor ſich zu haben und ſind ſehr begierig ſie zu überführen. Aber — unglücklich iſt man mit ſolchen Vorausſetzungen!

Sie können mich jetzt auf das Schaffot schicken, aber Sie können mir nicht die Seligkeit eines guten Gewissens rauben und die feste Ueberzeugung, daß die Nachwelt meinen Mann und mich rächen und seine Verfolger mit Schande brandmarken wird." Der ihr gestattete Vertheidiger, Chauveau-Lagarde, der ehrwürdige Anwalt Marie Antoinette's, erschöpfte vergeblich seine Beredtsamkeit. Das Todesurtheil wurde gesprochen, wie sie vorausgesehen hatte. „Ich werde mich bemühen," gab sie den Mördern zur Antwort, „der großen Männer würdig zu sterben, die Ihr geschlachtet habt." Dieselbe großartige Gesinnung athmeten ihre letzten Denkschriften, die sie in der Nacht vor ihrer Hinrichtung verfaßte, und in welchen die enthusiastische Liebe für ihr Vaterland und die reinste Anhänglichkeit an Mann, Kind und Freunde in der edelsten, innigsten Sprache ausgedrückt ist.

Der 10. November 1793 war ihr Todestag. Sie erschien weiß gekleidet, die langen schwarzen Haare hingen aufgelöst bis zum Gürtel herab, eine heilige Flamme leuchtete aus ihrem Auge. Viele ihrer Mitgefangenen vergossen Thränen, sie aber war heiter und gefaßt und hieß sie nicht weinen, da sie ja für das Vaterland und für die Freiheit sterbe, wie sie es immer gewünscht habe. Mit festem Schritte bestieg sie das Blutgerüst, sie konnte noch mit einem Unglücksgefährten, der Bangigkeit zu verrathen schien, anmuthig scherzen und den Scharfrichter auf verbindliche Weise ersuchen, denselben ihr im Tode vorangehen zu lassen. Ihr letzter Schmerz war der Anblick des riesengroßen Standbildes der Freiheit, welches neben der Guillotine aufgerichtet war, ihre letzten Worte, als sie sich zu demselben hinwendete: „o Freiheit, wie

viele Verbrechen begeht man in deinem Namen!“ liberté, comme on t'a jouée.*)

Ihr Gemahl hatte auf die Nachricht von dem ſeiner Gattin den ſichern Zufluchtsort zu Rouen, den zwei Freundinnen gewährten, verlaſſen. Wenige nachher fand man am 15. November auf der Land von Rouen nach Paris ſeinen blutigen Leichnam. Er durch Selbſtmord geendigt, wie ſein Amts- und Pa genoſſe Clavières in der Conciergerie, und ein bei gefundenes Blatt bezeugte die Redlichkeit ſeines Wil und Strebens. —

Derſelbe Kerker in St. Pelagie, den Frau Rol verlaſſen hatte, ſah nach ihr in ſeinen Mauern ein j ges Mädchen von den heldenmüthigſten Geſinnung Die That der ſchönen und muthigen Charlotte Cord die dem friedlichen Leben, den häuslichen Freuden und len Huldigungen, auf die ihre Jugend und Schön hätte Anſpruch machen können, entſagte, um den Ma zu tödten, den ſie als den Fluch Frankreichs betrachte iſt bekannt genug, um hier nach ihren Einzelnheiten w derholt zu werden. Am Abende des 13. Julius 179 zwiſchen ſieben und acht Uhr, war Marat durch die Ha Charlotte Corday's gefallen, in derſelben Abendſtunde d 17. Julius ging ſie den Todesweg. Ihre gefaßte Ha tung, ihre Schönheit, ihr ſchwärmeriſch verklärtes Aug blieb nicht ohne Eindruck auf die Zuſchauer, von dene

*) In den Mémoires d'un detenu, aus denen die neuen Her ausgeber der Roland'ſchen Denkwürdigkeiten die Schilderung de letzten Lebenstage in die vorangeſchickte Notice (S. 41—45) auf genommen haben.

viele ehrerbietig das Haupt entblößten, andre einer solchen Standhaftigkeit Beifall zuriefen, nur die Blutweiber der Guillotine überhäuften sie mit Schmähungen. Der kühne Entschluß, der ihr da, wo Tausende zagten, den Dolch in die Hand gab, um die beleidigte Menschheit zu rächen, hat selbst die mit ihr versöhnt, die eine solche That sonst unsittlich genannt haben würden, nur das war, wie schon Frau Roland gleich nach der That schrieb *), ihr Fehler, daß ihre Hand nicht den eigentlichen und größten Schuldigen traf. Marat's Tod diente zu nichts, als seine niederträchtigen Genossen zur ausschweifenden Verehrung ihres Meisters zu veranlassen und den als Märtyrer zu preisen, der ihnen bis dahin als Herold und Prophet gegolten hatte. Der Fanatismus und die Gemeinheit ernteten den größten Vortheil von einer That, die nur das Beste gewollt hatte, und das Schreckensregiment steigerte sich zu einer alles Vorhergehende weit übertreffenden Höhe.

V.

In einer historischen Uebersicht der Schicksale der französischen Frauen in der Revolution darf ihre Lage in den Provinzen nicht ungeschildert bleiben. Die blutigen Volksrepräsentanten in Arras, in Strasburg, in Lyon, Toulon, Marseille, Nantes, Orange und an vielen andern Orten wütheten nicht blos gegen Männer und Bewaffnete, son-

---

*) Mém. II. 143.

dern auch gegen wehrloſe Frauen, ja ſie weideten ſich vor allem an den Qualen und Zuckungen ſterbender Frauen und die Republik, deren Verfaſſungsurkunde vor allem die bürgerlichen, ehelichen und kindlichen Tugenden zu ehren erklärt hatte, verhöhnte grade dieſe Tugenden durch ihre Abgeordneten auf die empörendſte Weiſe. Dabei paarten ſich Wolluſt und Blutgier in wahrhaft ſchrecklicher Verbindung. Von Lebon's Freveln in Arras iſt ſchon die Rede geweſen. Aber der Fürchterlichſte von allen war Carrier in Nantes. Für die Frauen, die in den finſtern, dumpfen und überfüllten Gefängniſſen lagen, gab es nur den Ausweg des Todes; waren ſie indeß jung und ſchön, ſo fanden ſich ſchändliche alte Weiber, die um anſehnlichen Lohn ihnen die Freiheit verſprachen, wenn ſie ſich den Umarmungen Carrier's überlaſſen wollten. Die Liebe zum Leben, der Wunſch, einen geliebten Verwandten durch Fürbitte zu erretten, überwog bei Manchen. Aber es gelang nur den wenigſten, denn Carrier's Lager vertraute ſeine Geheimniſſe, wie das der Kleopatra, nur für eine Nacht und die Loire verſchlang nur zu oft die Betrogenen. Allnächtlich wurden die Gefangenen, Männer und Frauen, aus ihren Kerkern dahin geführt, ohne Auswahl, die Henker wußten gar nicht was ſie mordeten, denn die Gefängniſſe waren wie große Viehſtälle, wo man nach Gutdünken hineingriff *). Zwiſchen einer Doppelreihe von Soldaten unter Fackelbeleuchtung ſtiegen die Verurtheilten die Treppe zum Fluſſe hernieder. Sie waren faſt nackt und jede Frau an einen Mann gebunden. Junge Mädchen, welche das Gefühl der Scham ſich bewahrt hatten, ſenk-

*) Mém. de la Marquise de la Roche Jacqueline S. 414.

ten das Haupt, Mütter erhoben ihre Kinder und riefen „eine Mutter für mein armes Kind," es tauchten wol Hände zwischen den Bajonetten auf und Mütter warfen ihre Kinder hin, ohne zu wissen, wem sie zufallen würden. Dann betraten sie die Schiffe, die verrätherischen Fallthüren öffneten sich und in einem Augenblicke waren Hunderte von den Wellen der Loire verschlungen. Man hörte einen schmerzlichen Aufschrei und die Bewaffneten kehrten zur Arbeit des folgenden Tages zurück. Auf dem großen Platze, dem Bouffai, war die Guillotine aufgerichtet, von Bänken umgeben, die mit Namen bezeichnet waren und stundenweise vermiethet wurden. Man war da wie zu Hause. Die Frauen brachten, wie in Paris, ihre Arbeiten mit, die Kinderwärterinnen führten die Kinder hier spazieren, man lobte die, welche dem Tode muthig entgegengingen, und verspottete die, welche zitterten.

Während dieser Todesscenen feierte Carrier die ausschweifendsten Orgien. Die Auflösung aller sittlichen und religiösen Bande hatte schöne Frauen zu seinen Maitressen gemacht, Madame L. Normand und Angelika Caron waren lange Zeit die Begünstigten, denen mancher Verurtheilte ein Leben dankte, das sie mitten unter Gunstbezeigungen dem Tyrannen von Nantes abzuschmeicheln wußten. Aller Anstand oder äußere Feinheit war von diesen republikanischen Festmahlen verbannt. Die Theilnehmer des Gelages, Generale mit wollenen Epauletten nach der damaligen Sitte, Mitglieder der Departementalverwaltung in Holzschuhen, Richter des Revolutionstribunals ohne Weste und Halstuch, rauchten, spielten und tranken. Einige liefen hinter den halbnackten Frauen her, die ihnen lachend entschlüpften. Man hörte nichts als Gläsergeklirr,

Flüche, ſchmutzige Lieder und lautſchallende Küſſe, der Wein erhitzte die Gemüther und man ſuchte ſich gegenſeitig in Ausbrüchen des Patriotismus, in der wildeſten Wuth gegen die Vendeer und in ſchauderhaftem Spotte über die vertikalen Deportationen und republikaniſchen Hochzeiten (ſo nannte Carrier die Hinrichtungen) zu übertreffen *).

Es iſt bekannt, wie die maßloſe Tyrannei des Nationalconvents, die Blutgier Carrier's und die Grauſamkeit der republikaniſchen Generale die Vendée mehr als einmal zum Kampfe auf Leben und Tod aufgerufen hatte. Hier waren die wildeſten Leidenſchaften entfeſſelt, Franzoſen kriegten wider Franzoſen, der Sohn focht mit dem Vater, der Bruder ſtand gegen den Bruder und doch blühten hier zwiſchen Raub, Haß und Rache alle zartern Gefühle des Herzens. Die Frauen der Vendée haben neben der hochherzigen Tapferkeit ihrer Männer einen Reichthum der edelſten, früher ihnen ſelbſt unbewußten Tugenden entwickelt, und wenn die Namen einer Frau von La Roche Jacqueline, von Donniſſan und Bonchamp mit unvergänglichem Glanze in der trüben Nacht des Vendéekrieges leuchten, wenn wir die Hinopferung der Häuptlinge und ihrer Frauen bewundern, ſo gebührt daſſelbe Gefühl auch den Scharen, die ihnen folgten und deren einzelne Namen uns nicht aufbewahrt worden ſind. Während die Männer in der Schlacht waren, beteten die Frauen; ruhte der Kampf, ſo verbanden ſie die Verwundeten, pflegten die

*) Emil Souveſtre nach mündlichen Mittheilungen ſeines Vaters in der Revue des deux mondes Th. XVII. H. 4. (1839) S. 463—470.

Kranken und versahen Wachtposten auf den Bergen oder trugen Botschaften auf den gefährlichsten Wegen. Einige von ihnen hatten auch trotz der strengen Verbote der Vendeischen Feldherren selbst die Waffen ergriffen und fochten mit großer Tapferkeit an der Seite ihrer Männer und Brüder. Aber mehr noch als dieser Muth ehrte die Frauen der Vendée die Anhänglichkeit an die Ihrigen, die Gatten- und Kindesliebe, die Unerschrockenheit im Angesichte der Gefahr, die Ausdauer im Leiden, die Treue gegen ihre Herrschaften und die Standhaftigkeit im Tode. Mit Ruhe und Fassung starben zu Nantes Frauen aus den höchsten und niedrigsten Ständen. Frau von Jourdain stand mit drei Töchtern an der Loire, um zu sterben. Ein Soldat sprang hinzu, um die jüngste und schönste von ihnen zu retten, er erklärte, daß er sie heirathen wolle. Aber die Tochter stürzte sich mit der Mutter in den Fluß und da sie auf Leichname fiel und nicht untersinken konnte, so bat sie flehentlich in die Strömung hinabgestoßen zu werden, wo sie auch mit ihrer Mutter umkam. Ein schönes sechzehnjähriges Fräulein von Cuissard sollte die Gattin eines Offiziers werden, der sie dann zu retten versprach. Aber sie verlangte auch die Rettung ihrer bejahrten Tante, und da der Krieger ihr diese nicht zugestehen wollte, so stürzte sich das junge Mädchen mit der Tante in die Loire. Frau von Bonchamp setzte mit ihren zwei Kindern in einem kleinen Boote über die Loire, ungeschreckt durch die feindlichen Kanonenboote, deren Schüsse ihr Fahrzeug durchlöcherten und sie nöthigten sich durch Schwimmen auf das andre Ufer zu retten, wo sie Schutz bei gutmüthigen Bauern und, wenn man sie suchte, eine Zuflucht in einem hohlen Baume fand. Der Frau von Lescure standen

ihr treuer Diener Bontemps und ihre Kammerfrau Agathe in allen Drangſalen auf das Treueſte bei, die letztere verließ den im Gefechte bei Chollet auf den Tod verwundeten Herrn keinen Augenblick, ſie verband ihn, ſie erwies ihm jede auf der ſchrecklichſten Flucht nur mögliche Bequemlichkeit und blieb ſieben Stunden neben dem Leichname des verehrten Gebieters, damit ſeine bange, erſchöpfte Gattin glauben ſolle, er ſei noch nicht geſtorben *). Daneben übten die Vendéeiſchen Frauen ſelbſt gegen ihre Feinde Milde und Sanftmuth und nicht wenige republikaniſche Soldaten, deren Tod von dem glühenden Haſſe der Vendéer gefodert wurde, haben ihre Errettung der Klugheit und dem Erbarmen der Frauen verdankt. Aber dieſelben Frauen zeigten auch die höchſte Begeiſterung für die Sache ihres Landes, wenn ſie die Soldaten ermunterten, die Flüchtigen zurücktrieben und ihnen den Weg verſperrten. Der nächtliche Kampf bei Dol, mitten in der Unordnung des Rückzuges, war reich an ſolchen Beiſpielen, Frau von Donniſſan ſprach den Kriegern fortwährend Muth ein, Frau von Bonchamp ſammelte das Corps ihres Mannes und ein junges Mädchen ergriff ein Gewehr, ſchwang ſich auf ein Pferd und führte einige Abtheilungen in das Feuer **).

Drei Frauen, die mit den Vendéern jede Gefahr des Krieges und jedes Drangſal der Flucht theilten, die Marquiſe von La Roche Jacqueline und die Frauen von Bonchamp und Sapinaud, haben durch ihre Memoiren dem

*) Mém. de la Marquise de La Roche Jacqueline 217—219. 413. 409. 267. 283. 291.

**) Ebendaſ. 311. 320.

Kriege ein so hohes und schmerzliches Interesse gegeben, daß die Begebenheiten desselben ein reicher Stoff für Romane und Novellen geworden sind. Aber die Wirklichkeit überstieg jede romantische Erzählung oder Ausschmückung. Die Marquise von La Roche Jacqueline (wir knüpfen noch einige Einzelheiten an diesen in der Vendée hochberühmten Namen) brachte zwanzig Tage auf dem Rückzuge neben der Sänfte ihres verwundeten Gemahls Lescure zu, in sieben Stunden kam die zarte Frau oft nicht vom Pferde, die nachsetzenden Republikaner ließen ihnen keine Ruhe, ihr Lager war Stroh oder Heu, zwei Aepfel, eine Brotrinde machten die Nahrung eines ganzen Tages aus. Nach dem Tode ihres Gemahls (am 4. November 1793) erfuhr sie auf dem unglücklichen Rückzuge von Mans alles Unglück ihrer beklagenswerthen Landsleute. Das Herz voll tiefer Bekümmerniß über den Tod eines edeln Gemahls und zerrissen von den Leiden ihres Vaterlandes, sah sie sich in die unordentlichste Flucht, wo kein Befehlwort mehr galt, fortgerissen. Bald zu Pferde, bald zu Fuße, ihre siebenmonatliche Tochter auf dem Arme, ein noch ungebornes Kind unter dem Herzen, floh sie in der Mitte von Weibern, Greisen, Kindern und Verwundeten dem linken Ufer der Loire zu, der Diensteifer ihrer Leute vermochte ihr kaum die nothdürftigste Nahrung zu verschaffen, ein paar Kartoffeln galten für eine köstliche Mahlzeit, ihr Lager war schlecht und dürftig, und die wenigen Stunden der Ruhe wurden durch Geschrei und die Kanonenschüsse der Verfolger gestört. Der Hunger, die Kälte, der Regen erschöpften ihre Kräfte, die grobe Kleidung schützte sie nicht gegen die Unfreundlichkeit des Winters, sie sank oft todtmüde zur Erde und wurde

faſt bewußtlos wieder auf ihr Pferd gehoben, nur die Sorge für ihr Kind hielt ſie noch aufrecht, das ſie endlich der Obhut redlicher Landleute anvertraute, die ihr Verſprechen, für daſſelbe zu ſorgen, treulich erfüllt haben*). Sie ſelbſt fand nach dem Treffen bei Savenay, welches den gänzlichen Untergang der vendéeſchen Armee herbeiführte, mit ihrer Mutter, Frau von Donniſſan, eine Zuflucht in den Hütten bretagneſcher Bauern.

Die Flucht war nun zwar geendigt, aber keineswegs die Gefahr für die unglücklichen Frauen. Unaufhörlich durchzogen die republikaniſchen Colonnen das Land und durchſuchten die Häuſer. Wie groß auch die Gaſtfreundſchaft der Bretagner und ihre unerſchrockene Hülfsleiſtung war, ſo ſahen ſich doch die Flüchtlinge genöthigt Monate lang in den entlegenſten Winkeln, in hohlen Bäumen ſich zu verbergen oder ſich tief in das Stroh zu wühlen, wo ſie die Bajonette der durchſuchenden Feinde faſt an ihrem Körper fühlten. Andre Frauen mußten ſich, um den lauernden Blicken zu entgehen, in Lumpen hüllen, die Heerden hüten, auf den Feldern arbeiten und ſich den beſchwerlichſten, ungewohnteſten Arbeiten unterziehen. Die Schickſale der Frau von La Roche Jacqueline und ihrer ſie begleitenden Mutter im Winter von 1793 auf 1794 überſteigen faſt allen Glauben. Monate lang durften ſie nur in den Kleidern ſchlafen, ſie mußten von Ort zu Ort in ſteter Unruhe vor den Verfolgern irren, in Scheunen und Kornfeldern ihre Zuflucht nehmen, durch Graben und Dickicht laufen, um ihre Freiheit zu erhalten. Und das

*) Mém. de la Marq. de La Roche Jacqueline 245. 258. 265. 271. 313. 329. 332. 354. 356.

alles in einer Zeit, wo die Marquise ihre Entbindung erwartete. Wenige Stunden vor derselben ward sie aus dem Verstecke, welches ihr die Umsicht der Mutter und die unerschütterliche Treue der Landleute bereitet hatte, aufgeschreckt, denn eine allgemeine Haussuchung begann im Dorfe Bois-Diyet. Der mitleidige Bauer führte sie in ein Kornfeld, hier legte sie sich in eine Furche, und trotz daß der Regen in Strömen fiel, entschlief sie. Gegen Morgen erweckte sie ihre Mutter, kaum funfzig Schritte von ihnen hörten sie das Anrufen der Patrouillen, aber die Gefahr ging vorüber und voll Freude führte sie der Bauer (Gouret war sein Name) in seine Hütte zurück *). Bald darauf gab sie zwei Töchtern das Leben. In Lumpen wurden die Sprößlinge eines der ältesten adligen Geschlechter Frankreichs gehüllt, jeder Pflege mußten sie, jeder Erholung die Mutter entbehren.

Eine freundliche Einladung der Madame Dumoustiers auf ihr Schloß Dreneuf verschaffte den geängstigten Frauen größere Bequemlichkeit und, da die Maßregeln gegen die Royalisten nach Robespierre's Sturze milder wurden, auch mehr Ruhe und Sicherheit. Die Amnestie schien endlich allen Verfolgungen ein Ziel zu setzen und die Marquise wagte sich allein, als Bäuerin gekleidet, einen Sack auf dem Rücken und Hühner zum Verkaufe ausbietend, nach Nantes. Die Freunde ihres Hauses bestätigten die verkündigte Amnestie, in die sie sich bald nebst ihrer Mutter aufnehmen ließ.

*) Mém. de la Marq. de La Roche Jacqueline 360 f. 370 f. 378. 383 f. 411.

VI.

Nach der Beſiegung und Hinrichtung der Girondiſten wirkte die Auflöſung aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe, die Vergiftung des gegenſeitigen Vertrauens, die Entfeſſelung aller Leidenſchaften und die Verſpottung des Heiligſten zuſammen, um jedes religiöſe und moraliſche Gefühl in den Herzen der Frauen zu ertödten. Sie ſollten, ſo gebot eine Bekanntmachung des Convents an die Republikanerinnen*), ein Beiſpiel an den Hinrichtungen der Königin der Madame Roland und der Olympia de Gouges nehmen, ſich nie von der Bahn der Gerechtigkeit entfernen, die Geſetze befolgen, ſtolz ſein auf die glänzenden Thaten, welche ihre Männer und Söhne für das Vaterland verrichten, einfach im Anzuge, thätig im Hausweſen, und die Nationalverſammlung nie beſuchen, um in derſelben zu ſprechen, ſondern nur um ihre Kinder durch ihre Gegenwart zu ermuntern. Religion gab es in Frankreich nicht, Gott wurde abgeſchafft und eingeſetzt, an ſeiner Stelle ſtanden die Tempel der Nation, der Natur und der Vernunft, halbnackende Frauen und Mädchen (Demoiſelle Maillard und die Gattin des Buchhändlers Momoro hatten die Hauptrollen) ſaßen in einer Löwenhaut mit Kränzen von Kornähren und Eichenlaub auf den Hochaltären, man löſchte die Kerzen aus, zündete eine Schüſſel mit Branntwein an und feierte um die blaue Flamme die Orgien der Naturreligion. Die Ehe war zu einer

*) Girtanner XV. 22 ff. und für das Folgende Bouilly a. a. O. II. 38 f.

blos bürgerlichen Handlung ohne höhere Weihe herabgewürdigt, der Altar war die Estrade im Stadthause unter einer riesenhaften Statue der Freiheit, wo ein Beamter der Municipalität in seiner schlechten Carmagnole und mit der rothen Jakobinermütze die Gesetzesworte so gleichgültig vorlas, wie man einen Verhaftsbefehl abliest, und nicht schnell genug das Jawort von den dreißig oder vierzig Paaren, die vor ihm auf den Bänken saßen, erhalten konnte. Ohne Wunsch und Gebet war das Ganze abgethan und Priester, die Muth genug hatten, die kirchliche Einsegnung zu vollziehen, setzten sich der größten Gefahr aus.

Robespierre hatte sich aber getäuscht, wenn er durch eine solche Verhöhnung des Heiligen die Gemüther zu gewinnen hoffte. In vielen der bessern Frauenherzen nahm nur der Abscheu gegen ihn und seine Genossen zu, das Unglück der Zeit hatte tiefe Eindrücke hinterlassen, und grade die abgeschmackte Wuth gegen das Heilige regte die Liebe zu demselben von neuem in den weiblichen Gemüthern auf. Dafür glaubten aber die Machthaber in jedem Blicke einer Frau die höhnende Verachtung einer Roland oder das strafende Auge einer Charlotte Corday zu sehen und verfuhren nur um so schonungsloser gegen die wehrlosen Frauen, die ja selbst die Streitart barbarischer Völker zu verschonen pflegt. Beispiele, wie die Auffoderung einer Bürgerin Ducis in Orleans an ihre Mitbürgerinnen*), den Freiwilligen eine Fahne mit den Nationalfarben und der Devise „Sieg und Liebe" zu schenken, dürften nur sehr vereinzelt dastehen.

*) Magaz. f. Lit. des Auslandes 1838. Nr. 141

Als die Schreckensregierung im Sommer 1794 ihre Höhe erreicht hatte, vereinigten ſich mehre Umſtände eine Reaction herbeizuführen. Robespierre's wahnſinniger Ehrgeiz ſtrebte zu offenkundig nach der höchſten Gewalt, ſeine zur Schau getragenen Ideen von Moral und Menſchenliebe ſollten nur um ſo mehr die Ausſchüſſe der öffentlichen Wohlfahrt und der allgemeinen Sicherheit dem Haſſe blosſtellen, als ob von ihnen allein die unzähligen Hinrichtungen ausgegangen wären. So ſahen ſich die Mitglieder derſelben zu ihrem eignen Schutze nur um ſo dringender aufgefodert. Tallien, Fréron, Legendre, Bourdon von der Oiſe traten an die Spitze der Gegner des Tyrannen, eine Frau ermunterte und belebte die Verſchwörung. Dies war Tallien's ſchöne und geiſtreiche Gattin, eine in vielen Stücken der Roland gleiche Frau, nur an Reinheit der Sitten und Unbeſcholtenheit des Lebens ſtand ſie unter ihr. Thereſe Tallien war in Spanien von franzöſiſchen Eltern im Jahre 1769 geboren. Ihr Vater, Cabarrus, war Director der Bank in Madrid, ein Mann von ausgedehnten Handelsverbindungen, ſeine Tochter hieß ſchon in ihrem zwölften Jahre eins der ſchönſten Mädchen. Als Gattin des Parlamentsrathes Devins von Fontenay kam ſie nach Bordeaux, wo ſie die entzückendſte Frau wurde, ſo ſchnell war ihr Ueberblick, ſo reich ihr Geiſt, Alles würde ihr gehuldigt haben, ſelbſt wenn ſie minder ſchön geweſen wäre. So ward auch Tallien, in den erſten Jahren der Revolution einer der wildeſten Schreckensmänner, von ihren Reizen gefeſſelt, als er zur Vollziehung eines Blutgeſchäftes nach Bordeaux gekommen war, und bewilligte ihr außer ihrer eigenen Freilaſſung noch die Rettung mehrer anderer Frauen. Dankbarkeit

und Neigung für den volksbeliebten Redner, der jetzt menschlichere Gesinnungen zeigte, gewannen ihm die Liebe der Frau von Fontenay, sie trennte sich von ihrem Gemahle und reichte dem Deputirten ihre Hand, worüber ihm Robespierre nach seiner Zurückkunft bittern Haß und verachtenden Hohn empfinden ließ. Jetzt sahen beide ein, was ihnen bei solchen Gesinnungen des Gebieters von Frankreich bevorstand, und die kluge Frau, deren Abscheu vor der furchtbaren Menschenschlächterei täglich zunahm, beschloß kein Mittel unversucht zu lassen, um sich seiner Rache zu entziehen und eine mildere Herrschaft herbeizuführen. Das konnte aber nur durch Robespierre's Sturz geschehen. „Frau Tallien," sagt ein neuerer französischer Schriftsteller von Ansehen *), „löste die schwierige Aufgabe, eine hundertköpfige Tyrannei zu stürzen, sie hatte den Ruhm, Menschen, welche von revolutionairem Fanatismus berauscht waren, der Menschheit wiederzuschenken; sie ließ sie das vergossene Blut vergessen. Es wäre bloße Gerechtigkeit, wenn die Geschichte auf dem Grabe der Frau, deren unerschrockenes Mitleid und wohlthätige Verführung soviel dazu beitrug, Frankreich von einem blutigen Abgrunde zurückzuziehen, eine Bürgerkrone niederlegte."

Die Erfolge des neunten Thermidor (27. Julius 1794) öffneten zwar nach Robespierre's Sturze vielen Unschuldigen die Pforten ihrer Kerker, auch stand die Guillotine einige Tage still, aber der geistige Jakobinismus blieb noch unter allen Parteien lebendig und die echte bürgerliche Freiheit ward auf lange Zeit hin unmöglich.

*) Lacretelle a. a. O.

Es kann indeß nicht unſere Abſicht ſein, die Kämpfe, welche der Nationalconvent mit den Terroriſten und nach ihm das Directorium mit den alten Jakobinern beſtanden hat, hier weiter zu verfolgen, wir betrachten nur die Zuſtände der Frauen, wie ſie ſich ſeit jener Zeit bis zur Errichtung des Conſulats in Paris entwickelt haben, ſowol in den einzelnen Notabilitäten der Frauenwelt als im Allgemeinen.

Die Stellung des weiblichen Geſchlechts war damals in mehr als einer Hinſicht zweideutig und gefährdet. Die überlieferten Gebräuche waren abgeſchafft, die Wohlanſtändigkeiten der frühern Jahre beſeitigt, die geſelligen Cirkel und geiſtreichen Kränzchen zerſtreut, eine jede von ihnen war genöthigt neue Bahnen zu betreten. Nun hatten ſie aber in drei blutigen Jahren ſo viel gelitten und ausgeſtanden, daß Erholung oder Zerſtreuung faſt Pflicht zu ſein ſchien. Und ſo warfen ſie ſich in einen Strudel von Vergnügungen, man tanzte, beſuchte Theater, Concerte, öffentliche Vergnügungsörter, und da die bedeutenderen Familien durch Eröffnung ihrer Geſellſchaftsſäle für verſchwenderiſch und reich zu gelten fürchteten, ſo fanden ſich die eleganteſten Damen von allen Parteien auf den Bällen im Hotel Thelusſon und Richelieu ein, die ſie ſonſt nicht beſucht haben würden. Wie ſehr ſich auch hier die ganze Leichtfertigkeit des Lebens entfaltete, ſo vermochten doch jüngere wie ältere Frauen nicht ſo ſchnell die Schreckenszeit ganz zu vergeſſen. Waren doch ſelbſt jene Bälle, die für die Familien derjenigen gegeben wurden, welche unter der Guillotine geſtorben waren, die Bälle der Schlachtopfer (les bals des victimes), eine laute Mahnung an die Vergangenheit; denn die ganze Geſellſchaft erſchien hier in Trauerkleidern und die Mode wollte,

die schwarze Farbe für eine Zeitlang die gemeinsame
aller Ballanzüge wurde. Aber nur zu bald ent-
man sich dieser düstern Tracht, als die auswärtigen
große Schätze in die Hauptstadt brachten und die
und Töchter der schnell aufgeschossenen Neureichen
Vermögen ihrer Männer öffentlich prunken woll-
Da man nun aber damals wähnte für immer
Vergangenheit gebrochen zu haben, so glaubte man
ein andres Gebiet der grillenhaft rasch wandelnden
betreten zu müssen, und fand es in der Nachah-
des griechischen und römischen Alterthums. Denn
hätte ja damals ein Abbild römischer Bürgertugend
spartanischer Entsagung sein, und so waren wie mit
Zauberschlage die Säle in Hallen, die Kleider in
die Becher in Schalen, die Schuhe in Kothurne
Guitarren in Lyras umgewandelt. Die Frauen
in leichten Kleidern von durchsichtiger Gaze und
Mäntelchen von Musselin ohne Aermel, der Busen
enthüllt, die Arme nackt bis an die Schultern, ebenso
, wenn sie nicht mit fleischfarbigen Pantalons
waren. Diese antike, faltenlose Robe wurde auf
unmittelbar unter der Brust von einem roth-
Gürtel zusammengehalten, eben solche Bänder
das kurzabgeschnittene Haar. Die Stelle der
ersetzte der Kothurn, der bis zur Hälfte der Wade
, mit durchbrochenen Zacken und rothwollenem Be-
Handschuhe wurden nicht getragen. Die Stelle der
ersetzte der netzförmige Beutel (réticule). Und

Remusat 92 — 94. Denkwürdigkeiten der Herzogin von
II. 59. 163 f.

weil die Hand des Henkers die Generationen in Frankreich decimirt hatte, ſo gaben alle dieſe Damen ſich den Anſchein in geſegneten Umſtänden zu ſein. Man nannte dies die demi-termes und keine elegante Frau aus dem Jahre 1796 würde haben öffentlich erſcheinen wollen, ohne ihre Toilette durch dieſe Zuſätze zu verſchönern. Weit glänzender war die römiſche Tracht der ſogenannten Wunderbaren (merveilleuses), die vom Luxemburg ausging, wo die fünf Directoren ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hatten. In langen, patriotiſchen, purpurnen Roben, die mit kleinen goldnen Palmzweigen geziert waren, erſchienen die Frauen an dem neuen Hofe, die Haare fielen in langen Flechten herab und funkelten von koſtbaren Steinen, die Fußbekleidung waren fleiſchfarbene Strümpfe, wo die einzelnen Zehen, mit Diamantringen geſchmückt, ſichtbar waren. Die Erfinderin dieſer Mode war Frau Tallien, deren Geſchmack als ſehr nachahmungswürdig erſchien und die eine der erſten war, welche den rothen Kaſchemirſhawl auf geſchmackvolle Weiſe um ihre ſchöne Geſtalt zu drappiren verſtand *).

So wie nun die Mode in ihr altes Recht eingeſetzt war und nur noch die Frauen hartnäckiger Jakobiner ſich in ſchmutziger und nachläſſiger Kleidung ſehen ließen, ſo begann auch die Herrſchaft der Frauen in den Salons und ihr Beſtreben, durch dieſelben einen Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen. Wir nennen hier zuerſt den Salon der Frau von Stael. Nachdem ſie bald nach Robespierre's Sturze mit ihrem Gemahle, dem ſchwe-

*) Créqui VII. 155. 156. 160 f. La Valette's Denkwürdigkeiten I. 175. Abrantes 61 f. 68. 157 f.

dischen Gesandten, nach Paris zurückgekehrt war, reichte sie allen zurückkehrenden Vornehmen die Hand und war eine ebenso warme Freundin derselben als in spätern Zeiten der geächteten Anhänger der Republik. Ihr Haus ward der Mittelpunkt für alle vornehmen Fremden und ausgezeichneten Schriftsteller, die Männer vom alten Adel und guter Erziehung, deren elegante Manieren unter der bescheidenen Kleidung, die sie noch von der Schreckenszeit her trugen, durchschimmerten, ein Herzog Matthieu von Montmorency, ein Ritter von Boufflers, ein Graf von Sabran, fanden sich hier mit frühern Jakobinern zusammen, die in die Cirkel der vornehmen Welt eintraten und ihren Ton nachzuahmen strebten, wo sie von Frauen der alten Ordnung oft mit den anmuthigsten Schmeichelworten begrüßt wurden, um dadurch die Rückkehr ihrer Söhne, Brüder und Gatten aus der Verbannung zu erhalten. Auf solche Art sah sich Frau von Stael bald wieder im Stande, an politischen Dingen Antheil zu nehmen und den kleinen Krieg gegen die rohen, ungeschlachten Emporkömmlinge zu beginnen, statt deren sie ihren Freunden, den Narbonnes, Jaucourts und andern historischen Namen, das Staatsruder zugedacht hatte, und durch ihren Geist, durch ihre Unterhaltung die Jugend in ihren Salons für eine bessere Zeit, deren Erinnerungen in ihr so lebendig waren, zu begeistern. So bewirkte sie auch mit ihrem Freunde Benjamin Constant und durch ihren Einfluß bei Barras die Zurückberufung Talleyrand's (im Jahre 1796) und seine Anstellung als Minister, denn sie versprach sich Großes von seiner vermittelnden Klugheit für die Aussöhnung aller Parteien, sowie die Directoren andrerseits nicht geringe Genugthuung darin fanden, ein so vornehmes und

zugleich ein ſo erfahrenes und geſchicktes Werkzeug zu erwerben. Dafür wurde ſie aber auch von Legendre und Tallien als eine gefährliche Frau bezeichnet, auf die man ein wachſames Auge haben müſſe, und ihre Geſellſchaften (côteries particulières) als ſolche, welche nicht undeutlich dahin arbeiteten die Conſtitution von 1789 zurückzuführen. Trotz dieſer unleugbaren Luſt am Leiten, Regieren und Bekämpfen zeigte ſich ihr Charakter ſogleich wieder im Lichte edler Weiblichkeit, wenn es (wie nach dem achtzehnten Fructidor) darauf ankam, ihre Freunde zu ſchützen, mit eigner Aufopferung ſie zu verbergen und durch unabläſſige Fürbitten bei den Machthabern ſie vom Tode zu erretten, obgleich ſie auch wiederum dieſer nicht geſchont und durch Ueberſendung des von Brutus an Cicero geſchriebenen Briefes an den prachtliebenden Schwelger Barras einen leuchtenden Beweis ihres Muthes gegeben hat*).

Wie Frau von Stael durch ihren Geiſt, ſo herrſchte Frau Tallien durch ihre Schönheit. Aber ihre Säle waren meiſtens nur von Solchen erfüllt, die allzutief in die Staatsumwälzung verflochten waren, als daß ſie ſich ganz hätten von ihr losſagen können. Jedoch galt ſie noch immer als eine der erſten Frauen von Paris, die den gegründetſten Anſpruch auf die Dankbarkeit Vieler, denen ſie Leben und Freiheit gerettet hatte, machen konnte und daher des Beinamens der notre dame de bon secours ſehr würdig war. Nach ihrer Verheirathung mit Riquet von Caraman, dem Beſitzer der Herrſchaft Chimay in den Niederlanden, im Jahre 1802 trat ſie in einen ganz andern Lebenskreis über, blieb aber noch immer ſchön, lie-

*) Stael Betrachtungen II. 176. 218—220.

denswürdig und verbindlich *). Frau von Genlis, die durch mancherlei Intriguen und Verbindungen mit Personen, deren Bekanntschaft sie späterhin mit der naivesten Unbefangenheit ganz leugnete, schon lange vor der Revolution einen nicht unbedeutenden Einfluß auf ihre Umgebungen ausgeübt hatte, war damals durch den Verlust ihres Vermögens gehindert, mit Glanz in der Gesellschaft aufzutreten: nur erst im Anfange der Kaiserherrschaft erhielt sie durch ihre Romane und durch frühere Verbindungen wieder einige Berühmtheit. Die so gepriesenen Salons der Frau Recamier, der Aspasia der napoleonischen Zeit, entfalteten ebenfalls erst später ihren Glanz und den Vorzug, durch gute Gesellschaft, ungezwungene Unterhaltung und die bescheidene Haltung der schönen Hausfrau die ersten und besuchtesten nach denen der Kaiserin Josephine zu sein.

Die dritte der tonangebenden Frauen in der Hauptstadt fesselte die Männer durch Anmuth und Grazie. Dies war die Vicomtesse von Beauharnais, die Dianehebe in der lasterhaften Periode der Directorialregierung. Entsprossen aus altadligem Geschlechte, war sie wie durch ein Wunder der Hinrichtung entgangen und hatte von dem Einflusse, den sie über Gohier und Barras ausübte, den edelsten Gebrauch zur Rettung vieler Unglücklichen gemacht. Seit sie Madame Bonaparte (am 8. März 1796) geworden war, hatte sie allerdings an Macht bedeutend gewonnen, aber weder dies noch die Huldigungen des unterjochten Italiens konnten die liebliche Güte ihres Wesens verändern. Bonaparte ging nach Aegypten, Jo-

*) Genlis V. 142. 232. Abrantes 177 — 180.

ſephine blieb in ihrer beſcheidenen Wohnung in der Straße Chantereine zurück und verſammelte hier an jedem Donnerſtage eine Geſellſchaft ausgezeichneter Männer und Frauen, Künſtler, Gelehrten und aus allen Ständen um ſich. Man fand in dieſen Cirkeln, wie Bouilly, ein fleißiger Beſucher derſelben, berichtet, nicht mehr die altfranzöſiſche Eleganz und verführeriſche Galanterie aus dem Jahre 1788, oder jene unnachahmliche Anmuth und jenes Sichgehenlaſſen, gegen deſſen Eindruck man ſich kaum erwehren konnte. Man war weniger liebenswürdig und leichtſinnig, die Galanterie hatte ernſtern Beſchäftigungen und einer geſpanntern Beobachtung der Einzelnen unter einander Platz gemacht, aber dafür galt auch ein ſchales, alltägliches Wort nicht mehr für geiſtreich oder unterhaltend. Das perſönliche Verdienſt allein entſchied, man kannte den Ernſt des Lebens und die faſt den Jahren vorangeeilte Reife aller der jungen Leute, die nicht auf den Schlachtfeldern waren, verwiſchte gänzlich die franzöſiſche Heiterkeit und Urbanität, auf die Paris ſonſt ſo ſtolz geweſen war. Die verſchiedenartigſte Geſellſchaft bewegte ſich in dieſen Räumen, auf der einen Seite zeigten die Gräfin von Houdetot und Fanny von Beauharnais die Grazie und Eleganz, wie ſie vor der Revolution bewundert wurde, auf der andern Seite ſpiegelte ſich die neue kriegeriſche Welt in den Schweſtern Bonaparte's und den Frauen der Generale Caffarelli, Damas und Andréoſſy, Frauen von ausgezeichneter Schönheit, wie die Tallien und Frau von Regnaud de St. Jean d'Angely, ſchmückten einen Kreis, den Dichter, wie Chenier, Ducis, Lebrun, Legouvé, Componiſten, wie Mehul und Cherubini, Maler, wie Gerard und David, Gelehrte, Beamte und Geſchäftsmänner

umstanden. Josephine wußte mit ihrer bezaubernden Anmuth und Zuvorkommenheit Alle gleichmäßig zu fesseln, allen Reibungen, allen politischen Streitfragen vorzubeugen und erwarb sich auf diese Weise ein nicht unbedeutendes Verdienst um die Einigung der Gemüther *). Ihr Gemahl, durch die Einflüsterungen seiner Geschwister misleitet, erkannte dies bei seiner Rückkehr aus Aegypten nicht an, zeigte sich vielmehr mit Josephinens Betragen und ihrer Annäherung an Personen, die ihm unangenehm waren, durchaus unzufrieden und konnte nur durch die rührenden Bitten ihrer Kinder, Eugen und Hortensia, wieder ausgesöhnt werden.

Neben den drei bedeutendsten Notabilitäten der damaligen pariser Frauenwelt darf auch eine vierte nicht ungenannt bleiben, deren Gesellschaftssaal zum Nebenbuhler der ersten Salons in Paris geworden war. Diesen hatte Louise Contat, die schon genannte dramatische Künstlerin, nach ihrer Befreiung aus dem Gefängnisse eröffnet und in demselben, wie vor der Revolution die Schauspielerinnen Lecouvreur und Quinault zu thun pflegten, eine Anzahl der ausgezeichnetsten Männer und Frauen, jedoch keinen von den Helden des Tages, versammelt. Einige junge Schriftsteller ausgenommen, fanden sich nur solche, die mehr oder minder von der Revolution gelitten, hier ein; sie hofften diese vielleicht hier zu vergessen, wo sie sich nicht um Politik kümmerten und sich wie ehemals dem Reize einer leichten, angenehmen Unterhaltung überließen. Der Graf Louis von Narbonne, der Marquis von

*) Bouilly a. a. O. II. 102—116. Abrantes 218—220. Bourienne's Denkwürd. IV. 80 ff.

Jaucourt, der Vicomte von Ségur, die Marquis von Gontant und Girardin, die Herren von Parny, Vigée und Desprez repräſentirten die Heiterkeit und die Galanterie der frühern Salons, die Frauen von Beaufort, von Soulès, die berühmte Lebrun und andre erinnerten nicht an die gewöhnliche Schauſpielerunterhaltung, und Schriftſteller wie Legouvé, Dupaty und Colin d'Harleville ſprachen mit Geſchmack und Beredtſamkeit über die literariſchen und dramatiſchen Tagesneuigkeiten. Die Contat ſelbſt verſtand mit ſeiner Höflichkeit und Liebenswürdigkeit die Unterhaltung zu leiten. Ihre Manieren waren durchaus nicht theatraliſch, im Gegentheil impoſant, aber durch Freundlichkeit gemildert und das Gefühl ihrer Ueberlegenheit ſchützte ſie in einem ſolchen Grade vor Befangenheit und kleinlicher Demuth, daß ſie mit Frauen vom höchſten Range ohne Verlegenheit, aber auch ohne Vertraulichkeit plaudern konnte. Der lange Aufenthalt in demſelben Gefängniſſe, gleiche Meinungen und gleiche Gefahren hatten in ihr dieſe, ſchon früher erworbene Sicherheit des Betragens erhöht *).

In den erſten Jahren nach dem neunten Thermidor lebte eine Anzahl adliger Frauen ſtill und zurückgezogen von den genannten Salons blos in der Erinnerung an die Zeit des Königthums und in der Ausübung frommer religiöſer Gebräuche. Sie richteten ihre Häuſer ganz nach der frühern Eleganz ein, ſahen nur wenige, ausgewählte Bekannte bei ſich, umgaben ſich mit alten treuen Dienſtboten und ſuchten auf jede Weiſe die alten Sitten und

*) Sophie Gay über den Salon der Contat im Magazin f. Lit. des Auslandes 1837. Nr. 14. 15.

Gebräuche beizubehalten. Ein anschauliches Bild dieser ...nsart geben die Erinnerungen der Herzogin von Abran... an den Haushalt ihrer Mutter, der Frau von Per... Aber je mehr der militärische Ruhm ein Gegen... des nationalen Enthusiasmus wurde, und Napoleon ... ältesten Familien an seinen Thron zu fesseln, seinen ...eralen aber Frauen aus vornehmen Häusern zu ver... ...ssen wußte, verschwand auch diese Zurückgezogenheit ... ging in Anhänglichkeit, ja bei manchen Altadeligen ... in Verehrung der Person des Kaisers über.

VII.

Wir haben im vorigen Abschnitte den Einfluß geist... ...cher und schöner Frauen auf die pariser Gesellschaft ... der Herrschaft des Convents und des Directoriums ...schildert, es bleiben uns noch die allgemeinen Zustände ...brig und die wesentlich veränderte Stellung der Frauen ... ihrem eignen Geschlechte und zu den Männern. Wenn ... zuerst die Sitten und Gebräuche des gewöhnlichen ...bens betrachten, so fanden die nach dem neunten Ther... ...dor aus den Gefängnissen befreieten oder aus dem Aus... ...nde zurückgekehrten Frauen jetzt die auffallendsten Ver... ...derungen. Die Stunde der Tischzeit war verlegt, die ...emüthigen Soupers waren verschwunden, man setzte sich ... Tafel nicht mehr wie sonst oder nach geschickter Ver... ...redung, die Hausfrauen boten ihren Gästen die Spei... ... auf eine so unbestimmte Art an, als wüßten sie selbst

Jaucourt, der Vico
Gontant und Girart
und Desprez repräsen
terie der frühern Sal
Soulès, die berühmt
an die gewöhnliche S
steller wie Legouvé,
chen mit Geschmack
schen und dramatisch
selbst verstand mit fein
die Unterhaltung zu le
aus nicht theatralisch,
Freundlichkeit gemildert
heit schützte sie in einer
und kleinlicher Demuth
Range ohne Verlegenhei
plaudern konnte. Der
Gefängnisse, gleiche Mei
ten in ihr diese, schon
Betragens erhöht *).

In den ersten Jahre
lebte eine Anzahl adlige
von den genannten Sal
die Zeit des Königthums
religiöser Gebräuche. Si
der frühern Eleganz ein,
Bekannte bei sich, umgab
boten und suchten auf

*) Sophie Gay über de
Lit des Auslandes 1837. N

an den Wänden
Behänge mit sch
Tapeten, bronzen
Geräthe im römisch

wenn auch noch große Laſter
nterdrückten und das Gold der
des Talents und der Bildung
doch in der Schule des Un=
Vieles gewonnen hatten. Die
ürlicher geworden, man fand
der Mann von ſeiner Frau
Kinder ihre Eltern duzten,
Töchtern in inniger Vertrau=
nn junge Mädchen ſich in
ihren Taufnamen nannten,
r dem Namen ihrer Eltern
nnern ſagten, il lui fait la
, oder, was noch für weit
elle. Man erröthete nicht
n, ſich zu lieben, und die
nun freier ſchlugen, konn=
n Unglücksfällen wünſchen,
ren. Hätten ſich, urtheilt
verſtändig als billig, ern=
dſätze, eine öffentliche Mei=
nicht bildet, wo alle Inſti=
nd ſind, mit dieſer rühren=
vereinigen können, ſo wäre
en Pflichten und R
o aber den M
nd Leidenſchafte
Angelegenheite

unten angeführ

nicht, was ſie vorſchlagen ſollten, während man früher keine Schüſſel an ſich durfte vorbeigehen laſſen. Die Möblirung eines Zimmers hatte nicht mehr die alte ehrbare Stabilität, man faltete die Zeuche an den Wänden, ſtatt ſie zu ſpannen, ſchwere rothe Behänge mit ſchwarzen Streifen erſetzten die Stelle der Tapeten, bronzene Statuen (ohne Feigenblätter) und Geräthe im römiſchen Geſchmack oder von Acajouholz nach den ſchwerſten, plumpſten Muſtern ſtanden an den Wänden, Lampen erhellten ſtatt der Wachskerzen die Zimmer, aus den Nachttiſchen waren Altäre geworden, und von den chaises longues waren die Fußdecken verſchwunden, ſo daß die darauf ſitzenden Damen jetzt bei der geringſten Bewegung ihren Fuß und oft einen Theil ihres Beines zeigten. Die Sprache der Geſellſchaft hatte ſich durchaus verändert, man kannte nicht mehr die leiſe Unterhaltung und anmuthige Ehrerbietung, die Frauen waren weit kälter und weniger zuvorkommend, neigten beim Grüßen kaum den Kopf und umarmten und begleiteten ſich nicht mehr nach dem alten Ceremoniel. Man hörte Ausdrücke, über die eine wohlerzogene Frau des ancien régime erröthet wäre. So nannten die Frauen ihr Cabinet das boudoir, ihre Kleidung sa mise und ſchämten ſich nicht die manières engageantes einer andern Frau zu loben.

Solchen und ähnlichen Tadel enthalten die Denkſchriften, welche uns das neue Frankreich ſchildern *). Aber ihre Verfaſſerinnen ſahen nicht ein, daß die Lehren der Revolution keineswegs ſpurlos an den Frauen vorüber-

*) Crégny VII. 177. 199 f. 203 f. Genlis V. 61—78 Abrantes 23—27.

gegangen waren und daß, wenn auch noch große Laster die Sittlichkeit im Volke unterdrückten und das Gold der Neureichen oft die Stelle des Talents und der Bildung ersetzen mußte, die Frauen doch in der Schule des Unglücks und der Entbehrung Vieles gewonnen hatten. Die häuslichen Sitten waren natürlicher geworden, man fand es nicht mehr gemein, wenn der Mann von seiner Frau ma femme sagte, wenn die Kinder ihre Eltern duzten, wenn die Mutter mit den Töchtern in inniger Vertraulichkeit bei einander lebte, wenn junge Mädchen sich in gemischter Gesellschaft nur bei ihren Taufnamen nannten, statt sich mit Mademoiselle oder dem Namen ihrer Eltern anzureden, oder von jungen Männern sagten, il lui fait la cour, statt il en est amoureux, oder, was noch für weit ärgerlicher galt, il est occupé d'elle. Man erröthete nicht mehr sich in der Ehe zu kennen, sich zu lieben, und die Herzen, welche im Familienverein nun freier schlugen, konnten sich wol gar Glück zu den Unglücksfällen wünschen, denen sie diese Freiheit verdankten. Hätten sich, urtheilt die Gräfin Rémusat*) eben so verständig als billig, ernstes Nachdenken, religiöse Grundsätze, eine öffentliche Meinung, die sich aber leider da nicht bildet, wo alle Institutionen des Staats schwankend sind, mit dieser rührenden Veränderung der Gefühle vereinigen können, so wäre das Schicksal der Frauen ihren Pflichten und Rechten gemäß bestimmt worden. Wo aber den Männern die eigne Zukunft unklar war und Leidenschaften und Systemsucht sich der öffentlichen Angelegenheiten bemächtigt

*) A. a. O. 95 f. Die weiter unten angeführte Stelle findet sich auf S. 99.

hatten, wo der Stärkere zu keinem Entſchluſſe kommen konnte — wie hätten es da die franzöſiſchen Frauen wiſſen ſollen? Sie waren allerdings nicht mehr die Franzöſinnen einer frühern Zeit, das Unglück oder der Anblick des Unglücks hatte ihre Empfindung belebt, ihre Einbildungskraft erhöht, ſie waren, wenn nicht vernünftiger, doch ernſthafter geworden, die Gewohnheit, zu entbehren, hatte ſie gelehrt Troſt und Genuß in ihrem Innern zu ſuchen, und das Bedürfniß, zu empfinden (le besoin de l'émotion), hatte das, ſich zu kurzweilen (amusement), erſetzt, die Neigung, wenn auch nicht die Tugend, hatte ſie gelehrt Opfer zu bringen. War ihr Leben auch noch nicht nach den Grundſätzen der ſtrengſten Sittlichkeit geordnet, ſo war es doch folgerichtiger geworden: man glaubte einen Fehltritt durch eine Leidenſchaft entſchuldigen zu müſſen, und das bewies zum wenigſten, daß man ſich bewußt war einen Fehler begangen zu haben, und daß man aufgehört hatte in der Beſtimmung des Weibes etwas mehr als eine bloße partie de plaisir zu ſehen.

Einen weſentlichen Beleg zu dieſer Veränderung des weiblichen Charakters in der Revolution finden wir endlich in den vielen Romanen dieſer Zeit, die von Frauen verfaßt worden ſind. Die franzöſiſche Literatur war auf dieſem Felde in früherer Zeit beſonders durch die Romane der Frauen von Lafayette, von Riccoboni und Grafigny angebaut worden, von denen namentlich die Princesse de Clèves der Erſtern faſt eine literariſche Revolution hervorgebracht hat, ſo wahr und natürlich waren die Schilderungen, ſo lebendig die Leidenſchaften, ſo geſchickt die Verbindung von Dichtung und Wahrheit. Näher der Revolution und in die Zeit derſelben gehören die Romane der

Frau von Genlis. Eine lebhafte Einbildungskraft der Verfasserin, eine unermüdliche geistige Geschäftigkeit und Harmonie des Ausdrucks, vielseitige Weltkenntniß, in der Vortragsweise etwas kindlich Gefälliges, wodurch ihre Bücher den jungen Mädchen so wohl gefielen, ein gut Theil Frivolität unter fromm ehrbarem Anschein auf das Glücklichste versteckt, und einiger Anstrich von Gelehrsamkeit, sind die hervorstechenden Eigenschaften dieser unzähligen Romane. Die Romane aus der Periode, von welcher wir sprechen, tragen einen ganz andern Charakter. In einem Zeitpunkte, der an alten Ueberlieferungen, an Enthusiasmus, an Ehrfurcht für das Vergangene leer war und ohne Glauben für das Neue, in einer solchen Uebergangsperiode finden die Gemüther mehr Sicherheit und Schutz in einer idealen als in der wirklichen Welt. Und so hat Frau von Stael mit Meisterhand einen Theil jener Periode, wo die Republik und die Monarchie zum letzten, entscheidenden Kampfe gegen einander standen, in ihrer Delphine behandelt, die man zu leicht beurtheilt, wenn man in ihr blos einen gewöhnlichen Roman sieht. Es ist die Geschichte oder richtiger der Roman ihrer Jugendzeit, aber geschrieben unter den Einflüssen einer Zeit, wo erschütternde Lagen im wirklichen Leben ähnliche im Gebiete der Dichtkunst hervorgerufen hatten und wo der Zusammensturz des gesellschaftlichen Gebäudes auch die Einbildungskraft der Schriftsteller überspannt hatte. Die Form eines Romans in Briefen bot allen den Meinungen, die Frau von Stael später entwickelt und ausführlich vorgetragen hat, über die Ehe, die Religion, die Freundschaft, die Politik, die öffentliche Meinung, kurz über Alles, was das Interesse der neu sich bildenden Gesellschaft in An-

ſpruch nahm, eine paſſende Stelle und gab zugleich ihrer feurigen, gefühlvollen Seele Gelegenheit, ſich ganz zu ergießen. So entſtand die Schilderung einer glänzend begabten, aber unglücklichen Frau, die von ihren Neigungen beherrſcht, von ihrem unabhängigen Geiſte gemisleitet, von heftigen Leidenſchaften bewegt in den Kampf tritt und trotz angeborner Tugenden und liebenswürdiger Eigenſchaften als ein Opfer dieſer ſchrankenlos waltenden Gefühle fällt, da ſie ſich gegen die Meinung und die herrſchenden Sitten unbedachtſam aufgelehnt hat. In der Strenge, mit welcher Frau von Stael hier gegen ihr eignes Geſchlecht verfährt, iſt zugleich den Völkern die Lehre gegeben, daß ſie, weniger ſchwach als einzelne Frauen, mächtigen Vorurtheilen gegenüber nur dann ſiegen werden, wenn ſie dieſelben durch ein feſtes Princip zu erſetzen wiſſen. Alles dies iſt mit einer funkelnden Beredtſamkeit und in einer Sprache voll Anmuth, Kraft und Leben vorgetragen worden; auch in dieſer Hinſicht zeigt ſich der entſchiedenſte Gegenſatz mit der regelmäßigen Zierlichkeit der Frau von Lafayette, dem glänzenden Schmucke der Frau von Riccoboni und den kunſtvoll gefeilten Perioden der Frau von Genlis.

Mitten in dieſem Gefühlsſturme, der mehr oder weniger der Charakter aller Frauenromane dieſer Periode iſt, erhebt ſich aber auch ein keimendes Moralgefühl, und der religiöſe Sinn, der in vornehmen und geringen Familien ſich allmälig wieder Eingang verſchaffte, übte ſeine Gewalt auch auf einzelne Erzeugniſſe in der ſchriftſtelleriſchen Welt. Eine wohlthuende Wärme und Innigkeit ſpricht uns aus den Romanen der Madame Cottin an. Auch ſie hat menſchliche Leidenſchaften in ihrer Claire d'Albe,

Malvina, Amelie Mansfield, Mathilde und den Verbannten in Sibirien geschildert, aber sie verweilt nur bei dem, was auf edle und tugendhafte Weise anregt. Und wie sie selbst eine Frau von sanftem und reinem Charakter war (den Ertrag ihres erstgenannten Romanes bestimmte sie zur Unterstützung eines aus Frankreich verbannten Freundes), so herrschen auch in ihren Romanen frommer Sinn, Demuth und sich selbst verleugnende Ergebenheit in einem solchen Grade, daß Frau von Rémusat mit vollem Rechte behauptet hat, es empfände das Gemüth bei diesen Romanen weit mehr tugendhafte Rührung als selbst in Rousseau's Neuer Heloise. Denn Rousseau hat seiner Clara ganz die philosophische Gleichgültigkeit des Jahrhunderts gegeben, welche den Frauen so übel steht und für sie nur ein sehr geringer Schutz ist. Dieselbe Zartheit des Charakters, wie bei Madame Cottin, war auch der Person und den Schriften der Frau von Souza eigen. Ihr erster Roman Adèle de Sénanges ist ein köstliches, kleines Buch, wie man es in der alten, feinen Literatur vor der Revolution gern hatte, voll der behaglichsten Ruhe, so daß man durch Nichts an die Umstände erinnert wird, unter welchen es die Verfasserin im Jahre 1793 herausgegeben hatte, als sie verbannt in England lebte, ihr Gemahl unter der Guillotine gefallen war und sie nach dem Verluste ihres Vermögens für sich und ihren jungen Sohn der traurigsten Zukunft entgegensah. In dem Buche aber ist keine Klage, kein Vorwurf, das Herz dieser Frau ist mild, ihr Sinn freundlich geblieben, wie in den Tagen ihres Glücks. Ebenso ist in ihren übrigen Romanen, welche dieser und der folgenden Zeit angehören, überall dieselbe erquickliche Stille und Be-

haglichkeit wahrzunehmen und eine meiſterhafte Schilderung der Leidenſchaften und Gefühle des weiblichen Herzens, welche ſich nicht mit der öffentlichen Meinung in Widerſpruch ſtellen wollen, ſondern von der Empfindung und Sitte beherrſcht und gezügelt werden. —

Der für Frankreich ſo entſcheidende achtzehnte Brumaire ward es auch für die Frauenwelt. Von jetzt an galt es als Auszeichnung, in Malmaiſon und St. Cloud erſcheinen zu dürfen, an den Mittagsgeſellſchaften des erſten Conſuls Antheil zu nehmen, den militäriſchen Schauſpielen beizuwohnen und ein freundliches Wort des Gebieters zu erhaſchen, deſſen rauher Tadel mehr als einmal Thränen aus ſchönen Augen lockte. In den Salons machte ſich die ſoldatiſche Freiheit bemerklich, der republikaniſche Siegerſtolz und die aufgeblaſene Plumpheit der Neureichen verdrängte die feine Höflichkeit und die Rückſicht auf Geburt und Stand, Geſpräche über Krieg und Schlachten traten an die Stelle einer heitern und geiſtreichen Unterhaltung und wo die Oppoſition ſich zeigte, wie in dem Salon der Frau von Stael und in den Geſellſchaften der Vorſtadt St. Germain, konnte ſie ſich nur durch beißende Spöttereien an dem Gewalthaber rächen. Der Ruhm Frankreichs verſchlang immer mehr alle Gedanken der Männer, viele Frauen dachten ebenſo, aber die, welche die Revolution zu Gattinnen und Müttern gemacht hatte, ſahen auch in den Gefahren der Kriege fortwährend ihr Theuerſtes ausgeſetzt und zitterten in der Heimat für das Leben ihrer Lieben. So machten ſich nach vierzehn Kriegsjahren endlich die unterdrückten und geängſtigten Gefühle Luft und die Klagen der Mütter und Gattinnen wurden der erſte Ruf zur Freiheit.

IV.

Die Entwicklung der modernen Kunst aus der antiken bis zur Epoche der Renaissance.

Von

Eduard Kolloff.

Die vorherrschende Neigung unserer Zeit, Alles zu generalisiren, die unselige Manie, Alles mit sentenziös hingeworfenen Machtsprüchen zu entscheiden, die heillose Wuth, Alles auf die Spitze zu treiben, hat in der neuern Kunstgeschichte die einseitigsten, unhaltbarsten Ansichten aufgebracht. Jedermann gesteht ein, daß es auf dem Gebiete der Kunsthistorie nur sehr wenige Punkte gibt, worüber nicht Grenzstreitigkeiten erhoben werden können, und so oft dieselben ausbrechen, wirft Jeder seinem Gegner vor, er schlage nur das an, was in seine Theorie und in sein System passe. Dieses ausschließliche, absolute Verfahren hat sein Gutes und Schlechtes: es bildet tüchtige Künstler, aber verderbliche Kunstkritiker und Kunsthistoriker. Mit Ausnahme weniger Universalgenies, waren alle bedeutenden Künstler der Vorzeit Menschen von ebenso beschränkten als energischen Anlagen, und von ebenso starrköpfigen als engherzigen Grundsätzen: gerade in ihrer engen Beschränkung und einseitigen Richtung haben sie es weit gebracht. Durch Geist, Zauber, Fertigkeit und Bravour der Ausführung erhoben sich Salvator Rosa und so viele andere magere Zeichner und zweideutige Coloristen zum Range von Meistern; durch Fülle, Klarheit, Dauer-

haftigkeit und Kühnheit des Effects stellten sich Guerchino, Caravaggio, Spada, Valentin, lauter Zeichner ohne Correctheit oder Würde, und Coloristen ohne Anmuth oder von geringer Feinheit, den berühmten Malern zur Seite; die Beschaffenheit und unaussprechliche Helle des Farbentons und Farbenauftrags an sich machten den Claude Lorrain groß und einzig in seiner Art, welcher doch in seiner Anordnung sehr ungeschickt, in seiner Ausführung sehr schwerfällig und überhaupt ein unbedeutendes Künstlerlumen war, ja vielleicht nur eine einzige Fähigkeit besaß, allein damit den hartnäckigsten Wettkampf mit der Natur einging und sie in ihren schönsten, reizendsten Ansichten glücklich überwand.

Alle diese Künstler sind unstreitig blind ihrem Instinkte gefolgt: Religion, Moral, Dichtkunst, Aesthetik ꝛc. waren für sie nur vorhanden, um ihren unbeugsamen, unduldsamen Willen und Geschmack daran auszulassen. Ein Kritiker oder Kunstgeschichtschreiber, der ihr Beispiel nachahmt, geräth unfehlbar auf Abwege. Es ist ein großer Unterschied, ob man Zeit und Mühe auf ein Werk wendet, welches Seele, Geist und Charakter Dessen abspiegeln soll, der sich als Vater dazu bekennt, oder ob man bloß die Werke Anderer kritisirt und ihren Geschmack und ihre Motive abschätzt; und es ist leicht einzusehen, warum die Methode, welche in dem einen Falle glückt, in dem andern verunglückt. Das Werk des Künstlers ist etwas Positives, Selbständiges, Dauerndes; die Arbeit des Historikers und Kritikers dagegen etwas rein Negatives, Abhängiges, Vorübergehendes, und zwar um so schneller Vorübergehendes, je mehr die Pflicht und die Verbindlichkeit der Kritik hintangesetzt wird. Die Kritik

hat die Pflicht, Alles anzunehmen, keinem eignen Geschmack zu huldigen, jedes Werk aus dem zu beurtheilen, was es darstellt und sein will, und auf diesem Fuße nachher strenge mit ihm abzurechnen. Sie ist ferner verbunden, die Einheit der Kunst gründlich zu kennen und fortwährend zu achten: wer aber die Einheit der Kunst kennt, weiß zunächst, daß kein Künstler und keine Schule je völlig darüber Herr geworden ist und daß noch keine Epoche, keine Form und keine Idee sich dieselbe hat ganz zu eigen machen können. Selbst unter den Künstlern eines Zeitabschnitts, bei denen die Familienähnlichkeit unverkennbar ist, bemerkt man die widersprechendsten, unähnlichsten Talente, Bestrebungen, Grundsätze und Leistungen. Vom abstrakten Standpunkte aus betrachtet, findet und befolgt jeder wahre Künstler, indem er seinem natürlichen Hange nachgeht, nothwendig irgend eine Kunsttendenz: und wer möchte behaupten, daß die Kunstwelt nicht Raum genug habe, um alle sich begegnenden lebendigen individuellen Kräfte unterzubringen und zu befruchten?

Wir Deutsche, bei denen jedes Ding unter der Sonne in die Zwangstiefeln der Terminologien eingeschnürt und auf das prokrustische Folterbett der Systeme gelegt wird, haben unter vielen andern Entdeckungen auch die Aesthetik und die Theorie der schönen Künste erfunden. Die Franzosen sind daher in dieser Beziehung billig unsere Vasallen geworden und haben uns ihren Tribut redlich abgetragen. Deutschland hat in ästhetischer Hinsicht auf Frankreich stärker influenzirt, als man vielleicht glaubt. Die Kunstkritik wechselte auf dem linken Rheinufer ebenso oft als auf dem rechten: denn die ausschließlichen, absoluten Systeme, welche das gemeinsame Band zerreißen,

das die Künstler aller Zeiten und Länder umschlingt, haben das Eigenthümliche, daß sie sich auf dem Felde der Aesthetik nicht lange halten und keine Wurzeln fassen können: der Menschengeist läßt einmal keinen Erbpachtcontract mit sich abschließen, welch hoher Werth auch zum Unterpfande angeboten werden mag. Was ist z. B. aus den Dogmen des großen Winkelmann geworden, welcher im vorigen Jahrhunderte als ein neuer Prophet oder wenigstens als ein kühner Reformator der Kunst auftrat? Nach Verlauf weniger Jahre sind seine Apostel ausgestorben, seine Scholiasten verschwunden und seine Conzile in ganz Europa auseinandergestoben. Wir sind nicht so tollkühn, behaupten zu wollen, Winkelmann habe Unrecht gethan, sich von den Saturnalien und Ausschweifungen der letzten Schüler der Coypel und Vanloo, des Pietro da Cortona und des Ritters Bernini mit Abscheu wegzuwenden und mit Inbrunst vor dem verstümmelten Piedestal der antiken Kunst auf die Knie zu werfen; aber wir glauben uns nicht gegen das Andenken des großen Forschers zu versündigen, wenn wir seine Einseitigkeit bedauern, welche das Gute verdarb, was man von seinem Anstoß erwarten konnte: man wird uns hoffentlich nicht der Vermessenheit und des Undanks zeihen, wenn wir fragen, was so viele prunkhafte, lange Reden über ideale Schönheit, so viele metaphysische Abhandlungen über die Bedeutung und Form der Antike, so viele trügerische Vergleiche, so viele absolute Bannflüche und angeblich für die Ewigkeit festgestellte Kunstregeln gefruchtet haben?

Der Enthusiasmus Winkelmann's für das classische Alterthum verdrehte den Künstlern die Köpfe, und es konnte nicht ausbleiben, daß ihr in blassem, bedeutungs-

lesem antikischen Nachkopiren vergeudetes Künstlervermögen bald auf die Neige ging und die Auszehrung bekam, so reich sie auch ausgestattet sein mochten. Winkelmann befreite die Künstler seiner Zeit von den launenhaften, schmählichen Anfoderungen und mattherzigen, elenden Vorschriften eines in Verwesung übergehenden Geschmacks; aber er bürdete ihnen wiederum ein neues Joch auf. Jede Kunsttradition wurde über den Haufen gestoßen und alles selbständige Urtheil verrammelt; man erwartete die Wiedergeburt der Dinge nur von der Rückkehr zu den Grundprincipien, welche vor 3000 Jahren die Künstler von Athen, Sicyon und Aegina befolgt hatten, und zerstörte nach und nach die Identität der Kunst, welche in ihren Instinkten ewig ist und blos in ihren Formen wechselt. Raphael wurde mit den Caraccis, Bramante mit dem Ritter Bernini, Michel Angelo mit Algarde beseitigt. Die Kunstgebilde der thatenreichsten, vertrauenvollsten Jahrhunderte wurden ebenso schnöde abgefertigt, als die Bastardwerke der thatenlosen und frivolen Zopfzeit: die gesammte Kunstthätigkeit, welche sich unter dem kräftigen Impuls der christlichen Bildung entwickelt, die lange und schwere Ausgeburt des Mittelalters, blieb unbeachtet liegen, woraus natürlich sonderbare Vorurtheile entstanden. So sagte man z. B. weil die Kunst im zwölften oder dreizehnten Jahrhunderte wieder erfunden worden ist, so hat nothwendig geraume Zeit vergehen müssen, bis sie sich so weit heraufgebildet, daß es der Mühe lohnte, sie in Anschlag zu bringen. Was brauchte man das Lallen ihrer Kindheit zu belauschen und das betrübende Schauspiel ihrer kindischen Hülflosigkeit näher anzusehen? Es war genug, daß man ihr gelegentlich später einige Aufmerksam-

keit ſchenkte, als ſie den Fallhut und die Windeln abgeworfen und Zeichen von Mannbarkeit gegeben hatte: denn, jenem Syſtem zufolge, ſchien die moderne Kunſt in ihrer höchſten Blüte, zur Zeit Raphael's, Bramante's und Michel Angelo's, eine Baſtardabkunft und nur deshalb einigen Werth zu haben, weil jene Meiſter aus eignem Antrieb zur antiken Kunſt zurückgekehrt waren, deren Denkmäler ſich plötzlich, man weiß nicht wie und von wem, reſtaurirt vorfanden. Dieſe reſtaurirten Bruchſtücke ſollten fortan alle Geiſter beſchäftigen und Alles aufklären: man ſolle die Namen der großen Künſtler des ſechzehnten Jahrhunderts allerdings dem Gedächtniß einprägen, weil ſie der Antike eine hohe Achtung bewieſen hätten; im Uebrigen aber müſſe man ihnen jede Auctorität, jeden Einfluß abſtreiten: es reiche hin, unmittelbar aus der kaſtaliſchen Quelle zu ſchöpfen, wo ihr Hauptverdienſt hergeholt ſei.

Das kritiſch-äſthetiſche Gebäude, welches der kaltblütige Schwärmer aus der Altmark mühſam zuſammenconſtruirt hatte, ſchien für die Ewigkeit geſchaffen; doch bald fiel hier und dort ein Stück davon ab, das Gezimmer wich aus dem Gefüge; ja, ſelbſt am unerſchütterlich geprieſenen Fundament gab hier und da ein Pfeiler nach, und endlich fiel das Ganze krachend in einander und begrub mehr als einen talentvollen Künſtler in ſeinem Sturz, deſſen Werke die Nachwelt verkennen wird; denn die Nachwelt iſt ſtrenge gegen alle Diejenigen, welche verkehrte Wege einſchlagen.

Aus den Trümmern des Winkelmannſchen Baus ſtieg ſofort ein neues, nicht weniger ausſchließliches Kunſtſyſtem auf, wozu A. W. v. Schlegel, Tieck und Andre in ihren kritiſchen Schriften den erſten Grundſtein legten.

In dieser neuen ästhetischen Schule ward durch einen allerdings sehr sinnreichen, in mancher Hinsicht treffenden, aber darum doch nicht allgemein haltbaren Ausspruch der charakteristische Unterschied der antiken und modernen (romantischen) Kunst dahin beschieden: es spreche sich erstere aus als geläuterte, veredelte Sinnlichkeit, als Poesie der Freude und des Besitzes, sich stützend auf die Gegenwart; — letztere hingegen als Schwermuth und Sehnsucht, als ein stetes Wiegen zwischen Erinnerung und Ahnung, Glauben und Hoffnung. Aber die geistreichsten Behauptungen verlieren ihren Werth und führen zu fatalen Extremen, wenn sie zu allgemeinen Sätzen, zu Grundprinzipien erhoben werden und doch nicht von der Art sind, sich bei näherer Würdigung auf ihrem ertrotzten hohen Standpunkte erhalten zu können. Gegen die allgemeine Gültigkeit des oben angeführten Ausspruches läßt sich unstreitig Vieles einwenden. Leuchtet nicht in der griechischen Kunst an den sinnlich schönsten Gestalten der jugendlichen Heroen, selbst am Apollo, ein trüber Anstrich von Schwermuth hervor? Ist die tiefe, geheimniß- und ahnungsvolle Wehmuth des Oedipus in Kolonos etwa der Ausdruck einer veredelten Sinnlichkeit? Bieten uns Correggio, Tizian und Murillo und andere christliche Maler nicht das schrankenloseste Entzücken, den jauchzendsten Jubel der Seele dar? u. s. w.

Um consequent zu bleiben und sich nicht in endlose Widersprüche zu verwickeln, mußten die Anhänger der neuen Schule, wie die Winkelmannianer, einen Theil der Kunstgeschichte vermauern. Sie schlossen nämlich so: wenn die Kunst im dreizehnten Jahrhunderte wieder erfunden worden ist, so hat unzweifelhaft eine höhere, übernatürliche

Ursache ihren Ursprung bewirkt; die göttliche Gnade hat sie wiedererweckt und gleich bei ihrer Geburt groß und einzig gemacht; denn Form, Idee und Wesenheit sind ihr offenbart worden. Eine so gnädige und wunderbare Offenbarung bedingt nothwendig Stillstand oder Fall. Die Kunst biß leider in den Apfel und wurde aus dem Paradiese gejagt, weil sie ihrem Urglauben, ihrer Urform die Treue brach, fremde Götter anbetete und in heidnischem Götzendienste den Keim der Vernichtung einsog. Die im dreizehnten Jahrhunderte geoffenbarte Kunst, voll himmlischer Schönheit, Anmuth, Milde, Unschuld, Kraft und Vollendung, war im sechzehnten Jahrhunderte schon nichts mehr, als ein widerlicher Leichnam, aus dem die Seele entflohen. Die Schuld liegt an Leonardo da Vinci, Bramante, Raphael, Michel Angelo, Correggio, Giorgione, Andrea del Sarto, Tizian u. s. w., welche den Realismus, Naturalismus, Materialismus, kurz die Abgötterei mit Form und Farbe eingeschwärzt und allen unsauberen Reminiscenzen der antiken Kunst Thür und Thor geöffnet haben, wogegen Gott die Barbaren und alle seine Geißeln ausgeschickt hatte. Denn daß die Kunstwerke jener und aller nachfolgenden Zeiten größtentheils ohne geistige Schönheit, ohne inneres göttliches Leben und ohne höhere, ideale Wahrheit sind, rührt daher, weil die christliche Erkenntniß und das göttliche Leben, der kindliche Glaube, die heitere Zuversicht, die innige Liebe, die innere Anschauung, die himmlische Erleuchtung und andächtige Begeisterung in Denen ausgestorben sind, welche sich für die Priester der Kunst ausgeben. Wer also Lust und Beruf in sich verspürt, die Kunst aus ihrem Verfalle zu erheben, der neige sein Haupt demüthig zur Erde und

bestreue es mit Asche: Denen, welche beten und sich kasteien, wird der Kunsthimmel des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts aufgethan. Hallelujah!

Dieses einseitige und absprechende System, welches, wie das vorige, von Deutschland ausgegangen, hat sich erst seit wenigen Jahren in Frankreich Bahn gebrochen, und schon ist ihm ein großer Theil der jüngeren französischen Künstler servil und fanatisch zugethan. In Kurzem wird sich ausweisen, wohin es führt; denn die gewöhnliche Dauer eines Menschenlebens reicht hin, solche Revolutionen entstehen und vergehen zu sehen. Das Winkelmann'sche System, obschon mit der größten Begeisterung unternommen, mit dem rastlosesten Eifer fortgesetzt, von den berühmtesten Federn gepriesen und von den imponirendsten Zeitereignissen begünstigt, hat nicht lange Stand gehalten. Als man sich in den Umarmungen der antiken Venus matt und müde gemacht hatte, bat man die von Winkelmann so arg verspottete Muse des Mittelalters um Hülfe und Vergebung. Es scheint, als wenn die Künstler zu stolz wären, um jemals einzuwilligen, ihrem Jahrhunderte anzugehören und auf die Ideen ihrer Zeit einzugehen und einzuwirken: aber was sie auch anstellen mögen, es wird ihnen nicht gelingen, sich in die schöpferischen Ekstasen des Fiesole, Gozzoli und ihrer naiven Vorgänger von Florenz, Siena und Umbrien zurückzuversetzen.

Den beiden eben angeführten Kunsttheorien liegt hauptsächlich die irrige Ansicht zum Grunde, daß die Kunst in den Verfallzeiten des römischen Reichs und der Barbarei wenig oder gar keine Lebenszeichen gegeben habe und so gut wie todt gewesen sei. In Folge dieses Machtspruchs

verſäumte man jede Forſchung über die noch vorhandenen Kunſtwerke jener Periode und verlor alle Vortheile und Belehrungen, welche für die vervollkommnete Praxis und für die Theorie und Geſchichte der Kunſt daraus erwachſen konnten. Einen langen hiſtoriſchen Zeitraum, einen beträchtlichen Theil des frühern Völkerlebens ſtieß man mit Füßen von ſich, wie wenn nichts davon des Bedauerns und Behaltens werth geweſen wäre. Aber verlohnte es ſich nicht der Mühe, die Monumente jenes Zeitraums zu befragen, welche aus der ehrwürdigen Quelle des Alterthums gefloſſen und alſo über die von der alten Welt an die moderne vererbten künſtleriſchen Traditionen Auskunft geben konnten? Waren die rohen, unförmlichen Bauwerke der erſten chriſtlichen Periode nicht treue Vermächtniſſe der Vergangenheit, worin die Nationen ihre tiefſten und höchſten Ideen ausgeſprochen, ehe ſie eigene Sprachen und die Fähigkeit hatten, ihre Gefühle und Gedanken auf andere Weiſe auszudrücken?

Der flüchtigſte Blick in die reichen antiquariſchen Werke des Boſius, Arringhi, Ciampiani, Buonarotti, Bottari und ſo vieler anderer archäologiſcher Sammler, welche die Fragmente aus jenen Zeiten mittheilen, belehrt uns, daß es nicht damit gethan iſt, die anonymen Baumeiſter, Bildhauer, Maler und Miniaturiſten des Mittelalters mit vornehmem Achſelzucken abzufertigen, wenn wir berechtigt ſein wollen, über ſie zu urtheilen. Zu dem Behuf muß man alle Zweige der Kunſt während jenes ganzen Zeitraumes ſcharf unterſuchen, welcher je nach den verſchiedenen Kunſtſyſtemen die Periode der byzantiniſchen Schule, der Verfallzeit, der Barbarei und des Mittelalters genannt wird. Auf dieſem Felde, welches ſeither nur die Auf-

merksamkeit der Neugierigen und Archäologen angezogen hat, von den Künstlern aber ganz vernachlässigt worden ist, können Forscher und Künstler ihre höhere Weihe noch ruhmvoll beurkunden. Ein solches Unternehmen erfodert langwierige Studien und langweilige Abschweifungen; es gebricht mir an Zeit und Gaben, über einen so wichtigen Gegenstand würdig zu schreiben; möge das Folgende einstweilen nur als schwache Andeutung gelten; vielleicht findet mancher doch einen befreundeten Anklang in seiner Seele zu fernerem Nachdenken. Unser Leben ist ja ein gegenseitiges Mittheilen und da wird auch das Geringe und Unvollkommne nicht verschmähet und wird in dem Mehrbegabten oft ein Zünder hellerer Gedanken. Diese Andeutungen können vielleicht Einen oder den Andern, der sich berufen fühlt und dem es nicht an Rüstzeug fehlt, bewegen, in einer ausführlicheren Darstellung und Nachweisung an verschiedene Grundwahrheiten zu erinnern, welche die moderne Kunstgeschichte lange genug übersehen oder absichtlich verkannt und entstellt hat.

Es ist, wie gesagt, ein ziemlich allgemeines Vorurtheil, daß die Kunst in jener Periode fast so gut wie nicht vorhanden war. Man liefet in sehr ernsthaften und gelehrten Büchern, daß die Künste nach der Regierung Konstantin's gänzlich verschwanden und erst im dreizehnten Jahrhunderte wieder zum Vorschein kamen. Einige moderne Schriftsteller sind rücksichtlich des Ursprungs der neuern Kunst in demselben Irrthume wie die alten Griechen, welche uns auch einbilden wollen, sie hätten ihre Künste selbst erfunden; aber das können wir ihnen nicht glauben; es ist erwiesen, daß sie Vieles vom Süden her empfangen hatten und daß die Wiege ihrer Kunst bei den

Aegyptern, Etruskern, Phöniciern, Syriern zu finden ist. Es fragt sich, ob dieser Irrthum den Griechen hat Nachtheil bringen können; wir sind durch einen zu weiten Abstand von ihnen getrennt, um diese Frage genügend zu beantworten; jedoch möchten wir es beinahe glauben, weil der Irrthum selten ganz gleichgültig ist: was das analoge Vorurtheil der Modernen betrifft, so läßt sich der schädliche Einfluß, welchen dieser Wahn ausgeübt hat, mit Händen greifen.

Bemerken wir zuvörderst, daß diese Annahme etwas ungemein Peinliches hat und dem gesunden Gefühle Ohrfeigen gibt. Die europäische Kunstfinsterniß hätte also von Konstantin bis kurz vor den ersten Mediceer, d. h. die ganze Periode hindurch gedauert, welche der Sturz des römischen Reichs, die Einfälle der Barbaren, die Ketzerstreitigkeiten, die Feudalkriege und die Kämpfe der deutschen Kaiser mit den römischen Päpsten ausfüllen: ein Zeitraum von mehr als tausend Jahren, wo wir in dem damals an der Spitze der Bildung stehenden Italien eine so überreiche Fülle von großen Begebenheiten, großen Männern und großen Dingen auftauchen sehen, daß seine Geschichte ein unentwirrbarer Knäuel geworden ist und das stärkste Gedächtniß in Verlegenheit bringt, wenn es alle Berühmtheiten dieses Landes und Volkes hernennen soll, da jedes Dorf und jede Familie historische Namen aufzuweisen hat. Wäre es denkbar, die Kunst sei bei dieser lebenskräftigen Nation so weit heruntergekommen, daß sie keine Spur mehr zurückgelassen und ganz von neuem hätte wieder erfunden werden müssen? Inmitten dieser rastlosen Strebsamkeit und Thätigkeit ist auch die Kunst lebendig geblieben; sie hat, wie die ganze neuere Bildung, ihre

guten und schlimmen Tage gehabt und Manches verloren, aber auch Manches gewonnen. Die europäische Bildung ist nie unterbrochen, sondern nur umgestaltet worden, und die Kunst hat ihr Schicksal getheilt; denn die Kunst ist die Begleiterin der Menschheit und dem allgemeinen Culturgesetze unterworfen: sie hofft und leidet, sie schlummert und erwacht mit ihr, aber sie ist auch ebenso unvergänglich als die Menschheit. Wäre die Kunst sterblich gewesen, so würden wir ihre Wiederauferstehung nicht erlebt haben, und hätte die Menschheit sie so lange entbehren können, würde wenig daran gelegen haben, wenn sie ganz ausgestorben wäre. Allein es gibt Beweise in Menge, daß die Kunst damals am Leben war, und nicht blos in Italien und Griechenland, sondern auch in dem übrigen Europa von Norden nach Süden, und im Orient, in Persien, Indien, China u. s. w., wo sie, wie die ganze Bildung jener Länder, sich in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten hat: ein augenscheinlicher und neuer Beweis, daß zwischen der Kunst und dem gesellschaftlichen Zustande ein solidarisches Verhältniß besteht.

Mancherlei Ursachen und Begebenheiten haben allerdings auf den Glauben bringen können, daß die Kunst in jenen Zeiten mit allen ihren Resultaten und Mitteln verloren gegangen; allein diese Ursachen und Begebenheiten sind nicht genau geprüft und in ihren Folgen übertrieben worden. Man beruft sich besonders auf vier Hauptfacta:

1) Die Excesse der römischen Kaiser;

2) die heftigen Ausfälle der ersten Kirchenväter auf die Kunst;

3) die Zerstörungen der Bilderstürmer; und

4) die Verheerungen der Barbaren.

Diese Thatsachen sind allerdings mehr als genug, um die Einbildungskraft zu erschrecken und den Kopf mit Ideen von Ruinen, Trümmern und Katastrophen aller Art anzufüllen; jedoch ist deswegen noch kein hinreichender Grund vorhanden, daß die Kunst unter den Nationen vertilgt worden.

In Bezug auf den ersten Punkt geben wir zu, daß die römischen Kaiser arge Kunstexcesse begangen und den verderblichsten Einfluß auf die Kunst geübt haben, welche übrigens bei den Römern schon in ihrem Entstehen gefälscht worden war. Es erklärt sich dieses aus ihrer Geschichte. Räubergesindel hatte die Stadt gegründet; um gezügelt zu werden, bedurfte es strenger Gesetze, strenger Götter und strenger Sitten. Nothwendigkeit und Instinkt machten die Römer zu einem furchtbaren Soldatenvolk, das in acht Jahrhunderten einen großen Theil der bekannten Welt unterjochte. Die ersten sechs Jahrhunderte hatte es nicht Zeit, sich des Schönen und Guten daheim im Stillen zu freuen, und ward mit seinen gewaltigen Begierden immer nach Außen gerissen. So erwuchs ein rauhes Geschlecht, das den Genuß verachtete, weil es nicht mit Schönheit genießen konnte, oder wenn sie einmal ein Uebriges thaten, so waren sie ganz wie rohe Soldaten, die ihre Schlacht geschlagen haben und nun im wildesten Genuß für die Kürze desselben Entschädigung suchen. Als die Griechen ihre Sprache, ihre frohen und leichten Sitten, ihre Kunst und ihren Luxus mit allen seinen Lastern nach Latium verpflanzten, wurden die dornigen Waldbäume an zu vielen Stellen geimpft, der wilde Saft floß zu schnell aus und die Impflinge konnten nicht einfassen. Ihre Verfeinerung ward übereilt und nie mehr kam ihnen

das gehaltene Maß in der Beweglichkeit und das unbewußte Spielen mit der Freude. Sie lebten und genossen als Sünder mit gräßlicher Wuth, als ihres Staates Herrlichkeit zerfiel. Daß ihre tändelnden Poesien fast alle unzüchtig, ihre verfeinertsten Genüsse fast alle halbbarbarisch, ihre größten Gelehrten und Künstler fast alle freigelassene Sklaven und Kriegsgefangene sind, ist der beste Beweis für das Ebengesagte. Am allermeisten aber sprechen dafür die letzten Zeiten ihrer Geschichte. Die Belagerung Korinths, wo der dickköpfige Mummius die Unrohheit und Barbarei seines Volkes repräsentirt hatte, ist kaum vorüber; das Rauben und Stehlen der Proconsuln steht noch in frischem Andenken; die Wunden Griechenlands bluten noch und die Fruchtbarkeit des griechischen Genius ist noch nicht vertrocknet, als die Römer, die Herren der Erde, bereits blasirt sind und sich in unersättlichem Heißhunger und endlosen Capricen erschöpfen. Sie wollen immer und ewig etwas Neues, und das Neue für sie ist eine stets größere Pracht, ein immer zügelloserer Luxus. Der alte ehrwürdige Vitruv macht ihnen bereits im Augusteischen Zeitalter strenge Vorwürfe und prophezeit die letzten Folgen dieser Excesse in Kunst- und Geschmackssachen. Unter Tiberius und August beklagt sich das römische Volk über die unanständige Knauserei des Augustus, welcher doch bei seinem Tode voll süßer Selbstbewunderung geäußert hatte: „Ich habe eine Stadt von Lehm vorgefunden, und ich habe ihnen eine von Marmor aufgebaut.“ Nero steckt dieses verschönerte Rom an allen vier Ecken in Brand, weil es ihn nicht mehr freut, sondern langweilt, weil er es schon lange so kennt und gern eine neue Stadt bauen möchte; er verschont nicht einmal die golde-

nen Statuen, welche ihn als Gott darstellten und die 120 Fuß hohe Leinwand, worauf er als göttlicher Harfenspieler abgebildet war. Das ganze Prunken und Prahlen mit Macht und Reichthum von August bis Konstantin, wobei man von Excessen zu Excessen, von Wundern zu Wundern übersprang, war im Grunde nichts als eine fortwährende Orgie. Für die Kunst hatte diese unnatürliche Gier nach Verwunderung, Verschwendung, Ausschweifung, Reichthum und materiellem Kitzel die unvermeidliche Folge, daß Aspect, Ordnung, Schicklichkeit, Schönheit und Regelmäßigkeit sich immer mehr verschlechterten. Aber man würde doch zu weit gehen, wenn man sagen wollte, die Römer hätten bei ihrem bis zur Raserei gesteigerten Kunsttreiben jedes vernünftige Ebenmaß und jede sinnreiche Erfindung verloren. Die Ideen des Schönen, Schicklichen und Regelmäßigen hängen zu innig mit der menschlichen Natur zusammen, als daß man sie ganz herausreißen könnte. Die aus jener Zeit übrig gebliebenen Monumente und Ruinen dienen als Beweise. Die Trümmer von Spalatro, worunter man noch ganz gut erhaltene Theile eines der letzten großen Bauwerke der Römer, des Diokletian'schen Palastes, findet, sind sprechende Zeugen, daß die Kunst, trotz des ausgeartetsten Geschmacks, dennoch eine gewisse Schönheit und Würde hatte. Wir verweisen ferner auf die köstliche Basilika der heil. Agnes (extra muros) in Rom, welche unter Konstantin und allem Anscheine nach von einem frommen Schüler des schönen Alterthums zur Zeit des Augustus und Vitruv gebaut wurde. Gehen wir noch tiefer hinab, in die Zeiten nach Konstantin, so finden wir in Konstantinopel die unglückliche Sophienkirche, welche fünfmal von oben bis

unten zerstört und am Ende eine Moschee geworden ist. Zwei Architekten und Bildhauer aus den alten griechischen Schulen von Thralles und Milet, während der Regierung Justinian's, sind die Urheber dieses bewundernswürdigen Baus, welcher, trotz seiner unleugbaren Mängel, den großen Meistern der späteren Jahrhunderte zum Vorbild gedient hat, namentlich bei der Markuskirche in Venedig und bei der Peterskirche in Rom.

Was den zweiten Punkt, die heftigen Reden der Kirchenväter gegen die Kunst anlangt, so wollen wir denselben keineswegs verheimlichen, sondern vielmehr recht ins Licht stellen, da wir mancherlei Schlüsse daraus herzuleiten gedenken.

Man frage sich einmal, was die Stifter des Christenthums, welche kaum den Verfolgungen des Diokletian, Maximin und Galerius entronnen waren, von der Kunst und ihren Vortheilen, Lehren und Einflüssen halten mußten und was sie davon erwarten konnten, als Konstantin die neue Religion mit seinem Kaisermantel zu bedecken geruhete. Die Kunst erschien den strengen, unbeugsamen Veteranen der streitenden Kirche nothwendig für die heidnische Sittenverderbniß und Gottlosigkeit verantwortlich, welche sie ausrotten wollten und wogegen das Blut Christi und so vieler Märtyrer unausgesetzt protestirt hatte. Ihr erster Ausspruch war demnach ein Bannfluch gegen die Architektur, Bildhauerei und Malerei, welche im Alterthum den Aberglauben auf eine so handgreifliche Weise befördert, allen Privat- und öffentlichen Lüsten geschmeichelt, in Hellas eine Phryne und Lais als Ideale vergöttert und in Rom alle Laster und Schwächen der Fürsten apotheosirt hatten.

Aber das über die Kunst verhängte Verdammungsurtheil hatte wenig auf sich, wenn man nicht die Völker und Fürsten dem Kunstgenuß abspenstig machte, worin sie so lange geschwelgt hatten; und das war keine geringe Aufgabe. Das Gefühl für Kunst und die Vergötterung der Form waren im Ganzen vielleicht die zähesten Ueberbleibsel des Heidenthums. Der strenge, schmucklose, christliche Cultus und die Entsagungstheorien, welche die Anachoreten zu predigen und zu prakticiren anfingen, eigneten sich wenig dazu, die alten und neuen Völker dem christlichen Glauben zu gewinnen, da die einen ohne allen sittlichen Halt und die anderen nach den errungenen Freuden der Civilisation lüstern waren. Der Verschönerungssinn und Bilderdienst, welchen die spiritualistische Lehre Christi von vorn herein verwerfen mußte, hatte sich bereits in die düsteren, unheimlichen Grabgewölbe eingeschlichen, wo sie das erste Obdach gefunden. Die christliche Politik wurde eher in der Welt mächtig, als die christliche Moral. Die Scheu und Ehrfurcht, welche die Diener der Kirche ihrem ersten Beschützer Konstantin dem Großen fortwährend einzuflößen wußten, legt lautes Zeugniß davon ab. Die Welt war einmal noch heidnisch gesinnt und die Kirche, welche gern schnell zur Herrschaft gelangen wollte, ließ in vielen Stücken mit sich handeln. Von allen möglichen Seiten und aus allen möglichen Gründen strömten ihr Anhänger zu: die einen von Glauben und Ueberzeugung, die anderen von Neuerungssucht und Widerspruchsgeist, diese von wirklicher Begeisterung, jene von schlauer Berechnung getrieben: man unterzog sich den christlichen Dogmen mit kindlich frommem Gemüth, allein man commentirte sie auch mit gelehrten Spitzfindigkeiten. Die um-

sichtige, geduldige Kirche wollte nichts Unmögliches erreichen und ließ, wo es nur immer anging, die erbitternden, Gefahr drohenden Controversen in Ungewißheit schweben. Sie erlaubte den strengen Andächtlern gegen Luxus, Bilderskandal u. s. w. zu eifern, und gestattete den glaubigen Heidenchristen, sich am Kunstgenuß zu laben. Die Kirche konnte nicht gut anders handeln. Man bedenke nur einmal, was ihr Schirmherr Konstantin war, welchen wir für den merkwürdigsten Repräsentanten der marchischen Kunst- und Ideen-Verwirrung jener Zeit halten.

Konstantin der Große ist in gewisser Beziehung ein viel absoluterer Typus des heidnischen Charakters, als jeder seiner Vorgänger. Seine Sitten und Handlungen, seine Welt- und Menschenverachtung, seine grasse materielle Gesinnung stempeln ihn zu einem echten Heiden. Kaum hat er den Maxentius besiegt, so erlaubt er den afrikanischen Städten, den Fürsten des flavischen Hauses, von welchem er abstammt, Tempel zu weihen und befiehlt oder, was auf eins hinauskommt, bewilligt dem Senat, ihm göttliche Ehre zu erweisen und seine Göttlichkeit auf Münzen zu verewigen. Er ist ein größerer Wüstling als Heliogabal und Caracalla; er übertrifft den Hadrian und Diokletian in Prachtliebe und Verschwendung; er plündert Rom, wie Rom einst Griechenland geplündert, um sich eine neue Stadt von Marmor, Porphyr, Granit, Jaspis, Gold und Bronze zu bauen; er erscheint nie öffentlich ohne sein langes, mit Gold und Seide durchwirktes Schleppkleid, ohne sein kostbares Diadem, ohne seine Halsketten und Armbänder, welche von Perlen und Edelsteinen knistern: er bevölkert die Sophienkirche mit 427 Statuen,

welche aus den heidnischen Tempeln Griechenlands und Asiens zusammengestohlen sind; er läßt seine Statue neben der des Heilandes und das Bild der Kaiserin Mutter Helena neben dem Bilde der heiligen Jungfrau aufstellen; er leert die Steinbrüche Phrygiens und der Insel Prokonese aus für seine vierzehn Paläste, vierzehn Tempel, acht öffentliche Bäder, für seinen Hippodrom und sein Forum, welches ringsum mit einem Säulengange umgeben war und auf jeder Seite mit einem Triumphbogen schloß, und in dessen Mitte sich sein kolossales Standbild auf einer 120 Fuß hohen Porphyrsäule erhob. Und wie Alles fertig ist, zerstört er seiner eignen Hände Werk und wird aus einem eifrigen Bildersammler ein wüthender Bilderstürmer, um bald darauf wieder ins entgegengesetzte Extrem zu fallen. So viel ich weiß, hat Konstantin der Große von allen Machthabern, Kaisern und Königen am meisten gebaut; Perikles, Alexander, August, Hadrian, Karl der Große, Julius II., Franz I., Ludwig XIV., Napoleon können sich nicht mit ihm messen; aber so viel ich weiß, hat er auch am meisten zerstört; Attila, Alarich, Odoaker, Alboin sind nicht mit ihm zu vergleichen; und in dieser doppelten Hinsicht charakterisirt Konstantin der Große vollkommen die Barbarei und Geisteszerrüttung seiner Epoche.

Unter seinen nächsten Nachfolgern änderte sich diese Lage der Dinge wenig. Die Schriftsteller, welche behaupten, die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion des römischen Reichs wäre der Kunst und dem guten Geschmack verderblich gewesen, sind in gleichem Irrthum mit denjenigen befangen, welche die Ansicht vertheidigen, jenes Ereigniß habe den Völkern im Gegentheil sofort

eine neue, bessere Kunst gebracht. Die gesetzliche Anerkennung des Christenthums hat diese absolute Folgen nicht gehabt und nicht haben können. Die Ursachen der Kunst- und Geschmacksverwilderung waren schon vorher da, und die Lage der antiken Kunst, welche allmälig in den schlaffsten, gleichgültigsten Eklektismus ausgeartet war und ohne Wahl und Qual Alles durch einander würfelte, konnte nicht leicht schlimmer werden. Konstantin handelte ganz im heidnischen Geiste und änderte durchaus nichts an der antiken Kunst, woran bereits alle seine Vorgänger ihre Launen und Verrücktheiten ausgelassen hatten und welche, wie ein Kranker, der jede Hoffnung auf Rettung verloren, Alles mit sich machen ließ. Obschon sie allerdings immer tiefer und tiefer herunterkam, so scheint doch Konstantin nicht Schuld daran zu sein.

Die christliche Religion steuerte ihrerseits nichts Festes, Bestimmtes bei, was die antike Kunst hätte heben, umbilden oder ersetzen können. Sie stieß die Kunst zurück oder duldete sie wie ein nothwendiges Uebel, wobei man die Augen zudrücken müsse. Wir wissen nicht, wo die neue Kunstoffenbarung des Christenthums in jenen Zeiten zu suchen wäre. In den Katakomben und unterirdischen Kirchen finden wir überall die heidnischen Formen, wie sie eine träge Künstlerhand den christlichen Bedürfnissen angepaßt und zugestutzt hat: das Kreuz ist auf einem antiken Sarkophag ausgehauen; das Lamm und die Taube sind an die Stelle der alten Wandgemälde getreten; und wenn die ersten christlichen Maler oder Bildhauer etwas Anderes darstellen wollen, als diese Ursymbole, so bleiben sie in Auffassung und Anordnung, im Costum und Wurf der Gewänder, in Haltung und Verzierung ganz bei der

antiken Weise. Selbst von dem Lügengewebe der alt griechischen Allegorie hat man so viel zugelassen, als di Heiligkeit des Orts und der Ernst der Umstände gestattet Christus figurirt als leierspielender Orpheus, der die wil den Thiere bezähmt und bezaubert; der gute Hirte ist al Merkur abgebildet, der unter einem Baume sitzend Flöt bläset und Schafe hütet, oder als Faun, der das verirrt wiedergefundene Schaf auf seinen Schultern in den Stal zurückbringt. Maria erscheint als römische Matrone, di Hände nach antiker Weise zum Gebet erhoben; und di Kirche wird ebenfalls als römische Matrone, in der Lin ken die heilige Schrift haltend, mit der Rechten segnend dargestellt.

Aber nicht blos in den alten Krypten und neuen Pa lästen, Bädern, Triumphbögen, Säulengängen u. s. w. unter und noch lange nach Konstantin dauert die antik Kunstweise fort, sondern auch in den neuen Kirchenbauten sind keine Spuren einer eigenthümlichen, ausschließlich christ lichen oder wenigstens offenbar umgeschmolzenen Kunst an zutreffen. Wenn die neue Religion die alten heidnischen Tempel verschmähete, so scheint die Ursache davon keine andere zu sein, als weil sie dieselben nicht gebrauchen konnte. Die heidnischen Gotteshäuser boten dem Volke blos ihre äußeren Hallen und Säulengänge; das Innere, die enge, dunkle Cella war nur den Priestern zugänglich. Der christliche Tempel dagegen sollte die Menge in seinen Schoos aufnehmen und eine geistliche Freistätte für Prie ster und Laien abgeben. Der Kunst ward somit aller dings ein neuer Beruf und Wirkungskreis eröffnet, aber es sollte noch lange dauern, bis sie denselben erfüllte.

Die Kirche legte anfangs keinen hohen Werth auf

die Hülfe der Kunst, sondern hielt vielmehr jedes eitle, neugierige Forschen und profane Bemühen in einer gewissen ehrerbietigen Entfernung: sie betrachtete den menschlichen Körper als ein übertünchtes Grab und sprach noch nicht von der Schönheit Christi und seiner Mutter. Jedes Gotteshaus war ihr recht, wenn es nur hell und geräumig war. Machten der Kaiser und seine Freigelassene und Verschnittene größere Anfoderungen, so ließ die Kirche ruhig gewähren, und da sie nichts Neues anzubieten hatte, so entlehnte man der antiken Kunst ihre alten Hülfsmittel und abgenutzten Zierathe. Wir sehen, daß die Kirche nicht blos die antike Basilika in unveränderter Gestalt für den Gottesdienst annimmt, sondern daß sie auch denselben Plan und dieselbe Anordnung für die zahlreichen Gebäude beibehält, welche die schnelle Ausbreitung des neuen Cultus nothwendig macht. Und was noch auffallender, nicht einmal für die Aufstellung des Bildnisses Christi erfindet die Kirche etwas Neues und Besonderes; sie benutzt dazu den alten Raum im Augusteum der Abseiten, wo sonst das Bildniß des Kaisers stand.

Die Christen verrichteten also fortan ihre Andacht ungestört an derselben Stelle, wo noch unlängst der Prätor zu Gericht gesessen und sie zum Tode verurtheilt hatte, oder wo sonst die Kaufleute ihre Geschäfte abschlossen. Ob die Kirche, im Bewußtsein ihrer zukünftigen Macht, durch die Besitznahme der Gerichtshöfe und Börsen des Alterthums zu verstehen geben wollte, daß sie eines Tags der Staatsregierung die Administrativgewalt und Gerichtsbarkeit streitig zu machen gedächte, — bekümmert uns hier wenig; das Wesentlichste für uns ist, daß ein rein heidnischer Bau Muster und Vorbild des christlichen Tem-

pels wurde. Das oblonge mit einem Halbkreis schließende Schiff, bisweilen mit einem andern Schiff quer durchschnitten, die langen inwendigen Colonnaden, die Abseiten, kurz Alles, was zur Basilikalform gehört, nimmt noch heutzutage nach so hundertfältigen Umänderungen eine wichtige Stelle in der christlichen Baukunst ein. So viel kann man mit Recht behaupten, daß das Christenthum lange Zeit nach Konstantin dem Großen nichts Neues in der Kunst aufgebracht hat, weßhalb viele Autoren das Ende der antiken Kunst immer weiter hinausschieben und einige keinen Anstand nehmen, es in die Regierungszeiten des Phokas und Heraklius, d. h. 300 Jahre nach Konstantin dem Großen, also ins siebente Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung zu verlegen.

Zu bemerken allerdings ist, daß das Christenthum von nun an in seinem unversöhnlichen Haß und Groll gegen Bildnerei und Schmucksachen nachließ und sich der einzig damals bestehenden, antiken Kunst erbarmte, welche ganz entstellt, abgemattet und abgelebt, kurz im Zustande des tiefsten Verfalls war. Fühlte die Kirche bereits ihre Autorität erschlaffen und ihre alten Grundpfeiler wanken? Rühren etwa aus jenen Zeiten die ersten Uebertretungen der strengen Satzungen und die ersten Symptome eines profanen Geschmacks und einer weltlichen Sinnesrichtung her, welche der katholischen Kirche Verderben bereiten sollten? Fällt endlich in jene Epoche der erste Schimmer der Wiederauferstehung der Kunst, welche im sechszehnten Jahrhundert ihre glorreiche und skandalöse Vollendung erreichte? Der Schritt Bonifaz III., welcher das Riesenheiligthum des römischen Polytheismus, das Pantheon Agrippa's, sühnte, indem er es der heiligen Jungfrau und

den christlichen Märtyrern weihete, war im Grunde nichts, als die Einleitung zu dem kühnen Unternehmen Julius II., welcher, 900 Jahre später, ebenfalls ans Pantheon denkend, in der Hauptstadt der Christenheit die alte Basilika Petri niederzureißen wagte, für welche doch so unzählig viele ruhmvolle und rührende Erinnerungen Gnade! riefen, um einer Entweihung vorzubeugen, welche vielleicht in der ganzen Weltgeschichte ohne gleichen und bei weitem nicht so schrecklich ist, als die Einschwärzung des Apoll, Merkur, Bacchus, Antinous, der Venus, der Hermaphroditen und der übrigen Antiken in die Säle des Vatican und in die päpstlichen Villas, so sehr man auch darüber geschrien hat. Ausgemacht ist, daß die im siebenten Jahrhundert von Bonifaz III. nach Konstantinopel gesandten Legaten das Primat des römischen Stuhls anerkennen ließen, und der Kaiser Phokas dem Cyriakus verbot, sich den Titel eines ökumenischen Patriarchen beizulegen. Die Kirche hielt sich damals für geborgen: ein für jede Macht verderblicher Gedanke, weil sich darin bereits ein Vergessen der Vergangenheit und eine Drohung für die Zukunft ausspricht. Das Christenthum war in der That Herr von ganz Europa, oder wenigstens nahe daran, es zu werden. Das Kreuz dominirte in der alten Welt; die heidnischen Schulen von Alexandrien, Athen, Antiochien und Karthago hatten ihr letztes Gift ausgespien; die uncultivirtesten Barbarenvölker standen auf dem Punkte, Christen zu werden; selbst die gigantischen Hoffnungen und die rasende Begeisterung des Muhamedanismus waren gedämpft und in Schranken gewiesen. Noch ehe Karl Martel aufgebrochen war, hatte der Architekt Kallinichus über den Orient gewacht und das griechische Feuer verbrannte

bereits die muſelmänniſchen Flotten. Grade dieſer Moment der aufſteigenden Macht des Chriſtenthums, welchen man ſonſt die Nacht des Mittelalters nannte, iſt bis auf den heutigen Tag noch nicht gehörig beleuchtet und ſtudirt worden, wie es der Mühe lohnte. Dieſe Lücke, an deren Ausfüllung wir hier nicht denken können, hat die moderne Kunſtgeſchichte auffallend verdunkelt.

Thatſache iſt, daß die jeder Unruhe überhobene Kirche ſich endlich mit Wohlwollen und aus freiem Antrieb zur heidniſchen Kunſt hinneigte, welche vor ihren Füßen röchelte. Sie nahm ihre letzten Hervorbringungen in Schutz und ſammelte, ſoviel Scham und Anſtand erlaubten, ihre alten Meiſterwerke; es wurde mehr als ein Götzenbild in ihren heiligen Räumen geborgen, ſelbſt zu der Zeit, wo die Kaiſer die Edikte wegen des Bilderverbots ſchärften und erneuerten. Ihre Periſtyle, Portiken und Katakomben füllten ſich mit Allem, was ihrem Geſchmacke zuſagte, wie: Altäre, Dreifüße, Vaſen, Lampen, Säulen, Kapitäle, Basreliefs, Sarkophage und Moſaiken. Ja noch mehr: die Kirche war drauf und dran, ſich in einen Kampf einzulaſſen, der für ſie gefährlich werden konnte. Wie wir bereits oben geſagt haben, beabſichtigte anfangs die Kirche, die delikate Bilderfrage unentſchieden zu laſſen. Der Kaiſer Leo III., ein ſtrenger und in ſeinem Glauben aufrichtiger, allein von einem unüberlegten Eifer und Herrſcherſtolz beſeelter Mann, wollte jedoch in dieſer Angelegenheit einen Machtſpruch thun. Die Kirche widerſetzte ſich und vereitelte die Hoffnung der Bilderſtürmer, obſchon ſie durch die angeſtrengteſte Bemühung und die lange Regierung dreier Fürſten von der iſauriſchen Race aufrecht erhalten und unterſtützt wurde, welche dem byzantiniſchen

Kaiserthron vielleicht die tüchtigsten von allen Regenten geliefert hat. Diese anhaltende, erbitterte Fehde, wobei die römischen Päpste einen so kühnen Muth und die byzantinischen Kaiser eine so aufbrausende Leidenschaftlichkeit an den Tag legten, entschied wahrscheinlich das Schicksal der Kunst in Europa, oder war wenigstens der Grund, fast möchten wir sagen, der sichtbare Vorwand ihrer Entwicklung und Ausbildung; und man dürfte vielleicht sagen, daß die Künste in jenem Augenblick von der römischen Kirche gerettet wurden.

Es konnte in der That eine schlimme Wendung für die Kunst nehmen, wenn die jungen abendländischen Nationen sich einfallen ließen, über die wichtige Frage nachzudenken, zu deren Ausgleichung man ihre Conzile und Soldaten berief. Da sie nicht so sklavisch der Form anhingen und überhaupt nicht so viele Bedürfnisse hatten, als die alten Racen des Orients und des Südens, so stand zu besorgen, daß sie den Streit in dem strengsten Sinne schlichten würden. Wir machen hier keineswegs eine überflüssige Voraussetzung; jener heillose Conflikt hätte beinahe Alles über den Haufen gestoßen. Karl der Große war nahe dran, sein gewichtiges Schwert in die Wagschale zu werfen und für den Zorn des Isauriers und die Brutalität Mahomed's Partei zu ergreifen. Er wollte selbst ein Buch gegen die Bilder dictiren, und die in Frankfurt versammelten fränkischen und deutschen Bischöfe, 300 an der Zahl, misbilligten einstimmig das abgöttische Beginnen Roms, welches Konstantinopel in den Bann that, weil es den Bildern Anbetung und Achtung verweigerte Ohne das kluge und gescheite Benehmen Hadrian I., welcher durch seine diplomatische Nachgiebigkeit den Sturm

beſchwor und bald durch ausweichende Antworten, bald durch gänzliches Stillſchweigen dieſen hitzigen Streit abkühlte, hätten die neueren Völker vielleicht keine andere Kunſt erhalten, als die unperſönliche, ausdruckloſe Kunſt der Levantiner und Mauren. Wenn die Religion die Kunſt mit ſolcher Strenge geregelt hätte, ſo würde ſie nicht haben fortſchreiten können. Die Ikonoklaſten waren ganz derſelben Meinung wie die Muhamedaner, welche die menſchliche Geſtalt aus ihren künſtleriſchen Darſtellungen ausſchloſſen; und Jedermann wird zugeben, daß die Folgen eines ſolchen Ausſchluſſes ſich nicht berechnen laſſen. Hadrian I. willigte deshalb ein, das Frankfurter Conzil anzunehmen und ſuchte den Sinn des Conzils von Nicäa herumzudrehen. Obſchon die Beſchlüſſe beider Conzile im Widerſpruch ſtanden, ſo wurden ſie doch zu gleicher Zeit für vollgültig erklärt und bekamen dieſelbe Autorität. Die Franzoſen und Deutſchen verwarfen aber die Bilder nicht geradezu, was ſie unfehlbar gethan haben würden, wenn der Papſt den Streit angefacht hätte, anſtatt ihn zu beſchwichtigen; allein ſie erwieſen ihnen auch keine Verehrung. Die Spanier und Italiener dagegen beteten die Bilder wirklich an und täglich feierte man die wunderbare Fürſprache und Dazwiſchenkunft dieſer Localgottheiten. Dies iſt ein weſentlicher Punkt, welcher in der Kunſtrichtung dieſer verſchiedenen Völker zu bemerken iſt und vollkommen die verſchiedene Phyſiognomie ihrer religiöſen Werke begreiflich macht.

Wir möchten indeß keineswegs die Behauptung wagen, daß die Kirche, als ſie gegen den impoſanteſten Willen der byzantiniſchen Kaiſer und der deutſchen und fränkiſchen Biſchöfe opponirte und die größten Gefahren und

Alternativen einging, sich ihres Handels im obigen Sinne klar bewußt war. Sie zog daraus zu materielle, unmittelbare Vorzüge, als daß sie dabei viel an die Zukunft gedacht zu haben scheint; sie rechnete ohne Zweifel auf die Zustimmung der Völker und trat ihren natürlichen, beobachteten Tendenzen und Eigenthümlichkeiten nicht zu nahe, welches aber mehr für ihr Glück, als für ihre Einsicht entscheidet.

Der Schicksalslauf der Dinge bewirkte übrigens mehr noch als die Klugheit der Menschen, daß die antike Kunst in dem Augenblick ihres Verschwindens einen großartigen Aufschwung nahm, welchen viele Kunsthistoriker verkannt haben. Als die Kirche einmal Partei ergriffen und ihr Banner entfaltet hatte, förderte sie nicht blos die Entwicklung und den Fortschritt, sondern auch die Ausbreitung der Kunst. Die griechischen und italienischen Künstler traten in die Orden, gesellten sich zu den Missionen und trieben Religion und Kunst mit gleichem Bekehrungseifer. Die byzantinische Kunst verbreitete sich in kurzer Zeit über die ganze Erde und wurde einer der mächtigsten Hebel der durch so unendlich viele Stürme und Umwälzungen gefährdeten Bildung. Der byzantinische Künstler kam überall hin und wurde selbst da aufgenommen, wo Priester und Mönch keinen Zutritt fanden, da er manche Zugeständnisse machen konnte, welche jene nicht machen durften. So kam die byzantinische Kunst, d. h. die antike Kunst in dem Zustande ihres tiefen Verfalls, nicht blos zu allen germanischen Nationen, welche sich im römischen Reiche niedergelassen hatten, sondern drang auch bis zu den Barbarenvölkern vor, die im Norden geblieben waren; durchkreuzte in allen Richtungen die volkrei-

chen Meeresküsten der slavischen Race; lebte mit dem Araber und Tataren so lange unter einem Zelte, bis sie sich eine günstigere Verfassung gegeben, und siedelte sich endlich sogar bei den Negern Abyssiniens an.

Wie sonderbar ist doch die Bestimmung der griechischen Kunst, wie bewundernswürdig die Eigenschaft ihres Princips und ihrer Formen, wie geheimnißvoll das Zusammentreffen ihrer Epochen! Gerade in dem Augenblick, wo das Unglück auf sie einstürmt, wo das Geschick sie zermalmt und Alles ihren Untergang prophezeit, rafft sie sich von Neuem auf und tritt die Reise um die Welt an. Unter der Regierung der obscuren Kaiser Kopronymus, Nicephorus, Michael, Basilius u. s. w. dringt sie mit einem Male weiter vor, als zur Zeit, wie ihr der Degen Alexanders den Weg bahnt, und wirkt und schafft in Stille und Frieden da, wo der Scepter des Antigonus, Antiochus, Seleukus und der Ptolemäer sie nicht hätte beschützen können. Und nicht blos in jenem Augenblicke, sondern auch in den verschiedensten Abschnitten ihres langen Daseins kann man dieses Wunder beobachten. Grade wenn sie aus ihrer Heimat gejagt und von der flegelhaftesten Gewalt erniedrigt wird, bewährt sich am sprechendsten die ihr inwohnende Lebenskraft und bezwingende Gewalt. Hat nicht die griechische Kunst vorzüglich dazu beigetragen, die Brutalität und Bestialität des alten Roms zu beugen, wo sie doch wie eine entwaffnete Kriegsgefangene hingeschleppt worden war? Und als 1500 Jahre später die Muhamedaner ihr den letzten Zollbreit Erde streitig machten, wo die byzantinische Tradition wenigstens in ihrer Reinheit und ohne fremde Beimischung hätte fortbestehen können, beförderten da nicht die geflohenen

Griechen vielfach die Bildung Europas, wo man sie als hülflose Flüchtlinge aufgenommen hatte?

Aus dem Gesagten erhellt: daß die Ausfälle der ersten Kirchenväter auf die Kunst lediglich individuell waren und sich blos auf die heidnische Anwendung der Kunst bezogen; daß die Päpste lange zögerten, in dieser Frage einen entscheidenden Ausschlag zu geben, bis sie am Ende zu der Ueberzeugung gelangten, es sei Zeit, die Kunstliebe der Völker auf die Verzierung der christlichen Tempel und die Verherrlichung der Religionsgeheimnisse hinzulenken und dem Fanatismus der Bilderstürmer mit Entschlossenheit und Energie entgegenzutreten. Wir kommen jetzt auf den dritten Punkt, auf die Excesse der Bilderstürmerei selbst, zu reden, welche, da die Staatsregierung das Signal dazu gab, allerdings arg, jedoch nicht ganz allgemein gewesen sind; und wenn sie auch den Verlust der bedeutendsten Meisterwerke nach sich gezogen haben, so waren sie doch weit entfernt, die Kunst auszurotten. Wir müssen hier zunächst bemerken, daß die Ketzerei des Leo Isauricus und seiner Nachfolger an und für sich nicht die ganze Kunst abschaffen wollte, sondern sich blos auf die Zerstörung der Idole und Heiligenbilder erstreckte; sie hatte schon damit genug zu schaffen, und der Widerstand, welchen sie fand, riß sie zu den wildesten Auftritten fort. Es scheint sogar, als ob die bilderstürmenden Kaiser ihren Vandalismus hätten wieder gut machen wollen, indem sie die in ihren Augen unschuldigen, gestatteten Beschäftigungen des Pinsels und Meißels aus allen Kräften aufmunterten. Sie ließen die Mauern, Fußböden und Decken ihrer Tempel und Paläste mit Mosaiken und Gemälden bedecken; man ersetzte blos die verbotenen Typen und Figuren durch

allerlei willkürlich ersonnene Zierathe, durch Darstellungen von allerhand unbelebten Gegenständen oder Allegorien der mannichfachsten Art. Uebrigens erhitzte der Kampf die griechischen Künstler, welche der Bilderstreit besonders traf, und steigerte ihre Kunstliebe zu einer solchen Begeisterung, daß sie dem entgegengesetzten Fanatismus der Bilderstürmerei die Stirn boten. Alle Ideenverfolgungen und Meinungskriege tragen Früchte. Die Maler und Bildhauer zogen sich, wie die ersten christlichen Märtyrer, in die Wälder und Steinbrüche zurück und verfertigten in großer Anzahl die verbotenen Bilder, welche die Gefahr und Aufopferung ihren Anhängern noch werthvoller machten. Die Legenden jener Zeit sind voll von Wundern, welche die heilige Jungfrau für ihre Diener vollbracht hat; auf ihre Fürbitte erhielten sie den plötzlichen Gebrauch ihrer abgehauenen Hände und ausgestochenen Augen wieder. Ohne uns länger als billig bei diesen naiven Zeugnissen aufzuhalten, so dürfen wir doch wol annehmen, daß die Hinrichtungen die Reihe der griechischen Maler und Bildhauer und ihre Traditionen nicht ganz unterbrochen haben. Die römische Politik war übrigens von Anfang an bei diesen blutigen Streitigkeiten betheiligt und hatte bereits das Vorgefühl ihrer dereinstigen Trennung von der griechischen Kirche. In Italien fanden die kunstübenden Mönche weitläuftige Klöster, wo Alles dazu eingerichtet war, sie zu empfangen, zu trösten und zu beschäftigen. Außerdem ist nicht zu vergessen, daß die Bilderstürmerei der Kunst neue und interessante Wege bahnte. Die Malerei und Bildhauerei mußten sich auf kleinere Verhältnisse einschränken, um den Verfolgungen leichter zu entrinnen, und brachten kleinere Werke zu Stande, welche mit um

so größerer Sorgfalt und Zierlichkeit behandelt und ausgeführt wurden, da die Arbeit daran die einzige Empfehlung war. Die Miniaturmaler, die Niellenstecher auf Gold und Silber, die Goldschmiede, Ciseliret, Emailliret u. s. w. vereinten ihre Bemühungen mit den Malern und Bildhauern, um die in Konstantinopel verhaßten und den Auswanderern so theuern Heiligenbilder auf Diptychen und Triptychen zu verewigen.

Jetzt ist nur noch der vierte Punkt übrig, nämlich das Eindringen der Barbaren, ein für die Kunstgeschichte höchst wichtiges Factum, welches vielleicht noch mehr misverstanden worden, als alle Facta, welche wir soeben zu berichtigen versucht haben. Das Einbrechen der nordischen Völker konnte natürlich nicht ohne gräßliche Acte von Rohheit abgehen; allein Maß ist in allen Dingen gut und der Historiker soll die Katastrophen ebensowenig übertreiben als die erfreulichen Weltbegebenheiten: es ist in der That ebensowenig bewiesen, daß die Einfälle der Barbaren ein Unglück für Kunst und Geschmack, als daß sie ein Glück für die Völker waren. Die christliche Religion wollte die bestehende Ordnung der Dinge nicht umstürzen, sondern sie blos umgestalten, bessern und beglücken. Die Barbaren sollten dazu mit beitragen: ihr Interesse, ihre Leidenschaften, ihre ebenso naiven als rohen Sitten, Alles wies sie darauf an. Die Nationen des römischen Reichs, von der scheußlichsten Knechtschaft gedrückt und von unausstehlichen Erpressungen erschöpft, wünschten oder riefen die Barbaren herbei, was auch daraus entstehen mochte. Die in träger Sinnlichkeit und Weichlichkeit erschlaffende Kraft des Reichs brauchte sehr nothwendig dieses gewaltsame Aufregungsmittel: ohne den Einfall der Barbaren,

welche dem blutleeren römischen Reichskörper wieder einige frische Säfte gaben, würden wir uns seine Rettung kaum denken können. Das Uebel hatte so tief um sich gegriffen, daß das Leben bereits zu entschwinden begann, und die Lethargie war so arg, daß die permanenten Erschütterungen und Revolutionen kaum einen Schmerzensschrei auspreßten und einige schwache Vorkehrungsmaßregeln veranlaßten. Hätte das römische Reich zu seiner Vertheidigung etwas Anderes auftreiben können, als die bloßen Schatten seiner ersten Kaiser und seiner alten Legionen, so würde der Krieg gegen die Barbaren unstreitig eine andere Wendung genommen haben. Für die Kunst wäre in diesem Falle der Schade noch größer gewesen: ein energischer Widerstand hätte rachsüchtige Verheerungen und Plünderungen nach dem Siege zur Folge gehabt; allein trotz Stilico, Aetius, Belisar und Narses hatten die Barbaren mit dem Reiche wenig zu schaffen. Wenn nicht jede Horde sofort eine dauernde und friedliche Niederlassung fand, so lag die Schuld keineswegs an der Reichsverwaltung; das Schrecklichste bei diesen Kämpfen waren die Streitigkeiten der Barbaren unter sich: sie zankten sich um den Besitz; die Occupirung einer Strecke Landes war das Werk eines Augenblicks, aber es dauerte lange, bis sie feste Wohnsitze darauf gewannen. Trotz dieser Spaltungen und Reibungen trachteten die Barbarenvölker, welche eine verborgene Macht wie Meereswogen hinter einander herwälzte, nach Ruhe und Gleichgewicht; jede Horde suchte, gleich nach Besitznahme des Bodens, ihre Eroberung durch unreife Gesetzesentwürfe und Institutionen zu befestigen. Diese Eroberung war aber nichts Anderes, als die Bildung der alten Welt mit ihren Reichthümern und

Produkten; oder will man etwa annehmen, daß die Söhne des Nordens sich um des Kaisers Bart stritten, d. h. um brachliegende Aecker, elende Hütten, schmierige Kleider und rohe Geräthschaften? Es verlangte sie nach dem bequemeren und üppigeren Leben, nach den Genüssen und Freuden der südlichen Völker, und es fiel ihnen nicht ein, sie systematisch zu ruiniren und auszurotten. Sie wollten die alte Welt zu ihrem Vortheil in Beschlag nehmen und dachten durchaus nicht daran, sie der Vernichtung preiszugeben: ihr Plan und Wille liegt in dieser Beziehung offen am Tage. So verwildert diese Barbaren auch sein mochten, so waren sie doch nicht verrückt, und wie sehr sie auch die Raubgier liebten, so beseelte sie doch bald der Geist des Grundbesitzes, als sie sich durch ihr Schwert zu Grundbesitzern gemacht hatten: sie huldigten schnell dem conservativen Princip und wollten sofort das ganze Material der von den Römern angehäuften Kunst zu ihrem Gebrauche und Vergnügen verwenden.

Die Unordnungen, welche man den Barbaren aufgebürdet, sind übertrieben worden; man hat ihnen alle gewaltsamen Verheerungen und langsamen Verschlechterungen zur Last gelegt, woran einzig und allein das mehr oder weniger klar erkannte Bedürfniß Schuld ist, das Vorhandene zu nützen und in das Gewebe neuer Sitten und Nothwendigkeiten mit einzuflechten. Die Zeiten der Völkerwanderung haben für die Zerstörungen aller nachfolgenden Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag herhalten müssen; und dieser Irrthum hat den Sinn und Charakter dieser Zerstörungen in ein ganz anderes Licht gestellt: denn, wenn die Umänderung der Kunstdenkmale langsam und allmälig vor sich ging und, wie wir glauben, beson-

ders von der dem Menschen eigenthümlichen Neigung abhing, den eingeschlagenen Weg auf die rascheste und leichteste Manier zurückzulegen und veraltete Dinge als Materialien zu gebrauchen, die ein glückliches Ohngefähr bietet, so würde man daraus eher das Vorhandensein, als das Abhandensein der Kunst folgern können. Die meisten großen Männer, welche für die Kunst am thätigsten wirkten, haben sie mit dieser Art von Verletzungen nicht verschont; und das Epigramm, womit der spöttische Witz der Römer die Versündigung Urban VIII. am Pantheon Agrippa's bestrafte, bekräftigt eine tiefere und allgemeinere Wahrheit, als man glaubt. Nicht blos „die Barberini haben gethan, was die Barbaren nicht gethan haben"*), sondern alle Päpste zusammen, selbst die nicht ausgenommen, welche dem römischen Stuhle zur größten Zierde gereicht und die Bildung am meisten gefördert, wie Gregor der Große, welcher mit den Monumenten des antiken Roms unbarmherziger umging, als Alarich und Totila; und selbst die nicht zu vergessen, welche die Kunst vorzugsweise beschützt und ganz besonders gehoben, wie Julius II., welcher mehr Gebäude und Bilder des modernen Roms zerschlug als die Banden des Connetable von Bourbon. Die meisten gleichzeitigen Schriftsteller melden, die Barbaren hätten die antiken Denkmale Roms geachtet, welche die Zeit damals beinahe noch ganz unangetastet gelassen zu haben schien. Die Barbaren beschäftigten sogar die Künstler: der Hunne Attila ließ sich in einem Palast von Mailand malen, wie er auf dem Thron sitzt und die Huldigungen der vor ihm niederknienden römischen Kaiser

*) Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini.

empfängt: der Sueve Ricimer befahl die Kirche der heil. Agata in Rom mit Mosaiken auszuschmücken; der Ostgothe Theodorich hielt die Künste ganz besonders hoch in Ehren. Nach dem Siege über Odoaker blieb er bei seiner umsichtigen, ausgleichenden Politik und wollte sich an seinem Hofe in Ravenna mit den hervorragenden Männern umgeben, deren Talent und Charakter noch einigen Glanz über die hinfällige römische Welt verbreitete und welche zu den letzten edeln Gestalten gehören, die in diesen jammervollen Zeiten die Geschichte aussöhnen und als erhabene Grenzwächter des untergehenden Alterthums und des aufgehenden Mittelalters dastehen. Boethius, Symmachus und Cassiodorus schienen die künftige Größe Roms zu ahnen, da sie das Andenken an die erloschene Herrlichkeit so treu und gewissenhaft bewahren. Theodorich war ihr Schüler und nach dem Ausspruch seines Enkels Athalarich hatte er mit ihnen alle Geheimnisse der Natur durchforscht und aus ihrem Munde erfahren, was die Weisen des Alterthums Schönes offenbart. Theodorich schreibt an Symmachus über die Monumente Roms: „Wie wäre es möglich, diese schönen Werke nicht zu bewundern, da wir das Glück gehabt haben, sie zu sehen?" Und zu gleicher Zeit ernennt er einen Grafen, den römischen Architekten Aloisius zum Oberaufseher der öffentlichen Bauten und überträgt ihm dieses Amt mit folgenden Worten: „Wir wollen, daß Ew. Hoheit über die Aufrechthaltung der antiken Denkmale wache, und neue dazu baue, denen blos das ehrwürdige Alter fehlt, um den alten gleich zu sein. Wie zahlreiche Kenntnisse sind Euch unentbehrlich, wie klug und unbescholten müßt Ihr sein, um so wichtige Obliegenheiten zu erfüllen! Deswegen sollt Ihr auch,

unter den zahlreichen Dienern meines Gefolgs, mit einem goldnen Stab in der Hand voraufgehen, damit Wir nie vergeſſen, wie ſehr es den Königen ziemt, daß ihre Paläſte ihre Pracht und Freigebigkeit verkünden." Obſchon Theodorich eine große Vorliebe für Rom hatte, wo, wie er ſich ausdrückt, es ihm vergönnt war, „ein wimmelndes Volk von Statuen und ganze Heerden von Bronzepferden" *) zu bewundern, ſo reſtaurirte und verſchönerte er nichtsdeſtoweniger die übrigen Städte ſeines von der Donau bis an die ſiciliſche Meerenge gehenden Reichs: Ravenna, Pavia, Monza erhielten unter ſeiner Regierung Säulengänge, Tempel, öffentliche Bäder und Paläſte; nicht blos die Architektur, ſondern auch die Malerei, beſonders die Muſivmalerei, die Sculptur, Erzgießerei und Mechanik wurden von ihm aufgemuntert. Die Kunſterzeugniſſe, welche ſie ihm lieferten, ſchickte er ins Ausland an die befreundeten und benachbarten Fürſten: nach Gallien an den Frankenkönig Chlodowig und den Burgunderkönig Chilperich; nach Spanien an die weſtgothiſchen Könige Alarich und Genſerich u. ſ. w. Wenn wir endlich aus den Werken des großen Kanzlers Caſſiodor die vielen Stellen anziehen wollten, welche über die Lage der Künſte in jenen Zeiten Aufſchluß geben, ſo würde man daraus erſehen, daß dieſelbe nicht ſo traurig war, als man angenommen hat. Man unterſtützte die Kunſt nicht blos mit Geld und Beſtellungen; auch die Ideen, für welche die damaligen Künſtler arbeiten mußten, waren nicht ſo grundfalſch und verdreht, als man

*) Populus copiosissimus statuaru greges etiam abundantissimi equorum.

sich vorstellt. Noch heutzutage ist zu bedauern, daß gewisse Gedanken und Betrachtungen des Barbarenkönigs Theodorich über die bei Gebäuden zu beobachtende Einheit, über das Ensemble der einem Architekten nothwendigen Eigenschaften, über das Verdienst des Malers und Mechanikers u. s. w. nicht mehr beherzigt werden *).

Athalarich, die Königin Amalaswinde und alle gothischen Könige in Italien befolgten das Beispiel Theodorichs, und wenn auch mehre spätere Schriftsteller den Namen dieses Volkes als gleichbedeutend mit der blindesten, stupidesten Barbarei gebraucht haben, so bleibt doch nichtsdestoweniger wahr, daß die Gothen allein damals den Geist des conservativen Princips und der fortschreitenden Cultur im höchsten Grade repräsentiren; sie haben ihn auf eine schlagende Weise in dem südlichen Gallien, in Spanien und Italien an den Tag gelegt. Man kann sogar noch hinzufügen, daß die übrigen Barbarenvölker nach der Vernichtung der Gothen denselben Weg einschlugen, obschon mit geringerem Erfolg. Dies läßt sich selbst auf die unbändigsten darunter, auf die Longobarden anwenden, welche durch ihren König Authar und ihre Königin, die bairische Prinzessin Theudelinde, Oberitalien zu einem Glanze em-

---

*) Censimus ut et antiqua in nitorem pristinum contineas et nova simili antiquitate producas, quia sicut decorum corpus uno convenit colore vestiri, ita nitor palatii similis debet per universa membra diffundi. (Cassiod. Var. lib. III. form. 5.)

Instructor parietum, sculptor marmorum, aeris fusor, camemarum rotator, gypsoplastes, musivarius . . . et tam magnus ille fabrilis exercitus etc. etc. (Ibid.) Mechanicus, si fas est dicere, pene socius est naturae etc. (Ibid. lib. I. epist. 45—46.)

porbrachten, welchen es seit langer Zeit nicht mehr gehabt hatte.

Wie man also sieht, die Umstände, welche einerseits den Sturz des römischen Reichs und den Untergang des Heidenthums, andererseits die Niederlassung der Barbaren und die Begründung des Christenthums begleiteten und herbeiführten, waren bei allen ihren schrecklichen Folgen weit entfernt, die Kunst im buchstäblichen Sinne des Worts zu vernichten. Wenn nun aber aus gleichzeitigen Urkunden und den noch vorhandenen Ruinen und Monumenten, sowie aus Beschreibungen und Zeichnungen späterer kunstgeschichtlicher Werke erhellt, daß jene Umstände keineswegs die radicale Wirkung gehabt haben, kann man da annehmen, daß die unmittelbar nachfolgenden Zustände eine solche Wirkung hervorbrachten? Man bedenke nur einmal, was Europa von Konstantin dem Großen bis auf Karl dem Großen war. Dieser Zeitraum von beinahe 500 Jahren war gewiß der kritischste, unheilschwangerste und einzige Moment, wo Kunst und Bildung verloren gehen konnten, wenn Kunst und Bildung hätten untergehen sollen; und doch haben diese unruhig bewegten Zeiten zur Ehre des Menschengeistes und zur ununterbrochenen Reihenfolge seiner Ueberlieferungen große und edle Bestrebungen und geachtete Namen aufzuweisen.

Wenn wir einmal diese Zeiten hinter uns haben, so ist wol kaum noch nöthig, auf die Folgen der kräftigen Institutionen Karls des Großen aufmerksam zu machen, deren kleinste Wirkung unstreitig nicht war, den Centralpunkten der Wissenschaft und Kunst, den Klöstern, Schulen und Zünften eine unerhörte Masse von Hülfsmitteln und eine bis dahin mangelnde Sicherheit zu verschaffen.

Um die Zeit Karls des Großen gewahrt man in der That eine merkliche Rückkehr zu allen Dingen des Geistes und Geschmacks, besonders in Italien, welches damals an der Spitze der Civilisation stand. In Oberitalien, wo sich der fränkische Einfluß noch längere Zeit hindurch hielt, im Piemontesischen, in Montferrat, in der Lombardei, in der Mark von Verona u. s. w. bestanden damals die blühenden Schulen von Pavia, Ivrea, Turin, Cremona, Fermo, Vicenza, Verona u. s. w. Die Bildhauer und Baumeister von Como, magistri Comacini, sind berühmt und gesucht. Die Stadt Como, welche zu jener Zeit viel Bedeutsamkeit und Regsamkeit hatte, bis sie von Mailand überflügelt wurde, sandte ihre geschickten Arbeiter in alle Gegenden aus und die Bibliotheken Europas verwahren mehr als ein Manuskript mit vortrefflichen Miniaturgemälden von lombardischen Künstlern. Venedig legt damals den ersten Grund zu seiner Macht, schüttelt das Joch der Franken und Longobarden ab, entzieht sich der Obervormundschaft der orientalischen Kaiser und behält nichtsdestoweniger seinen sich immer mehr ausbreitenden Handel mit den Griechen, Sarazenen und nordischen Völkern. Diese Handelsverbindungen geben den Anfängen der venetianischen Kunst das halb orientalische, halb deutsche Gepräge, welches sie bis zu allerletzt beibehalten hat. Amalfi und Gaeta, welche später in ihrem Aufschwunge nachließen, blüheten um eben die Zeit: Toskana constituirte sich: Pisa, Siena, Lucca, Pistoja, Volterra, Fiesole, Arezzo, welche ewig mit einander im Streit lagen, überboten sich in Reichthum und Gewerbfleiß, während ihre zukünftige Beherrscherin, das ehrgeizige Florenz, bereits auf die Demüthigung ihrer allzunahen Nachbarstädte sann.

Rom errang eine hohe Stellung in Italien; durch den Bruch mit dem Patriarchat von Konstantinopel hatte sich die Autorität und das Ansehen des Papstthums bedeutend vermehrt, welches Pipin und Karl der Große noch steigerten. Die Schwäche der byzantinischen Kaiser, die Drohungen der Sarazenen, die Streitigkeiten der Republiken unter sich und die Feudalansprüche der deutschen Fürsten ließen den obersten Lenkern der Christenheit freies Spiel.

Aus diesem nur obenhin entworfenen Gemälde von dem Zustande Italiens nach Karl dem Großen sieht man, daß hier bereits alle Materialien und alle Keime beisammen waren, welche das italienische Volk später so glücklich und ruhmvoll befruchten sollte. Die Italiener arbeiteten damals schon an der Erfüllung ihres Berufes und an der Durchführung ihrer Rolle unter den modernen Nationen, welchen sie in der Kunst vorauseilen und den Weg zeigen sollten. Trotz ihrer vielen Bürgerkriege, und vielleicht grade deswegen, bemerkt man von dem jetzigen Augenblicke an in diesem Lande eine unglaubliche Liebe zu Unternehmungen, Forschungen und Bestrebungen. Seine Päpste, Bischöfe, Fürsten, Adelsfamilien, Stadträthe und Gemeinden wetteifern in der Beschützung von Wissenschaft und Kunst und fühlen alle denselben Stolz, dasselbe Bedürfniß nach Unabhängigkeit, Thätigkeit, Bildung und Reichthum. Von Leo III., welcher Karl den Großen zum abendländischen Kaiser salbte, bis auf Urban IV., unter welchem Cimabue, der angebliche Erfinder der neueren Kunst, das Licht der Welt erblickte, ist die Kunst unausgesetzt in Italien gehegt und gepflegt worden.

Daß die Kunst auch zu gleicher Zeit in andern Ländern und später im höheren Mittelalter vorhanden gewesen,

ist zu leicht an den noch vorhandenen Werken nachzuweisen und kann daher füglich unterbleiben. Dagegen scheint es uns nicht überflüssig, hier die Frage aufzuwerfen, was denn eigentlich die byzantinische Kunst ihrem Charakter, ihren Triebfedern und Resultaten nach war; — eine Frage, deren Beantwortung nicht so einfach ist, als es scheinen könnte.

Man macht viel Aufhebens von der symbolischen, synthetischen, mystischen, offenbarten, geheiligten, traditionellen, vorgeschriebenen und unveränderlichen Form, welche der Katholicismus der byzantinischen Kunst geliefert hätte; jedoch läßt sich diese Form schwerlich nachweisen. Wir haben weiter oben gesehen, daß die Kirche zur Zeit Karl des Großen, wo die Christenheit sich noch nicht vor dem Jahr 1000 ängstigte, die Kunst allerdings in ihren Dienst und Schutz genommen, aber ihr ganz gewiß noch keine neue Idee und keine eigene Form auferlegt hatte. Die byzantinische Kunst wurde von den verschiedenen Völkern angenommen und den bei ihnen obwaltenden Bedürfnissen und Verhältnissen angepaßt; allein es ist die Frage, ob sie lange genug sich gleich blieb, daß ihr Name, welchen sie dem Andenken an Byzanz verdankte, für die Localveränderungen, welche sie zu erleiden hatte, erschöpfend und hinreichend war. Sie mußte die verschiedensten Namen erhalten, ohne daß dadurch vielleicht sämmtliche Charaktere und Formen, die sie angenommen hat, genügend ausgedrückt worden sind: griechisch-konstantinopolitanisch in ihrem Mittelpunkte oder in den zuletzt von ihr geräumten Ländern, im Exarchat von Ravenna, auf den Inseln, in Neapel und in allen Küstenstädten, welche durch ihre Handelsverbindungen zur See den Geschmack ihrer Arbeiter

immer wieder neu anfrischten; griechisch-römisch in Rom, wo bis zur höchsten Blütezeit der Kunst sich Spuren von den alten unter den Kaisern aus Griechenland eingewanderten Kunstschulen erhielten; neugriechisch-italienisch, lateinisch und lombardisch in dem übrigen Italien; romanisch, nebst allen Schattirungen und Verschiedenheiten, welche dieser Begriff im Westen und Norden zuläßt.

Wo ist da der symbolische Einheitscharakter, die festgestellte Form, der traditionelle Ausdruck und das universelle, ausschließliche Gepräge zu finden, welches der Katholicismus ursprünglich der christlichen Kunst aufgedrückt haben soll? In Deutschland und Frankreich hat der romanische Styl zahlreiche Spuren ununterbrochener Umbildung hinterlassen, und wie viele Versuche, Umänderungen und sichtbare Fortschritte sind seit der Zeit gemacht worden, wo die von Karl dem Großen aus Italien, Rom, Mailand, Pavia, Ravenna u. s. w. herübergebrachten Kunstgegenstände den unwissenden Schulen und Werkstätten Deutschlands und Frankreichs einen neuen Impuls gaben, und wo die ebenfalls von Karl dem Großen berufenen lombardischen, italienischen und griechischen Künstler die Bewohner diesseit und jenseit des Rheins durch den barbarischen, bis dahin unerhörten Glanz ihrer Bauten in Erstaunen und Entzücken setzten.

Wäre daher der absolute und unveränderliche Charakter, welchen die katholische Religion angeblich der Kunst ertheilt hat, in der byzantinischen Kunst zu suchen? Allein, obgleich diese Kunstweise nur eine vage und schwankende Allgemeinheit darbietet und sich nicht eng abgrenzen, noch genau bestimmen läßt, so ist sie in ihren Umbildungen und Fortschritten langsamer zu Werk gegangen, als alle späteren

Kunstweisen. Mit der byzantinischen Kunstweise hat sich die katholische Kirche am meisten abgegeben; für die Beibehaltung, Rettung, Ausarbeitung und Bedeutung der byzantinischen Bilder hat die römische Kirche gelitten und gestritten: alle Stellen der Kirchenväter, alle Beschlüsse der Bischöfe und alle Kanons der Concile, welche die gelehrten Vertheidiger der rein katholischen Kunst so oft citiren, um die Fürsorge der Kirche in Kunstangelegenheiten zu beweisen, beziehen sich lediglich auf die byzantinische Epoche. Von byzantinischen Künstlern, d. h. in byzantinischer Form sind alle Wunderbilder der christlichen Kunst auf uns gekommen: die sogenannten Archeiropoieta, die Werke des heiligen Lukas, die ähnlichen Porträte der hauptsächlichsten Apostel, wie sie Konstantin im Traume erblickte, die Schweißtücher der heiligen Veronika, die Christus mit den länglichen Gesichtern, gescheitelten Haaren und gespaltenen Bärten, die heiligen Jungfrauen mit dem schwarzen Teint, kurz alle durch Tradition geheiligten Typen, Bilder und Symbole. Ich weiß, man wendet zwar dagegen ein, die christlich-katholische Idee habe mit diesen Ueberbleibseln einer aus dem Heidenthum entsprungenen Kunst nichts gemein; aber, mich dünkt, wenn eine Idee in keinem augenblicklichen Bedürfniß und unvorhergesehenen Falle, sondern sich in allen Lagen eines Zeitraums von tausend Jahren, in einer bestimmten Form äußert, so hat die Idee auch ein wenig die Form zu verantworten.

Es würde sehr schwer halten, die verschiedenen Autoren, welche über byzantinische Kunst geschrieben und sie zu definiren gesucht haben, in Einklang zu bringen. Ihre zahlreichen Widersprüche und endlosen Schwankungen

könnten uns beinahe veranlassen, nach dem Vorgange mehrer, die Schwierigkeit dadurch zu heben, daß wir die ganze Kunst des Mittelalters für byzantinische Kunst ausgeben. Dieser Annahme fehlt es in gewisser Beziehung nicht an Richtigkeit und sie hat das Gute, daß sie die Discussion abkürzt und die unendlich vielen Nuancen und Schattirungen zusammenfaßt, denen man oft unverständliche, oft willkürliche Namen gegeben hat. Man muß auf eine oder die andere Art Einheit hineinbringen; aber in diesem Falle müssen wir etwas genauer sagen, was das Mittelalter in unsern Augen für die Kunst gewesen zu sein scheint.

Das Mittelalter war, unseres Erachtens, eine Epoche, wo der Künstler im Grunde keine andere Triebfeder kannte, als die Nothwendigkeit, keine andere Begeisterung als den Instinkt, und keine andere Regel als den Zufall. Alle Monumente jener Zeit haben ein charakteristisches Gepräge von Zusammenhangslosigkeit und Einförmigkeit, welches man bisher unrichtig gedeutet hat. Zunächst bemerken wir, daß Niemand diesen zwiefachen Charakter der mittelalterlichen Kunstdenkmale frei und unumwunden eingestanden hat, obschon er allen Kunstverständigen aufgefallen ist. Da jeder Kunsthistoriker sein eignes religiöses, philosophisches oder literarisches System hat, so schiebt er diesen naiven Zeugen der Vergangenheit seine persönlichen Ansichten unter und hält sich für verpflichtet, ihren Charakter in zwei Theile zu spalten und einen Theil davon zu verdecken. Die ausschließlichen Bewunderer des griechischen und römischen Alterthums haben besonders das Unzusammenhängende der mittelalterlichen Kunst hervorgehoben; wenn sie auf ihre Einförmigkeit bestanden hätten, so wären

sie der Verlegenheit ausgesetzt gewesen, eingestehen zu müssen, daß die Kunst im Mittelalter gewisse feststehende Regeln gehabt: sie konnten blos das Unzusammenhängende gebrauchen: sie durften nur einen Schritt weiter gehen, um diese Incohärenz als reine Barbarei und Folge einer bodenlosen Unwissenheit und Geschmacksverirrung hinzustellen. Die katholischen Aesthetiker haben dagegen diese Incohärenz ganz mit Stillschweigen übergangen, weil sie nicht in ihren Kram taugte und man dargus auf die Freiheit und Ungebundenheit der Künstler schließen konnte: sie bestanden daher blos auf die Einförmigkeit: mit einiger Nachhülfe und Façon fanden sie, daß diese Monotonie eine wunderbare Harmonie und die Folge einer hohen Moral und Priesterweisheit war.

Leider ist weder das Eine noch das Andere der Fall. Die einseitigen Systeme sind durchaus nicht im Stande, über alle Formen und Veränderungen, welche die Künste in der Vergangenheit angenommen haben und in der Zukunft noch erleiden werden, befriedigenden Aufschluß zu geben. Das Mittelalter war in Kunstsachen ebensowenig unwissend und barbarisch, als einem eisernen Zwange und unveränderlichen Regeln unterworfen. Das Unzusammenhängende rührt von seiner völligen Gleichgültigkeit gegen Prinzipien und Regeln her, und die Monotonie ist ganz besonders seiner großen Sorglosigkeit und Fahrlässigkeit zuzuschreiben, welche in Routine ausartete. Und warum wäre das Mittelalter so grausam unwissend gewesen? Die Einführung des Christenthums und die Einfälle der Barbaren hatten keineswegs die Elemente der antiken Kunst und Wissenschaft aufgerieben; sie konnten die Unordnung

allerdings noch größer machen, allein die Unordnung war schon vor ihnen da, wie wir oben gezeigt haben.

Die Ursache dieser Unordnung und Verwirrung vor dem Sturze des römischen Weltreichs war keine andere, als Gleichgültigkeit und Indifferenz. In den letzten Regierungstagen Trajan's und der Antonine, als Pausanias kaum sein Buch geschrieben hatte, zu den Zeiten des Septimius und Alexander Severus, des Caracalla, Gallianus, Aurelianus und Probus verkannten bereits die griechischen und römischen Architekten bei ihren Bauten die alten Grundsätze und vernachlässigten die herkömmlichsten Vorschriften, welche sie unmöglich nicht wissen konnten. Als z. B. die Skulptur in dem Zustande ihres Verfalls die erhabenen Vorbilder vergaß, welche eine lange und glorreiche Reihe großer Meister ausgearbeitet hatte, und weder Bewegung noch Ensemble, weder Längen noch Verkürzungen, weder Vertheilung noch Linien mehr beobachtete, war durchaus nichts vorgefallen, welches diesen Cynismus erklären könnte. Die Bilderstürmer und Barbaren hatten die Antiken noch nicht von ihren Piedestalen heruntergeworfen: die Vorschriften, welche Polyklet von Sicyon aufgesetzt, die Lehren, welche Agorakritos, der Lieblingsschüler des Phidias, aus dem Munde seines Meisters aufgeschrieben, und die Prinzipien so vieler Anderer, welche die Tradition überliefert und erhalten hatte, waren noch in den Künstlerwerkstätten gäng und gäbe, als man sich bereits darüber lustig machte. Uebersättigung, Ekel, Blasirtheit und Gleichgültigkeit verdarben die besten Grundsätze und spotteten der geachtetsten Regeln, aber diese Grundsätze und Regeln waren ganz allgemein in Umlauf. Die noch unversehrten Denkmale der Kunst zeigten sie allen Denen, welche

sie sehen wollten; und wenn die Künstler des sechzehnten Jahrhunderts nach Verlauf von tausend Jahren durch Ausmessen und Studiren von Ruinen die Wissenschaft und Kunst des Alterthums wieder ausfindig machen konnten, so muß man wohl anerkennen, daß die letzten Zeiten des römischen Reichs Alles mehr aus Trägheit und schlaffer Langeweile, als aus Unwissenheit haben zusammenfallen lassen.

Das Mittelalter trieb es darin noch weiter. Und wir haben nicht blos das Recht, von den ersten Zeiten des Mittelalters, von der konstantinischen Periode so zu sprechen, als man noch die Declamationen der Rhetoren und die Demonstrationen der heidnischen Gelehrten im Reiche vernahm und die Schriften des Philostratus und Longinus über das Schöne und Erhabene noch neu und populär waren; wir können den obigen Ausspruch mit gutem Gewissen auf das ganze Mittelalter und namentlich auf unsere Künste anwenden.

Wenn Rom oft eingenommen, seine Monumente verheert, seine Schulen geschlossen und seine Künstler aus einander getrieben worden sind, wenn Athen, Antiochien, Neapel, Ravenna und die übrigen wissenschaftlichen und künstlerischen Centralpunkte des alten Römerreichs dasselbe Schicksal gehabt haben, so war dies doch nicht mit Konstantinopel der Fall, dessen Museen, Bibliotheken, Kirchen und Paläste von allen Schätzen, Kostbarkeiten und Elementen wimmelten, welche der mächtige Wille des Konstantin, des Theodosius und Justinian' darin zu wiederholten Malen aufgehäuft und das Elend und der Schrecken aller Provinzen des Reichs dort zusammengetragen hatte.

Die konstantinopolitanische Schule war keine unwissende

Schule; ihre Gelehrsamkeit grenzte im Gegentheil ans Unglaubliche, Unermeßliche. Selbst mehre von ihren Patriarchen und Kaisern werden als Brunnen der Wissenschaft und Wunder der Gelehrsamkeit gerühmt, wie Photius, der eine ganze Bibliothek auswendig wußte, und Konstantin Porphyrogenetes, welchem es eines Tages in den Sinn kam, alle Specialitäten des menschlichen Wissens, von den wichtigsten Geheimnissen der Reichsverwesung bis zu den niedrigsten Vorschriften der gemeinsten Hantirungen, die Revue passiren zu lassen. Wird es nun aber nicht durch die übrig gebliebenen Werke und schriftliche Urkunden bestätigt, daß konstantinopolitanische Künstler oder ihre Schüler während des Mittelalters ganz Europa durchwandert haben? Das Factum der Unwissenheit in Sachen der Kunst und Gelehrsamkeit durfte man also nicht für ein charakteristisches Merkmal des Mittelalters ausgeben. Der unaussprechliche Ekel vor antiker Kunst und Wissenschaft, die unüberwindliche Gefühllosigkeit gegen ihre Anfoderungen, und die fortwährende Gleichgültigkeit gegen ihre Formeln erklären uns viel eher das lange Herumtasten, die barocken Versuche und fehlerhaften Vermengungen, worin sich die Künstler des Mittelalters bewegt haben. Ohne diese sonderbare, bis jetzt wenig zur Sprache gebrachte Sachlage, welche das Christenthum ohne Zweifel im Interesse der Civilisation aufrecht erhalten mußte, wäre unfehlbar in irgend einem Moment hier oder da ein unreifer, übereilter Versuch gemacht worden, die antike Kunst zu restauriren und wieder ins Leben zu rufen. Das trostlose Verwirren und Niederreißen so vieler antiken Meisterwerke, das sinn- und planlose Verschmelzen und Zusammenflicken so kostbarer Materialien und Trümmer

hätte bestimmt wenigstens einen Künstler empört und auf die Idee gebracht, die Gesetze der Harmonie an den Werken der Alten zu studiren und sie bescheiden nachzuahmen. Allein Ueberdruß und Gleichgültigkeit stemmten sich dagegen mit einer Consequenz und Strenge, die wirklich ans Unbegreifliche, Geheimnißvolle grenzt. Während mehr als tausend Jahren wurde auch nicht ein einziger Versuch dieser Art gemacht. Die antike Kunst hatte sich selbst demoralisirt; ihre Form war verworfen worden, und es mußte erst eine reifere Zeit kommen, wo man ihr Verdammungsurtheil mit Nutzen zurücknehmen konnte. Das Mittelalter begnügte sich damit, die Werke und Elemente der alten Welt aufzubewahren, ohne sich davon begeistern und hinreißen zu lassen; es mußte damals mit der einen Hand Aehren auflesen, mit der andern Samen ausstreuen, zugleich erhalten und zerstören, damit nicht Alles zu Grunde und Nichts zu schnell gehe. Und höchst auffallend ist, daß alle die Menschen und Racen, welche diesem doppelten Amte nicht gewachsen waren, in ihren Unternehmungen gescheitert und zuletzt verschwunden sind.

In Konstantinopel befand sich allerdings die Hauptniederlage der Wissenschaft, aber es war ihm nicht gegönnt, sie zu seinem Besten anzuwenden. Das Institut des großen Cassiodorus, ausschließlich auf das gelehrte Alterthum gerichtet, hatte keine bedeutenden Folgen und wurde einige Zeit darauf von dem frommen Glaubenseifer Gregors des Großen aufgewogen. Die gothische Race mit ihren genialen und hochgesinnten Königen, welche so außerordentlich empfänglich waren für Civilisation und Restauration, wurde überall in Italien, Frankreich und Spanien aufgerieben, während die wilden, unbändigen Horden

wie die Hunnen, Vandalen und selbst die Longobarden ebenfalls nirgends festen Fuß fassen konnten. Es war zugleich nothwendig, daß das Alterthum sich vollends auflöfete und daß dennoch seine Schätze nicht verloren gingen. Man darf wol behaupten, daß die hervorragendsten, vorzüglichsten Köpfe des Mittelalters in diesem Sinne gewirkt haben, und daß ihnen die Vorsehung in diesem Sinne zu Hülfe gekommen ist, damit die Menschheit lange genug von christlichen Ideen geleitet, durchdrungen und geschmeidigt werde und die Epoche der Renaissance die herrlichen Güter der alten Welt wieder zu Ehren bringen könne, ohne in ihre Schlechtigkeiten und Nichtswürdigkeiten auszuarten. Im entgegengesetzten Falle würden die großen Männer, welche die moderne Zeit einweihen sollten, die Werke des Alterthums nicht ohne Gefahr für die Civilisation benutzt und vielleicht das antike Wesen mit seinen moralischen und physischen Monstruositäten von Neuem heraufbeschworen haben; und die Völker hätten dann noch einmal den alten Unflath durchwaten müssen.

Wir glauben hiermit die wahre Ursache des Unzusammenhängenden der mittelalterlichen Kunstschöpfungen angedeutet zu haben; es würde uns zu weit führen, auch die Motive ihrer Einförmigkeit speciell zu entwickeln, welche, wie bereits oben erwähnt, hauptsächlich von einer in Routine ausartenden Fahrlässigkeit herrühren. Es ist Zeit, die Frage zu untersuchen: was haben wir unter Renaissance zu verstehen und in welche Epoche müssen wir sie verlegen?

Die Renaissance, welche ein frömmelnder Purismus verketzern will, ist unserm Dafürhalten nach die Wiederkehr der Ordnung; wir meinen damit nicht etwa die theo-

kratische oder akademische Ordnung, welche die Individualität unterdrückt und das Selbstbewußtsein gefangen hält, sondern die Ordnung, welche alle Tendenzen, alle Anlagen, alle Fähigkeiten harmonisch verschmilzt und sie der höchsten Entwicklung entgegenführt, indem sie alle Hemmungen beseitigt.

Nun aber fragt es sich, wo hört das Mittelalter auf und wo fängt die Renaissance an? eine kitzliche Frage, deren Beantwortung von großem Belang ist und deren Studium bisher versäumt worden. Nach der geringen darauf verwandten Mühe zu schließen, sollte man meinen, es liege im Grunde wenig daran, ob die Grenzstreitigkeiten dieser beiden inhaltsschweren Epochen der Weltgeschichte entschieden seien oder nicht. Aber wie kommt es dann, daß man zu gleicher Zeit so sehr auf die charakteristischen Merkmale besteht, wodurch sich beide Perioden unterscheiden, daß man soviel über den moralischen Abstand und die entgegengesetzten Grundprinzipien streitet, wodurch sie von einander getrennt sind? Lassen sich diese Merkmale und Grundprinzipien nur in der Mitte dieser beiden Perioden wahrnehmen? oder existirte etwa zu Ende des Mittelalters und zu Anfang der Renaissance eine naive Gemeinschaft von Sympathien, Meinungen und Bestrebungen, sodaß man nicht unterscheiden kann, was jedem Theile eigenthümlich ist und was ausschließlich dem verwelkenden Mittelalter oder der aufblühenden Renaissance angehört? Wenn das Letztere der Fall ist, sollte man es wenigstens aussprechen; denn in Sachen der Theorie und Geschichte beugen solche Eingeständnisse vielen Irrthümern vor; und das Feld der Kunstliteratur würde vielfach aufgeräumt werden, wenn Jeder, der über den in Rede

ſtehenden zarten Uebergang nicht nachgedacht hat, ſich dazu verſtehen wollte, keine willkürlichen Abgrenzungen zu machen. Viele Leute würden alsdann zu der Ueberzeugung kommen, daß es in der doppelten Zwiſchenzeit, wo die bekannte und anerkannte Kunſt des Mittelalters in voller Blüte und Kraft ſtand, und wo die ebenfalls deutlich hervorgetretene und klar ausgeſprochene Kunſt der Renaiſſance ein unbeſtrittenes Uebergewicht hatte, eine neutrale Interims-Kunſt gab, welche von beiden Perioden Spuren an ſich trug und theilweiſe den herkömmlichen Schnitt und die alten Prinzipien beibehielt, theilweiſe die neuen Verſuche und Bemühungen zu Hülfe nahm. Allein ein ſo kluges Verfahren, welches der Wahrheit ſo nahe zu liegen ſcheint und keineswegs hindert, ihr noch näher zu kommen, ſondern im Gegentheil anſpornt, die Dinge tiefer zu ergründen, behagt den Adlern der ausſchließlichen, ſyſtematiſchen Kritik nicht. Dieſe hochfliegenden Geiſter, welche die ganze Weltgeſchichte von Anfang bis zu Ende auf zwei Seiten, vielleicht in zwei Zeilen zuſammenfaſſen könnten, brauchen feſte, große Maſſen, um die Schwere ihrer Rieſengedanken zu ſtützen. Als Souveräne der Kritik, denen das ſchwierige Amt zugefallen, das Chaos der Geſchichte zu entwirren, verlangen ſie hohe Prärogativen, welche eine ſo große Verantwortlichkeit nothwendig macht, es muß ihnen erlaubt ſein, nach Gutdünken und Belieben den Dingen Namen und Charakter anzuweiſen.

Leider hängen ſich die Epochen nicht ſo in einander, daß ihre Verkettungen leicht zu erkennen ſind; die Thatſachen der Geſchichte und die Werke der Kunſt kommen nicht ſo abgebrochen und ſtückweiſe zu Tage, daß jene kühne und abfertigende Methode uns dieſelben auf plauſible

Weise entziffern und herausstellen kann. Wenn man den lebendigen Organismus der Kunst auch in lauter kleine Stücke geschnitten und an jedes einzelne Stück eine Etikette geklebt hat, so ist man doch weit entfernt, ein gesundes, untrügliches Urtheil zu haben, wie geschickt und rein auch die Schnitte gemacht, wie glücklich auch die Abtheilungen und Unterabtheilungen benannt sein mögen. Wir glauben, man thäte besser daran, ganz einfach zu sagen, wie die Dinge in der Kunst sich gestalten; die anspruchslose Beobachtung und Betrachtung würde immer noch viel Anziehendes und Lehrreiches darbieten: denn es wäre doch gewiß kein langweiliges Schauspiel und keine fruchtlose Forschung, wenn man die unermeßliche Ineinanderwicklung der Kunst aller Völker und Jahrhunderte verfolgte und die allmälige Durchdringung zweier sich gegenüberstehender Kunststyle und Kunstprinzipien an denselben Schulen, Werken und Künstlern nachwiese. Jedermann würde einsehen, daß die eifersüchtigen, lokalen, engen und strengen Formeln von jeher unfähig waren, die Kunst zu erklären und zu befruchten, daß die Kunst nichts Absolutes und Unveränderliches hat, als ihre Wesenheit, und daß ihre Form, seitdem der Mensch das alte Joch abgeschüttelt, ewig relativ und unveränderlich sein mußte. Wenn man die gegenseitigen Dienste und Hindernisse, welche sich das Mittelalter und die Renaissance wechselsweise geleistet und in den Weg gelegt haben, sorgfältig prüfen und genau constatiren wollte, so würde sich herausstellen, was von den Motiven, Intentionen und absoluten Regeln zu halten ist, welche eine fromme Kritik hineinlegt: es würde sich finden, daß die blühenden Kunstschulen aller Länder weit entfernt waren, ausschließlich zu

Werke zu gehen und sich auf reine Abstraktionen zu stützen, sondern ebensowol durch Verhältnisse und Sympathien, als durch Prinzipien entstanden und daß die tüchtigsten Kunstwerke Kinder alter Gewohnheiten und glühender Neuerungen sind. Und wenn dem so ist, welch angenehmeres, lohnenderes Studium gibt es, als an jedem bedeutenden Monumente der Kunst zu untersuchen, bis zu welchem Grade die Erinnerungen der Vergangenheit und die Ahnungen der Zukunft sich darin verschmelzen oder bekämpfen! Viele Dinge, woran man gar nicht denkt, würden sich so von selbst erklären; und vieles Andere, welches man ganz gut kennt, aber wenig beachtet, würde die Aufmerksamkeit erregen. Es wäre doch wahrlich kein undankbares, für die Geschichte und Theorie der Kunst unnützes Bemühen, die Anfänge und die allmälige Ausbreitung aller Kunstschulen zu zeigen, welche damals in den verschiedensten Ländern, aber um dieselbe Zeit, unter den verschiedensten Umständen, jedoch aus derselben Veranlassung errichtet wurden.

Von dem Augenblicke an, wo der lange gebändigte und ungeduldig seiner Höhe zueilende Geist des Mittelalters durch seine eigene Fülle verkündet, daß die Tage seines Verfalls im Anzuge sind, würde man bereits den Genius der Renaissance auftauchen sehen. Aus ihrer naiven Verknüpfung und unter ihrem gegenseitigen Einflusse erstanden zweifelsohne schöne, jungfräuliche Kunstwerke, aber in denen schon die Glut der Begierden brennt und der Keim künftigen Zwiespaltes ausgesäet ist. Kaum hatte Gregor VII. durch sein muthiges Betragen und sein unerschütterliches Gottvertrauen bewiesen, daß das Werk des Katholicismus erfüllt war und daß die Idee, welche seit

Konstantin die Welt bewegte, völlig gesiegt habe, als schon die erste Morgenröthe der Renaissance angebrochen. Der alte Buschetto baute seine Basilika nicht lange nach dem Jahre 1000, als Azo und die übrigen Normannen ihre Kathedralen entwarfen. Es war damals eine große Bewegung auf Erden, welche sich überall bemerklich machte: in Italien, Spanien, Frankreich und Deutschland hatte derselbe Funke in der Geisterwelt gezündet. Die starken, lange zusammengepreßten und erschlafften Triebfedern der Kunst bekamen wiederum neues Leben, und das naive Geständniß der menschlichen Persönlichkeit und das erwartungsvolle Verzichtleisten auf Routine bereiteten den Aufschwung vor, welchen die Kunst von nun an nehmen sollte. Im Norden und Süden fing man an, das Geleise der alten byzantinischen Kunst als abspurig zu verwerfen, und wollte nicht länger bei Kunstwerken stehen bleiben, welche vielleicht vorzüglich nur deshalb anonym waren, weil es ihnen an Begeisterung und Originalität fehlte. Im Norden und Süden brach sich die Kunst neue Bahnen, entrang sich den brutalen Nothwendigkeiten, befreiete sich von unförmlicher, geschmackloser Pracht, verließ sich mehr darauf, die Harmonie durch Nachdenken und Berechnung zu finden, und ließ der Persönlichkeit und Individualität freieren Spielraum, um eine bestimmte Physiognomie zu erlangen. Die Kreuzzüge kommen darüber zu und beschleunigen Alles: man behält von der Vergangenheit Alles, was man retten will und kann; die Zukunft ist in die Welt eingetreten. Das Mittelalter zürnt und sträubt sich später vergebens gegen das neuaufgehende Licht der Renaissance und gegen das gewaltige Treiben des neuen Kunstlebens in den noch nicht gebrochenen For-

men einer untergehenden Zeit: die Renaissance hat sich bereits überall eingenistet und selbst in den Werken, welche das Mittelalter für die reinsten und innigsten ausgegeben hat, erkennt der aufmerksame Forscher die Spuren der Renaissance.

Uebrigens welche Kunst war je ausschließlich dem Christenthume eigen und entsprach allen Bedingungen, welche ihr der Katholicismus auferlegt haben soll, wie viele moderne Kunsthistoriker behaupten? Wir hören schon die Antwort; aber wir haben auch wiederum eine Gegenfrage bereit. Wir theilen von ganzem Herzen und mit gutem Gewissen die Bewunderung für die Meisterwerke einer Kunst, welche eine frivole Vergangenheit bei Seite geworfen und verächtlich mit dem uneigentlichsten Namen getauft hat. Die Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, besonders die französischen Philosophen und Kunsthistoriker hatten die Modeansicht verbreitet, wonach man alle Jahrhunderte vor der Reformation mit dem Beinamen der finsteren bezeichnete und alle Kunstprodukte vor dem sechzehnten Jahrhunderte gothisch, d. h. barbarisch nannte. Ihre Jünger, die nunmehr fast gänzlich ausgestorbene Generation der Gebildeten, hatte diese Ansicht gleichsam mit der Muttermilch eingesogen, und da, wenn das Haus einmal mit dem Kalk der Bildung beworfen ist, an kein weiteres Bauen mehr gedacht wird, so war jede Belehrung hierüber vergeblich. Seit 30 Jahren etwa hat aber eine gründliche Quellenforschung den Gelehrten und Kunsthistorikern die Wahrheit wieder enthüllt: letztere sind inne geworden, daß ihre Vorgänger die Kunstwerke der Vorzeit mit allzu großer Seichtigkeit und Erbitterung beurtheilt und zertrümmert hatten. Sie warfen sich mit dem ersten

hitzigen Eifer von Neubekehrten auf das Studium des Mittelalters und durchwühlten seine alten Kunstdenkmäler, Legenden, Chroniken u. s. w., um sich zu überzeugen, ob es denn wirklich so sei, daß in jenen finsteren Zeiten nur kindischer Aberglaube und rohe Barbarei geherrscht; und sie entdeckten mit Staunen und Unwillen, daß die Kunstkritik und Philosophie über die Schnur gehauen, oft geirrt und noch öfter gelogen hatten. Man war der Ansicht, die Menschheit könne mit dieser Erbschaft „der Nacht des Mittelalters" immerhin zufrieden sein und Mancherlei davon aufbewahren, wenn sie auch in Berücksichtigung der ungehemmten Ausdehnung ihrer Culturfortschritte auf das Meiste Verzicht leisten müsse. Der gothische Kunststyl, welcher zum Gespött geworden war, wurde wieder in seine alten Rechte eingesetzt und als eine erhabene Schöpfung des christlichen Geistes anerkannt.

Es ist eine müßige Frage, ob das Christenthum oder das Alterthum mehr in der Kunst geleistet habe; es ist lange genug darüber hin und her gestritten worden und das Christenthum ist dabei nicht am glimpflichsten weggekommen. Soviel steht jedoch fest, daß es gegenwärtig in Paris nur noch eine sehr kleine Anzahl von Archäologen und Kunsthistorikern gibt, welche die Meinung zu vertheidigen wagen, die der berühmte Quatremère de Quincy in dem ersten Bande seiner „Lebensgeschichten berühmter Baumeister" mit trockenen Worten ausspricht: „Wir lassen keine andere Baukunst gelten, als die, welche ihren Ursprung, ihre Fortbildung, ihre Gesetze, ihre Theorie und Praxis den Griechen verdankt." Wenn ich nicht irre, ist Herr Oberbaurath von Klenze in München derselben Meinung.

Die jüngere Generation in Frankreich, welche die Vorurtheile und den Haß ihrer Aeltern des achtzehnten Jahrhunderts nicht geerbt hat, ist leider ins Extrem, in einen unbedingten, fast carikaturartigen Enthusiasmus für die Kunst des Mittelalters gefallen. Die gothische Kunst hat den Norden Europas mit ihren Wunderwerken besäet, welche Niemand, oder höchstens sehr Wenige mit gleichgültigem Auge betrachten und sehr Viele tief fühlen und verstehen; allein entspricht die gothische Kunst allen literarischen und dichterischen Uebertreibungen und Ergüssen, wodurch die Herren Michelet, Montalembert und ihre Nachbeter in Frankreich, wie ihre Vorkämpfer in Deutschland sie zu erklären und zu erläutern suchen? Hat die gothische Kunst alle die frommen Vorschriften und geistlichen Intentionen erfüllt, welche man daraus entnehmen will? Weil diese Kunst ausdrucksvoll war und Herz und Gemüth anregte, folgt daraus, daß sie in Schranken gehalten und gezügelt wurde? Weil sie mit ihren Werken oft eine große Tiefe und sinnreiche Bedeutung verband, folgt daraus, daß sie an unverletzliche, unüberschreitbare Symbole gebunden war? Weil sie eine auffallende Eigenthümlichkeit und Originalität an den Tag gelegt hat und in schöpferischer Schnelle emporgeblüht ist, folgt daraus, daß sie nichts von der Vergangenheit geerbt hat und ihre Form durch ein Wunder ins Leben getreten ist? Wir können diese Fragen unmöglich bejahen; die gothische Kunst scheint uns ohnehin noch groß und bewundernswürdig; wir sind vielmehr geneigt, gerade das Gegentheil anzunehmen. In unseren Augen ist die gothische Kunst eine Ausgeburt der Freiheit und Würde, welche die christliche Religion der menschlichen Individualität übertragen

und vindicirt hat. Und ich begreife nicht recht, warum ihre Freunde so blind und unbesonnen handeln, und aus ihr die lamentable Ansicht ableiten wollen, das Christenthum habe das trostlose heidnische Fatalitätssystem der Unveränderlichkeit und des ewigen Stillstandes fortgesetzt, an dessen Untergang bereits die griechische Kunst und Philosophie, die römische Brutalität und Sittenverderbniß gearbeitet hatten. Das Christenthum hat doch wahrhaftig nicht den Krebsgang eingeschlagen: es scheint uns hingegen, als wenn es schrankenlose Bahnen geöffnet und den Künstler und die Kunst zu einer vollständigeren unabhängigeren Thätigkeit berufen und mit Allem belohnt habe, was mit soviel Mühe und Anstrengung errungen; es kann unmöglich seine Absicht gewesen sein, die Domäne der Menschen und der Kunst zu verengern und beiden zuzumuthen, jedes Erbtheil der Vergangenheit abzulehnen und jede antike Tradition zu verleugnen. Es thut nichts zur Sache, daß das Christenthum lange, lange Zeit zu seinem Vorhaben und Werke der Befreiung gebraucht, daß es eine Menge Schwierigkeiten erfahren und in Zugeständnisse gewilligt und sich nachgiebig gezeigt hat. Sein anfänglicher, begründeter Unwille gegen die aus einer profanen Quelle fließenden Reichthümer, die Sorgfalt und Vorsicht, welche es angewandt hat, um den Gebrauch dieser Reichthümer zu veredeln und zu reinigen, und selbst die spätere Vernachlässigung dieser Vorsicht haben aller Wahrscheinlichkeit nach zu der Bestimmung beigetragen, welche das Christenthum erfüllen sollte, nämlich die alte Welt, welche sich nicht mehr vom Fleck bewegen konnte, weiterzuführen, zu säubern und auf die Nachwelt zu bringen. Muß man die rastlose, unausgesetzt vermehrte Aneignung aller Materialien,

Kenntniſſe, Ideen und Tendenzen der Vergangenheit nicht als eine hohe Weisheit des Chriſtenthums in allen ſeinen Phaſen anſehen? Iſt ihre ſtets innigere Verſchmelzung und harmoniſchere Verknüpfung, ihr ſtets freieres Ineinanderſchlingen und ihr auf eine immer höhere Moral und Bildung baſirtes Zuſammenfügen nicht grade das, was das Chriſtenthum zu allen wichtigen Epochen für die Zukunft gethan hat? Mir wenigſtens kommt es ſo vor, daß alle bisherigen Fortſchritte und Umſchwünge in Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben, welche unter dem glorreichen Einfluß chriſtlicher Ideen geſchehen, in dieſem Sinne gedeutet werden müſſen. Die berühmteſten, unvergänglichſten Denkmäler, wie die Sophienkirche in Konſtantinopel, die Markuskirche in Venedig, das Strasburger Münſter, Santa-Maria-del-Fiore in Florenz, die Peterskirche in Rom, ſind ohne alle Zwangsvorſchriften aufgeführt worden: die Künſtler durften dabei alle Kunſtmaterialien und Kunſtprinzipien benutzen, wie es ihnen gefiel. In jeder dieſer kühnen Bauten dachte der Kunſtgenius ſein Werk ganz vollendet, der Vergangenheit Alles geraubt und der Zukunft nichts übrig gelaſſen zu haben. Der Kaiſer Juſtinian, ſagt man, glaubte auf dem Bauhofe der Sophienkirche Engelſtimmen zu hören, welche ihn bei der Unentſchloſſenheit ſeiner Architekten mit Rath unterſtützten. Und wie die Sophienkirche gleich einem erſten, inbrünſtigen Gebet an den Schöpfer, ihre unſicheren, gewagten Kuppeln höher in die Luft wölbte, als der genau abgemeſſene, berechnete Dom des Pantheons, ſo vernahm der Kaiſer, (die ernſthafteſten Zeugen verſichern es,) abermals Engelſtimmen, welche ihm zuriefen: „Sei gebenedeit, frommer Kaiſer, du haſt Salomo beſiegt!“

Wenn nun aber alle Kunstformen nach einander sich für berufen hielten, rein abzuschließen und sich nicht gescheut haben, jeden weiteren Fortschritt für unmöglich und jede fernere Hoffnung für eitel zu erklären, darf man da wegen dieser thörichten, vermessenen Ansprüche unaufhörlich von lasterhaften Richtungen und gefährlichen Lockungen des Geistes und von sträflicher Hinneigung des Menschen zur Form sprechen? Die Schriftsteller, welche solches thun, werden mehr vom Religionsgefühle, als vom Kunstgefühle dazu angetrieben; denn sie leben der Hoffnung, das Studium der Kunstmonumente des Mittelalters werde den Glauben des Mittelalters wieder erneuern. Die fromme Seite dieses Bestrebens respektiren wir aufrichtig; jede Sache und Meinung schätzt ihre Bedürfnisse, und da die christliche Religion in den Tagen ihrer Kraft und Fülle der ganzen Welt von ihren Reichthümern abgegeben hat, so ist es nicht mehr wie billig, daß ihr irgend Jemand in den Tagen ihrer Schwäche und Armuth wieder etwas von dem verschenkten Gute zurückgibt. Aber jedes Ding hat sein Maß, und man kann doch nicht geduldig mit ansehen und anhören, daß halbgelehrte und halbreligiöse Aesthetiker das Gebiet der Kunst beschränken und die Kunst selbst schimpflich verschneiden und zur Selbstentleibung auffodern. Es wäre von ihrer Seite ein übermenschlicher Aufwand von blühender Beredtsamkeit und einschmeichelnder Dialektik erfoderlich, um die Kunst und katholische Kirche zu bewegen, sich von ihnen ins Schlepptau nehmen zu lassen. Die Kunst wird doch nicht allein zurückschreiten und sich mit vergilbten Formen bekleiden wollen, während alles Uebrige in unserer Zeit voranschreitet und die Formen der Vergangenheit abstreift; und die ka-

tholische Kirche wird nie vergessen, daß sie mit gleicher Seelenruhe und Heiterkeit zu jeder Zeit die frommen und freien Arbeiten ihrer Kinder eingesegnet hat: es wird ihr stets erinnerlich bleiben, daß unter dem Architrav der heidnischen Basilika ihre Päpste und Concile Konstantin dem Großen und der Welt die Allgegenwart Gottes offenbart haben; daß aus dem Portal eines griechischen Tempels einer ihrer heiligen Bischöfe den großmächtigen Kaiser Theodosius ausstieß; daß sie unter dem romanischen Rundbogen ihren ältesten Sohn Klodwig taufte und Karl den Großen zum abendländischen Kaiser salbte; daß sie unter den Spitzgewölben der gothischen Münster und Kathedralen die Völker über den schlimmen Ausgang der Kreuzzüge tröstete und daß sie endlich unter einem Dome der Renaissance den Bannfluch gegen Luther aussprach.

Alle diese Kunstwerke, die byzantinischen und römischen Basiliken, die romanischen und gothischen Thürme, und die Doppelkuppeln der Renaissance, sind aus einer und derselben Quelle geflossen, und es ist ein thörichtes Beginnen, sie einerseits durch christlichen Spiritualismus, andererseits durch heidnischen Materialismus erklären zu wollen.

Standen die Kunstschulen im Süden und Norden nicht zu gleicher Zeit unter demselben Schutz und demselben Einfluß? Obschon sie verschiedene Formen angenommen, obschon die Umstände, die bereits vorhandenen Materialien und der den Völkern eigenthümliche Geist ihre Werke mannichfaltig gestaltet, so haben sie dieselben nichtsdestoweniger einem einzigen Glauben geweihet. Man darf daher nicht nach systematischem Belieben aus der Erbschaft der Kunst dieses oder jenes herausnehmen, um es hierhin

oder dorthin zu vertheilen. Die wahren Kunstfreunde würden zu viel dabei verlieren. Es ist im Gegentheil viel besser, die Verwandtschaftsbande und Familienähnlichkeiten aufzusuchen. Dieses Studium ist viel verständiger, erfreulicher und bringt eher auf den Grund der Dinge und verschafft eine nicht minder klare Anschauung der Oberfläche. Man würde eine ergiebige Ader im Bergwerk der Kunstgeschichte öffnen, wenn man Untersuchungen darüber anstellte, was die Bestrebungen der gothischen Schüler Frankreichs und Deutschlands mit den Prinzipien und Tendenzen der neu erblühenden Schulen Italiens gemeinschaftlich haben. In den Monumenten aller Art, welche sie uns hinterlassen haben, gibt es andere Dinge zu vergleichen als die Daten der Erbauung, und welche noch viel mehr das gemeinsame Band beweisen, das sie verknüpft und welches man heutzutage mit großem Unrecht zum Nachtheil der italienischen Schulen zerreißen würde, wie man es im vorigen Jahrhundert mit großem Unrecht zum Nachtheil der gothischen Schulen zerrissen hat. Das Andenken der byzantinischen Schule, die Ueberlieferung der Materialien der alten Welt, die wunderlichen, kapriziösen Kunstbeiträge der Orientalen und Araber, den alten Glauben und den alten Brauch, das moderne Zweifeln und das moderne Streben nach Freiheit, welches bald mit klarer Erkenntniß, bald in dunklem Sehnen hervortritt, — alles Das suche man in jenen Werken, welche der Tod einer abgelebten Bildung und die Geburt einer neu entstehenden Zeit eingegeben haben: wer aufrichtig sucht, findet das Angedeutete darin: denn es ist so gut in den venezianischen, pisanischen, florentinischen Werken des zwölften Jahrhunderts, in den Basiliken, Baptisterien und

Glockenthürmen des Marco Giuliano, Buono, Bonanno und des Meisters Guglielmo, als in den Thürmen, Spitzen und Kirchen von Saint-Denis und Chartres; es ist so gut in den toskanischen Werken des Marchione von Arezzo und Fuccio von Florenz, als in den französischen Werken des Robert von Luzarche und Hugues Libergier, so gut in dem Campo Santo des Niccola von Pisa, als in der Pariser Heiligenkapelle des Pierre von Montereau, und in den gleichzeitigen Bauten des Erwin von Steinbach und Arnolfo di Lapo.

Aus allen diesem aber erhellt, daß diejenigen, welche die Kunstepoche der Renaissance, d. h. der auf freie Nachahmung und Benutzung antiker Vorbilder und Materialien begründeten neuen Kunstweise, ins sechszehnte Jahrhundert verlegen, einen starken Irrthum begehen und einen großen Misbrauch mit Worten treiben. Die erste Regung der Renaissance geht wenigstens bis ins dreizehnte Jahrhundert zurück. Die neuere Kunst lebte wieder auf zu den Zeiten Cimabue's, Giotto's und der alten Meister von Pisa, Siena und Venedig: sie lebte wieder auf, d. h. sie war auf eine Stufe gediehen und herangebildet, wo sie Alles beisammen hatte, was sie brauchte, um weiter fortzuschreiten. Cimabue, Giotto, Arnolfo di Lapo, Niccola von Pisa, Orcagna und alle ihre unmittelbaren Nachfolger, welche man gewöhnlich zu den rein katholischen Künstlern rechnet, halfen sich sehr viel mit dem Studium und der Nachahmung der Antike. Und nachdem diese Basis der Nachahmung und des Studiums der Antike in der primitiven Schule einmal festgestellt war, so folgte daraus die ununterbrochene Reihe der ferneren Kunstfortschritte bis zu ihrer höchsten Ausbildung im Anfang des sech-

zehnten Jahrhunderts. Wie ist es nur möglich, zu behaupten, daß diese primitive katholische Künstlerschule in einer heiligen Unbeweglichkeit verharrt habe, da es doch erwiesen ist, daß Niccola von Pisa und Giotto besonders nach der Natur arbeiteten? Das Studium des lebendigen Modells zwingt und gewöhnt und schmeidigt die Hand zu sehr, als daß man lange bei der herkömmlichen, durch Tradition geheiligten und überlieferten Nachahmung stehen bleiben sollte. Die Porträtirkunst, und Giotto hat bekanntlich eine große Anzahl Porträte hinterlassen, ist schon nichts weniger als rein katholisch, sondern durchaus progressiv; und man kann es nicht laut genug sagen: die christliche, moderne Kunst ist wie die griechische, antike Kunst aus dem Gefühl des menschlichen Stolzes, aus dem Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit entsprungen. Bei der griechischen ist es ziemlich klar: die unheimlichen Sagen der hellenischen Welt verkünden es deutlich genug. Trotz der vielen dazwischenliegenden Jahrhunderte hören wir noch ganz vernehmlich das Grollen der erzürnten griechischen Priester, welche die ersten Versuche der individuellen Emancipation und des Fortschritts mit Schreckbildern und Drohungen verfolgen und verfluchen; überall, wo die altgriechische Geistlichkeit ihren angemaßten Charakter ewiger Fortdauer und Beständigkeit erschüttern sieht, schreckt sie die Uebertreter ihrer unwandelbaren Gesetze mit dem Phantom des Geschicks und des Fatums. Der verwegene Künstler, welcher sich gegen den Cultus der Ruhe und des Todes auflehnt, welcher die Minerva, den Genius des Studiums und der Civilisation um etwas Anderes anruft, kurz welcher in seinem Uebermuthe den Göttern nahe treten und

sie nach seinem eignen Bilde formen will, muß sein kecke Unternehmen bereuen und wird in seinen Erwartungen getäuscht. Prometheus muß in Fesseln an demselben Felsblock verbluten, welchen er durch das Machtgebot der Kunst umgestalten wollte: ewige Qual frißt ihm die Leber ab und zum Lohne seines voreiligen Strebens verbreiten sich die trügerischsten Illusionen, die grausamsten Enttäuschungen über die Erde, nämlich Neugierde, Phantasie und Einbildungskraft; die Zauberin Pandora säet sie aus zur Rache der Götter und zur Strafe der Menschen. Orpheus büßt sein Genie durch die heilige Wuth, welche er ins Leben gerufen und geweckt hatte; Phaethon, ein anderer Sohn Apollo's und der Musen, stürzt zu Boden geschmettert nieder, weil er mit dem Sonnenwagen der Aufklärung und Dichtkunst beinahe die ganze Welt angesteckt hätte; übermäßiger Geistesschwung stürzt ebenfalls den jungen Ikarus, den Sohn des Architekten Dädalus, welcher bereits wie der Bildhauer Prometheus bestraft und für seine neuen und sinnreichen Werke in Fesseln gelegt worden war. Unter der dünnen Hülle dieser altgriechischen Fabeln und Legenden ist die Wahrheit nicht zu verkennen; hinter ihrem durchsichtigen Schleier lesen wir, wie große, unermeßliche Anstrengung und heroische Gesinnung nöthig war, um die Bahnen zu ebnen, welche der Menschengeist heutiges Tags in Ruhe und Sicherheit zurücklegt.

Cimabue ist aber für die christliche Kunst nichts Anderes als der moderne Dädalus, d. h. der direkteste und kräftigste Repräsentant jenes individuellen Gefühls und Strebens, welches die Geister seiner Zeit und seines Vaterlandes beseelte. Seine hohe Geburt, sein stolzer Charakter, seine einflußreiche Stellung, seine frühzeitige Reife,

Alles bestimmte ihn dazu. Der edle Junker von Florenz wollte kein gewöhnlicher Arbeiter sein, wie die anderen griechischen und italienischen Arbeiter, zu denen ihn Neigung und Geschmack hintrieben. Die moderne Kunst, wir wiederholen es, ist aus einem Anflug von Stolz hervorgegangen: die unausbleibliche Folge davon war der Wetteifer, und durch den Wetteifer wurde der Fortschritt möglich, d. h. das Verzichten auf die byzantinische Kunsttradition, auf die nicht grade absolut, positiv vorgeschriebene, sondern relativ hergebrachte und durch Ueberlieferung geheiligte Form. Mir ist es daher unerklärlich, wie die katholischen Kunsthistoriker den Cimabue, den ersten Abtrünnigen von der byzantinischen Schule, zu ihrem Chorführer auserwählen und alle verstockten Sünder, welche nach Cimabue wie die Pilze hervorschießen, unter ihre Heiligen versetzen können. Mich dünkt, daß sie damit einen groben Verstoß begehen, welchen, soviel ich weiß, noch Niemand gerügt und aufgedeckt hat.

Cimabue eröffnet die Reihe der alten Meister, welche das Werk der Renaissance begannen; jeder davon hat in der zweiten Kunstperiode seinen Doppelgänger und Fortführer: Giotto den Masaccio, Stefano den Uccello, Arnolfo di Lapo den Brunelleschi, Antonio den Giovane Bellini, die Meister von Siena den Fiesole, Benozzo Gozzoli den Perugino; bis endlich Correggio, Leonardo da Vinci, Tizian, Raphael, Michel Angelo, Bramante und Donatello die Kunst auf den Gipfel der Vollendung brachten. Die im Laufe der Zeiten entstandene, aus der Culturgeschichte hervorgegangene Kunst ist nie ein beharrlicher Zustand, wie die an der anschießenden Masse bereits erlangte Form des Krystalls, noch schwingt sie sich wie ein

Phönix in plötzlicher Verjüngung aus dem Staube empor; nein! sie hat wie jedes Lebendige einen unmerklichen Ursprung, einen langsamen Wachsthum, einen glänzenden Augenblick der Vollendung und eine stufenfällige Abnahme; sie ist das nach stetem Umwandeln ringende Gebilde der sich entfaltenden Pflanze, in Werdelust hineilend nach der Blütenzeit, und von da ab sich neigend, um, von eitlem Streben erschöpft, nach Ruhe verlangend, in der Verwesung Schoos zurückzusinken und sich von Neuem zu befruchten. Dies ist der Gang und Lauf aller Entwicklung nicht nur im Reiche der Natur, sondern auch im Gebiete der Wissenschaft und Kunst, und was soll hier des Menschen Klügeln?

V.

Spanien in der ersten Periode seiner Abhängigkeit von Frankreich unter dem Stifter der neuen Dynastie Bourbon-Spanien.

Von

F. W. Schubert.

Digitized by Google

Digitized by Google

Als ich im letzten Jahrgange der nunmehr abgeschlossenen Reihefolge dieses Taschenbuchs Spaniens trostlosen Zustand unter den letzten Regenten aus dem Hause Habsburg darstellte, deutete ich schließlich bereits an, daß ich den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen gedächte, um für dieses Land die ersten Regierungsjahre unter dem Begründer des neuen Königsstamms näher zu beleuchten. In allen Zweigen der Verwaltung zerrüttet, in zurückschreckender Erschöpfung seiner reichen und vielfachen Kräfte befand sich zwar schon dieser Staat, als der neue Dynastienwechsel vor sich ging: und leider welche Rettung wurde ihm gewährt! Die gegenseitigen Beziehungen zwischen den verschiedenen Ständen und Provinzen und der königlichen Familie waren unter Karl II. schon sehr aufgelöst, der Nationalstolz Spaniens hatte selbst unter den schmählichsten Bedingungen des Auslandes sich gebeugt: aber während des Erbfolgekriegs trat bei der bedeutungslosen Persönlichkeit beider Thronbewerber zuletzt eine völlige Gleichgültigkeit bei dem spanischen Volke ein, von welchem Fürsten es zuletzt beherrscht werden würde. Erbitterung gegen die einzelnen Ausländer zeigten die Spanier überall, aber sie steigerte sich nicht zum enthusiastischen und zerschmet-

ternden Hasse der Fremdenherrschaft. Der Ausländer siegte und wurde besiegt auf dem spanischen Boden, doch immer war es wieder ein anderer Ausländer, welcher die Entscheidung herbeiführte. Wie bei vieljähriger Dauer dieser vernichtenden Zustände das spanische Volk physisch und moralisch verdorben wurde, wie Verrath und Feigheit einerseits, wie Schlaffheit und selbstverschuldete Verarmung andrerseits so allgemein hervortraten, daß selbst die strafende Schmach der öffentlichen Meinung sie nicht mehr traf, wird in der vorliegenden Darstellung als ein trauriges Ergebniß sich geltend machen.

Dem Tode des Königs Karl II. (1. November 1700) waren bereits zwei neue Theilungsverträge vorausgegangen, welche die damaligen Großmächte Europas über die spanische Monarchie in und außerhalb dieses Erdtheils mit einander zu verabreden geneigt waren, ohne auch nur im mindesten die dabei betheiligten Regierungen und Cortes zur Mitberathung zu ziehen. Zur Behauptung des politischen Ansehens fehlten der spanischen Macht die Mittel und der Wille: Grund genug für die übrigen Mächte, über Spanien unter den damals obwaltenden politischen Verhältnissen als über eine glücklich gewonnene Beute zu freier Vertheilung zu verfügen. Zwar hatte der kaiserliche Botschafter Graf von Harrach im September 1697 die einflußreichsten Häupter der beiden entgegengesetzten Parteien am spanischen Hofe auf eine kurze Zeit zu vereinigen gewußt, indem er die Aussöhnung der Königin Maria Anna und ihrer vertrauten deutschen Rathgeber mit dem Cardinal Portocarrero, Erzbischof von Toledo und Primas von Spanien, vermittelte. Dadurch gelang es den entschlußlosen König Karl II. von beiden Seiten zu dem

entschiedenen Schritte einer testamentarischen Verfügung *) über Spanien zu treiben, indem er den Erzherzog Karl, den zweiten Sohn des Kaisers Leopold, seinen nächsten Agnaten vom Hause Habsburg, zum Erben der ungetheilten spanischen Monarchie ernannte (14. November 1697). Aber auch nach diesem vortheilhaften Schritte erschien es durchaus nothwendig, daß der Erzherzog Karl augenblicklich mit einer Heeresmacht von 12,000 Mann nach Spanien abgesandt wurde, um den Franzosen, die noch Barcellona behaupteten, das Gegengewicht zu halten. „Denn," schärft Graf Harrach in jeder Depesche aus dieser Zeit mit den lebhaftesten Farben ein, „Spanien ist von allen menschlichen Mitteln entblößt, ohne Einigkeit und Entschluß im Ministerium, ohne Truppen, ohne Schiffe, ohne Geld." Inzwischen theilte leider auch der kaiserliche Hof ähnliche Bedürfnisse und verzögerte deshalb unter allerlei kleinlichen Vorwänden die Absendung des Erzherzogs und der Truppen. Die Politik des wiener

*) Für die fernere Sammlung von Stoff zu der Ausarbeitung der diplomatischen Memoiren über den spanischen Erbfolgekrieg hatte Mignet im Frühjahr 1838 den französischen Arzt Duflot nach Madrid gesandt. Diesem gelang es unter vielen herbeigeschafften Aktenstücken für diesen Krieg, im Juli 1838 das lange vergeblich gesuchte ältere Testament des Königs Karl II. zu Gunsten des Erzherzogs Karl zu finden. Es war unter der gewöhnlichen Formel Yo el Rey mit dem Namenszug des Königs bestätigt, und enthielt die Bestimmung, daß jede später von ihm zu treffende Abänderung als null und nichtig zu erachten sei. Es folgen darauf die Unterschriften des Staatssekretärs für die auswärtigen Angelegenheiten Ubilla y Medina, des Cardinals Portocarrero und des Admirals von Castilien Don Juan de Cabrera. Das Testament ist vom 14. November 1697 datirt.

Cabinets versagte sich selbst die verkehrtesten Entschuldigungsgründe nicht, sogar das Vorhandensein lutherischer Soldaten im kaiserlichen Heere mußte dazu dienen, weil diese den rechtgläubigen Spaniern zu großen Anstoß geben und gegen den kaiserlichen Prinzen einnehmen würden.

Unterdessen versäumte der neue französische Botschafter Marquis d'Harcourt keine Gelegenheit, die von seinem diplomatischen Rival mühsam zu Stande gebrachte Vereinigung beider Hofparteien für das kaiserliche Interesse wieder aufzulösen. Der hochfahrende Stolz des Cardinals Portocarrero hatte nur zu bald die nach allein herrschendem Einflusse strebende Königin Maria Anna verletzt. Sie zeigte sich den französischen Bestrebungen bald nicht mehr abgeneigt und schien ganz für Ludwig XIV. gewonnen, als ihr Beichtvater Gabriel und ihre Hofdame Frau von Berlepsch mit 50,000 Kronen bestochen und die Eitelkeit der letzteren noch außerdem mit einer entfernten Aussicht auf ein eignes Fürstenthum in den Niederlanden gereizt wurde. Ließ sich doch die kühn wagende diplomatische Kunst des Marquis d'Harcourt selbst bis zu der frechen Eröffnung gegen die Königin verleiten, daß sie durch Begünstigung der Wünsche des Bourbonischen Hauses für sich selbst bei dem bald zu erwartenden Tode ihres königlichen Gemahls den Weg zu einer neuen Vermählung mit dem Dauphin einschlagen könnte. Aber auch der Cardinal Portocarrero blieb den Schmeicheleien des französischen Botschafters nicht lange unzugänglich, und dieser kannte zu gut seinen Vortheil, um nicht mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln die von dieser Seite mindestens sehr gefährliche Opposition aus dem Wege zu räumen und auf die entgegengesetzte Richtung, gegen die nur

fodernden und nichts gewährenden Vertreter des Erzherzogs Karl hinzulenken. Ein glücklicher Umstand begünstigte ihn dabei, daß in dem entscheidenderen Zeitpunkte Graf Harrach die fernere Leitung der Verhandlungen seinem ebenso unerfahrenen als überstolzen Sohne überließ. Der spanische Hof ließ es daher bald empfindlich merken, daß man der kaiserlichen Truppen in Spanien gar nicht bedürfe, ja daß man entschlossen sei, den Erzherzog nur ohne ihre Begleitung ans Land steigen zu lassen. Doch erschien eine solche zurückweisende Drohung ganz vergeblich, weil man in Wien damals an nichts weniger, als ernstlich an eine Ausrüstung einer angemessenen Expedition nach Spanien dachte, und bei allen großen Siegen der Prinzen Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen in dem Türkenkriege die dennoch durch denselben sehr erschöpften Kräfte der kaiserlichen Macht nur für den näheren sicheren Gewinn einiger Besitzungen in Italien benutzen wollte.

Indeß selbst Ludwig XIV. erachtete anfänglich den gesammten Besitz der spanischen Monarchie für einen zu zweideutigen Gewinn, um für denselben die glänzenden Resultate seiner früheren politischen Operationen aufs Spiel zu setzen. Seine Eroberungslust war durch die beiden letzten Kriege abgekühlt, und der abwechselnde Erfolg des Kriegsglücks, die vermehrte Zahl seiner Feinde und ihrer Hülfsmittel mahnten ihn zur sorgsam berechnenden Vorsicht an. Er wurde unschlüssig, ob nicht der sichere Erwerb eines Theiles der spanischen Monarchie für die Krone Frankreich, der unsicheren Aussicht auf die ganze Monarchie für einen seiner Enkel vorzuziehen wäre. Der politische Calcul entschied diesmal für die sicherste Combination, und als unverkennbare Folge davon ergab sich ein neuer

Theilungsvertrag über die spanische Monarchie, welchen Ludwig XIV. zuerst mit dem englischen Gesandten Graf Portland in Versailles verabredete und dann mit beiden Seemächten am 11. October 1698 abschloß. Weder Spanien noch der Kaiser waren dabei zu Rath gezogen und sollten nun das fertige Werk unter dem Nachdruck gemeinschaftlicher Uebereinstimmung ohne weitere Abänderung annehmen. Die eigentliche Krone Spanien nebst den davon abhängenden Ländern auf der pyrenäischen Halbinsel (nur mit Ausschluß von Guipuscoa), ferner die dazu gehörenden Inseln, die Niederlande und die außereuropäischen Colonien sollten dem Kurprinzen Joseph von Baiern, damals sieben Jahre alt, als Enkel der Margaretha Theresia, der jüngeren Schwester des Königs Karl II. von Spanien, zufallen. Zum Antheil Frankreichs waren in Erneuerung der alten Ansprüche Neapel, Sicilien, die spanischen Besitzungen auf der Küste Toscanas, Guipuscoa und das Marquisat Finale bestimmt. Dagegen sollte das mit der aussterbenden Dynastie stammverwandte Haus Habsburg-Oestreich ausschließlich mit dem Herzogthum Mailand für den Erzherzog Karl abgefunden werden. Der spanische und östreichische Hof, so gewaltsam verletzt, legten natürlich bei der ersten Nachricht davon gegen diesen widerrechtlichen Act der theilenden Mächte Einspruch ein, aber der verwickelte Zustand der damaligen politischen Verhältnisse des Kaisers trieb unvermerkt von dem gemeinschaftlichen Handeln mit Spanien zurück. Es gefiel dem wiener Cabinete bald wieder neue Verhandlungen mit Frankreich anzuknüpfen, um auf den früheren ausschließlichen Vertrag mit diesem Hofe (vom J. 1668, Jahrg. 1839, S. 315—23.) über die Vertheilung der spanischen

Besitzungen zurückzukommen. Aber diese Bemühungen wurden durch den jetzt erwachten Nationalstolz der noch einflußreichen spanischen Großen vereitelt. Die Zerstückelung ihres Staates durch fremde Mächte wurde doch von denselben als ein zu entsetzlicher Greuel verabscheut und die spanischen Gesandten in England und Holland erhielten den gemessensten Auftrag, in den stärksten Ausdrücken darüber Beschwerde zu führen. Der Marquis von Canales, welcher in London den Botschafterposten bekleidete, stellte in seinem Memoire*) das Unerhörte dieses Schrittes gegen alle Gesetze des Natur- und Staatsrechts vor. Sollten solche Handlungen fremden Staaten gegen souveraine Mächte erlaubt sein, so würde fortan keine Sicherheit mehr für Fürsten, Völker und ihre geheiligtesten Rechte und Privilegien stattfinden. Ein allgemeiner Krieg von unberechenbarer Dauer würde dadurch für ganz Europa herbeigezogen und die mannichfachsten Verbindungen des Handels und Verkehrs zwischen den befreundeten Nationen wären mit großem Verluste für die beiderseitigen Unterthanen vernichtet. Würdig wies er England auf seine eignen inneren Verhältnisse zurück, damit ein solches Beispiel nicht auch dereinst seine Interessen verletze, und behielt sich deshalb vor, dies Manifest dem Parlament selbst vorzulegen, sobald es wieder versammelt sein würde. In ähnlicher Weise erklärte sich Bernardo de Quiros gegen die Generalstaaten der Niederlande. Unterdessen hatte der Cardinal Portocarrero alle Mittel seiner geistlichen Gewalt und seines politischen Einflusses auf den König Karl II. gebraucht, um die Unzertrennlichkeit des spanischen

*) Mitgetheilt bei Lamberty, Mémoires, Vol. I. S. 21—26.

Reichs mit dem schwächsten und verbindungslosesten unter den Thronbewerbern zu vereinigen, und dadurch zugleich auch für die Zukunft ein abhängiges Werkzeug von dem alleingebietenden Klerus auf den Thron zu setzen. König Karl II. wurde daher selbst bestimmt, durch eine geheim gehaltene testamentarische Verfügung vom 14. November 1698 den Kurprinzen von Baiern gleichfalls zum alleinigen Erben aller seiner Staaten zu erklären. In demselben Testamente wurde aber auch der Königin eines völlig zu Grunde gerichteten Landes ein jährlicher Witwengehalt von 800,000 Ducaten zugesichert, während vordem in den blühenderen Zeiten des Finanzzustandes von Spanien zu solchem Zwecke niemals mehr als 300,000 Ducaten ausgesetzt worden waren. Die spanischen Cortes sollten jetzt zusammenberufen werden, um diese Thronfolge anzuerkennen, aber die Minister und namentlich der Graf von Oropesa widersetzten sich dieser Foderung, da „nach ihrer Ansicht" die Cortes nur zur Bewilligung neuer Steuern nothwendig wären, und ihre Einberufung immer das ganze Reich in Unruhe und Zwiespalt versetzte. Aber weder dieses Testament noch der Theilungsvertrag konnten zur Ausführung gelangen, weil schon nach wenigen Monaten der Kurprinz von Baiern zu Brüssel verstarb (6. Februar 1699), wo sein Vater, der regierende Kurfürst, damals als Statthalter der spanischen Niederlande seinen Hof hielt. Da das kaiserliche Cabinet jetzt nachdrücklichere Anstalten traf, der Anwendung des Testaments mindestens für einzelne Theile der dereinstigen spanischen Erbschaft entgegenzuhandeln, so verbreitete sich bald das Gerücht, was geflissentlich von Frankreich aus in Umlauf gesetzt wurde, daß der Tod des Kurprinzen von dort her durch

Gift veranlaßt wäre, und noch nach fünf Jahren spielte der Kurfürst von Baiern in einem Manifeste gegen den Kaiser (1704) darauf an. Aber dies Gerücht hatte eben so wenig Grund, als das spätere gleichmäßig gegen den französischen Hof ausgebreitete; vielmehr fanden beide darin nur ihre Veranlassung, daß die Menschen für jeden plötzlichen, wenn auch natürlichen Unfall einer politisch wichtigen Person nähere Motive aufzuspüren geneigt sind, und dabei sich nicht scheuen die betheiligten Parteien aller nur möglichen Schuld anzuklagen, oft auch sogleich in der ersonnenen Schuld ein neues Motiv zu eigenen, sonst nicht leicht zu rechtfertigenden Handlungen wahrnehmen.

Mit dem Tode des Kurprinzen begannen alsbald neue Intriguen in Madrid wieder ihren Wettlauf, in welchen jedoch der Marquis d'Harcourt, jetzt auf das genaueste mit der Behandlung der Hauptpersonen am spanischen Hofe vertraut und von seiner ebenso gewandten als intriguanten Gemahlin dabei auf das trefflichste unterstützt, einen glänzenden Triumph über seine Gegner, namentlich über den jüngeren Grafen Harrach und den englischen Botschafter Lord Stanhope davontrug. Die früher schon angewandten Mittel der reichlichsten Bestechung wurden noch nachdrücklicher fortgesetzt und durch ein neues Hülfsmittel bei dem Könige und seinen Beichtvätern mit glücklichem Erfolge verstärkt, indem man Ludwig XIV. als den eifrigsten und frömmsten Beschützer der katholischen Orthodoxie beliebt zu machen und den größten Widerwillen gegen die beiden ketzerischen Seemächte einzuflößen sich bemühte. Je hoffnungsloser der Zustand des unglücklichen Königs Karl II. wurde, je dringender er um die aussöhnenden Gnadenmittel der römischen Kirche besorgt war,

um so mehr mußten diese Einflüsterungen der französischen Diplomatie ihre Wirkung thun, besonders noch als sie vom päpstlichen Nuntius in gleicher Weise bestätigt wurden. Es kam bis zur äußersten Spannung zwischen den Höfen von London und Madrid, die beiderseitigen Gesandten wurden im September 1699 abberufen, während der französische Gesandte am englischen Hofe ganz unbekümmert um die frömmelnden Depeschen seines Collegen in Madrid ununterbrochen mit den beiden Seemächten über einen dritten Theilungsvertrag der spanischen Monarchie unterhandelte. Der Kaiser nahm auch diesmal keinen Antheil an den Verhandlungen, der spanische Hof blieb abermals von dem Fortgange derselben ununterrichtet, doch traten die Gesandten der beiden Seemächte bei der Behauptung ihrer Foderungen entschiedener auf, und Frankreich gab zuletzt nach, weil seine Diplomaten noch immer vertrauten, durch ihre unausgesetzten doppelten Bemühungen, statt des nach der Theilung ihrer Krone bestimmten Antheils, die ganze Monarchie als Erbschaft aus den Händen Karls II. sich zu erschleichen. Der Theilungsvertrag war zuerst von englischer und französischer Seite zu London am 3. März 1700, und darauf von den Gesandten derselben Mächte und den Generalstaaten im Haag am 25. März 1700 unterzeichnet *). Nach demselben wurde jetzt dem Kaiser Leopold für seinen zweiten Sohn, den Erzherzog Karl, die vormals dem Kurprinzen von Baiern bestimmte Nachfolge zugewiesen, der französische Hof gewann außer seinem früheren Antheile noch die Aussicht auf das Herzogthum Lothringen, wogegen der Fürst

*) Lamberty I. S. 96—107.

ieſes Landes durch das Herzogthum Mailand entſchädigt werden ſollte. In einem geheimen Artikel wurde beſtimmt, daß, wenn der Herzog von Lothringen in dieſen Tauſch nicht einwilligen ſollte, der Kurfürſt von Baiern oder der Herzog von Savoyen das Herzogthum Mailand zum erblichen Beſitzthum erhalten, Frankreich aber durch Navarra, das Herzogthum Luxemburg und die Grafſchaft Chiny, aber anderſeits durch das Herzogthum Savoyen, die Grafſchaft Nizza und das Thal Barcellonetta entſchädigt werden ſollte. Der Erzherzog Karl dürfe aber in keinem Falle früher als nach dem Tode Karls II. und nur nach vollſtändiger Annahme aller Bedingungen dieſes Theilungsvertrags nach Spanien abgehen. Kaiſer Leopold gab in der auf drei Monate feſtgeſetzten Zeit für ſeine Zuſtimmung gar keine Antwort, und bei wiederholtem Andringen ließ er dem franzöſiſchen und holländiſchen Geſandten in Wien durch den Grafen Harrach mündlich eröffnen, daß er von der Beſtimmung einer Theilung ganz ausgeſchloſſen ſein wolle, daß er den König von Spanien für geſund und noch ſo kräftigen Alters erachte, um ſelbſt Erben hervorbringen zu können, jedoch im unverhofften Falle des Abſterbens ſeines Schwagers und Vetters ohne männliche Nachkommenſchaft, er für das kaiſerliche Haus ſeine Anſprüche auf die ganze Erbſchaft ſich vorbehalte. Wunderbar klingt es inzwiſchen im Munde eines kaiſerlichen Miniſters, von dieſer Theilung der Löwenhaut, wie von einer unerhörten Rechtloſigkeit zu ſprechen, während ſein eigenes Cabinet dreißig Jahre vorher faſt auf dieſelben Bedingungen unter dem größten Siegel des Geheimniſſes mit Frankreich übereingekommen war.

In Spanien ſelbſt wurde die Nachricht von einem

abermaligen Verſuche eines Theilungsvertrags faſt mit noch größerer Erbitterung aufgenommen, als im Jahre 1698, aber der franzöſiſche Botſchafter wußte ſo geſchickt zu manövriren, daß der durch dieſe Verhandlung aufgeregte Zorn ganz ausſchließlich auf Holland und England abglitt und das Gewicht ſeines Einfluſſes am ſpaniſchen Hofe höher als je zuvor ſtieg. Es blieb nur noch der verwandtſchaftliche Sinn des Königs Karl für die öſtreichiſche Linie ſeines Hauſes zu bekämpfen, und dieſem arbeitete der Marquis d'Harcourt nicht gradezu entgegen, ſondern ſuchte ihn nur auf eine feine Weiſe überall zu untergraben. Bei jeder Gelegenheit bemühte er ſich die Schwäche Oeſtreichs recht grell ins Licht treten zu laſſen, die ſteigenden Gefahren für die rechtgläubige Kirche in Spanien ſtark hervorzuheben, welche Frankreichs Macht allein würdig aufrecht zu erhalten und zu beſchützen wiſſen würde. Kam es doch dahin, daß der neue ſpaniſche Botſchafter am franzöſiſchen Hofe Caſtel dos Rios bei ſeinem Abgange nach Paris vorzugsweiſe damit beauftragt wurde, bei der theologiſchen Fakultät in Paris die Aufhebung eines Verdammungsurtheils gegen eine Schrift der Maria Dagredo durchzuſetzen und für die förmliche Anerkenntniß der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria zu arbeiten. — Die Läſſigkeit des öſtreichiſchen Cabinets beſchleunigte außerdem den glücklichen Erfolg der Bemühungen des franzöſiſchen Botſchafters. Eine erneuerte Einladung des Erzherzogs Karl nach Madrid von Seiten des ſpaniſchen Hofs war in Wien abermals abgelehnt worden, theils weil die Kränklichkeit und die Jugend des Erzherzogs Karl der Ausführung dieſes Plans im Wege ſtünden, theils weil es für unpaſſend erachtet wurde, daß der kaiſerliche Prinz früher

als mit der königlichen Würde bekleidet in Spanien auftreten sollte. Inzwischen war die Verbindung des Cardinal-Erzbischofs Portocarrero mit dem französischen Botschafter immer vertrauter geworden, sodaß selbst nach dem Abgange Harcourts von Madrid (20. Mai) jener die Sache der französischen Partei als seine eigene betrieb. Der Cardinal war als Spanier durchaus für die Untheilbarkeit der Monarchie gestimmt, und dieser wandte alle Mittel seines Geistes, seiner politischen Erfahrung und seiner Geldkräfte an, um die Möglichkeit der Erfüllung dieses Wunsches nur unter der Berufung eines Bourbonischen Zweiges auf den spanischen Thron zu zeigen. Karl II. schien allerdings mit der Abnahme seiner Kräfte über die Ernennung des Thronfolgers in seinem Gewissen sehr beunruhigt zu sein: er hatte die höchsten geistlichen und weltlichen Behörden in Madrid und Neapel um Rath gefragt, er hatte sich insgeheim (durch die Sendung des Herzogs von Uzeda) deshalb an den Papst Innocenz XII. gewandt. Alles entschied nach den Informationen des Cardinals Portocarrero gegen einen Prinzen aus dem kaiserlichen Hause und begünstigte die Wahl eines Enkels von Ludwig XIV. Der König, täglich durch die greuelhafte Gefahr der Möglichkeit einer dereinstigen Verbindung seiner Staaten mit den Ketzern geängstigt, schritt endlich (2. October 1700) zu einem neuen Testamente über die Nachfolge in seinem Reiche. Dies Testament wurde zwar eigenhändig von König Karl unterschrieben, aber auch nach den jetzt bekannt gewordenen Actenstücken gewinnt man noch nicht die völlige Ueberzeugung, ob der König damals noch so viele Ueberlegung besaß, daß er wußte, was er unterschrieb. Trauriges Schicksal dieses Reichs,

mehr als einmal in den wichtigsten Angelegenheiten seiner ferneren politischen Entwicklung über sich durch Testamente verfügt und gebunden sich zu fühlen, welche von Königen ausgingen, die über das dazu nothwendige Maß ihrer geistigen Kräfte nicht mehr zu gebieten vermochten. Wer wird nicht hier wider seinen Willen an die unheilvollen testamentarischen Veränderungen der spanischen Thronfolge in dem Jahre 1830, 1832 und 1833 gemahnt!

Der größte Theil der Bestimmungen dieses letzten Testaments von Karl II. *), welchem noch ein Codicill am 5. October beigefügt wurde, ist geistlichen Inhalts. Zuvörderst wird als die wichtigste Fürsorge den künftigen Beherrschern der spanischen Monarchie anempfohlen, für die Feststellung der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria, als eines Dogmas der römisch-katholischen Kirche, bei dem römischen Stuhle Sorge zu tragen. Nächstdem verpflichtet er seine Nachfolger die Inquisition zu ehren und überall zu unterstützen, überhaupt aber jeden anderen Zweck für das Beste der heiligen Kirche zu opfern. Hunderttausend Seelenmessen werden zu seiner Rettung gestiftet, jedoch wenn er sie nicht sämmtlich bedürfen sollte, zur Seelenrettung seiner Vorgänger auf dem spanischen Throne angewiesen. Ein von ketzerischen Grundsätzen angesteckter Prinz solle niemals in Spanien zur Regierung gelangen dürfen. Der geistliche Stand solle vor allen geehrt und in seinen Privilegien und Rechten beschützt werden: doch war auch die unverkürzte Erhaltung der Landesconstitutionen der verschiedenen Reiche dem Nachfolger zur Pflicht gemacht worden. Zum Universalerben der in

*) Lamberty I. S. 191—212

keiner Weise zu theilenden spanischen Monarchie wurde Philipp Herzog von Anjou, der zweite Sohn des Dauphins und Enkel Ludwigs XIV. eingesetzt; im Falle des tödtlichen Abgangs desselben ohne Erben oder seiner Gelangung zum französischen Throne, sollte ihm sein Bruder, der Herzog von Berry, der dritte Sohn des Dauphins, in ganz gleichem Rechte folgen, und erst wenn auch dieser ohne Nachkommen verstürbe, wurde jetzt die Nachfolge für den Erzherzog Karl bestimmt, für welchen wiederum im Sterbefalle der Herzog von Savoyen zur Ergänzung ernannt war. — Für den Fall, daß bei dem Tode Karls II. der Thronfolger noch nicht in Spanien anwesend wäre, oder die Volljährigkeit noch nicht erreicht hätte, sollte ein Regentschaftsrath aus sechs Mitgliedern die Verwaltung führen, in welchem die Königin Witwe nach ihrem Belieben an den Berathungen und Beschlüssen Antheil nehmen und den Vorsitz führen konnte. Zu den sechs Mitgliedern waren durch ihr Amt der Präsident des Raths von Castillen, der Präsident des Raths von Aragonien, der Erzbischof von Toledo und der Großinquisitor bestimmt: außerdem ein Grande von Spanien und ein Mitglied des Staatsraths, welche der König in einen dem Testamente angehängten Memoire von demselben Tage ernannte, Don Francisco Pimentel, Graf von Benavent und Don Rodrigo Manuel Manriquez de Lara, Graf von Frigliano.

Die Verabfassung dieses Testaments war absichtlich sehr geheim gehalten worden, sie war den Gesandten am spanischen Hofe verborgen geblieben, nicht einmal Ludwig XIV. schien über den Inhalt der Bestimmungen desselben ganz sichergestellt. Aber es war auch der äußerste Zeitpunkt

für seine Feststellung gewesen, denn schon nach vier Wochen (Karl II. starb 1. November 1700) sollte es zur Ausführung kommen. Mit großer Eile wurde der Staatsrath in Madrid versammelt, das Testament sofort eröffnet, und schon vierundzwanzig Stunden nach dem Tode des Königs befand sich der Courrier nach Versailles auf dem Wege *), um Ludwig XIV. die Anfrage über die unbedingte Annahme des Testaments für seinen Enkel vorzulegen. Doch hatte der spanische Staatsrath einstimmig die Ansicht getheilt, daß, wenn der französische Monarch den seiner eigenen Krone günstigeren Theilungsvertrag dem Testamente für seinen Enkel vorziehen sollte, in Spanien augenblicklich der Erzherzog Karl als Nachfolger und Beherrscher des ungetheilten Reichs anerkannt werden sollte. Ludwig XIV. schwankte indeß jetzt nicht lange, sein Entschluß war sicher früher gefaßt, ehe er auf diese Verabfassung des Testamentes durch seinen Diplomaten einwirken ließ. Aber auch der letzte entscheidende Schritt wollte bedacht sein, weil er unzweifelhaft zu einem weitaussehenden Kampfe auffodern mußte: er kostete dem französischen Staate als solchem den wahrscheinlich unblutigen Gewinn trefflicher Provinzen, die der Theilungsvertrag verhieß **),

*) Lamberty I. S. 227 — 28.

**) So urtheilt Ludwig XIV. in einem Briefe vom 14. November 1700 an den Grafen von Briord, seinen Gesandten bei den Generalstaaten von Holland. Die Beschleunigung des Entschlusses war nach diesem Briefe um so nothwendiger, als der spanische Botschafter am französischen Hofe von dem Regentschaftsrathe den Befehl erhalten hatte, bei längerem Anstande von Ludwig XIV. sofort die gesammte Erbschaft dem Erzherzog Karl antragen zu lassen. Oeuvres de Louis XIV., tom. VI. S. 38—39.

und stellte die Streitkräfte von halb Europa unter Waffen, um Frankreich von allen Seiten in Europa und in den Colonien mit zahlreichen Heeren und Flotten anzugreifen. Aber der französische Monarch sah jenen Theilungsvertrag von keiner andern, als den theilenden Mächten, anerkannt, alle Berichte über Spanien und die spanischen Besitzungen in Italien bezeugten eine volle Gleichgültigkeit gegen die Wahl des Herrscherhauses: ob ein Bourbonide oder ein Habsburger den königlichen Thron besteigen würde, wurde nicht sorglich gefragt; wol aber ob Friede und Ruhe erhalten bleiben, der Handelsverkehr nicht gestört würde und eine Erleichterung der schwer drückenden öffentlichen Lasten zu erwarten stünde. Ludwig XIV. griff jetzt rasch zu, am 10. November 1700 langte die spanische Botschaft mit dem geöffneten Testamente in Paris an, am 12. November schreibt Ludwig schon an den spanischen Regentschaftsrath zurück, daß er und der Dauphin mit dem Aufgeben ihrer eigenen Ansprüche die Bedingungen des Testaments ohne alle Modificationen annehmen; und bereits am 16. November wurde Philipp von Anjou-Bourbon dem französischen Hofe als König Philipp V. von Spanien und Begründer der zweiten bourbonischen Dynastie in einer europäischen Hauptmacht vorgestellt. Diese Schnelligkeit und Frankreichs gerüstete Streitkräfte, welche in ihrer Beihülfe dem erschöpften Spanien, das auf seine eigene Vertheidigung nicht vertrauen konnte, den nachdrücklichsten Schutz gegen jeden Throncompetenten erblicken ließen, vereinigten im ersten Augenblicke die verschiedenen Völker der spanischen Krone zur allgemeinen Anerkennung des Königs Philipp V., und an allen europäischen Höfen, wo spanische, von Karl II. accreditirte Diplomaten sich befanden,

traten dieſe ſofort als Vertreter des legitimen ſpaniſchen Königs aus dem Hauſe Bourbon auf.

Das Haus Habsburg-Oeſtreich erklärte zwar das Teſtament Karls II. für erſchlichen*), und erkannte ſogar nicht einmal das Recht des Königs von Spanien an, gegen beſtehende Verträge einen Nachfolger für ſeine Krone zu ernennen. Die römiſchen Reichslehne, welche Spanien in Italien beſeſſen hatte, wurden augenblicklich (22. November 1700) für den Kaiſer in Beſchlag genommen, aber in Bezug auf die übrigen Theile der ſpaniſchen Monarchie begnügte man ſich ein ausführliches Memoire auszuarbeiten, um für den Erzherzog Karl das ausſchließliche Erbrecht in Anſpruch zu nehmen, ließ dieſes erſt im März 1701 den dabei betheiligten Höfen bekannt machen, und vermeinte durch die hölzernen Waffen der Rechtsgründe, Heirathsverträge und verjährte Teſtamente und durch den ſchwerfälligen Gang der Verhandlungen mit den Generalſtaaten, England und der Krone Frankreich den factiſchen Beſtand der Beſitznahme Spaniens durch Philipp V. und ſeine Anerkennung von den meiſten weſtlichen und nördlichen Staaten Europas rückgängig zu machen. Aber eine nachdrückliche Rüſtung der Streitkräfte wurde verſäumt, ſelbſt in Nord-Italien rückte man mit außerordentlicher Langſamkeit fort und jede günſtige Gelegenheit, wenigſtens Neapel und Sicilien durch Ueberrumpelung zu beſetzen und dadurch ein größeres Gewicht für die Behauptung ſeiner Foderungen gegen das Haus Bourbon ſich zu erwerben, blieb gänzlich unbeachtet. Aber ich geſtatte mir hier nicht,

*) Die Proteſtation des Grafen Harrach vom 6. November 1700 und 17. Januar 1701 bei Lamberty I. S. 367—68.

auf die allgemeinen politischen Angelegenheiten Europas näher einzugehen, welche in der Entwicklung dieses Erbfolgekriegs in den Niederlanden, am Rhein, im südlichen Deutschland, in der Lombardei und Piemont die Kräfte der größten Mächte Europas über ein Jahrzehend verzehrten und durch Hülfsvölker die mannichfachste Vermischung der Nationen in den Landheeren und Flotten hervorriefen. Es sei für diese Abhandlung die freiwillige Schranke gesteckt, uns in übersichtlicher Darstellung nur die Schicksale Spaniens vorführen zu lassen, welche unmittelbar aus diesem Dynastienwechsel folgten und leider zu keiner wesentlichen Verbesserung der inneren Zustände dieses Landes führten.

Philipp V. war schon in der dritten Woche nach der Annahme der spanischen Krone nach Madrid aufgebrochen (3. December 1700). Am Tage der Abreise erhielt er von seinem Großvater eine ausführliche Regierungs-Instruction *), die dem Hauptinhalte nach sicher das Werk Ludwigs XIV. ist, und sowol eine recht genaue Kenntniß von dem Zustande Spaniens, als auch eine umsichtige eigene Erfahrung in den damals nothwendigen Regierungsmaximen verräth und offenherzig genug die errungene Weisheit aus eigenen Verirrungen andeutet. Ihre Hauptlehren sind: „der Monarch darf keine seiner Pflichten verabsäumen, besonders aber nicht die gegen Gott. Gott überall zu ehren und darin seinem Volke zum Beispiel zu dienen, ist eins der größten Güter, welches die Könige gewähren können; desgleichen bei jeder Gelegenheit sich für die Tugend und gegen das Laster zu erklären. Philipp

*) Oeuvres de Louis XIV. II. S. 460—66.

ſolle niemals eine Vorliebe für irgend eine Perſon hegen, mit ſeiner Gemahlin in gutem Verhältniſſe leben und deshalb eine ihm zuſagende Prinzeſſin wählen, die aber nach Ludwigs Urtheile nicht aus dem öſtreichiſchen Hauſe abſtammen dürfe. Er ſolle die Spanier und alle ſeine übrigen Unterthanen lieben, nicht diejenigen Perſonen vorziehen, welche ihm am meiſten ſchmeicheln würden, vielmehr diejenigen hochſchätzen, welche für das Gemeinbeſte ihm ſelbſt zu misfallen wagen ſollten: denn das wären grade die wahrhaften Freunde des Königs. Um das Glück ſeiner Unterthanen zu befördern, ſolle er keinen anderen Krieg anfangen, als zu dem er genöthigt ſein würde, und nachdem er alle Gründe dafür und dawider mit dem Staatsrathe wohl überlegt hätte. Vorzüglich möge er über eine gute Ordnung in dem Staatshaushalte, über die amerikaniſchen und aſiatiſchen Colonien und den Zuſtand der Flotten wachen. Mit Frankreich ſolle er ſtets in großer Eintracht leben, da kein Vortheil für beide Mächte ſo groß als dieſe Vereinigung ausſchlagen würde, welcher dann gar kein Widerſtand würde geleiſtet werden können. Bei dem nothwendigen Kriege ſolle er ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner Heere ſtellen, deshalb überall ſein ſtehendes Heer zweckmäßig ergänzen und mit dem in den ſpaniſchen Niederlanden anfangen. Seine Staatsgeſchäfte ſolle er niemals um des Vergnügens willen vernachläſſigen, aber deshalb ſich regelmäßig eine Zeit zur Erholung ausſetzen, die recht angemeſſen mit dem unſchuldigen Jagdvergnügen ausgefüllt würde, wenn dies nur nicht mit zu großen Unkoſten verknüpft wird. Bei der Verhandlung von Staatsgeſchäften möge er ſtets mit geſpannter Aufmerkſamkeit Theil nehmen, im Anfange viel zuhören, ohne irgend

etwas zu entscheiden, bei fortgeschrittener Kenntniß von den Dingen aber stets eingedenk sein, daß bei ihm die Entscheidung stehe: doch selbst auch in diesem Falle solle er alle Gründe und Ansichten des Staatsraths anhören, bevor er zu der endlichen Entscheidung sich entschlösse. Vor allen Dingen aber solle er die ausgezeichnetsten Männer in seinen Reichen kennen lernen, um sich ihrer zur rechten Zeit zu bedienen, Jedermann gut behandeln, aber die Leute von Stand und Verdienst besonders hervorheben. Bei der Besetzung der Stellen der Vicekönige und Gouverneure soll er immer auf die Spanier Rücksicht nehmen, für den verstorbenen König große Erkenntlichkeit bezeigen, sowie für alle Diejenigen, welche seine Wahl auf den spanischen Thron begünstigt hätten. Dem Cardinal Portocarrero soll er großes Vertrauen bezeigen und ihm Beweise seiner Erkenntlichkeit für dessen Antheil an der Wahlgelegenheit geben: ebenso soll er den spanischen Botschafter am französischen Hofe, Marquis Castel dos Rios eine ehrende Auszeichnung (er wurde im Juli 1701 Grand von Spanien und später Vicekönig von Mexico) zugestehen, weil derselbe nach dem Testamente ihn zur Uebernahme des spanischen Thrones aufgefodert und darauf ihn als der erste Unterthan der spanischen Krone begrüßt hatte. Er möge nicht den Marquis Bedmar vergessen, der ein Mann von Verdienst ist und Geschick hat, der Krone gute Dienste zu leisten. Sein ganzes Vertrauen verdiene der Herzog von Harcourt (er war jetzt für das glückliche Gelingen seiner diplomatischen Operationen zu dieser Würde erhoben), ein geschickter und rechtschaffener Staatsmann, der ihm nur seinem Interesse angemessene Rathschlüsse ertheilen wird. Alle mitgenommene Franzosen solle er in

guter Zucht halten, sich mit keinem seiner Diener zu traulich einlassen und noch weniger ihm Glauben beimessen, die französischen Diener bei dem geringsten Fehler entlassen und sie niemals gegen die Spanier in Schutz nehmen." — „Den Umgang mit der Königin Witwe soll er, soweit es nur angänglich ist, vermeiden, dahin wirken, daß sie aus Madrid geht, aber nicht den spanischen Boden verläßt. An welchem Orte sich dieselbe aber auch befinden möge, so soll er ihr Benehmen beobachten lassen und sie daran verhindern, sich irgendwie in die Staatsgeschäfte zu mischen, sowie gegen jede Person, die einen zu häufigen Umgang mit derselben pflege, Verdacht hegen. Mit seinen Aeltern und nächsten Verwandten soll er in engem Verkehre über wichtige und geringfügige Dinge verbleiben, sie über seine Bedürfnisse und Wünsche unterrichten. Niemals möge er vergessen, daß er Franzose sei, und was ihm dereinst noch zufallen könnte *), wenn er seine Nachfolge in Spanien durch Kinder sichergestellt haben wird. — Er soll seine verschiedenen Königreiche und Provinzen besuchen, zuerst Neapel und Sicilien, demnächst Mailand und die Niederlande, später Catalonien, Aragonien, auch auf Ceuta und die afrikanische Küste seine Aufmerksamkeit richten. — Bei dem ersten Zusammentreffen mit sonderbaren Charakteren und Gewohnheiten möge er sein Erstaunen unterdrücken und alles Spottes darüber sich ent-

*) Damit meinte Ludwig XIV. die Möglichkeit der Besteigung des französischen Thrones, indem durch die Verordnung vom 1. Februar 170: für Philipp V. und seine männlichen Nachkommen das Recht der Erbfolge in Frankreich erhalten war. Vergl. Lamberty I. S. 388 – 89.

halten: denn jedes Land habe seine eigenthümlichen Sitten, und bald würde er an das gewöhnt werden, was ihm zuerst am auffallendsten erschienen ist. Soviel als möglich soll er vermeiden Gnadenbezeigungen denen zu erweisen, welche zu ihrer Erlangung Geld gegeben haben; freigebig soll er sich nach seinem Belieben zeigen, keine Geschenke annehmen, wenn aber dieselben nicht zurückgewiesen werden könnten, nach einigen Tagen mit ansehnlicheren Gegengeschenken vergelten. Eine Privatkasse soll er sich anlegen und für diese allein den Schlüssel behalten. Endlich aber, um mit der wichtigsten den Schluß zu machen, soll er niemals sich selbst beherrschen lassen, er soll der Herr sein, weder einen Günstling noch einen Premierminister haben. Hören, berathen soll er die Minister, aber dann selbst entscheiden. Gott, welcher ihn zum König gemacht habe, wird ihm auch die nothwendigen Einsichten verleihen, sodaß er auf gute Gedanken und Entschlüsse gerathen wird."

Mit solchen Lehren entsandte Ludwig XIV. seinen königlichen Enkel zu seiner Bestimmung auf dem spanischen Throne. Die Reise wurde in sehr kurzen Tagemärschen über Amboise, Poitiers, Saintes, wo er das Weihnachtsfest feierte, nach Bordeaux gemacht. Hier traf er am 30. December 1700 ein und verweilte mehre Tage. In Bayonne empfing ihn am 13. Januar 1701 der Herzog von Harcourt, welcher wegen seiner genauen Kenntniß des Landes und der dort geltenden Personen sowol zum außerordentlichen Botschafter des französischen Hofes als auch zum Rathgeber des jungen Königs gewählt war. Mehre angesehene spanische Herren ließen sich schon hier ihrem neuen Beherrscher durch Harcourt vorstellen. Bei einer in der dortigen Gegend veranstalteten Jagd gerieth indeß

Philipp V. in einen Sumpf, konnte von den hinzueilenden spanischen Begleitern daraus nicht gezogen werden, und verdankte erst seine Rettung den herbeigerufenen französischen Gardes du Corps: ein bedeutungsvolles Schicksalszeichen, wie es von den starkgläubigen Zeitgenossen sogleich ausgelegt wurde. Am 22. Januar erfolgte auf der zu diesem Zwecke über die Bidassoa geschlagenen Brücke die Trennung von seinen beiden Brüdern, den Herzögen von Burgund und Berry, und dem übrigen französischen Gefolge, indem der Herzog von Alba und der Graf von Ajen an der Spitze eines Hofstaats von hundertundachtzig Dienern ihren jungen König empfingen *). Am 23. Januar gab Philipp V. zu Irun als König von Spanien auf dem eigenen Boden seine erste Audienz dem Herzog von Harcourt, indem er dessen neues Creditif als Botschafter an seinem Hofe entgegennahm. Die weitere Reise ging wiederum in sehr kurzen Tagemärschen über Tolosa, Vittoria, Miranda, Burgos, Guadalarara, Alcala de Henares nach Madrid, wo er den 18. Februar eintraf. Das spanische Volk in den höheren Classen nahm den neuen König ohne besondere Theilnahme auf, wie es denn der innigeren Theilnahme des Vertrauens gegen seine Monarchen seit mehr als einem Jahrhunderte entwohnt war: der Pöbel wurde in den Städten und auf den Landstraßen durch entgegengeworfenes Geld zum lautjubelnden Empfange leichtlich angelockt. Die dem Könige beim Empfange an der Grenze dargebotene Summe von 100,000 Pistolen als Reisegeld, wies derselbe zur Verwendung für dringende Staatsbedürfnisse zurück, und bestimmte bald darauf

*) Theatrum Europ. XVI. S. 898 — 99.

60,000 Pistolen von dieser Summe nach Mailand zu schicken, um die Kriegsrüstungen gegen einen etwaigen Angriff von kaiserlicher Seite zu beschleunigen.

Aber noch ehe Philipp V. Madrid erreichte, hatte der jetzt auf den Gipfel seines mächtigen Einflusses gehobene Cardinal Portocarrero alle seine Gegner das Feld räumen lassen. Die Königin Witwe, durch ihren häufigen Verkehr mit dem kaiserlichen Botschafter und seinem Stellvertreter, dem Grafen von Auersperg, verdächtig, bei welchen der Beichtvater des verstorbenen Königs de las Torres gleich nach Karls II. Tode viel gesehen worden, hatte es wol merken lassen, daß sie über die Verabfassung des letzten Testaments ganz anderer Meinung sei, als der Cardinal es wünschen mußte. Auf seinen Bericht nach Bayonne hin, ertheilte Philipp V. noch vom französischen Boden dem Regentschaftsrathe die Weisung, die Königin und ihren Anhang aus Madrid zu entfernen *). Die Königin nahm am 1. Februar 1701 den ihr nur unter fünf Städten zur Wahl gestellten Aufenthalt zu Toledo, wohin sie Graf von Auersperg begleitete, der Beichtvater de las Torres wurde in sein Kloster verbannt, und der der Königin günstig gesinnte Großinquisitor Don Baltaser de Mendoza mußte sich in sein Bisthum Segovia zurückziehen. Das letzte Haupt der vormaligen deutschen Partei am spanischen Hofe, der Prinz von Hessen-Darmstadt, jetzt noch Gouverneur von Catalonien, verlor gleichzeitig seine Stelle und wurde durch den Grafen Palma, den Neffen des Cardinals Portocarrero, ersetzt. Wie sehr aber Ludwig XIV. an allen diesen Veränderungen der inneren

*) Lamberty I. S. 420.

Verwaltung Spaniens Theil nahm, erhellt aus seinem Briefwechsel mit Philipp V. und dem Herzog von Harcourt, der besonders in den ersten fünf Jahren lebhaft fortgesetzt wurde. Ueber die Entfernung des Großinquisitors schreibt Ludwig XIV. am 8. Februar 1701 an den Herzog von Harcourt*), daß er sie gern noch aufgeschoben gesehen hätte, um über diesen Gegenstand zuvor an den Papst zu schreiben; da aber einmal der Beschluß gefaßt wäre, so müßte er behauptet werden. Doch erachte er es für nothwendig bei dem Anfange der Regierung, bevor man eine genaue Kenntniß von dem Stande der Angelegenheiten erworben hätte, daß man bei dem Strafen langsam verfahre. Es wäre unzweifelhaft, daß es ungeachtet der allgemeinen guten Aufnahme des Königs Philipp von Seiten der Nation, doch noch viele Anhänger des Hauses Habsburg in Spanien gäbe: aber man müsse bedenken, daß diese Gesinnungen bis auf diesen Augenblick für sie als ein Verdienst zu betrachten wären, und daß sie vielleicht bald dieselben aufgeben werden. Keineswegs aber verdienten sie dafür bestraft zu werden, und um so weniger, als sie nur grade dadurch zu Conspirationen gegen den König Philipp getrieben werden könnten. Einen Monat später (7. März) billigt Ludwig XIV. in einem Brief an Harcourt seinen Entschluß, für das Wohl Spaniens unmittelbar an den Berathungen des Cabinets von Philipp V. Theil zu nehmen. Denn da dieses nur auf den dringenden Wunsch des Cardinals Portocarrero geschehen und die öffentliche Stimmung es zu begünstigen scheine, so würde es nur zum sichersten Be-

*) Oeuvres de Louis XIV. II. S. 55.

weise dienen, wie sehr innig die Verbindung der französischen Krone mit der spanischen geknüpft sei. Sie soll aber durchaus den Spaniern keine Eifersucht einflößen, vielmehr nur den übrigen Mächten Europas die Ansicht aufdrängen, daß alle ihre Rüstungen und Anstrengungen gegen uns dieses innige Band nur noch mehr verstärken würden.

Unterdessen hatte Philipp gleich bei seiner Ankunft in der Residenz sich nach dem benachbarten Lustschlosse Buen-Retiro zurückgezogen, um von hier aus erst nach zwei Monaten seinen öffentlichen Einzug in Madrid zu halten. Hier empfing er die höchsten Behörden des Reichs, die verschiedenen Classen der Grande, die Abgeordneten aus den verschiedenen Provinzen. Hier gab dem siebenzehnjährigen Monarchen der Präsident des Raths von Castilien, Don Manuel Arias, in der Empfangsrede die zweideutige Lehre: „Vergessen Sie nie, daß Gott Sie an die Spitze eines nicht blos monarchischen, sondern despotischen Staats gestellt hat, ja eines Staates, der despotischer ist, als irgend ein anderer in der Christenheit, sodaß selbst der Weg der Vorstellung und Beschwerde nur auf Ihren Befehl erlaubt ist." Die ersten Verwaltungsangelegenheiten stießen aber bald auf den verderblichsten Grund des inneren Verfalls von Spanien, auf die gänzliche Zerrüttung seiner finanziellen Verhältnisse. Zu den nothwendigsten Ausgaben fehlte das Geld, die bitterste Dürftigkeit brach überall unter dem schimmernden Flitterglanz des Hofprunkes hervor. Man glaubte den Hauptfehler in dem Uebermaß der Beamten, der Höhe ihrer Besoldungen, dem zahllosen Apparate des Hofstaates entdeckt zu haben. Die zu geringem Preise verschleuderten

königlichen Güter wurden sammt den verschenkten oder verpfändeten wieder eingezogen, die unnöthigen Aemter, sowie die Erspectanzen auf dieselben und andere Gnadensachen aufgehoben, die überflüssigen Bedienten entlassen, die zu hohen Pensionen und Gnadengelder oft auf mehr als die Hälfte herabgesetzt, wie dies bei allen über 300 Ducaten hinausgehenden geschah. Die 1664 von König Philipp IV. eingesetzte Kammer von Indien wurde ganz aufgehoben und ihre Geschäfte überwies man dem Rath von Indien, der überdies nur auf die Zahl von acht Mitgliedern beschränkt wurde. Der Finanzrath, die höchste Behörde für die Verwaltung der Einkünfte Spaniens, wurde auf sieben Glieder oder die Hälfte seiner früheren Räthe vermindert; ein Gleiches trat bei dem Rathe von Aragonien ein. Von den 42 Kammerpagen wurden nur sechs zum königlichen Dienste beibehalten, die Unzahl von 24 Leibärzten bis auf den sechsten Theil herabgesetzt. Der Admiral von Castilien verlor seine Stelle als Generalissimus der Flotten und Landheere, der Graf von Aquilar sein Generalat zur See. Die Vicekönige von Merico und Peru wurden mit ihrem großen Hofstaate zurückgerufen, und die Verwaltung jener Reiche dem Erzbischof von Merico und dem Grafen von Tornubia einstweilen übertragen. Aber diese Ersparnisse blieben nur eine einseitige Hülfe, sie erzeugten außerdem dem neuen noch nicht befestigten Hofe eine Menge Gegner, die in den entlassenen Hauptpersonen von selbst die Führer ihrer Partei erblickten, und bereitwillig nachmals eine gefährliche Verbindung für den Erzherzog Karl im Innern Spaniens gewährten. Noch mehr schadete dies, daß nicht selten Franzosen zur Besetzung der so eben erledigten Stellen berufen und mit noch

größeren Besoldungen und Pensionen ausgestattet wurden, wie der Graf d'Estrées zum Oberbefehlshaber der spanischen Flotten mit 30,000 Pistolen Gehalt. Das immer noch höhere Steigen des Herzogs von Harcourt, dem nach dem Cardinal Portocarrero der nächste Platz in der spanischen Regierung eingeräumt wurde, und der doch gleichzeitig noch mit dem Amte des französischen Botschafters bekleidet blieb, verletzte nicht wenig den Stolz der Grandes. Sogar durch zu große Herablassung gegen die Grandes selbst, die er gegen die Hofetikette zu seiner eigenen Tafel zog, verlor Philipp an Achtung, weil die Verminderung des Ceremoniels zugleich auch als Herabsetzung des Ansehens der königlichen Majestät galt. Ein günstiges Zwischenereigniß bot sich in dem glücklichen Einlaufen der amerikanischen Silberflotte in den Hafen von Cadix dar, indem dieselbe gegen 20,000,000 Piaster an edlen Metallen und Waaren mit sich führte. Die Handelskammer von Sevilla spendete bei dieser Gelegenheit für manche Begünstigung bei dem westindischen Handel ein reiches Geschenk von 500,000 Piaster in zwei Raten. Inzwischen waren stets so viele Anweisungen auf Ausgaben im Voraus bestimmt, daß auch solche außerordentliche Einnahmen nach wenigen Wochen spurlos verschwunden waren.

Bald nach dem öffentlichen Einzuge des Königs in Madrid, den derselbe zu Pferde am 14. April in Begleitung aller anwesenden Grandes und ältesten Ritter der drei großen spanischen Orden hielt, und worauf vierzehn Tage nacheinander große Feierlichkeiten und Volksfeste, zuletzt ein Stiergefecht folgten, schritt man zu der Huldigungsceremonie. Der König beschwur am 28. April in der Kirche des heiligen Hieronymus zu Madrid die Privilegien des

... Gegenwart des ... mem ...
... des savoyischen und ... Selbstand...
... in die Hände ... wolle ...
... von Spanien ... elallianz ...
... aller ... nungsrede ...
... der Stände ... mahnte ...
... das Te... Monarch wird ...
... der politi... ischen Thron ...
... zu sehen ... man nicht ...
... „daß sie ... greift. Er ...
... der spanischen ... eichs geworden, ...
... über dasselbe ...
... Monate später ...
... Botschafter Schon...
... Madrid: „die beide ...
... Portocarrero ...
... der französische ...
... XIV. so durchaus ...
... wieder entziehen ...
... Meerenge von Ge...
... wenn man darum ...
... nur Abhängig...
... aber nach diesen ...
... vieler angesehenen ...
... Schlaffheit alles Na...
... mit kluger List sogar ...
... haben vermeinten, ...
... Spanien gegen die ...
... sei. Am deutlich...
... Spaniens von ...
... aller Hülfsmit...

ed by Google

...den gleichzeitigen Brie-
...kaum anders als gebie-
...ren werden dürfen. Bis zu
...Verfalls die Kräfte Spaniens
...übereinstimmend aus allen Pro-
...dem Feinde zunächst ausgesetzten
...Lombardei, die Berichte der be-
...gesinnten Diplomaten oder der
...aufhaltenden Fremden. „Keine
...Werke, die Reiterei befindet sich
...sammte spanische Fußvolk kann kaum
...wovon 8000 Mann in den Nie-
...in Mailand standen, Neapel, Si-
...fast ganz besatzungslos waren) zu-
...ben, die zum Theil ohne Fußbeklei-
...im Betteln ihren Unterhalt suchen."
...in einem so unbrauchbaren und be-
...stande, daß die Ausrüstung von zwei
...nfoderung des französischen Hofes für
...Anstrengung in diesem Verwaltungs-
...ird und die Gesammtzahl der Kriegs-
...zehn noch segelfähige zu bringen ist."
...Niederlanden und den italienischen Be-
...nischen Krone die Gegner des Hauses
...er natürlichen Lage derselben am leichte-
...ffen konnten, hier aber zugleich am stärk-
...n Interesse Ludwigs XIV. vorwaltete, so
...nten, hier an größtentheils aus eigenen Mitteln ihre
...se Ludwigs spielhalb foderte Ludwig XIV. jedoch auch,
...entheils aus den Oberherrn über Spanien, eine ange-
...ung der Hülfsmittel des Landes, um
...ange-
...des, um

Landes in Gegenwart des päpstlichen Nuntius, Cardinals Borgia, des savoyischen und venetianischen Gesandten, wobei er den Eid in die Hände des Cardinals Portocarrero, als Primas von Spanien, ablegte. Darauf nahm er den Huldigungseid aller anwesenden Prälaten, Großen und Abgeordneten der Stände und Städte entgegen, indem dabei ganz gegen das Testament — um sich dadurch in allen Chancen der politischen Ereignisse als legitimer Monarch anerkannt zu sehen — die Huldigungsformel gebraucht wurde: „daß sie König Philipp für den alleinigen Herrscher der spanischen Monarchie, und für den natürlichen und rechtmäßigen Erben aller von der spanischen Krone abhängenden Reiche, sowol nach dem Rechte seiner Geburt (von seiner Großmutter Maria Theresia, als ältesten Tochter Philipps IV.), als auch nach den Gesetzen der Monarchie hielten. Demgemäß wurde auch die Protestation des Herzogs Philipp von Orleans, des einzigen Bruders Ludwig XIV., am 1. December 1700 zu Paris für sich und seine Nachkommen gegen das Testament Karls II. ausgestellt, weil er in demselben dem Erzherzog Karl nachgesetzt worden wäre, von der spanischen Regierung zu den Reichsacten genommen *).

Von den spanischen Provinzen war nun Philipp V. bis auf Catalonien überall anerkannt worden, aber diese hatte den neuen Vicekönig, den Marquis Guastanaga, nicht eher bei sich aufnehmen wollen, als bis der König zuvor selbst, nach dem herkömmlichen Rechte, die Aufrechthaltung ihrer besondern Landesfreiheiten eidlich bestätigt hätte. Da der Vicekönig nicht in seiner amtlichen

*) Sie befindet sich bei Lamberty I. S. 284—36.

Stellung nach Barcellona gelangen konnte, begnügte er sich den im Namen des Königs zu leistenden Eid in die Hände des Syndikus der catalonischen Stände zu Lerida abzulegen. Von Barcellona wurde nun Don Francisco Miguet an den Hof gesandt, um über die königliche Bestätigung der Landesprivilegien zu verhandeln, aber derselbe erhielt nun ebensowenig Zulassung nach Madrid, und wurde angewiesen, sich zwanzig Meilen entfernt von der königlichen Residenz zu halten. Obwol nun bereits im Juni 1701 die Sache dahin ausgeglichen wurde, daß die catalonischen Stände mit dem königlichen Worte statt des Eides für die fernere Beschirmung ihrer Landesfreiheiten sich begnügten, bis der König bei seiner nächsten persönlichen Anwesenheit den Eid darauf selbst ablegen würde, worauf der Vicekönig ungestört seinen Sitz in Barcellona nahm, so war doch dadurch der erste Keim des Mistrauens und Zwiespaltes zwischen Catalonien und dem Hofe Philipps V. gelegt.

Aber bei dem beispiellosen Aufgeben jedes ernsten Widerstandes von östreichischer Seite in der ersten Zeit, war der spanische Thron leichter in Besitz genommen, als die Monarchie bei ihrer großen Ausdehnung mit selbständiger Kraft auf die Dauer behauptet. Frankreichs überlegene Streitkräfte hatten das Wagstück vollbracht, den kraftlosen Jüngling in Spanien einzuführen, ihr Werk war es, die Grenzfestungen in den spanischen Niederlanden im Februar 1701 zu überrumpeln und dadurch die Anerkennung Philipp's V. auf dem spanischen Throne von den Generalstaaten am 22. Februar und von England den 17. April wie im Fluge zu erobern. Doch eben deswegen erschien jetzt auch Frankreichs Macht gefahrdrohender für die übri-

gen benachbarten Mächte, als in irgend einem früheren Zeitpunkte, und der edle Beschützer ihrer Selbständigkeit, König Wilhelm III., beschloß seine ruhmvolle Laufbahn mit der großartigen Schöpfung der Tripelallianz vom 7. September 1701. Schon bei der Eröffnungsrede seines letzten Parlamentes (31. December 1700) mahnte er mit warnender Stimme: „der französische Monarch wird durch die Erhebung seines Enkels auf den spanischen Thron das übrige Europa sich unterwerfen, wenn man nicht rasche und ausreichende Mittel dagegen ergreift. Er selbst ist der wahre Herr des spanischen Reichs geworden, hält es ganz in seiner Gewalt und schaltet über dasselbe wie über seine eigenen Länder." Und vier Monate später (im April 1701) berichten der englische Botschafter Schonenberg und sein Agent Aglionby aus Madrid: „die beiden einflußreichsten Minister, der Cardinal Portocarrero und der Präsident Arias sind die Häupter der französischen Partei, und von dem Willen Ludwigs XIV. so durchaus abhängig, daß sie sich demselben nicht wieder entziehen können." „Spanien erscheint bis zur Meerenge von Gibraltar wie eine französische Landschaft, wenn man darunter nicht Wohlstand des Landes, sondern nur Abhängigkeit verstanden wissen will." Dabei ging aber nach diesen bewährten Augenzeugen die Verblendung vieler angesehenen Spanier so weit, daß sie in ihrer Schlaffheit alles Nationalgefühl ableugneten, indem sie mit kluger List sogar einen Sieg über Frankreich errungen zu haben vermeinten, weil dieses mächtigere Reich nunmehr Spanien gegen die andern Staaten zu schützen verpflichtet sei. Am deutlichsten geht diese erbärmliche Abhängigkeit Spaniens von Frankreich aus dem gänzlichen Mangel aller Hülfsmit-

tel zu seiner Vertheidigung und den gleichzeitigen Briefen Ludwigs XIV. hervor, die kaum anders als gebieterische Vorschriften betrachtet werden dürfen. Bis zu welchem tiefen Grade des Verfalls die Kräfte Spaniens gesunken waren, schildern übereinstimmend aus allen Provinzen, selbst aus den dem Feinde zunächst ausgesetzten der Niederlande und der Lombardei, die Berichte der befreundeten und feindlich gesinnten Diplomaten oder der zufällig in Spanien sich aufhaltenden Fremden. „Keine Festung besitzt haltbare Werke, die Reiterei befindet sich ohne Pferde, das gesammte spanische Fußvolk kann kaum auf 20,000 Mann (wovon 8000 Mann in den Niederlanden, 6000 Mann in Mailand standen, Neapel, Sicilien und Sardinien fast ganz besatzungslos waren) zusammengebracht werden, die zum Theil ohne Fußbekleidung einhergehen und im Betteln ihren Unterhalt suchen." „Die Flotte erscheint in einem so unbrauchbaren und beklagenswerthen Zustande, daß die Ausrüstung von zwei Galeeren auf die Anfoderung des französischen Hofes für das Maximum der Anstrengung in diesem Verwaltungszweige erachtet wird und die Gesammtzahl der Kriegsschiffe kaum auf dreizehn noch segelfähige zu bringen ist." Da nun in den Niederlanden und den italienischen Besitzungen der spanischen Krone die Gegner des Hauses Bourbon wegen der natürlichen Lage derselben am leichtesten festen Fuß fassen konnten, hier aber zugleich am stärksten das eigene Interesse Ludwigs XIV. vorwaltete, so übernahm derselbe größtentheils aus eigenen Mitteln ihre Vertheidigung. Deshalb foderte Ludwig XIV. jedoch auch, wie im Rechte des Oberherrn über Spanien, eine angemessenere Verwendung der Hülfsmittel des Landes, um

nach seinen Vorschriften die Anstrengungen Frankreichs zu unterstützen. An seinen Geschäftsträger von Blecour in Madrid, welcher während einer Krankheit des Herzogs von Harcourt die diplomatischen Geschäfte leitete, schreibt er am 13. Juni 1701 *): „Wenn die von dem spanischen Hofe nach den Niederlanden gesandten Befehle ausgeführt werden sollen, so werden die Einkünfte des Königs ganz zwecklos wie früher zersplittert werden. Die Truppen werden keinen Sold erhalten, man wird die mit dem Kurfürsten von Baiern — welcher noch immer die Statthalterschaft der Niederlande bekleidete, sich aber mehr mit der Jagd, Musik und seinen Maitressen, als mit der Verwaltung des Landes beschäftigte — eingegangenen Verpflichtungen über Hülfstruppen nicht erfüllen können. Der Graf von Montercy zieht offenbar sein eigenes Interesse und das seiner Kreaturen dem Wohle seines Staates vor. Ich sehe die Sachen aus größerer Nähe. Alle meine Hülfe, welche ich mit so großem Kostenaufwande gewähre, wird unnütz sein, wenn der Rath von Flandern und Brabant — die höchste Verwaltungsbehörde in Brüssel —, ohne Kenntniß von dem Stande der Staatsangelegenheiten, alle die Anordnungen verändern kann, welche ich zur Wiederherstellung eines gesicherten Zustandes für nothwendig erachte. Der König von Spanien muß daher dem Marquis von Bedmar befehlen, ihm unmittelbar über Alles Rechenschaft zu geben und pünktlich den Befehlen zu gehorchen, welche ich ihm schicken werde." Ueber die Mittel zur Verbesserung der spanischen Finanzen schreibt Ludwig XIV. an den Her-

*) Oeuvres de Louis XIV. II. S. 63.

zog von Harcourt am 22. Juni 1701: „Man darf früher keine Hülfe von Spanien erwarten, bevor nicht die eingeschlichenen Misbräuche in der spanischen Finanzverwaltung gründlich abgestellt wären. Man sollte zwar glauben, daß in einer so großen Monarchie hinlänglich geschickte und uneigennützige Leute sich finden würden, um die Ordnung in dem Staatshaushalte wiederherzustellen. Daher habe er bis jetzt keine Kenntniß davon nehmen wollen und diese Details der Verwaltung den Spaniern überlassen, weil er es für genügend gehalten, seinem Enkel die nothwendigen Hülfsmittel zur Vertheidigung seiner Staaten darzureichen. Aber jetzt werde er gewahr, daß das Ansehen und der Dienst des Königs auf gleiche Weise bei den geringen Mitteln leiden, welche seinem Enkel zu Gebot stünden, um das eine und das andere zu behaupten, daß das Uebel seit langer Zeit sich verschlimmere, daß der Cardinal Portocarrero selbst von ihm einen geschickten Finanzmann verlangt habe, um den Zustand der Finanzen des Königs von Spanien kennen zu lernen und die geeignetsten Mittel aufzufinden, mit möglichster Schonung der Unterthanen den dringendsten Bedürfnissen des Staats abzuhelfen. Alle diese Gründe haben ihn bestimmt, Orry zur Regelung der Finanzverwaltung nach Madrid zu senden." — Bei der länger dauernden Krankheit des Herzogs von Harcourt sendet Ludwig XIV. in dem Grafen von Marcin einen zweiten französischen Staatsmann, welcher bei der Leitung aller spanischen Staatsgeschäfte dem Könige Philipp V. zur Hand gehen sollte. Er empfiehlt ihn demselben in einem eigenhändigen Briefe vom 27. Juni 1701, der zugleich das eigene Geständniß Philipps über seine Ab-

hängigkeit von dem Großvater auf eine demüthigende Weise bezeugt. Ludwig ist erfreut, aus den beiden Briefen vom 2. und 10. Juni ersehen zu haben, daß Philipp alles das gethan hat, was er ihm aufgetragen habe; aber er bedauert zugleich, daß der König nach seinen Aeußerungen eine so unzuverlässige Hülfe in seinen Rathgebern besitze. Dem Herzoge von Harcourt und dem Grafen von Marcin möge er sich nur völlig anvertrauen, weil er selbst ihnen ganz vertraut und sie genau kennt. Dieselbe Versicherung gibt Ludwig XIV. über Marcin in einem zweiten Briefe an Philipp vom 13. Juli, indem er zugleich hinzufügt, daß er ihm sehr viele wichtige Dinge aufgetragen habe, bei deren Mittheilung König Philipp in vollem Vertrauen überzeugt sein dürfe, daß derselbe ihm keinen Vorschlag machen wird, welcher nicht den gemeinschaftlichen Interessen der französischen und spanischen Krone zuträglich erscheint. Aehnliche Wiederholungen folgen in mehren Briefen in Bezug auf beide französische Rathgeber. — Nicht einmal die Anordnung des Hofceremoniels und der Rangabstufung unter den verschiedenen Classen der spanischen Grandes wagte König Philipp ohne Befragung und Zustimmung des französischen Monarchen vorzunehmen, wie dies ein Brief des Letzteren vom 7. August uns unverkennbar wahrnehmen läßt. Die Gleichstellung derselben *) mit den französischen Pairs erregte inzwischen eine große Unzufriedenheit unter den spanischen Grandes, von denen einige ihre Abstammung aus dem Blute der aragonesischen, castilischen und navarrischen Königsgeschlechter ableiteten, sämmtlich aber

*) Lamberty I. S. 546—47.

auf die zu häufig aus niederem Stande erhobenen französischen Pairs mit Verachtung herabsahen. Die allgemeine Unzufriedenheit, die deshalb unter ihnen entstand, wurde durch das darüber an den König eingereichte Memoire des Herzogs von Arcos nur noch gesteigert, als dieser für seine Kühnheit mit Verbannung nach den Niederlanden bestraft wurde.

Die Vermählung des Königs Philipp mit Maria Louise Gabriele, Tochter des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen und Schwester der Herzogin von Burgund, die erst im vierzehnten Lebensjahre (geb. 17. September 1688) stand, erfolgte ausschließlich auf Anordnung Ludwigs XIV., und die Verhandlungen darüber wurden nur im Interesse der französischen Krone und nach den augenblicklichen Anfoderungen desselben langsam fortgeführt. Die Anzeige von der getroffenen Wahl war zu Madrid am 3. Mai 1701 öffentlich verkündigt, und doch schreibt Ludwig XIV. noch am 27. Juni d. J. an den König von Spanien aus Marly: „der gesandte Courier würde ihm von seiner Seite mündlich mittheilen, was er über seine bevorstehende Heirath und viele andere wichtige Angelegenheiten dächte und was er für dieselben gethan hätte. Deswegen würde er in diesem Briefe nichts weiter davon schreiben;" doch fügt er am Schlusse hinzu, „er glaube jedoch nicht, daß die Vermählung dadurch sehr lange verzögert werden würde, weil man den Herzog von Savoyen zwingen müsse, die Bedingungen seines Vertrags auszuführen *)." Einen Monat später (aus Marly am 29. Juli) widmet Ludwig der Heirathsangelegenheit ausschließ-

*) Oeuvres de Louis XIV. II. S. 65 – 67.

lich einen Brief: „Ich habe geglaubt nach den Nachrichten, welche ich über die zweideutige Ergebenheit des Herzogs von Savoyen erhalten habe, Ihre Vermählung verschieben zu müssen: Sie kennen seinen Charakter. Ich habe dem Marquis von Castel-Rodrigo (welcher doch spanischer Gesandter am Turiner Hofe war) geschrieben, die Unterhandlung abzubrechen. Seitdem habe ich erfahren, daß sie schon beendigt war. Erstaunen Sie inzwischen nicht, wenn abermals einige Schwierigkeit bei ihrer Ausführung entsteht; ich wünsche dagegen Mittel aufzufinden. Ich habe nur die Absicht, das Wohl Ew. Majestät zu befördern und Sie noch glücklicher zu machen, selbst wenn ich das Glück verzögern sollte, welches Sie in der Vollziehung Ihrer Heirath zu erlangen glauben" u. s. w. Endlich schreibt Ludwig XIV. unter dem 21. August aus Versailles: „ich schicke Ihren Courier zurück und habe jetzt den Marquis von Castel-Rodrigo beauftragt, Ihre Heirath abzuschließen. Sie werden davon die Gründe erfahren, das Detail der Angelegenheit würde aber zu weitläufig sein, Ihnen auseinanderzusetzen. Ihre Folgsamkeit (déférence) gegen meine Rathschläge vermehrt noch meine Aufmerksamkeit, diese nur in Uebereinstimmung mit Ihren Interessen zu geben."

Die Vermählungsfeierlichkeit war durch Vertretung des spanischen Gesandten am 8. September zu Turin vollzogen, und die junge Königin Maria Louise reiste am 22. September nach Nizza ab, wo acht neapolitanische Galeeren bereit standen, um sie nach der catalonischen Küste hinüberzuführen. König Philipp reiste ihr entgegen, indem er zugleich damit einen Besuch der Reiche Aragonien und Catalonien verbinden wollte, um bei dieser Gelegenheit die

noch nicht ganz beseitigten Streitigkeiten mit den Ständen der zuletzt genannten Provinz auszugleichen. Bei seiner Abreise von Madrid am 5. September setzte er für die Zeit seiner Abwesenheit den Cardinal von Portocarrero, den Herzog von Montalto und den Marquis de los Balbases zu Regenten ein, bei welchen der noch immer kranke Herzog von Harcourt zurückblieb. Der Graf von Marcin begleitete den König auf der Reise und war auf dem Hinwege sein einziger Gesellschafter in der Kutsche, obwol die Herzöge von Medina-Sidonia, Sesa, Ossuña, die Marquis von Monta, Valeros, Alameda und die Grafen von S. Estevan und Priego mit im Gefolge des Königs waren. Am 16. September erreichte Philipp V. Saragossa und beschwur am folgenden Tage unter den herkömmlichen Feierlichkeiten die Rechte und Freiheiten des Landes, indem er für die Zeit seiner Rückkehr mit seiner Gemahlin eine Versammlung der aragonesischen Cortes einberief. Die Feier des festlichen Tages beschloß ein glänzendes Stiergefecht. In Barcellona langte der König am 30. September an und hielt daselbst seinen feierlichen Einzug am 2. Oktober. Während er täglich der Ankunft der jungen Königin entgegensah, hatte er auch hier die catalonischen Cortes versammelt. Die stürmische Jahreszeit verhinderte inzwischen die Seereise der Königin und nöthigte die Galeeren in den französischen Hafen von Antibes einzulaufen. Darüber unterrichtet Ludwig XIV. den König Philipp in einem Schreiben aus Fontainebleau vom 12. Oktober: „er habe dem Wunsche der Königin, bei der großen Gefahr einer Seereise in dieser Jahreszeit die Reise zu Lande durch das südliche Frankreich über Marseille zu machen, seine Zustimmung gegeben.“ Er schlägt dem Könige von

Spanien vor, bis nach Gerona entgegenzugehen, er ertheilt ihm auch die Erlaubniß, selbst auf den französischen Boden bis Perpignan zu kommen. Doch daran wurde Philipp durch den Widerwillen der inzwischen versammelten cataloniſchen Stände verhindert, die nach dem Herkommen ihre Versammlung sogleich auflösen wollten, sobald der König die Grenzen des Landes überschreiten würde. Da der König von denselben die Bewilligung einer beträchtlichen Geldsumme in seiner Geldnoth wünschte, so blieb er in Catalonien zurück. Die Stände gestanden aber erst nach mehrwöchentlichen Verhandlungen (im Januar 1702) 500,000 Piaster zu, welche in sechs jährigen Terminen gezahlt werden sollten, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der König jetzt selbst ihre Landesgerechtsame beschwören sollte. Den Tag der feierlichen Eidesleistung verherrlichte der jetzt mit Ehrenbezeigungen und Standeserhöhungen für den spaniſchen Volkscharakter viel zu freigebige Monarch, daß er zehn Catalonier zu der Würde eines spaniſchen Grande erhob und außerdem an achtzehn Landesbewohner die Ritterwürde, und an dreiundzwanzig den Adel ertheilte.

Unterdessen war die Königin Maria Louise noch zu Schiff bis nach Toulon gegangen und am 13. Oktober nach Marseille gekommen, hatte am 2. November die pyrenäische Grenze überschritten und war zu Junquera, zwei und eine halbe Meile von Figueras, mit dem Könige zusammengetroffen. In Figueras wurde am 3. November das königliche Beilager vollzogen, aber erst am 13. November zu Barcellona in der Kirche S. Maria Majore die Vermählungsfeierlichkeit an der Hand des Gemahls wiederholt. Die eigensinnige Beharrlichkeit der jugendli-

chen Königin, die an geistiger Energie ihrem schwachen Gemahle unendlich überlegen war und denselben in allen seinen Neigungen und Fehlern bald durchschaut hatte, ließ sich gleich in den ersten Tagen erkennen. Die Verabschiedung ihrer aus Savoyen mitgebrachten Dienerschaft erregte ihren Zorn so außerordentlich, daß sie selbst den König mehre Stunden nicht vor sich lassen wollte. Der schwache Fürst war aber von einem so ungestümen sinnlichen Verlangen nach seiner Gemahlin ergriffen worden, daß ein Versagen ihres Umgangs auch nur auf Stunden den König zur schmählichen Nachgiebigkeit gegen ihre Anfoderungen, mit augenblicklicher Beseitigung der kaum ertheilten Befehle, bewegen konnte. Dies ging auch fernerhin auf gleiche Weise fort und prägte einen neuen eigenthümlichen Charakter dieser ohnmächtigen Regierung auf, die für ihre ganze Dauer nur dann von einer scheinbar größeren Selbständigkeit beseelt zu sein schien, wenn die Anordnung von einer der beiden Gemahlinnen Philipps, oder ihrer gemeinschaftlichen Vertrauten der Prinzessin von Orsini herrührte. Alle drei Frauen aber fühlten sich stets bereit, ihre geistige Ueberlegenheit über den König zur Einmischung in die verschiedenartigsten Staatsangelegenheiten zu benutzen, und dann ihren Willen durch des Königs Machtwort, wenn auch nicht immer zu löblichen Zwecken, durchzusetzen.

Ein solches Verhältniß konnte indeß sehr leicht der Abhängigkeit des spanischen Hofes von der französischen Politik Eintrag thun, wenn Weiberlaune und Eigensinn über verwickelte Pläne lang berechnender Klugheit den Sieg davontragen oder sie mindestens durchkreuzen konnten. Gleich der erste Bericht des französischen Agenten Louville,

welcher ohne bestimmte Stellung nur als Beobachter dem Gefolge des Königs Philipp beigegeben und zu Intriguen stets geneigt war, die Königin aber schon auf ihrer Reise durch Frankreich nach Barcellona begleitet hatte und nach ihrer dortigen Ankunft als Courier an Ludwig XIV. gesandt war, bestimmte den großväterlichen Gebieter zu einer sehr ernsten Ermahnung und verschärften Vorschrift über das Benehmen Philipps zur Königin. Das Schreiben ist bereits vom 13. November 1701 datirt*): „er bittet den König von Spanien angelegentlichst, in seiner ihm bei seiner Abreise nach Spanien mitgegebenen Instruction die Artikel über das Verhalten zur Königin häufig zu lesen. Louville hat mir von allen guten Eigenschaften der Königin erzählt, die den König würden glücklich machen können, wenn er einen guten Gebrauch von ihnen machte. Er hoffte es noch, obgleich die Königin schlecht angefangen habe. Er schreibt ihre unbedachten Handlungen und namentlich ihre Widersetzlichkeit gegen die Rücksendung des männlichen und weiblichen Gefolges nach Turin den schlechten Rathschlägen zu, die sie am väterlichen Hofe empfangen habe. Da sie Geist hat und einsehen wird, daß sie allein dem Könige zu gefallen leben soll, so wird sie sich schon darauf einzurichten wissen, sobald sie ihrer alleinigen Leitung überlassen ist. Aber zum beiderseitigen Glücke muß sich die Königin aller der Ansichten entschlagen, welche man ihr gegeben hat, um ihren Gemahl zu regieren." „Ich glaube zwar, daß Ew. königl. Majestät dieses Bestreben nicht dulden wird, daß Sie zu lebhaft die Schmach fühlen, welche eine solche Schwäche nach sich zieht. Man

*) Oeuvres de Louis XIV. II. S. 77.

erzeiht dieselbe nicht einmal den Privatleuten, aber die Könige, mehr dem öffentlichen Urtheile ausgesetzt, sind noch tiefer verachtet, wenn sie leiden, daß ihre Frauen herrschen. Sie haben überdies vor Ihren Augen das Beispiel Ihres Vorgängers. Die Königin bleibt nur Ihre erste Unterthanin; in dieser Eigenschaft und als Ihre Frau ist sie verpflichtet Ihnen zu gehorchen. Sie sollen sie lieben, aber nicht auf solche Weise, daß die Thränen der Königin hinlängliche Herrschaft über Sie ausüben und Sie zu Handlungen nöthigen, die Ihrer Ehre entgegenstehen. Behaupten Sie nur Festigkeit beim Anfange, ich weiß, daß das erste Abschlagen Sie betrüben wird, weil es der Sanftmuth Ihres Charakters widerspricht: aber nehmen Sie keinen Anstand, der Königin einen leichten Kummer zu verursachen, um ihr wichtigere Sorgen für die Zukunft zu ersparen. Durch Ihre Haltung allein werden Sie unerträglichen Verirrungen entgehen. Werden Sie es wol ertragen, daß Ihre Unterthanen und ganz Europa von Ihren häuslichen Zwistigkeiten sich unterhalten sollten? Machen Sie die Königin wider ihren Willen glücklich, wenn es nöthig ist. Wenden Sie anfänglich Zwang an, sie wird Ihnen dafür dereinst sich verpflichtet fühlen, und die Gewalt, welche Sie sie jetzt fühlen lassen werden, wird das sicherste Zeichen Ihrer Freundschaft für sie sein. Glauben Sie, daß meine Zärtlichkeit für Sie mich diese Rathschläge angeben läßt, welche ich an Ihrer Stelle von einem Vater erwarten und als die bewährtesten Proben seiner Freundschaft aufnehmen würde." — Aber der überall gehorsame Enkel auf dem Throne einer großen europäischen Macht vermochte doch nicht die schmeichelnden und trotzenden Foderungen einer durch die Lockungen des Sin-

nenreizes gebietenden Königin weniger zu erfüllen, als jene ernsten Gebote vorsichtiger Politik und selbständiger Manneskraft. Die ferneren Berichte der französischen Diplomaten bezeugten nur die Fortschritte der jungen Königin in ihrer Herrschaft über Philipp, auf welche auch die eigenen Briefe Ludwigs XIV. keinen Eindruck machten. Die französische Politik verhoffte darauf zur Sicherstellung des abhängigen Verhältnisses des spanischen Hofes von Frankreich ein entsprechendes Mittel in Weiberintrigue gefunden zu haben, wenn es gelänge, die Königin und ihren Einfluß auf ihren Gemahl wieder durch ein anderes Weib zu beherrschen und dem französischen Interesse zu unterwerfen. Dazu erschien die Prinzessin von Orsini als ein ausgezeichnetes Werkzeug, welche selbst vom Cardinal Portocarrero begünstigt wurde, der nur einer Ausländerin die wichtige Stelle einer Oberhofmeisterin der Königin anvertrauen wollte, um alle Verbindungen mit einzelnen inländischen Familien und die davon abhängigen Begünstigungen derselben möglichst zu verhüten. Die Prinzessin von Orsini war Französin von Geburt und in erster Ehe mit Talleyrand, Prinzen von Chalais vermählt gewesen. Dieser hatte nach seiner Verweisung aus Frankreich seinen Aufenthalt in Spanien genommen, und bei der mehrjährigen Dauer desselben war die Prinzessin mit der Sprache und den Sitten Spaniens vertraut geworden. Schon aus dieser Zeit schreibt sich ihre Bekanntschaft mit Portocarrero, die sie nach dessen Erhebung zur Cardinalswürde mit ihm in Rom fortsetzte, wo sie zur zweiten Ehe mit Orsini, Herzog von Bracciano, geschritten war. Jetzt lebte sie getrennt von ihrem Gemahle, bei ihrer geistvollen Gewandtheit von den verschiedensten

Parteien geachtet, mit der Marquise Maintenon in lebhaftem Briefwechsel und doch anderseits jeder weiblichen Leidenschaft und Eitelkeit hingegeben. In allen Kreisen, in denen sie gelebt hatte, war es ihr bei ihren überlegenen geistigen und geselligen Talenten leicht gelungen, die leitende Herrschaft über die übrigen zu erwerben, ohne daß diese die Last ihrer Unterwürfigkeit gewahr wurden. So gelang es ihr auch jetzt, als sie zur Oberhofmeisterin am spanischen Hofe gewählt war: sie wurde die unzertrennliche und treue Freundin der jungen Königin, aber sie erschien auch bald dem Könige unentbehrlich, und beide vertrauten ihrem umsichtigen Urtheile. Doch diente die Prinzessin Orsini nur so lange einem Interesse, als es mit ihrer Ueberzeugung übereinstimmte und ihr bei aller Hingebung stolzer und selbständiger Charakter nicht verletzt wurde. Ludwig XIV. sah sie daher auch nur als ein vorübergehendes Hülfsmittel an, das so lange gebraucht werden sollte, als es zweckdienlich schien. Daher hörte er nicht auf, dem Könige selbst noch härtere und durch scheinbare väterliche Liebe ironisch noch geschärftere Vorwürfe über seine nachgiebige Schwäche gegen die Königin zu machen, um nicht diese als politische Rathgeberin in das Verhältniß zwischen Großvater und Enkel treten zu lassen.

Als Philipp V. sogar bei seinem Uebergange nach den italienischen Provinzen seine Gemahlin mitzunehmen gedenkt, schreibt ihm Ludwig XIV. aus Marly am 3. März 1702: „Meine Freundschaft für Sie erlaubt mir nicht, über die Inconvenienzen zu schweigen, welche ich aus dem Unternehmen dieser Reise hervorgehen sehe. Wenn ich Sie weniger liebte, so würde ich die väterlichen Rathschläge unterdrücken, sobald sie Ihren Wünschen entgegenständen.

Ihre Zärtlichkeit gegen die Königin läßt Sie das Verlangen hegen, sich nicht von ihr zu trennen. Doch sollten Sie aus demselben Grunde erwägen, welchen Unannehmlichkeiten Sie die Königin bei einer so langen Fahrt auf dem Meere bis nach Neapel aussetzen. Wenn die Freundschaft der Königin für Sie ihr die Augen über die gefährlichen Folgen schließt, welche sie von dieser Reise befürchten muß, so sollten Sie selbst darauf aufmerksamer sein und Ihr gemeinschaftliches Glück sicherer stellen, indem Sie an die Erhaltung der Gesundheit der Königin dächten. Sie wissen, wieviel dieselbe auf der kurzen Seereise von Nizza nach Toulon gelitten hat: Sie können daraus beurtheilen, wieviel sie von einer weit längeren Seefahrt auszustehen haben wird, wo die Bequemlichkeit, alle Tage ans Land zu gehen, durchaus fortfällt. Statt der Freuden, die Sie Sich gegenseitig auf dieser Reise zu gewähren gedenken, bereiten Sie Sich fortwährende Qual und Pein. Aber bleiben diese Gefahren für die Gesundheit der Königin auf die Seereise beschränkt? Werden Sie nach Ihrer Ankunft in Neapel nicht oftmals den Entschluß bedauern, sie dort hingeführt zu haben? Wenn die Gemüther dort noch aufgeregt sind, was werden Sie für die Königin fürchten? Werden Sie sie in dieser Stadt lassen können, um sich an die Spitze der Heere in der Lombardei zu stellen. Oder werden Sie allein für die Königin in Neapel zurückbleiben wollen, wenn Sie doch nach Italien zur Vertheidigung Ihrer Staaten gekommen sind?" u. s. w. Nachdem er noch einmal soviel einzelne Gründe gehäuft hat*), fährt er fort: „Ihr Un-

*) Oeuvres de Louis XIV. II. S. 83—89.

ternehmen ist zu groß, um seine Ausführung durch neue Schwierigkeiten zu verhindern: es geziemt sich für Sie, ohne großen Train die Ueberfahrt zu machen, wenn Sie Ihre Staaten zu vertheidigen gehen. Doch erscheint es gegen den guten Anstand, daß eine Königin ohne die ihrem Stande nothwendige Begleitung eine Reise macht. Ihr Vorhaben, die Königin mit sich zu führen, wird in Madrid wie ein Entschluß angesehen, Spanien dem Hause Oestreich zu überlassen. Dieser Grund allein müßte für Sie genügen, die Königin in diesem Königreich zurückzulassen. Sie wird Ihnen viel lebhaftere Beweise ihrer Freundschaft gewähren, indem sie durch ihre Gegenwart die Völker Spaniens in ihrer Pflicht erhält, als wenn sie sich Gefahren und Unbequemlichkeiten auf dem Meere aussetzt, für die Ihnen Niemand Dank wissen wird, die sogar Uebelwollende Ihnen zum Vorwurfe machen werden. Die Königin hat zu viel Einsicht, um nicht mit diesen Gründen einverstanden zu sein, wenn Sie ihr diesen Brief zeigen werden. Sie müssen hinlängliche Kraft über Sich Selbst besitzen, um von ihr als eine wirkliche Probe ihrer Zärtlichkeit zu erhalten, was Sie außerdem durch Ihre Autorität würden erlangen können." „Man weiß, daß die Königin noch nicht in dem Zustande ist — sie hatte noch nicht das vierzehnte Jahr erreicht —, daß wir uns bereits jetzt mit guten Hoffnungen auf die künftige Nachkommenschaft schmeicheln können: sollte es aber auch angemessen sein, daß der Erbe Ihrer Königreiche außerhalb Spanien geboren würde? Ich lasse mich deshalb in alle diese Details ein, da ich überzeugt bin, daß sehr dringliche Gründe erfodert werden, um den Kummer zu überwinden, den Sie und die Königin über Ihre Trennung empfinden

werden. Ich würde ſelbſt nicht hoffen, die Königin zu überzeugen, wenn nicht ihr reifer Geiſt ihrem Alter vorangeeilt wäre. Ich halte dafür, daß Sie während Ihrer Abweſenheit den Aufenthalt der Königin zu Saragoſſa, wie zu Madrid, feſtſtellen müſſen; Marcin wird mit Ihnen von meiner Anſicht darüber verhandeln." Ludwig XIV. ſchließt endlich den langen Brief damit: „Alles, was ich Ihnen hier angegeben habe, iſt der reine Erfolg meiner Freundſchaft, und Sie müſſen meine Rathſchläge befolgen; es iſt ſelbſt noch viel beſſer, daß Sie gar nicht nach Italien abgehen, als wenn Sie dorthin die Königin mit ſich führen." Auf eine ſolche Zurechtweiſung folgte ein demüthiges Antwortſchreiben von König Philipp unter dem 10. März 1702, in welchem er pünktliche Folgſamkeit in den Willen Ludwigs verſpricht. „Auch die Königin iſt entſchloſſen, den Rathſchlägen Ew. Majeſtät ohne Widerſpruch Folge zu leiſten, und ſie ſucht jetzt mich nur zu tröſten. Ihre Partie iſt genommen, wie ich die meinige genommen habe: ich habe auf der Stelle erklärt, daß ich mich von der Königin trennen würde, um mich gegen die Spanier gefällig zu bezeigen, da Sie dies mit ſo großem Eifer wünſchen." Nachdem der König und die Königin von Spanien ihren Willen unter den des Königs von Frankreich untergeordnet hatten, erhielten beide ein beifälliges Belobungsſchreiben aus Verſailles vom 22. März, in welchem gegen Philipp V. ſeine Gelehrigkeit (cette docilité de votre part), gegen die Königin ihre verſtändige Einſicht in ſchmeichelhaften Ausdrücken anerkannt wird.

War es bei einer ſo herabwürdigenden Bevormundung des Königs von Spanien durch Ludwig XIV. zu verwun-

dern, daß dessen Autorität in seinem Reiche selbst nach dem Verlaufe des ersten Regierungsjahres außerordentlich gelitten hatte? Die Zahl der Misvergnügten mehrte sich durch die große Begünstigung der Franzosen bei der Ertheilung der wichtigsten Stellen im Staats- und Hofdienste. Da indeß einzelne vornehme Familien des Inlandes, namentlich die Anhänger des Cardinals Portocarrero, für sich selbst unter der neuen Regierung nicht minder außerordentliche Begünstigungen genossen und deswegen in platter Huldigung des Egoismus am Hofe Philipps schmeichelten, um neue Gnadenbezeigungen zu erschleichen, so zeigte sich bald aus Neid und Familienhaß, bald auch aus dem edleren Grunde eines durch die Erniedrigung der Nationalehre verletzten Gefühls ein allgemeiner Zwiespalt in den meisten Provinzen Spaniens, welcher dem Hause Bourbon eine gefährliche Gegenpartei entgegenstellte, ohne sich sogleich entschieden für den Erzherzog Karl zu erklären. Man begann den kleinen Krieg mit gegenseitiger Verspottung, welche selbst bis zu politischen Caricaturen — ein damals für Spanien unerhört seltenes Ereigniß — herabging. So fand man eines Tages über dem Haupteingange des Palastes, welchen der Cardinal Portocarrero in Madrid bewohnte, ein Zerrbild aufgehängt, auf welchem der Cardinal als Urheber der Abhängigkeit Spaniens von Frankreich eine Kuh bei den Hörnern festhielt. König Philipp und der Präsident des Raths von Castilien Arias sind eifrig bei dem Melken derselben beschäftigt, indem sie die gewonnene Milch dem König von Frankreich auszutrinken geben. Dazu stand die erklärende Umschrift: „Wir haben keinen König, und doch zwei Könige."

Noch ehe die große Tripelallianz zwiſchen den beiden Seemächten und dem Kaiſer am 7. September 1701 die Eroberung der ſpaniſchen Niederlande und der italieniſchen Beſitzungen der ſpaniſchen Krone, um dadurch das Haus Habsburg zu entſchädigen, ſowie die Trennung Spaniens von Frankreich ſich zum Hauptzwecke geſtellt hatte, konnte man ſchon aus dem Gange der Verhandlungen darüber und aus der natürlichen Stellung der politiſchen Verhältniſſe dieſer Staaten entnehmen, auf welchen Zielpunkt die Richtung ihrer Operationen geleitet werden würde. Deshalb ſuchte Ludwig XIV. denſelben zuvorzukommen, und mindeſtens alle große Vortheile ſowol eines früher gefaßten Entſchluſſes, als auch eines nur von einer einzigen Autorität in höchſter Inſtanz geleiteten Planes zu benutzen. Obgleich erſt am 15. Mai 1702 die beiden Seemächte und der Kaiſer an Frankreich den Krieg erklärten, und dieſe Erklärung vom franzöſiſchen Hofe ſogar erſt am 3. Juli 1702 erwidert wurde, hatte doch Ludwig XIV. ſchon ein Jahr vorher, außer der oben bereits erwähnten Beſetzung der Feſtungen in den ſpaniſchen Niederlanden, den Marſchall Catinat mit einem franzöſiſchen Heere zur Behauptung des Herzogthums Mailand nach Oberitalien geſandt. Gleichzeitig war der Herzog von Mantua zu einem Vertrag am 5. April 1701 genöthigt worden, eine franzöſiſche Beſatzung in ſeiner Reſidenz aufzunehmen, die zugleich durch ihre Lage und Befeſtigungen zum Hauptſtützpunkt für die Behauptung der Lombardei dienen konnte. Aber die ſchlechte Verſorgung des franzöſiſchen Heeres und die durch Misgunſt und verletzten Stolz vernachläſſigte Unterſtützung des Marſchalls Catinat von Seiten ſeiner Unterfeldherren brachten kein für die Bourbons günſtiges

Resultat dieses ersten Feldzugs hervor. Prinz Eugen von Savoyen erwarb sich an der Spitze eines nicht zahlreichen aber von Tyrol aus wacker unterstützten östreichischen Heeres eine neue glänzende Anerkennung seines Feldherrnruhms. Er überrumpelte die Franzosen bei Carpi am 9. Juli, warf sie hinter die Etsch und den Oglio zurück und bezog bei Chiari am Oglio auf dem Gebiete der Republik Venedig ein festes Lager. Die spanischen Truppen und die Bewohner der Lombardei leisteten keine wesentliche Hülfe den Franzosen, die bald darauf noch den großen Verlust machten, an die Stelle ihres bewährten, tapferen und umsichtigen Feldherrn einen übermüthigen Hofmann in dem Marschall Villeroi (August 1701) zum Anführer zu erhalten, der, wie er früher durch Hofintriguen, Prahlereien, Weibergunst und Cabalen sich emporgeschwungen hatte, so auch zur ferneren Leitung dieses Feldzuges gekommen war. Gleich in den ersten Tagen erlitt derselbe durch einen unbesonnenen Angriff auf das verschanzte Lager des Prinzen Eugen bei Chiari (1. September) eine blutige Niederlage, die durch wiederholte unglückliche Gefechte vergrößert wurde, bis daß seine Gefangennahme bei Cremona (1. Februar 1702) die Bourbons von der Gefahr befreite, in wenigen Monaten zur Räumung des gesammten nördlichen Italiens genöthigt zu werden. Aber noch ehe sein talentvoller Nachfolger, der Herzog von Vendôme, das Gleichgewicht der französischen Waffen zu Gunsten der spanischen Krone in Italien wiederherzustellen vermochte, war die Sache des Königs Philipp V. auch im neapolitanischen Reiche ernstlich bedroht worden. Neapel und Sicilien hatten anfänglich durch die eifrigen Bemühungen der spanischen Vicekönige, der Herzöge von Medina-Celi

und Eſcalona ohne Widerrede Philipp V. als ihren rechtmäßigen Herrn anerkannt. Die Weigerung des Papſtes Innocenz XII., die Belehnung über Neapel dem jungen Könige zu ertheilen — wie ſehr auch der einflußreiche Cardinal Forbin-Janſon, welcher ſchon früher bei der Befragung des römiſchen Stuhles in der Angelegenheit des Teſtamentes von Karl II. ſehr günſtig für das Haus Bourbon gewirkt hatte, jetzt wiederum neben dem ſpaniſchen Geſandten in Rom dafür arbeitete —, erregte die erſte Hoffnung unter den misvergnügten Großen, bei dieſer Gelegenheit ſich der harten ſpaniſchen Herrſchaft zu entziehen, und wieder unter einem eigenen Herrſcherhauſe ein ſelbſtändiges Reich für ſich zu bilden. Unter der Leitung des Fürſten Macchia, des Grafen Sangro, des Francisco Spinelli, Herzogs von Caſtelluccio, des Bartolomeo Grimaldi, Herzogs von Teleſe, des Tiberio Caraffa, Fürſten von Cuſani, und mehrer anderer angeſehener Glieder des neapolitaniſchen Adels brach am 23. September 1701 ein Aufſtand aus, in welchem der Erzherzog Karl als König ausgerufen wurde. Aber der Aufſtand blieb nur auf die Hauptſtadt beſchränkt, der größere Theil des Adels verharrte bei dem einmal gegen König Philipp V. geleiſteten Eide der Treue, der Cardinal-Erzbiſchof von Neapel ermahnte das Volk zur Ruhe, und ſchon am dritten Tage hatte der Vicekönig die Aufrührer an allen Punkten zerſtreut und aus der Stadt vertrieben. Die Häupter des Aufſtandes wurden geächtet, Graf Sangro und Baron Saſſinet, die beide, früher in kaiſerlichen Dienſten, ſich beſonders thätig bei dem Aufſtande gezeigt hatten und in die Hände der Spanier gefallen waren, wurden am 3. October hingerichtet. Die Ruhe ſchien völlig ſichergeſtellt,

als Graf d'Estrées von Ludwig XIV. den Befehl erhielt, dreitausend Mann frischer französischer Truppen in Neapel ans Land zu setzen. Aber die Verfolgung der Misvergnügten und ihrer Verwandten durch den Vicekönig, die Confiscirung ihrer Güter und andere harte Bedrückungen, welche jetzt die Neapolitaner von den Spaniern und Franzosen erdulden mußten, und für welche der Kaiser Leopold sogar die Verhaftung des noch in der Nähe von Wien sich aufhaltenden vormaligen spanischen Botschafters als Repressalie gebrauchte, vermehrten die innere Gährung. Bald riefen diese Parteiungen auf vielen Punkten Zusammenrottungen hervor und ließen, da auch nach Sicilien diese Misstimmung sich hinüberzog, bei den Fortschritten der kaiserlichen Heere in Italien eine große Besorgniß über die fernere Behauptung beider Reiche für Philipp V. entstehen.

Unter diesen Umständen erschien es der französischen Politik und dem Cardinal Portocarrero nothwendig, durch das persönliche Auftreten des jungen Königs von Spanien in seinen italienischen Reichen die leicht gewonnene größere Volksmasse mit dem neuen Herrscherhause mehr zu befestigen, die höheren Stände durch Glanz, Hoffeste, Gnadenbezeigungen für sich einzunehmen und das Misverhältniß mit dem römischen Stuhle über die Belehnung aus dem Wege zu räumen. Im April 1702 ging Philipp V. nach Neapel, indem er wiederum unter Verwerfung mehrer Vorschläge nach dem Anrathen Ludwig's XIV. der früheren Regentschaft, mit Auslassung des Großinquisitors, unter dem Vorsitze der jungen Königin die Verwaltung Spaniens überließ, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Befehle und Verordnungen im Namen der Königin ausgefertigt, aber nach der Mehrheit der Stimmen beschlossen

und verabfaßt wurden. Da nun der Herzog von Harcourt wegen seiner Kränklichkeit für immer nach Frankreich zurückgekehrt war, so erhielten Graf Marcin und Blecour von Ludwig XIV. die genauesten Vorschriften in Bezug auf ihr besonderes Verhältniß zur Verwaltung Spaniens. Aber ihre Ausführung gelang nicht so glücklich wie früher, weil beiden der feine Takt und die diplomatische Gewandtheit mangelten, mit welchen ihr Vorgänger bei aller scheinbaren Gefügigkeit die Staatsgeschäfte doch imponirend leitete. Gleichzeitig erhielt auch die Prinzessin Orsini ihre Instructionen aus dem französischen Cabinet*). Marcin mußte nicht lange darauf dem Könige Philipp nach Italien folgen, zu welchem auch gleich nach seiner Ankunft in Neapel der Cardinal Forbin-Janson sich begeben mußte, damals noch mit dem Posten eines französischen Botschafters in Rom bekleidet; von diesem sollte der König von Spanien genaue Auskunft über den Stand der Angelegenheiten in Rom erfahren. Die sorgfältige Bewachung des Hafens Cadix und aller spanischen Küsten wurde dem König Philipp vom französischen Hofe dringendst anempfohlen, um sie vor seiner Abreise dem Cardinal Portocarrero besonders zur Pflicht zu machen, weil darauf die Angriffe der beiden Seemächte und des von ihnen unterstützten kaiserlichen Hauses vor allen Dingen gerichtet sein würden.

Die Ueberfahrt des Königs Philipp auf französischen Schiffen nach Neapel (er kam hier am 16. April an), war sehr kurz und glücklich, aber die laue Aufnahme, die er in diesem Reiche bei allen Classen seiner Bewohner

*) Brief Ludwigs XIV. vom 24. April 1702 in den Oeuvres de Louis XIV. II. S. 95.

antraf, sowie der trostlose Zustand der Erschöpfung seiner Hülfsquellen, der Mangel an Kriegszucht und die Entmuthigung der vorgefundenen wenigen Soldatenhaufen befriedigten ihn keinesweges und ließen ihn verzweiflungsvolle Klagen über die Schwierigkeiten seiner Lage gegen Ludwig XIV. ausstoßen. Dieser entgegnete ihm aber auf sehr ernste Weise, indem er nicht minder streng auf seine Abhängigkeit von Frankreich zurückwies, in einem Briefe aus Versailles vom 20. Juni 1702: „Wenn Sie geglaubt haben, daß es sehr leicht und angenehm wäre, König zu sein, so haben Sie Sich sehr getäuscht. Man bedarf vieler Weisheit und großer Gnade von Gott, um Völker von so verschiedenem Nationalcharakter zu regieren, die außerdem noch schwierig zu behandeln sind. Sie haben vollkommen recht, auf die Franzosen mehr als auf irgend ein anderes Volk zu zählen; aber zeigen Sie dies nicht in der Art, daß Sie die Spanier durch die Eifersucht über diesen Vorzug noch mehr von Sich entfernen. Ich freue mich über Ihre Zufriedenheit mit den französischen Truppen, welche ich nach Neapel geschickt habe — sie waren damals durch die neuen Verstärkungen im Frühjahre 1702 bis auf 25,000 Mann gewachsen und hatten meistentheils ein Lager bei Fondi bezogen —: ich würde wünschen, daß Sie Sich eben so sicher auf Ihre Unterthanen verlassen könnten. Aber gerathen Sie in kein Erstaunen über die Unordnung unter Ihren Truppen und über ihre geringe Zuverlässigkeit. Es erfodert eine lange Regierung und große Sorgfalt, um die Ordnung in der Verwaltung wiederherzustellen und die Treue von Unterthanen sich zu sichern, welche Jahrhunderte lang gewohnt waren, einer unserm Hause feindlichen Dynastie zu gehorchen. Es ist

für Sie nothwendig, bis auf den Grund die geheimen Neigungen der Völker kennen zu lernen, und von Ihrer Einsicht hängt es ab, sich in den Zustand zu versetzen, das Uebel zu verbessern, ohne dem Volke merken zu lassen, daß Sie das Vorhandensein dieses Uebels bei ihm erkannt hätten." — Die Belehnung über Neapel konnte aber auch jetzt noch nicht bei dem Papste erlangt werden, obwol der Cardinal Forbin-Janson in seiner letzten Audienz bei dem Papste vor seiner Abreise nach Neapel (26. März) im Namen des Königs von Frankreich sogar damit gedroht hatte, daß das Haus Bourbon fernerhin gar nicht mehr diese Belehnung nachsuchen dürfte, weil es auch ohne dieselbe sich schon auf dem neapolitanischen Throne behaupten würde. Aber der Papst Innocenz XII. beharrte fest dabei, vor Beendigung des darüber ausgebrochenen Krieges in dieser Angelegenheit sich nicht entscheiden zu wollen, um nicht dadurch selbst in die mit dem Glücke des Siegs wechselnden Kriegsereignisse mit verwickelt zu werden. Ludwig XIV. hoffte, bei seinen großen Anstrengungen für einen günstigen Erfolg des Feldzugs in Italien im Jahre 1702, die Zustimmung des Papstes als ein von selbst sich darbietendes Resultat der zu erwartenden Siege zu erringen, und rieth daher zu keinem weiteren Entgegenkommen gegen den römischen Hof, wiewol er ein gutes Vernehmen zwischen diesem und Philipp V. für durchaus wesentlich zur Erhaltung einer günstigen Meinung für die neue Dynastie im spanischen Volke erachtete.

Philipp V. verweilte zwei Monate in Neapel, ohne sichtbare Spuren einer geordneten Regententhätigkeit zurückzulassen. Die Befreiung einiger Gefangenen aus ih-

ren Schuldgefängnissen, die Milderung in den Strafen der aus dem Reiche verbannten Anhänger für das Haus Habsburg wurde nur als parteiliche Begünstigung angesehen. Die geistlichen Orden fühlten sich beleidigt, weil der Vicekönig 250,000 Scudi von ihnen gefodert und deren Zahlung auch durchgesetzt hatte. Die Ernennung des neapolitanischen Schutzheiligen Januarius zur zweiten Patronatsstelle für die Krone Spanien half weniger bei dem darüber gleichgültigen neapolitanischen Volke, als es bei dem dadurch verletzten spanischen schadete. Im Sommer ging der König zur See über Finale nach dem Kriegsschauplatze in Oberitalien, wo er aber keine thätige Theilnahme an den Kriegsoperationen entwickelte. Nach der unentschiedenen Schlacht bei Luzara (15. August 1702) zwischen dem Herzog von Vendôme und dem Prinzen Eugen wünschte er die Rückkehr nach Spanien, wiewol ihm dazu als das dringendste Motiv sein sinnliches Verlangen nach der Königin galt. Er kam vom Kriegsschauplatze am 2. October in Mailand an, und trat von hier sogleich seine Rückreise nach Spanien an, wo er jedoch erst im Januar 1703 anlangte.

König Philipp hatte inzwischen während seines Aufenthaltes in seinen italienischen Besitzungen schon die deutlichsten Beweise an den Tag gelegt, in einem wie hohen Grade er nach dem traurigen Beispiele seiner Vorgänger auf dem spanischen Throne sich einzubürgern gedächte. In stumpfer Trägheit des Geistes verfiel er in eine solche Unlust an allen Staatsgeschäften, daß er den habsburgischen Fürsten seit Philipp III. völlig gleichgestellt werden muß, und doch wiederum nicht selten durch rücksichtslose Frivolität gegen kirchliche Gebräuche und spanische Sitten

beim Volke anstieß. Selbst die düstere Melancholie Karls II. wurde sein Eigenthum. Ludwig XIV. überschüttete ihn deshalb mit Vorwürfen, aber ihre so häufige Wiederholung verräth am deutlichsten die Fruchtlosigkeit derselben, sodaß hier weder Scheu vor der eigenen Schmach, noch die gewohnte Rücksicht auf die Befehle des gebietenden Großvaters das unglückliche Land vor dem Versinken in das unauflösliche Gewirr der Parteiungen zu retten vermochten. Ludwig XIV. ruft ihm schon am 10. September 1702 ins Gewissen: „Ew. Majestät hat keinen größeren Feind als die Trägheit: wenn Sie von derselben erdrückt werden, so stürzen alle Ihre Angelegenheiten in jähes Verderben, und ihr Verfall wird Ihnen Ihren Ruf auf immer kosten." „Man versichert mir, daß die Briefe, welche ich selbst von Ihnen erhalte, sowie diejenigen, welche Sie an die Königin schreiben, durch Louville dictirt sind. Da ich nun während dessen Anwesenheit an meinem Hofe mehre Briefe von Ew. Majestät erhalten habe, so weiß ich recht wohl, daß Sie keine Hülfe nöthig haben, um gut zu schreiben, aber die öffentliche Meinung wird darüber ganz anders urtheilen. Man muß nicht glauben, daß solche Dinge verborgen bleiben; sie sind dem Publikum früher bekannt, als bis sie zu mir gelangen, denn man beeilt sich nicht, mir davon sogleich Nachricht zu geben. Urtheilen Sie nun Selbst über den Erfolg, den dieses Gerücht für Ihren Ruf machen wird." Und am 4. Februar 1703, nachdem Philipp V. bereits nach Madrid zurückgekehrt war, schreibt der französische Monarch: „Verschließen Sie Sich nicht in der schmachvollen Verweichlichung Ihres Palastes. Zeigen Sie Sich Ihren Unterthanen, hören Sie ihre Bitten, lassen Sie sie Ihre

Gerechtigkeit erproben, sorgen Sie für die Sicherheit Ihres Königreichs, erfüllen Sie endlich Ihre Pflichten, zu welchen Sie Gott berufen, indem er Sie auf den Thron setzte." Aber Ludwig XIV. beruhigte sich nicht bei so allgemeinen Rügen, er wollte sicher gehen, die Kraft des spanischen Staates sollte für seine Unternehmungen nicht fehlen, und konnte er sie nicht mittels eines Prinzen seines Hauses sich vollständig unterwerfen, so wollte er unmittelbar durch seine Staatsmänner und Feldherren die Zügel der Verwaltung nach allen Richtungen hin führen.

Ludwig XIV. fodert seinen Enkel von Versailles unter dem 29. December 1702 auf, die Zahl seiner Musketire zu vermehren und sich durch Nichts daran hindern zu lassen. Er dürfe nicht länger verschieben, sich in allen Truppengattungen gehörig zu rüsten, weil dies das einzige Mittel wäre, sein Ansehen zu begründen. Er solle es nur behaupten, indem er sich entschieden zeige und sehen ließe, daß er der Herr im Lande wäre. — Wie aber König Philipp V. sich der Abhängigkeit des neuen französischen Botschafters entziehen will, nachdem der Graf Marcin im December 1702 nach Frankreich zurückgekehrt ist, wie er allein von seinem Cabinet aus die Anordnungen erläßt, erfolgt der härteste Vorwurf von Seiten des französischen Gebieters, indem gleichzeitig eine neue Vorschrift für die fernere Centralverwaltung der spanischen Angelegenheiten vorgelegt wird. Unter dem 4. Februar 1703 schreibt er: „In den zwei Jahren seiner Regierung habe der König von Spanien ein so großes Mistrauen auf seine Kräfte bewiesen, daß er in seiner Schüchternheit niemals als Herr des Landes gesprochen. Jetzt wäre er kaum nach Madrid zurückgekehrt, so ließe er sich listig überschwatzen,

daß er allein im Stande wäre, eine Monarchie zu regieren, von deren Verwaltung er bis zu diesem Augenblick nur die erdrückende Last gefühlt habe. Er vergäße ganz die Verwickelung seiner Angelegenheiten, und freue sich an dem Beifall, allein die Sitzungen seines Conseils zu halten. Er sollte doch nicht in solche Fallstricke gerathen, die Klarheit seines Verstandes müsse doch die nothwendige Anwesenheit eines französischen Rathgebers wünschen. Dazu habe er den Cardinal d'Estrées gewählt, als den gewandtesten Staatsmann in allen Geschäften, dessen Erfahrungen und Einsichten ihm stets von dem größten Nutzen sein würden. Dieser würdige Mann opfere dem französischen Hofe seine Ruhe, Gesundheit, vielleicht sein Leben auf, ohne irgend einen anderen Zweck, als seine Erkenntlichkeit und seinen Eifer zu bewähren." Darauf droht Ludwig XIV. sogar die Sache Philipp's V. ganz aufzugeben, wenn sein Botschafter länger ausgeschlossen sein sollte von den Berathungen des spanischen Conseils, wenn ihm nicht, wie früher dem Herzog von Harcourt und dem Grafen Marcin, der Zutritt zu denselben eingeräumt würde. Er würde genöthigt sein, den Cardinal zurückzurufen, weil eine gewöhnliche Gesandtschaft einem Manne seines Charakters und Standes nicht geziemend wäre. Aber dann würde er fernerhin auch nicht umhin können, allein das Beste der Krone Frankreichs zu bedenken." „Es scheint mir nicht gerecht, daß meine Unterthanen durchaus zu Grunde gerichtet werden sollen, um Spanien wider seinen Willen aufrecht zu erhalten, und ich würde vergeblich den Versuch fortsetzen, wenn ich von spanischer Seite nur Widersprüche, Undankbarkeit und bei Ihnen selbst nicht mehr Vertrauen gegen mich und meine Botschafter sehe,

denn die Entschließungen nicht mehr in gemeinschaftlicher Uebereinstimmung ausgeführt werden. Wählen Sie also, was Sie lieber haben, die Fortsetzung meines Beistandes, der sich den eigennützigen Rathschlägen derer hinzugeben, die Sie ins Verderben bringen wollen." Auf den Cardinal Portocarrero und den Präsidenten des Raths von Castilien, die beide von den Geschäften sich zurückzuziehen gedachten, setzt Ludwig XIV. ein besonderes Vertrauen, er verlangt gleichfalls, daß Philipp V. nicht ohne die Mitwirkung dieser Männer seine Cabinetsentschlüsse fasse. Er schreibt selbst an den Cardinal, den er mon Cousin betitelt, und fodert ihn auf, wenigstens noch sechs Monate an der Spitze der Geschäfte zu bleiben. Dagegen führt er die lautesten Vorwürfe gegen die Prinzessin von Orsini, der er die Hauptschuld beimißt, daß Philipp V. sich von den Fesseln der französischen Cabinetsgebote befreien will. Ludwig schreibt an dieselbe am 9. Februar: „Meine Cousine, ich habe Sie zur nächsten Umgebung für die Königin von Spanien gewählt, weil ich mich für überzeugt hielt, daß der Königin und meinem Enkel nichts besser passen würde, als das vollkommene Einverständniß, welches Sie Selbst mit meinem Botschafter unterhalten würden. Aber Ihre Briefe vom 21. und 26. Januar zerstören völlig meine Meinung über diese vorausgesetzte gute Eintracht. Wenn dieses gute Vernehmen mit dem Cardinal d'Estrées sich nicht mehr wiederherstellen läßt, so will ich Sie nicht zwingen, Sich weiter den mühevollen Sorgen hinzugeben, die Sie von einer den allgemeinen Geschäften so schädlichen Misstimmung voraussehen. Um Sie demnach allen von Ihnen befürchteten Verlegenheiten zu entziehen, erlaube ich Ihnen augenblicklich nach Versailles

zu kommen, um mir Rechenschaft über alle diese Vorfälle zu geben, und zwar bevor Sie nach Rom gehen, wenn Sie wünschen sollten Sich dorthin in Ruhe zurückzuziehen." Die Prinzessin von Orsini hatte inzwischen bei dem Könige und der Königin von Spanien sich unentbehrlich gemacht, beide befürchteten mit ihr den Reiz der Annehmlichkeit des Lebens in Spanien zu verlieren. Sie verstanden sich zu allen Bedingungen gegen den französischen Monarchen, wenn nur die Prinzessin bei ihnen ferner verbleiben dürfte. Ludwig XIV. willigte unter dem 7. März 1703 ein, wenn die Prinzessin genöthigt würde, für das Wohl der königlichen Familie mit dem Cardinal d'Estrées in gutem Einverständnisse zu leben. Nur müsse der König selbst den Rathschlägen des Cardinals Folge leisten, denn er, Ludwig XIV., würde denselben ja nicht nach Spanien geschickt haben, wenn er nicht sicher überzeugt wäre, daß diesem Manne der Ruhm und die Unterstützung der Krone Spaniens als sein Hauptzielpunkt gälten.

Aber auch den Einfluß des römischen Hofes auf Spanien suchte Ludwig XIV. zu schwächen, um, wenn dies geglückt wäre, das spanische Volk in gleicher Weise, wie das französische, zu allen politischen Richtungen hin zu führen, seien diese auch gradezu gegen das Oberhaupt der römischen Kirche geleitet. Er spricht sich darüber gegen den Cardinal d'Estrées in einem Briefe vom 27. Mai 1703 ganz unumwunden aus: „Er könne nicht dulden, daß ein spanischer Staatsbeamte von so hohem Ansehen im Lande, als der Großinquisitor, ausschließlich von einer fremden Macht abhängen solle. Der Cardinal wisse wohl, daß der römische Hof nur Vorwände und Gelegenheiten sucht, um seinen Zweck zu erreichen, daß er das, was er

in den Zeiten der Noth erhält, oder unter solchen Umständen, wo man ihn schonen zu müssen glaubt, später für ein Recht ansieht: aber er zweifele nicht an der Aufmerksamkeit des Cardinals auf solche Gegenstände, deren große Wichtigkeit ihm genügend bekannt ist."

Der Cardinal d'Estrées konnte indeß bei seiner gebietrischen Anmaßung auch nach dem Versuche der Wiederherstellung eines besseren Vernehmens sich nicht lange am spanischen Hofe erhalten. Ludwig XIV. mußte endlich den wiederholten Anfoderungen zu seiner Zurückberufung nachgeben. Doch wünschte er den Schein zu retten; die Dienste des Cardinals hatten zu sehr im Interesse Frankreichs gegen Spanien gewirkt, als daß er es vor den Augen Europas kundgegeben wissen wollte, wie der spanische Hof dieses selbst durchschaut und deshalb auf seine Entfernung gedrungen hätte. Er verspricht bereits am 24. Juni 1703 die Zurückberufung, aber sie soll erst nach einigen Monaten wirklich erfolgen, unter dem Deckmantel, daß der Cardinal selbst es dringend gewünscht habe. Aber dieses Versprechen soll unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses bewahrt bleiben, weil es das Interesse des Königs selbst erfodert, daß man in Spanien sein Vertrauen auf die französischen Botschafter als fest begründet erachtet, und dieses nicht glauben kann, wenn man dieselben wider ihren Willen zurückgerufen sieht. Gleichzeitig sucht er für den Neffen des Cardinals, den Abbé d'Estrées, die Zustimmung Philipp's V. zu erlangen, um demselben nach der Abreise des Cardinals die Beglaubigung als Gesandten des französischen Hofes ertheilen zu können. Diese erfolgte wirklich nach drei Monaten, als die Erbitterung gegen den Cardinal auf das äußerste gestiegen war und den Fran-

zosen überhaupt die Schuld alles Unglücks in Spanien aufgebürdet wurde. Dennoch hatte die Lage des Hofes Philipp's V. sich so verschlechtert, und der Mangel an kräftigen Rettern aus dieser Noth zeigte sich im spanischen Volke so entschieden, daß Philipp V. selbst auf den Rath der spanischen Minister von neuem an den König von Frankreich sich wenden mußte, um zu einem neuen Abhängigkeitsverhältnisse einen französischen Feldherrn für das spanische Heer sich zu erbitten und diesem die oberste Leitung der Kriegsoperationen in Spanien zu überlassen. Ludwig XIV. weigert sich anfänglich zum Schein, weil er nicht noch mehr die Leiden Spaniens auf die Franzosen schieben lassen wolle, obgleich er an demselben Tage (16. September) in einer Depesche an den Abbé d'Estrées denselben auffodert, auf gleiche Weise die inneren Feinde Spaniens und die Gegner unter den fremden Diplomaten zu bekämpfen. Er gibt ihm die Bestallung als Gesandter, legt ihm jedoch nicht mehr die Verpflichtung auf, den Eintritt in das spanische Conseil zu verlangen, weil er nun selbst zu der Einsicht gelangt zu sein scheint, daß seine früheren Botschafter grade dadurch den allgemeinen Haß der Spanier auf sich gezogen hätten, indem sie zu den geheimsten Berathungen des spanischen Monarchen genommen worden, während die Ausgezeichnetsten des Volks davon ausgeschlossen blieben. Doch was er jetzt selbst aus politischen Gründen vermeiden wollte, wurde bald durch die Rathlosigkeit Philipp's V. wieder erfodert, der an die Leitung des spanischen Cabinets durch den französischen Gesandten sich so gewöhnt hatte, daß er nach wenigen Wochen die Erlaubniß Ludwig's XIV. zu dem Zutritt des Abbé d'Estrées zu den Sitzungen seines Conseils sich selbst

erbat. Der französische Monarch bewilligte sie leicht unter dem 10. October 1703, wenn er auch ein erzwungenes Nachgeben in die Wünsche des Königs erheuchelte und auf den gleichzeitigen Eintritt des Präsidenten von Castilien und des Marquis von Mancera in den Cabinetsrath zu bestehen schien. Er warnt jedoch selbst, keine Zwistigkeit unter den Franzosen am spanischen Hofe entstehen zu lassen. Dies blieb vergeblich; jeder derselben wollte in seinem Wirkungskreise rücksichtslos befehlen, und seine Anordnungen sollten eben so pünktlich von den spanischen Beamten wie von seinen Landsleuten befolgt werden.

Die Prinzessin von Orsini, die unmittelbar bald durch den König, bald durch die Königin ihre Pläne durchzusetzen sich bemühte, sogar nicht selten im wahren Interesse des spanischen Staates und der Bourbonischen Dynastie, gerieth in noch stärkere Spannung mit dem Abbé d'Estrées als mit dessen Oheim. Dessen unausgesetzte Beschwerden über das Widerstreben der intriganten Prinzessin, von denen alle Depeschen an Ludwig XIV. angefüllt waren, bewogen den letzteren am 19. März 1704 von Philipp V. die unverzügliche Entfernung derselben vom spanischen Hofe zu verlangen. „König Philipp solle nur nicht schwanken diesen Entschluß zu fassen, denn es hinge davon Alles für ihn ab. Er möge wenigstens dazu beitragen, das Innere seines Reiches zu beruhigen, während Frankreich alle seine Kräfte und Mühen verwendet, um für das spanische Interesse einen so beschwerlichen Krieg zu bestehen. Man verberge dem Könige viele Dinge, welche Ludwig aus unzähligen unverdächtigen Quellen erfahre. Er habe deshalb dem Abbé d'Estrées genaue Vorschriften über alles das ertheilt, was der König von Spanien thun müsse: er be-

ziehe sich daher auf alles das, was der Gesandte dem Könige mittheilen würde, und halte sich überzeugt, unter den vorliegenden Umständen bei dem Könige Glauben zu finden, weil der Widerstand gegen die französischen Rathschläge nur zu eigenem verderblichen Verluste führen würde. Philipp möge diesen Brief nur selbst der Königin vorlegen und sogleich eine Oberhofmeisterin ernennen, zu welcher wichtigen Stelle der Abbé d'Estrées ihm vier Personen vorschlagen würde, von denen er eine wählen müsse." Kann die Abhängigkeit für den Monarchen eines großen Staates von einem fremden Gesandten noch weiter geführt werden? Ist ein solches Beispiel nicht der beste Vorläufer für Napoleon's Despotie an den Höfen seiner Brüder und Schwäger, wie der Rheinbundfürsten? Der Abbé d'Estrées erhielt unter demselben Datum eine Depesche gleichen Inhalts, „unter jeder Bedingung die Entfernung der verhaßten Oberhofmeisterin durchzusetzen, dazu die Hülfe des Herzogs von Berwick zu gebrauchen, den König von Madrid zu entfernen, um in Abwesenheit der Königin diesen Plan leichter durchzuführen. Freilich endet diese Depesche des großen rücksichtslosen Politikers auf dem französischen Throne mit der Anzeige an den Gesandten, „daß nach diesem Dienste seine Stellung in Spanien verdorben sein, König Philipp das Zutrauen zu ihm verloren haben würde, weil er ihn als die vorzüglichste Veranlassung zur Verweisung der Orsini ansehen müsse. Daher könne er seine baldige Abberufung erwarten." Die Königin von Spanien entwickelte inzwischen eine eigenthümliche Gewandtheit, mindestens für ihre Hofangelegenheiten den Plänen Ludwigs XIV. entgegenzuarbeiten; aber es gelang diesmal nicht mehr die Oberhofmeisterin noch länger zurück-

zubehalten. Sie mußte im April, als der König zu Plasencia abwesend war, die Hauptstadt schleunigst verlassen und nach Frankreich gehen. Der französische Gesandte folgte bereits im Mai 1704; seine Stelle wurde nicht sogleich bei der gereizten Stimmung des französischen Monarchen wieder besetzt. Die diplomatischen Functionen verwaltete der Geschäftsträger Marquis Chateauneuf, worauf Ende Juni der Herzog von Grammont wieder als Botschafter folgte. Ludwig XIV. fing darauf mit einschmeichelnden Briefen bei der Königin von neuem an, das noch durchzusetzen, was ihm in der rigoristischen Sprache des Gebieters nicht geglückt war*), durch ihre Vermittelung den Einfluß des französischen Botschafters zu vergrößern.

Unterdessen hatten die allgemeinen politischen Beziehungen der verbündeten Mächte gegen die beiden Monarchen des Hauses Bourbon einen entschiedeneren günstigen Charakter angenommen, der auf Spanien jetzt zurückwirken mußte, wenn es noch länger seinen vertheidigungsfähigen Zustand aus eigenen Kräften vernachlässigte und nur auf den Schutz der französischen Uebermacht baute. Die spanischen Niederlande waren derselben völlig überlassen, konnten aber auch mit der größten Anstrengung von Seiten Ludwig's XIV. gegen die vereinigten Streitkräfte des Kaisers, des Reichs und der beiden Seemächte für Philipp V. nicht erhalten werden. Die Gefahr für den Verlust der italienischen Besitzungen war unvermeidlich, als in Folge der Waffenüberlegenheit Oestreichs in Oberitalien der Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen zum Vertrage vom 25. October 1703 genöthigt wurde. Spanien

*) Oeuvres de Louis XIV. VI. S. 131—161.

kam nunmehr selbst an die Reihe, einen Theil des großen Schauplatzes in dem Kampfe darzubieten, der in seinem Interesse für die fernere Gestaltung seiner Macht von den ersten Staaten Europas geführt wurde. Aber die spanischen Minister verzweifelten, als der französische Gesandte in Madrid mit Ernst auf eine umfassendere Theilnahme des Landes an dem Kriege mit vermehrten Geld- und Menschenkräften drang. Schien schon die Aufbringung einer Summe von 2,000,000 Piastern zur Unterstützung des Kampfes außerhalb der Pyrenäen unmöglich, so vermochten auch die schärfsten Maßregeln und die verschiedenartigsten Operationen des Finanziers Orry nicht die leeren Staatskassen zu füllen, als die fünffache Summe erfodert wurde, um die spanischen Küsten zu decken und die Unternehmung gegen Portugal, das am 16. Mai 1703 mit den beiden Seemächten und dem Kaiser in ein Schutz- und Trutzbündniß getreten war, mit kräftigem Nachdrucke auszuführen. Orry hatte aus Frankreich nur die Ansichten eines unbedingten Gehorsams gegen den Willen der Regierung mitgebracht, wenn er für Kriegsunternehmungen die bestehenden Steuern erhöhte, neue Auflagen ohne weitere Anfrage bei den Ständen einführte. Die Versuche zu ähnlichen Unternehmungen bei den Spaniern, wenn auch nur in viel beschränkterem Umfange, steigerten augenblicklich die Misstimmung in Catalonien, die bald in offene Zwistigkeiten überging und dadurch späterhin Catalonien zum Herde der Anhänger des Hauses Habsburg machte, als immer neue Verletzungen ständischer Rechte durch den Einfluß der französischen Gewalthaber geschahen. Dessenungeachtet schien Orry's Verwaltung dem französischen Monarchen nach den Berichten des zweideutigen Gesandten und

seiner Gegner unter den übrigen französischen Agenten durch die spanische Saumseligkeit und Bestechungskunst gelähmt, und Ludwig XIV. droht am 20. August 1704 mit seiner Zurückberufung, obgleich die Beibehaltung auch dieses Ausländers den eifrigsten Fürsprecher bei dem Könige von Spanien findet. Doch Ludwig entgegnet: „Sie sehen das Resultat seiner Arbeiten in dem Schicksal Ihrer Heere und Festungen. Es scheint inzwischen, daß das Interesse für diese Leute Sie ganz und gar verblendet, und während Sie nur nach großen Ansichten streben sollen, Sie sich zu den Cabalen der Orsini und ihrer Schützlinge erniedrigen, von welchen ich unaufhörlich geplagt werde. Aber es ist unmöglich, daß Ihre Angelegenheiten einen guten Fortgang haben können, so lange die gegenwärtige Unordnung in der Verwaltung vorherrscht. Errichten Sie einen einsichtsvollen Staatsrath, der Herzog von Grammont wird Ihnen diejenigen Männer nennen, welche ich für fähig halte denselben zu bilden. Zögern Sie nicht einen solchen zu versammeln, berathen Sie mit demselben über jeden Gegenstand des Kriegswesens, der Finanzen und der auswärtigen Politik; bedienen Sie sich der Erfahrungen und Einsichten desselben und lassen Sie keine Anordnungen ausgehen, von welchen nicht derselbe vorher unterrichtet ist. Wenn ich eine solche Form des Staatsraths bei Ihnen eingeführt sehen werde, so werde ich viel zuversichtlicher die Ihnen nothwendigen Hülfstruppen senden: aber ehe dieses geschieht, betrachte ich alle Truppen verloren welche ich nach Spanien sende.“ Auf diese bestimmte Foderung an König Philipp wurde zwar auf Anrathen des Cardinals Portocarrero zuerst mit Ausflüchten geantwortet; als aber unter dem 20. September 1704 eine

neue eben so ernste als kalt gemessene Anfoderung Ludwigs XIV. an die Königin von Spanien erfolgte, in welcher er geradezu ihre Herrschaft über den König in den wichtigsten Angelegenheiten erklärte, durfte auch hierin nicht länger dem Ansinnen des französischen Hofes Widerstand geleistet werden.

Die Herrschaft Philipp's V. über Spanien war nunmehr bereits ernstlich gefährdet. Die spanischen Küsten und namentlich die wichtigsten Hafenplätze an denselben wurden seit 1702 durch die englische Flotte für jeden Zweig des Handels unsicher gemacht. Die rückkehrende Silberflotte war nach dem Gefechte bei Vigo am 22. October 1702 größtentheils erbeutet. Die westliche Grenze des Reichs wurde wiederum von Portugal bedroht, und ein Feldzug gegen dies Land schien selbst mit französischer Hülfe mislich, weil das spanische Volk gar keine Lust zu seiner Unterstützung zeigte, nicht einmal zur eigenen Vertheidigung sich bereitwillig fühlte. Endlich war auch der kaiserliche Hof durch die Nachrichten von der mislichen Lage des Bourbonischen Königs in Spanien zu größerer Thätigkeit gereizt, die Ansprüche des Erzherzogs Karl durch persönliche Unterstützung im Hauptreiche ins Leben zu rufen. Am 12. September 1703 wurde derselbe in der kaiserlichen Hofburg zu Wien als König der spanischen Monarchie ausgerufen, und sechs Tage später trat er auf dem großen Umwege über Holland und England seine Reise nach Spanien an. Für einen zahlreichen Hofstaat bis auf den kleinlichsten Troß herab hatte das kaiserliche Cabinet gesorgt; seine Einführung und Befestigung in dem spanischen Staate überließ man den beiden Seemächten und dem über die französische Willkürherrschaft aufgebrach-

ten spanischen Volke. Diese Gunst der kaiserlichen Politik für Philipp V. wurde noch durch die Winterstürme im Kanal vermehrt. Schon am 19. November 1703 wollte Karl III. die Ueberfahrt von Helvoetsluys nach England machen, aber die fortdauernden Stürme verhinderten dieselbe bis zum 3. Januar 1704. Er fand in England die freundlichste Aufnahme und die thatkräftigste Unterstützung bei der Königin Anna. Mit einer Flotte von zweiundzwanzig Kriegsschiffen unter den Befehlen des Admirals Rook sandte sie den Rivalen der spanischen Krone nach dem Hafen Lissabon: selbst der bei ihm jetzt schon sichtbaren Geldnoth half sie durch ein Geschenk von 50,000 Pfd. Sterling ab. Inzwischen wurde auch diese Seefahrt sehr lange durch gefährliche Stürme aufgehalten. Bereits am 16. Januar 1704 sollte er den englischen Hafen verlassen, wird aber durch einen heftigen Sturm nach Torbay zurückgetrieben, und erst am 17. Februar konnte die Flotte in das hohe Meer stechen. Am 9. März landete Karl in Lissabon und wurde von seinem Verbündeten, dem Könige Pedro II. von Portugal mit großer Bereitwilligkeit aufgenommen. Noch an demselben Tage seiner Ankunft auf portugiesischem Boden erließ Karl ein Manifest über seine Rechte auf den spanischen Thron *), welches auf verschiedenen Wegen rasch über ganz Spanien ausgebreitet wurde. Dies Manifest gebrauchte als vorzüglichstes Motiv zur Erhebung des spanischen Volks gegen den Usurpator aus dem Hause Bourbon dessen Nachahmung der französischen Gewaltherrschaft in Spanien. Es heißt darin: „Spanien habe seit dem Einfalle der Araber keine

*) Lamberty, Mémoires III. S. 248—72.

größere Gefahr als jetzt bestanden. Die Sitten der Franzosen stehen am weitesten entfernt von den Sitten und Gewohnheiten der Spanier. Man denke nur an die dortige Frechheit gegen das weibliche Geschlecht und was die schon früher in Sicilien verübt habe, wovon jene traurige Vesper zur bleibenden Erinnerung steht. Dazu kommt die Gleichgültigkeit jenes Volks gegen die Religion, der Franzose ist nur ein halber Katholik, und eine große kirchliche Partei strebt dort schon lange das Ansehen des Papstes umzustürzen und die wichtigsten Dogmen der Kirche als Misbräuche zu reformiren. Selbst der Atheismus wird in Frankreich ganz offenbar ausgeübt. Das Interesse und die Neigung des gesammten Hauses Bourbon ist nur darum bemüht sich absolut hinzustellen, um eine despotische Verwaltungsform ausüben zu können. In Frankreich ist diese bereits eingeführt; die Freiheiten der Großen und des Volks sind auf Nichts heruntergebracht. Ebenso wird man es bald in Spanien bemerken. Die spanischen Grandes werden am stärksten den Druck zu fühlen haben, weil ihr Ansehen und Einfluß zuerst vernichtet werden muß. Dann werden die schrecklichen Reformen an die Rechtspflege, die Finanzen, die Polizei gehen; man wird bald in Spanien die Steuerpächter nach der französischen Mode sehen, die Massen von Agenten der Regierung, welche das Mark des Volks auszusaugen bestimmt sind, um es für ihren Nutzen zu übermäßiger Arbeit und Mühseligkeit aller Art zu zwingen. Der König wird sich zum Alleinherrn des Handels mit Amerika machen, aus den Minen von Peru werden nur die französischen Unternehmer den ergiebigsten Gewinn ziehen. Mit einem Worte, man wird die Spanier auf französische Weise gehorchen lehren, man wird

Spott und Hohn mit den Privilegien der Landschaften und Städte treiben; man wird Geld fodern, um ein Urtheil nach Willkür zu fällen, und als alleinige Antwort auf alle Klagen und Beschwerden wird es heißen: der König will es so. — Und wie ist die Verwaltung bis jetzt unter dem französischen Usurpator gewesen? Hat nicht der französische Monarch eben so willkürlich zu Madrid wie zu Paris geherrscht, über Spanien geboten, wie über Frankreich? Haben die französischen Befehlshaber nicht alle Anordnungen ohne Rücksicht auf die spanischen Statthalter und Generale getroffen? Sind nicht die spanischen Gesandten an den fremden Höfen wie ein Anhang der französischen betrachtet, ist nicht der Schlüssel des Geheimnisses zu allen wichtigen Staatsangelegenheiten ausschließlich in den Händen der Franzosen? So wird Spanien, wenn es von dem Joche der Franzosen nicht befreit werden sollte, seine Sitten verderben, seine Religion und Frömmigkeit verachten, seine ehrenwerthen Leute beschimpfen, das Volk an den Bettelstab gebracht, die Großen des Reichs zu tiefer Erniedrigung herabgewürdigt und dagegen die Ausländer als Herren aller Kräfte und Reichthümer des Landes sehen." Der König von Portugal unterstützte dies Manifest mit einer ähnlichen Erklärung, in welcher er die Aufwendung aller seiner Kräfte zur Einsetzung Karls auf den spanischen Thron versprach.

Aber bei der Ausführung des Unternehmens zeigte es sich, daß jeder auf fremde Hülfe gerechnet hatte, um dann von den Früchten dieser Anstrengungen einen günstigen Erfolg für sich selbst zu erringen. Karl erwartete das Zuströmen der angesehensten Spanier in sein Lager, ohne daß er durch eigene Macht ihnen eine Garantie für ihr

künftiges Schicksal verheißen konnte. Allerdings fanden sich bald Spanier in seinem Hauptquartier ein, die aber von ihm Unterstützung verlangten, nicht solche ihrerseits brachten. Nur die Ankunft des Präsidenten Arias zu Lissabon, der zuerst dem Hause Bourbon aufrichtig ergeben gewesen, dann aber durch die Willkür des Cardinals Portocarrero und der französischen Gewalthaber verletzt und zur Flucht aus Madrid gedrängt wurde, galt mit Recht als ein wichtiges Ereigniß. Der König von Portugal, dessen Staat in seinen inneren Verhältnissen kein vortheilhafteres Bild als Spanien zeigte, nur noch eine neue Quelle des Verderbens in der unmäßigeren Verschwendung für den Hofstaat, für den Klerus und das Mönchswesen besaß, vermochte kaum 18,000 schlecht gekleideter und bewaffneter Truppen aufzustellen. Mit diesen vereinigten sich 12,000 Engländer und Holländer als Truppen Karls III., die zum größten Theil Admiral Rook mit sich geführt hatte, die aber als Ketzer den Portugiesen und Spaniern verhaßt blieben. Keiner der beiden Könige besaß Feldherrntalent, auch nicht einmal den ernsten Willen, mühsamer Kriegsanstrengung sich zu unterwerfen, um sichere Fortschritte nach einem zusammenhängenden Plane zu machen, der zugleich in Uebereinstimmung mit den inneren Unruhen und Aufständen gegen die Regierung Philipp's V. ausgeführt werden konnte: sie blieben ruhig zu Santarem, entfernt von aller Leitung der Operationen. Die Feldherren der verschiedenen Truppentheile, ebenso aus verschiedenen Nationen herbeigeholt, der Prinz George von Hessen-Darmstadt, der Herzog von Schomberg, der General Fagel, von denen die beiden letzten der König von Portugal angestellt hatte, waren ebenso wenig geneigt, sich einander

zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung unterzuordnen, oder mindestens mehr für die Sache Karls sich zu opfern, als ihre eigenen Angelegenheiten und die ihres Volks zu verfechten. Nur der Prinz George von Hessen zeigte sich noch am meisten für einen endlichen günstigen Erfolg der gesammten Expedition beseelt, er rieth daher dringend die Truppencorps nicht zu vereinzeln, sondern einen Feldzug vorzugsweise von der Seeseite her nach Catalonien zu unternehmen, weil hier in der Unzufriedenheit des Volks eine angemessene Unterstützung gehofft werden konnte, und der Prinz noch aus seinen früheren Verhältnissen im spanischen Dienste hier viele wichtige Verbindungen besaß.

Philipp V. hatte das Manifest der beiden Könige durch eine heftige Kriegserklärung vom 30. April 1704 erwidert. Der französische Marschall, Herzog von Berwick hatte ihm schon im Laufe des Winters 18 Bataillone und 19 Escadrons französischer Truppen zu Hülfe geführt, indem er auch zugleich den Oberbefehl über die spanischen Truppen übernehmen sollte. Im Mai wurde der Feldzug eröffnet, der König wollte persönlich an demselben Theil nehmen, hatte aber doch kaum 22 Bataillone und 48 Escadrons eigener Truppen marschfertig, und alle übrigen Rüstungen zum Kriege auf eine beklagenswerthe Weise vernachlässigt. Das Heer sollte auf beiden Ufern des Tajo in Portugal einbrechen, Salbatiera, Castelbranco nehmen und bei Villaveilla sich vereinigen, um dann nach günstig dargebotener Gelegenheit von Seiten des Feindes sich der Hauptstadt oder einer andern Provinz völlig zu bemächtigen; die eine Abtheilung des Heeres führte der König selbst, die andere der Prinz Tzerclaes von Tilly, ein schlaffer, feiger und in seinem Handeln höchst zwei-

deutiger Mensch. Der Herzog von Schomberg und General Fagel befehligten die portugiesischen Truppen. Anfänglich ging der Feldzug für Philipp V. glücklich von Statten, die beiden wichtigen Plätze Salvatiera und Castelbranco wurden in wenigen Tagen genommen, Fagel wurde auf der Serra Estraya bei Sourcira überfallen und verlor zwei Bataillone, worauf Portalegre am 8. Juni erobert wurde. Aber der Prinz Tzerclaes wurde an der Grenze von Estremadura durch Schomberg aufgehalten und dadurch den Portugiesen Zeit gegeben, eine Diversion unter dem Marquis Larminas gegen die so eben eroberten Plätze zu machen, wobei die meisten wieder in die Hände der Portugiesen fielen. Im Juni stieß noch der General-Capitain von Andalusien, Marquis Villadarias mit 10 Bataillonen und 8 Escadrons zum Herzog von Berwick, worauf eine neue Unternehmung gegen das portugiesische Fort Castel-de-Vida glücklich ausgeführt wurde. Aber der Mangel an Lebensmitteln, die unverantwortliche Vernachlässigung der Kriegsmagazine in den spanischen Grenzplätzen, die unerträgliche Hitze des Sommers und die daraus hervorgehenden verheerenden Krankheiten, an welchen nicht nur mehre Tausend Menschen, sondern auch der größte Theil der Pferde erlagen, führten noch am Ende des Juni die Truppen auf den spanischen Boden zurück, nachdem die Festungswerke der eroberten Plätze geschleift waren. Der Feldzug dieses Jahres war damit auf diesem Theile der pyrenäischen Halbinsel eigentlich beendigt, Philipp kehrte nach Madrid, Villadarias nach Andalusien zurück, Berwick verlegte sein Hauptquartier nach Ciudad-Rodrigo, Tzerclaes nach Badajoz. Denn auch die portugiesischen Truppen führten darauf keine rühmlicheren Thaten aus,

ndem sie die Spanier und Franzosen unangefochten und
bst die oft günstig sich darbietende Gelegenheit zu vor-
heilhaftem Angriff unbenutzt vorbeiließen *). Der ganz
nthätige Herzog von Schomberg wurde durch den engli-
hen General Graf Galloway ersetzt.

Unterdessen hatten im Juni Admiral Rook und der Prinz Georg von Hessen ihren Zug nach Catalonien unternommen, jedoch bei dem Erscheinen vor Barcellona nicht die erwartete Mitwirkung der misvergnügten Bewohner gefunden. Deswegen hatten sie bald die Richtung auf die andalusische Küste genommen, wo sie durch Ueberrumpelung am 4. August 1704 die glänzende Eroberung der nur mit 100 Mann vertheidigten und ganz vernachlässigten Felsenfestung Gibraltar machten: einen glänzenden Haltpunkt für die Ueberwachung der Verbindungsstraße zwischen dem atlantischen und mittelländischen Meere, welchen die Engländer bald in seinem kostbaren Werthe hinlänglich erkannten, um ihn nie mehr aus ihrem Besitz herauszugeben. Die zu Hülfe eilende französische Flotte unter dem Befehl des Grafen von Toulouse wurde auf der Höhe von Malaga am 24. August angegriffen. Das Gefecht blieb unentschieden, aber doch mußte der Graf von Toulouse im September diese Gewässer verlassen. Der Herzog von Grammont erließ zwar zu wiederholten Malen im Namen des Königs von Spanien den drängendsten Auftrag an den Herzog von Berwick, mit dem größten Theile seines Heeres zur Wiedereroberung Gibraltars aufzubrechen. Aber der erfahrene Marschall, welcher in der

*) Les Campagnes des Français sous le Maréchal Duc de Berwick. Vol. I.

kurzen Zeit seiner Vereinigung mit den spanischen Truppen genügend die Unzuverlässigkeit derselben kennen gelernt hatte und sich ganz auf die wenigen sehr geschwächten französischen Bataillone beschränkt sah, entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens in einem Zeitpunkte, wo die portugiesische Heeresmacht wieder neu gesammelt und verstärkt am Tajo stünde, um bei dem Abziehen des spanischen Heeres sofort in das Herz von Spanien einzubrechen. Und in der That betraten die Portugiesen am Ende des Septembers den spanischen Boden, doch verstrichen der September und October nur unter gegenseitigen Märschen, die von Almeida und Ciudad-Rodrigo aus ihre Richtung nahmen, durch unnütze Anstrengungen Menschen und Pferde kosteten, aber nicht einmal ein einziges namhaftes Gefecht hervorriefen. Noch ehe der bei Ciudad-Rodrigo wohl verschanzte Herzog von Berwick an geräumigere Winterquartiere dachte, erhielt er von Ludwig XIV. seine Abberufung, weil er sich nicht fügsam genug gegen die Hofcabalen in Madrid und den französischen Botschafter, den Herzog von Grammont, bewiesen hatte, dem er zwar in allen Verwaltungsangelegenheiten sich untergeordnet, aber kein Eingreifen in die Kriegsoperationen zugestanden hatte. Auch hatten Puysegur und der Staatssekretär Marquis von Rivas am madrider Hofe gegen ihn gewirkt und den König Philipp aufgefodert, von Ludwig XIV. einen anderen französischen Marschall zum Oberfeldherrn zu fodern, weil Berwick bei seiner redlichen Gesinnung und nach seiner Ueberzeugung aus den Erfahrungen während des Feldzugs in die Vorwürfe über Orry's schlechte Finanzverwaltung nicht einstimmen mochte, wenigstens nicht ihm allein die Schuld aufbürden konnte. Dazu

kam, daß der Marschall auch der Königin von Spanien nicht gefiel, weil er sich ungünstig über die Prinzessin von Orsini geäußert hatte, sie also von ihm keine Unterstützung am französischen Hofe zur Zurückberufung derselben erwarten konnte. Berwick kehrte den 12. November 1704 nach Frankreich zurück: er hatte wenigstens den frühern Zustand an der portugiesischen Grenze erhalten.

Von solchen kleinlichen Intriguen war damals das Schicksal Spaniens abhängig, indem immer nur der Ausländer und der Einfluß des französischen Hofes über dessen fernere Entwicklung bestimmte. Die Königin foderte den Marschall Tessé als Nachfolger im Oberbefehl über das spanische Heer, weil er ihrer Schwester, der Herzogin von Bourgogne ganz ergeben war, und sie demgemäß auf seine Hülfe für ihre Wiedervereinigung mit der unentbehrlichen Oberhofmeisterin rechnen konnte. Der Herzog von Grammont begünstigte diesen Wunsch, weil ihm Tessé weit fügsamer als der Herzog von Berwick schien, er also eine bedeutsame Steigerung seiner Macht in Spanien durch ihn verhoffte. Die Marquise von Maintenon wurde für diesen Plan noch gewonnen, und auf solchen Grundlagen ernannte Ludwig XIV. am 4. Oktober 1704 den Marschall Tessé zum Oberbefehlshaber der Heere beider Kronen in Spanien *), indem Philipp V. diese Ernennung gleichzeitig für alle seine Truppen wiederholte. Aber Tessé

*) Mémoires et lettres du Maréchal de Tessé, Paris 1806, II. S. 136—137. und Les Campagnes de Berwick l. c. — Vergl. Mémoires de Louville, II. S. 135—60, welche letztern jedoch sehr unzuverlässig und nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen sind.

war der Freund seines militärischen Vorgängers und theilte auf das entschiedendste dessen Ansichten über die Selbständigkeit der obersten Leitung des Kriegswesens. Kaum war er zwei Tage in Madrid, woselbst er am 10. November eintraf, so war er mit der Königin in Bezug auf die Prinzessin von Orsini einig und dadurch der Herzog von Grammont gestürzt, den die Königin nur duldete, weil sie mußte und keine bessere Hülfe kannte. Schon in der ersten Woche kam es zu einer heftigen Scene zwischen dem Marschall und dem Botschafter, welche die Abberufung des letztern und seine Ersetzung durch Amelot zur Folge hatte.

Tessé ging darauf sogleich zum französischen Heere an der portugiesischen Grenze, um noch während des Winters die Befestigungswerke von Ciudad-Rodrigo verstärken zu lassen. Die Belagerung von Gibraltar war inzwischen durch den andalusischen Generalcapitain Villadarias im Anfang des Oktobers begonnen und anfänglich durch eine französische Escadre unterstützt worden, welche unter den Befehlen von Pointis aus dem Hafen von Cadiz ausgelaufen war. Aber diese Unternehmung bot ungeachtet der damals noch sehr mangelhaften Befestigungswerke von Seiten der Eroberer doch schon die größten Schwierigkeiten dar, wobei in der That bei dem großen Mangel der dazu nöthigen Hülfsmittel dem spanischen General keine rechtmäßigen Vorwürfe gemacht werden konnten. Aber die gereizte Stimmung des Königs über diese empfindliche und schmachvoll verlorene Einbuße des hochwichtigen Platzes verlangte eine raschere Entscheidung, und Marschall Tessé wurde beauftragt, an Ort und Stelle zu prüfen, ob die Belagerung fortgesetzt oder nur in eine Einschließung ver-

wandelt werden sollte. Noch ehe Tessé ankam, war die feindliche Besatzung um 3000 Mann verstärkt worden, indem die englische Flotille vor Gibraltar herum gegen die französische kreuzte und grade zur rechten Zeit die fehlende Mannschaft ergänzt hatte. Tessé überzeugte sich von dem Mangel an Geschütz, Ammunition und ausreichender Belagerungsmannschaft: er entschied sich aber durchaus für die lebhafte Fortsetzung der Belagerung, weil eine bloße Einschließung zu Nichts führen würde, jedoch ein längeres Verbleiben der Engländer in Gibraltar den Verlust von Cadiz und ganz Andalusien leicht nach sich zu ziehen drohte. Tessé schickte sofort im Januar 1705 4500 Mann von seinem Heere zur Verstärkung des Belagerungscorps nach Gibraltar, aber dadurch wurde wiederum seine Stellung an der portugiesischen Grenze beträchtlich geschwächt. Er wählte für den Winter sein Hauptquartier zu Salamanca, mußte indeß wie sein Vorgänger ununterbrochene Klagen über die verzögerte oder verringerte Verpflegung seines Heeres bald in Madrid, bald in Paris führen, indem die spanischen Soldaten gleich den französischen an den nothwendigsten Lebensmitteln und Kleidungsstücken Mangel litten. Die Belagerung von Gibraltar bot außerdem bei der tapferen und geschickten Vertheidigung durch den Prinzen Georg von Hessen täglich größere Beschwerlichkeiten dem Belagerungsheere dar, während gleichmäßig die Aussicht auf einen glücklichen Erfolg sich immer mehr und mehr verminderte. Die Engländer hatten einen Vertrag mit dem Herrscher von Marocco geschlossen, welcher ihnen auf bequeme Weise die nöthigen Lebensmittel verschaffte. Mehrmalige mit großem Menschenverluste erkaufte Vortheile der Belagerer, namentlich

bei dem Sturmangriffe am 7. Februar, waren immer wieder durch die Energie der Engländer muthvoll beseitigt. Die erweiterten Festungswerke gaben dem schon an sich so vortheilhaft gelegenen Platze noch größere Sicherheit und ermuthigten die Ausdauer der Belagerten. Daher schien dem spanischen Cabinette dieser Punkt bald der wichtigste des Kriegsschauplatzes innerhalb der Pyrenäen zu sein, Tessé erhielt im Februar den Auftrag, den Oberbefehl über das Belagerungsheer selbst zu führen, und seit dem 10. Februar gingen nun die Belagerungsarbeiten zwar mit größerer Lebhaftigkeit, aber mit keinem günstigeren Erfolge fort. Die Engländer behaupteten zur See ihren freien Verkehr mit Gibraltar, sie warfen im Februar 1705 eine neue Verstärkung hinein, während Tessé sich fast immer ohne die Hülfe der Flotille unter Pointis befand, die ihm zur Unterstützung jedes Angriffs durchaus nothwendig war. Die von Madrid aus versprochenen neuen Kanonen blieben in Cadiz, weil die Engländer den Hafen blokirten; 300,000 Pfund Pulver, auf welche man täglich im Lager vor Gibraltar wartete, waren nach längerem Hin- und Herschreiben noch nicht einmal aus dem Hafen von Toulon abgegangen. Endlich kamen am 16. März achtzehn französische Schiffe unter Pointis, aber schon zwei Tage darauf wurden sie durch einen heftigen Sturm zerstreut und an die nordafrikanischen Küsten verschlagen. Als sie sich am 21. März zum größten Theile wieder gesammelt, erfolgte alsbald ein Angriff der weit überlegenen englischen Flotte: drei Schiffe wurden genommen, zwei in den Grund gebohrt, die übrigen retteten sich stark beschädigt. Augenblicklich wurde dieser Sieg von den Engländern benutzt, eine neue beträchtliche Verstärkung in Gibral-

tar hineinzuwerfen. Seitdem verschwand jede günstige Aussicht für die Wiedereroberung der Felsenfestung, zumal da die Versäumnisse der spanischen Commissarien in Cadiz und in der Residenz das Belagerungsheer auf so unverantwortliche Weise blosstellten, daß für die nach den örtlichen Verhältnissen an sich äußerst beschwerliche Unternehmung jede Anstrengung verdoppelt werden mußte und doch fruchtlos blieb. Die Belagerung mußte nun in eine einfache Blokade verwandelt werden, wobei immer noch das verblendete madrider Cabinet mit 1400 Franzosen, 800 Spaniern, 300 Marinesoldaten und 50 Kanonen ohne Flotte, gegen eine wohlversehene englische Besatzung von 3000 Mann, unterstützt durch eine ansehnliche Flotille mit 3 Bataillonen Landungstruppen, etwas auszurichten verhoffte. Endlich wirkte ein Befehl Ludwigs XIV. *), welcher hier nicht länger unnöthig seine Truppen auf fruchtlosen Angriffen verschwenden wollte; die Blokade mußte am 3. April aufgegeben werden und Marschall Tessé wurde für seine vielfachen Beschwerden und Klagen durch die Grandeza von Spanien entschädigt.

Der spanische Hof hatte jetzt um so willfähriger der Ansicht des französischen Monarchen nachgegeben, als auch dieser sich in die Wünsche der Königin gefügt, und bereits im März 1705 die Rückkehr der Prinzessin Orsini in ihr früheres Verhältniß zugestanden hatte. Ludwig XIV. nahm auch seine nachtheilige Ansicht von Orry's Verwaltung zurück und erlaubte demselben gleichfalls die Rückkehr nach Spanien zu seiner vormaligen Stellung, da mindestens gleich nach seiner Entfernung die Berichte der Marschälle Berwick

*) Mémoires de Tessé, II. S. 186—96.

und Tessé übereinstimmend von der noch schlechteren Verwaltung der spanischen Finanzen und von der noch stärkeren Vernachlässigung aller eingegangenen Verträge und Verpflichtungen für die Truppen häufig zu sprechen genöthigt waren. Die Lage des Bourbonischen Hofes in Madrid wurde inzwischen im Laufe des Jahres von mehr Gefahren wie früher bedroht, da nicht nur auf einem doppelten Kampfschauplatze, an der portugiesischen Grenze und in Catalonien, mit ernsterer Gegenwehr gekämpft werden mußte, sondern auch in Castilien selbst die lange verhaltene Unzufriedenheit gegen die Franzosenherrschaft in Verschwörungsversuche sich einließ, die nur durch die Wachsamkeit und die weit verzweigten Verbindungen des französischen Gesandten Amelot unter dem spanischen Adel vereitelt wurden. Bei dem wichtigsten Unternehmen stand der Marquis von Leganes an der Spitze, welcher schon früher im Verdachte einer engeren Verbindung mit dem Hause Habsburg gewesen, und deshalb wie zur ehrenvollen Verbannung und Ueberwachung 1702 als spanischer Gesandte an den französischen Hof geschickt war. Nachdem man von seiner Unschuld sich überzeugt zu haben glaubte und demgemäß ihm die Rückkehr nach Spanien verstattet hatte, erhielt er die wichtigen Functionen eines Großmeisters der Artillerie und Gouverneurs des Palastes von Buen-Retiro. Im Mai 1705 kamen nach Madrid und dessen nächsten Umgebungen auffallend viele holländische, englische und deutsche Deserteurs im höchsten Elende aus dem feindlichen Lager von der portugiesischen Grenze, welche spanische Dienste suchten und bei dem Marquis Leganes bereitwillig Unterstützung fanden. Auf dieses Gesindel gestützt, wollte man am Frohnleichnamsfeste sich der Person des Königs und

der Königin bemächtigen, beide nach Portugal entführen, oder, wenn dies nicht glücklich durchgesetzt werden könnte, beide tödten. Gleichzeitig sollten in Madrid, Cadiz und Granada Volksaufstände zu Gunsten des Hauses Habsburg erhoben, bei günstigem Zulaufe der größeren Volksmasse Karl hier als König ausgerufen und sämmtliche Franzosen und ihre Anhänger ermordet, oder mindestens entwaffnet und in Haft gesetzt werden. Das portugiesische Heer sollte von Estremadura rasch seine Richtung auf Madrid nehmen, um hier die Partei des Hauses Habsburg zu unterstützen. Auf Amelot's Nachspürungen dieses Complotts schritt man rasch zur Verhaftung des Marquis Leganés und verhinderte dadurch vollständig den Ausbruch desselben. Man wagte jedoch nicht den Proceß des Leganés selbst in Madrid zu führen. Er wurde unter starker Begleitung nach Pampelona und von da nach Frankreich gesandt. Es fehlten indeß die Mittel, seine Schuld zu erweisen. Nach einem Jahre wurde er aus der strengen Haft entlassen und erlangte die Erlaubniß, in Vincennes frei zu verweilen; doch durfte er Frankreich nicht mehr verlassen und starb daselbst 1711.

An der portugiesischen Grenze hatte das Heer der Verbündeten bereits im Mai (1705) wieder die Offensive ergriffen und auch mit der glücklichen Eroberung der beiden festen Plätze Valença d'Alcantara und Albuquerque den Feldzug eröffnet. Aber die große Hitze des Sommers gewährte bald beiden Heeren ohne Uebereinkunft einen zweimonatlichen Waffenstillstand, während welcher Zeit Tessé sogar sein Heer verließ und in Madrid verweilte. Erst in der zweiten Hälfte des Augusts, als König Karl im Begriffe stand, in Catalonien zu landen, gingen die Portu-

gieſen, jetzt zu 39 Bataillonen Infanterie und 50 Escadrons Cavalerie geſammelt, faſt 36,000 Mann ſtark, von Elvas und Olivença vor, um die Belagerung von Badajoz vorzunehmen. Marſchall Teſſé hatte ſeine Streitkräfte am 1. September vereinigt, aber die Hitze des Sommers begann von Neuem die beiderſeitigen Operationen zu lähmen. Der ganze September verſtrich wieder in Unthätigkeit und erſt am 2. October wurde der Anfang mit der ernſteren Belagerung der Hauptfeſtung und Hauptſtadt des ſpaniſchen Eſtremadura gemacht. Schon am 6. October wurde die erſte Breſche geſchoſſen, und der ſpaniſche Commandant Graf de la Puebla verzweifelte an der längeren Vertheidigung, da die Offiziere und Soldaten der an ſich geringen Beſatzung wegen des lange ausgebliebenen Soldes weitere Dienſte zu leiſten ſich weigerten. Teſſé rückte zwar in die Nähe von Badajoz auf das linke Guadianaufer bis nach Talavera vor, aber bei ſeiner geringen Heeresmacht, die noch nicht die Hälfte der ſeiner Gegner erreichte, wagte er keine Schlacht. Dennoch gelang es ihm unter dem Schutze einer dunkeln Nacht und eines ſtarken Regens nach einem ſehr beſchwerlichen Marſche am 14. October eine Verſtärkung von 1000 Mann in Badajoz hineinzuwerfen, und dies genügte, um die Verbündeten nach einer nutzloſen zweitägigen Kanonade gegen Teſſé's längs der Chevora (die ſich bei Badajoz in die Guadiana einmündet) aufgeſtellte Truppen zur Aufhebung der Belagerung und zum Rückzug nach Elvas zu bewegen, von wo aus die Portugieſen, Engländer und Holländer bereits am 20. October wieder die Winterquartiere bezogen. Die ſchwere Verwundung des Oberbefehlshabers, Lord Galloway, der in einem Gefechte am 16.

October einen Arm verlor, hatte wol noch schneller diese Operation gelähmt und den übereilten Rückzug veranlaßt. Auch Alcantara, die einzige Frucht dieses Feldzuges, ging bald darauf durch Ueberrumpelung (14. December) an Tessé's Corps wieder verloren, das schon im November ausgedehntere Winterquartiere an beiden Ufern des Tajo bezog, um Castilien gegen jeden neuen Versuch eines Einfalls von Seiten der Portugiesen zu decken.

Unterdessen hatte die Unternehmung des Habsburgischen Königs in Catalonien einen glücklichen Fortgang gehabt. Die beiden Seemächte hatten im Frühjahre 1705 eine neue Unterstützung von 15,000 Mann nach der pyrenäischen Halbinsel gesandt, welche König Karl auf dringendes Anmahnen des Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt nach Catalonien bestimmte und persönlich begleitete. Am 28. August landeten sie an der catalonischen Küste nicht weit von Barcellona, voller Hoffnung durch den mit den zahlreichen Misvergnügten unterhaltenen Briefwechsel, eine so günstige Aufnahme zu finden, daß die für König Philipp V. gesinnten Besatzungen eine hartnäckige Vertheidigung der ihnen anvertrauten festen Plätze nicht würden ausführen können. Aber der vielfach verheißene allgemeine Zulauf blieb aus, oder wurde mindestens entschieden verhindert; die sicher erwarteten Unterstützungen an Geld, Lebensmitteln, Kriegsvorräthen aller Art sollten erst durch glückliche Siege erworben werden. Man wollte nicht Gefahr laufen, sich früher preiszugeben, bevor man eines dauernden Erfolgs der Habsburgischen Sache versichert wäre. Ein ehrlicher Zeitgenosse berichtet über die verfehlte Hoffnung in den ersten Tagen nach der Landung in Catalonien: „Der Erzherzog hatte einen ganzen Koffer voll

Briefe von spanischen Großen, die sämmtlich auf seine Seite überzugehen sich verpflichtet hatten: aber das waren nur die Briefe, und nicht die Personen derer, so die Briefe geschrieben hatten." Aber grade diese gefährliche Lage der gelandeten Truppen erhöhte das Einverständniß zwischen dem englischen Befehlshaber Lord Peterborough und dem Prinzen von Hessen. Jener, der bis dahin stets seine große Unzufriedenheit über die Unternehmung nach Catalonien geäußert, sogar dieselbe so lange als möglich zu hintertreiben sich bemüht hatte, entwickelte jetzt bei der unverkennbaren Gefahr des gänzlichen Untergangs ein musterhaftes Beispiel muthiger Ausdauer und kriegerischer Einsicht. Durch die außerordentliche Tapferkeit des Prinzen George unterstützt, der das Vertrauen seiner Soldaten auch für die wagehalsigste Unternehmung unter seiner Leitung zu gewinnen verstand, gelang es durch einige glanzvolle Thaten rasch die Meinung der Catalonier für sich zu befestigen. Als das Fort Montjui am 17. September, welches die Stadt Barcellona beherrschte, mit 1400 Mann erstürmt war, mehrten sich von allen Seiten die catalonischen Anhänger im Habsburgischen Lager. In wenigen Tagen war auch Barcellona nach blutiger Gegenwehr (am 9. October) erobert *), wobei der Prinz Georg von Hessen seinen Heldentod fand, jedoch nicht ohne Mitwirkung der gegen Philipp V. und die französischen Finanziers erbitterten Bürger dieser Hauptstadt. Dadurch fand zuerst der Bruderhaß, welcher in den nachfolgenden Jahren zu wahr-

*) Relazione distintissima in forma di Diario della Presa di Barcellona e di molte altre Piazze in Cattalogna, als Supplement geliefert bei Lamberty XIV. S. 136—45, S. 258—78.

haft erschrecklichen Excessen genährt wurde, eine widrige Veranlassung, sich in seiner mörderischen Erbitterung gegen die gegnerische Partei zu zeigen. Denn der besiegte Commandant der Festung Barcellona, General Don Velasco, suchte heimlich die edelsten für Karl gesinnten Bürger auf bedeckten Wagen auf dem Wege nach Aragonien herausbringen zu lassen, um sie außerhalb der Stadt zu ermorden. Von der Hauptstadt aus breiteten sich die Sieger schnell über ganz Catalonien aus, die meisten festen Plätze fielen ohne allen Widerstand in ihre Hände, nur Rosas wurde mit Kraft von Philipp's V. Truppen behauptet. Darauf breiteten sich die Sieger auf dem rechten Ufer des Ebro aus und nahmen den nördlichen Theil von Valencia in Besitz, während gleichzeitig auch in Aragonien die Häupter der Unzufriedenen sich erhoben. Philipp V. hatte aber in allen diesen Theilen keine zuverlässigen Truppen, durch die er mit Nachdruck der weiteren Verbreitung des Abfalls entgegentreten konnte. Die gewohnte Hülfe des französischen Hofes, die bis jetzt alle Verlegenheiten der neuen Bourbonischen Macht, wie die ihres eigenen Hauses zu decken bemüht gewesen war, konnte im Laufe des Jahres keine neuen Verstärkungen senden, wie Ludwig XIV. unter dem 16. November seinem Enkel schreibt und bei der großen Entfernung seiner Truppen von dem Kriegsschauplatze am Ebro eine bedeutendere Vermehrung der französischen Streitkräfte in Spanien erst für den nächsten Feldzug verspricht. Es blieb demnach dem madrider Cabinet nur die Zuflucht zum Marschall Tessé übrig, um dessen Heer von der portugiesischen Grenze, wo es bei den durch die Blödsinnigkeit des Königs Pedro herbeigeführten Veränderungen in der Regierung Portugals weniger nö-

thig ſchien, raſch nach Aragonien herbeizurufen. Der Marſchall Teſſé trat ſeinen Marſch zum Ebro mit allen franzöſiſchen Regimentern noch im November an, indem er den Marquis von Bay mit den ſpaniſchen Milizen und der Reiterei zur Beobachtung der Bewegungen an der portugieſiſchen Grenze zurückließ. Die weit vorgerückte Jahreszeit legte zwar bald allen Operationen einen Stillſtand auf, da überdies König Karl mehr durch ſeine Verbündeten als durch ſein eigenes Intereſſe zum energiſchen Handeln ſich drängen ließ.

Für den nächſten Feldzug (1706) gedachte aber Ludwig XIV. alles Ernſtes, ſo bedeutende Anſtrengungen für Spanien zu machen, daß er hier durch völlige Unterwerfung des Landes den Kampf ganz zu beendigen verhoffte, um dann ungetheilt ſeine Streitkräfte in den Niederlanden, am Rhein und in Italien verwenden zu können. Er foderte dazu die eifrigſte Mitwirkung des ſpaniſchen Hofes und dazu eine ſo große Beſchleunigung der Kriegsrüſtungen, daß in den erſten Tagen des März in gemeinſchaftlichem Zuſammenwirken der Feldzug mit günſtigem Erfolge eröffnet werden ſollte. In Toulon wurde eine anſehnliche Flotte unter dem Oberbefehle des Grafen von Toulouſe, als Großadmiral von Frankreich, und des Marſchalls Coeuvres-Etrées ausgerüſtet, um die engliſch-holländiſche Flotte von der Unterſtützung des Krieges in Catalonien und Valencia abzuhalten, aber auch gleichzeitig die anſehnliche Zufuhr an Lebensmitteln und Ammunition für das franzöſiſche Heer ſicher nach Spanien zu geleiten. König Philipp V. nahm an dieſem Feldzuge perſönlichen Antheil, indem er der Königin die oberſte Leitung der Verwaltung in Madrid anvertraute. Der Kampf begann zuerſt in

Valencia, wo Don Francisco d'Avila die Habsburgischen Anhänger befehligte. Der Graf de las Torres kam mit überlegenen Streitkräften aus Castilien, um die Provinz mit Gewalt dem Scepter Philipp's V. wieder zu unterwerfen, aber auch zugleich si als eine aufrührerische zu züchtigen und an ihr ein abschreckendes Strafbeispiel der Rache zu vollstrecken. Mord und Niederbrennen der Städte und Dörfer, aus welchen Bewohner zu d'Avilas Truppen übergegangen waren, bezeichneten seinen Weg. Einige feste Plätze öffneten aus Schrecken freiwillig ihre Thore, erfuhren aber kein milderes Schicksal; bis nach Valencia hin war er in so blutiger Vernichtung des Landes vorgedrungen, als diese Stadt in kräftigster Gegenwehr ihn aufhielt.

Unterdessen hatte Marschall Tessé am 21. Januar sein Hauptquartier zu Saragossa genommen, um von hier aus die Verbindung zwischen den aufrührerischen Provinzen abzuschneiden. Dazu erschien die Theilung seiner Truppen in zwei Corps nothwendig, um auf beiden Ufern des Ebro gesondert operiren zu können. Inzwischen zeigte bald die erbitterte Misstimmung des Volks zu Saragossa die Gefahren einer Zersplitterung der Vertheidigungskräfte. Ein Cavalerieregiment, welches am 26. Januar in Saragossa einrückte, führte einige spanische Bauern mit sich, die zwei französische Soldaten erschlagen hatten. Der oberste Gerichtshof von Aragonien foderte vom Regimentscommandeur, dieselben seinem Gerichte auszuliefern. Als dieser es verweigerte, griff sogleich die Volksmasse von Saragossa zu den Waffen. Mit Mühe gelingt es dem Vicekönige, zu dessen Händen die gefangenen Bauern übergeben werden, den Aufstand zu beruhigen. Doch schon am

dritten Tage darauf, wie ein französisches Infanterieregiment den Einzug in Saragossa halten will, läßt der Bürgerhauptmann auf der Thorwache das Thor schließen. Der Marschall Tessé muß, von dem Vicekönige begleitet, selbst zum Thore hineilen, um es mit Gewalt öffnen zu lassen. Das Regiment dringt mit aufgepflanztem Bajonett in die Stadt ein, in den engen Straßen wird es aber mit Flintenschüssen aus den Fenstern empfangen, der Aufstand wird allgemein, das Gepäck des Regiments wird geplündert, drei Diener des Marschalls, mehre Offiziere und Soldaten werden getödtet und eine noch größere Zahl schwer verwundet. Der Marschall selbst mußte sich in das Haus des Vicekönigs flüchten, welcher mit seinem Ansehen kaum vermochte, den Pöbel von der Vernichtung der Bagage des französischen Feldherrn abzuhalten. Tessé vergaß nun auch seinerseits den Feind in Barcellona, er verlangte zur Rache die Plünderung Saragossas durch seine Soldaten, die er zu diesem Zwecke zusammenziehen wollte: nur auf die dringendsten Bitten des Vicekönigs und des Adels stand er von seinem Vorhaben ab. Doch mußte der Inquisitionspalast sofort befestigt werden, um als Citadelle zur Zügelung der Volksmasse zu dienen. Tessé verlegte demnächst sein Hauptquartier nach Pina auf dem linken Ufer des Ebro. Wenige Tage darauf brach eine ähnliche Meuterei zu Gurrea aus, 5 Meilen nördlich von Saragossa. Zwei Bataillone Franzosen befanden sich eben im Aufbruch aus dieser Stadt auf ihrem Marsche nach Catalonien, als einer ihrer Offiziere vermißt wurde. Bei genauerer Nachsuchung fand man denselben in dem Bette seiner Wohnung erdolcht. Die aufgebrachten Soldaten vernichteten augenblicklich das Haus, in welchem der

Mord begangen war, und ließen die übrigen Einwohner den ersten wüthenden Ausbruch ihres Zorns fühlen. Die Bauern aus der Nachbarschaft eilten den Bürgern von Guttea zu Hülfe, aber die Franzosen zogen ihnen entgegen, schlugen sie in die Flucht und tödteten viele von ihnen. Der Marschall Tessé billigte ihr Benehmen, konnte es sich indeß nicht verhehlen, daß bei seiner geringen Macht, bei dem täglich gesteigerten Hasse der Spanier gegen die Franzosen und der völligen Gleichgültigkeit selbst der besser Gesinnten für die Sache Philipp's V., ein günstiger Erfolg für die Wiedergewinnung der abgefallenen Provinzen nur von den Fehlern seiner Gegner zu erwarten stünde. Dazu kam noch großer Geldmangel und das Ausbleiben aller verheißenen Kriegsvorräthe bei dem französischen Heere. Er drängte den französischen Staatssekretär Chamillart zur rascheren Beschleunigung der nothwendigen Sendungen mit den Worten: „Betrachten Sie Spanien als ein Land, in welchem Sie für jede Provinz ein besonderes Heer gebrauchen, und Sie werden sich nicht täuschen." Der französische Hof fühlte die Schwierigkeit seiner Stellung, indem seine hohe Gönnerin, die Frau von Maintenon, ihm unter dem 10. Februar die kräftigste Unterstützung von neuem zusichern mußte. Philipp V. wollte indeß in der ersten Hälfte des Februar gegen Lord Peterborough nach der Provinz Valencia aufbrechen, weil er ohne Wiedereroberung derselben eine glückliche Belagerung von Barcellona für unausführbar hielt. Er verlangte, daß Tessé sich mit ihm in dieser Provinz vereinigen sollte, aber gleichzeitig erfolgte der Befehl Ludwig's XIV. vom 13. Februar, daß der Marschall, in welchem Zustande sich auch die Angelegenheiten Aragoniens und

Valencias befinden möchten, sich sofort mit dem Generallieutenant Légal zu verbinden habe, der mit 21 Bataillonen und 5 Escadronen in den ersten Tagen des März aus Roussillon in Catalonien vordringen würde. Beide sollten dann mit den vereinten Kräften die Belagerung Barcellonas unternehmen, deren Besatzung durch die abgesandten Detaschements nach Gerona, Lerida, Tortosa und anderen Forts jetzt sehr geschwächt wäre: hierbei würden sie von der französischen Flotte unter dem Grafen von Toulouse die kräftigste Unterstützung erfahren, noch ehe die vereinigte der Gegner in diesen Gewässern erscheinen könnte.

Philipp V. und Tessé mußten die früher gefaßten und vorbereiteten Pläne aufgeben, um genau die Vorschriften des mächtigen Schutzherrn zu befolgen, doch konnte Tessé sich nicht enthalten darüber dem französischen Kriegsminister zu schreiben: „er betrachte den jetzt ergriffenen Plan als ein Brechmittel der spanischen Angelegenheiten.“ König Karl erließ dagegen an alle Catalonier ein allgemeines Aufgebot, die Waffen gegen die Franzosen zu ergreifen, und sammelte seine Truppen in zwei Heeresabtheilungen, von denen die eine bei Gerona dem Einbruche des Generals Légal sich entgegenstellte, die andere zwischen Lerida und Tortosa den Marschall Tessé beobachtete. An der Einmündung des Segre in den Ebro vereinigten sich Philipp V. und der französische Marschall, vier Tage kostete der Uebergang über die Segre zwischen Lerida und Torre de Segre (18. bis 21. März); Tessé rieth jetzt Lerida, Monzon und Tortosa durch Ueberrumpelung rasch zu nehmen, um im Falle eines ungünstigen Ausgangs bei Barcellona sich den Rückzug zu sichern. Aber die Hof-

leute drängten zur Belagerung von Barcellona, weil das Mislingen derselben bei so großen Streitkräften unmöglich schien und dann die kleinen Festungen von selbst ihre Thore öffnen würden. Man rückte am 24. März mit dem vereinigten Heere auf dem Wege nach Barcellona vor, aber Schritt vor Schritt vertheidigten die bewaffneten catalonischen Bauern ihr Terrain, verbrannten alle Lebensmittel, Fourage, alle sonstige dem nachrückenden Heere nützliche Gegenstände, und flüchteten sich zuletzt mit ihren Heerden in die Gebirge. Nachdem Philipp V. und Tessé in die Nähe von Barcellona herangekommen waren, wurden sie im Rücken durch die Besatzung von Lerida beunruhigt, in den Flanken aber unaufhörlich durch die Bauern-Guerillas unter dem Grafen Cifuentes gequält.

Am 3. April rückten von beiden Seiten die französischen Heere vor Barcellona, da es auch dem Generallieutenant Légal, mit welchem sich noch der Befehlshaber von Roussillon, Herzog von Noailles, vereinigt hatte, geglückt war, die nicht minder erheblichen Schwierigkeiten auf seinem Marsche an diesem Tage zu überwinden. Die französische Flotte, aus 40 Linienschiffen, 8 Fregatten, 10 Galeeren, 5 Bomben-Galeoten und einer großen Menge Transportschiffe bestehend, hatte schon seit längerer Zeit vor dem Hafen gekreuzt und ließ jetzt sogleich (4. April) die für das Heer bestimmten Kriegsvorräthe landen. Aber bei dem vereinigten Belagerungsheere waren von 40 Bataillonen nur 4 spanische, von 36 Escadronen nur 6 spanische; es bildeten also die Franzosen fast neun Zehntheile der Kriegsmacht zur Ausführung dieses für die spanische Krone so wichtigen Unternehmens — das vollgültigste Zeichen, auf welchen Stützen die ganze Macht Philipp's V. in Spanien

beruhte. Dagegen hatte Karl in Barcellona nur 9 sehr schwache Bataillone regelmäßiger Truppen, 2 Regimenter Dragoner und 8 bis 10,000 halb bewaffnete Bürger und Bauern, alle jedoch mit starkem Eifer für seine Sache beseelt. Nur der Herrscher, dem es galt, war auch hier der schwachsinnigste: Karl verzweifelte, bei den schwachen und verfallenen Befestigungswerken sich gegen solche Uebermacht vertheidigen zu können, und wünschte sich in Sicherheit zurückzuziehen. Aber das Volk erhob sich in Masse, um ihn daran zu verhindern, und ein begeisterter Catalonier erklärte, daß die heilige Jungfrau in Begleitung zweier Engel ihm erschienen wäre und ihm versichert hätte, ihre getreuen Catalonier niemals zu verlassen. „Der König solle nur in Barcellona ruhig verbleiben, hier habe er nichts zu befürchten." Die Priester und Mönche von Barcellona hatten fast alle zu den Waffen gegen Philipp V. gegriffen, sie gingen den übrigen Bewohnern mit dem besten Beispiele des Muthes und der Ausdauer voran. Als Karl dann gutmüthig mit den Cataloniern ihr Schicksal in der Belagerung theilte, hielten sie kein Opfer für zu schwer, es ihm bereitwilligst darzubieten. Dagegen verlor Philipp V. alle Achtung bei den Spaniern, als er im Heere mehr unter ihnen zu leben genöthigt war, weil sein kalter Charakter, sein schweigsames Wesen immer mehr zurückstießen, wo ein Wort, eine beifällige Miene zur rechten Zeit die entschiedenste Popularität gewinnen konnten. Daher schreibt Tessé an den französischen Kriegsminister gegen das Ende dieser Belagerung: „König Philipp wird niemals sprechen, handelt gut oder schlecht für ihn, es ist dieselbe Sache; er denkt zwar, aber es ist immer so, als wenn er niemals dächte, und nachdem er diesen

Feldzug an der Spitze seines Heeres zugebracht hat, mögen Sie mir nur glauben, ist seine Gegenwart nachtheiliger für den Dienst gewesen, als wenn er zu Madrid verblieben wäre." Die Belagerung begann (5. April) mit den Arbeiten gegen das Fort Montjui unter der Leitung des ausgezeichneten Ingenieur-Generals Lapara. Die Vertheidigung war äußerst hartnäckig, Lapara wurde am 15. April erschossen, und erst nach drei vergeblichen Stürmen, welche außerordentlich viel Menschen kosteten, kamen die Belagerer in den Besitz des Forts (26. April), indem sich die Besatzung vollständig die Nacht vorher nach Barcellona zurückgezogen hatte. König Karl hielt die Stadt verloren und wollte wiederum sofort unter dem Schutze der Dunkelheit der Nacht die Flucht ergreifen, wurde jedoch durch die Wachsamkeit und die Bitten des Volks abermals daran gehindert.

Die Arbeiten gegen Barcellona wurden seit dem 24. April bei aller Thätigkeit, zum Theil durch die Ungeschicklichkeit der französischen Artillerie unwirksam gemacht, indem bald die Batterien zu entfernt angelegt waren, bald die Kanonen durch Ueberladung platzten. Als endlich drei brauchbare Breschen gemacht waren, gab der Graf von Toulouse die Nachricht (8. Mai), daß er bei der raschen Annäherung einer ihm überlegenen feindlichen Flotte genöthigt sei, sich nach Toulon zurückzuziehen. Dennoch war die allgemeine Meinung im französischen Lager, daß ein Sturmangriff auf Barcellona auch unter solchen Umständen gewiß von günstigem Erfolge gekrönt sein würde. Aber Marschall Tessé fand den Angriff zu gewagt, weil er nur 15,000 Mann noch unter den Waffen besaß, weil alle Verbindungsstraßen durch die Guerillas unterbrochen

waren, die täglich unter Graf Cifuentes ihm empfindliche Verluste zufügten. Ein zurückgeschlagener Angriff könnte bei der Anwesenheit des Königs Philipp im Lager diesen der größten persönlichen Gefahr aussetzen, und selbst die glückliche Eroberung Barcellonas, die ohne großes Blutvergießen niemals errungen werden könnte, erschien ihm nach dem Abgange der französischen Flotte äußerst mislich, weil die Sieger dann unfehlbar sofort wieder von den Cataloniern eingeschlossen werden würden, wodurch bei der höchst ungünstigen Stimmung dieser und der benachbarten Provinzen gegen Philipp und die Franzosen die Gefahr für das durch die Erstürmung geschwächte Heer nur noch bedenklicher werden dürfte. Unter diesen Umständen rieth er zur augenblicklichen Aufhebung der Belagerung, und um so schleuniger, als mit jeder Nacht die Ueberfälle der spanischen Insurgenten kühner wurden und größere Opfer den französischen Soldaten kosteten. So schwer König Philipp auch zu diesem Entschlusse zu bewegen war, mußte er doch endlich der Vorstellung nachgeben, daß der Zorn des französischen Monarchen durch ein unnützes Aufopfern seiner Truppen schwer gereizt werden würde. Es schien jedoch nur der Rückzug nach der französischen Grenze noch ungefährdet, da der Uebergang über die Segre und den Ebro bei der vermehrten Zahl der Guerillas an den zusammenstoßenden Grenzen von Aragonien, Catalonien und Valencia für unausführbar erachtet wurde. In der Nacht vom 11. zum 12. Mai, als der Admiral Leake mit der englisch-holländischen Flotte schon vor der Rhede von Barcellona sich aufgestellt hatte, trat Marschall Tessé seinen Rückzug mit Zurücklassung seiner ganzen Artillerie und sehr großer Kriegsvorräthe an; selbst die kranken Soldaten

wagte er nicht mit sich zu führen und empfahl sie der Sorgfalt des feindlichen Befehlshabers Lord Peterborough. Das sich zurückziehende Heer gerieth in die traurigste Lage. Obgleich es die nothdürftigsten Lebensmittel auf neun Tage aus der Umgegend von Barcellona mit sich genommen hatte, so sah es doch durch die vollständigste Verwüstung der ganzen Landschaft, durch welche es seinen Marsch nehmen mußte, durch die täglichen Angriffe der bewaffneten und durch die Gebirge sichergestellten Bauern seine Kräfte täglich mehr erschöpft. Ueber Moncada, la Roca, den Terfluß erreichte es am 22. Mai bei Mollo die französische Grenze. Philipp V. verließ hier die Truppen und ging nach Perpignan, befolgte jedoch zum Vortheil seines Hauses nicht den ihm dringend vorgestellten Rath des Marschalls Tessé, sich von hier nach Versailles zu begeben, um in einer persönlichen Verhandlung mit Ludwig XIV. neue Hülfstruppen zu erlangen, oder über annehmbare Friedensbedingungen mit den beiden Seemächten und dem Hause Habsburg sich zu verständigen. Eine längere Abwesenheit des Königs Philipp von Spanien in dieser Zeit der äußersten Noth, wo die fürchterlichste Erbitterung des Bürgerkrieges die Spanier zu gegenseitiger Vernichtung täglich aufreizte, würde ihn auch bei den Anhängern seiner Partei in völlige Verachtung gebracht und ihm alle Hülfe des Landes für die Behauptung dieser Krone entzogen haben. In drückendster Geldnoth konnte Philipp nur auf den Privatcredit des Marschalls Tessé und des Herzogs von Noailles die geringe Geldsumme von 80,000 Livres in Frankreich erlangen; er kehrte über die Pyrenäen am dritten Tage darauf zurück, machte, von einem sehr geringen Gefolge begleitet, zu Pferde die Reise durch Na-

varra, gelangte am 1. Juni zu Pampelona an und ging von hier augenblicklich nach Madrid. Hier herrschte der höchste Geldmangel, da Orry abermals durch Cabalen nach Frankreich vertrieben war, und Niemand auch nur seine finanziellen Hülfsquellen offen zu halten verstand, überdies aber alle höheren spanischen Staatsbeamten und Generals von dem Geiste des Ungehorsams ergriffen waren.

Marschall Tessé, durch die Beschwerlichkeiten des Winterfeldzugs bei seiner an sich durch den frivolsten Sinnesgenuß erschöpften Gesundheit außer Stand gesetzt, wieder an der Spitze des Heeres in Spanien zu erscheinen, wurde auf Anrathen des französischen Botschafters im Oberbefehl über sämmtliche französische Truppen in Spanien durch den Marschall Herzog von Berwick ersetzt, welcher bereits seit dem Februar wiederum an der portugiesischen Grenze das Commando führte und dem es bei der genaueren Kenntniß des Landes und des Volkscharakters auch in der That glückte, so rasch, als es die bedrängten Umstände erlaubten, die Angelegenheiten des Hauses Bourbon in Spanien wieder in eine bessere Stellung zu bringen. Unterdessen hatte Lord Peterborough den König Karl bestimmt, den Krieg in das Innere von Spanien hineinzuspielen und durch die Besetzung der Hauptstadt dem Nebenbuhler den empfindlichsten Schaden zuzufügen. Ein Heer von 7100 Mann, aus 2500 Engländern, 1500 Holländern und 3100 Spaniern zusammengesetzt, darunter 1000 Reiter, sollte zur Behauptung Cataloniens zurückbleiben und hauptsächlich als Besatzung von Barcellona, Gerona, Lerida und Tortosa dienen. Mit 6500 Mann, größtentheils Engländern, darunter 2000 Reiter, wollte er über Valencia den Zug nach Madrid antreten, indem er überall

auf einen starken Zufluß von Seiten der Spanier rechnete, vorher aber noch das ganze Reich Valencia bis Carthagena in Murcia am 23. Juni besetzte. Während er nun nach Eroberung der ersten Grenzfestung Requena in Castilien die jetzt ganz frei liegende Straße auf Madrid rasch weiter verfolgen wollte, gelangte der Befehl von König Karl an, sich ihm in Saragossa anzuschließen und von hier aus den Marsch auf Madrid anzutreten. Unterdessen hatte das englisch-portugiesische Heer unter Lord Galloway und Marquis Las Minas am 6. April Alcantara wieder erobert, weil der Herzog von Berwick weder von dem Vicekönig Villadarias in Andalusien, noch von dem Vicekönig Herzog Icar in Galicien die anbefohlene Unterstützung erhalten hatte. Die Verbündeten waren darauf ebenso glücklich bei der Einnahme von Ciudad-Rodrigo (26. Mai) gewesen und hatten sodann die Richtung auf Salamanca genommen. Nach der Besetzung dieser Stadt (7. Juni) wirkte die Nachricht von der Niederlage der Franzosen an der catalonischen Küste so günstig, daß die Hauptstadt selbst zu gewinnen für die jetzt näher stehende Armee unter Lord Galloway ein leichtes Unternehmen schien. Madrid wurde am 26. Juni von den Engländern und Portugiesen besetzt, indem der kurz vorher zurückgekehrte König Philipp nach Burgos sich flüchtete. König Karl aber vergaß unter den Festlichkeiten, die in Saragossa ihm zu Ehren gehalten wurden, daß nur eine rasche Ankunft in Madrid ihm den größten Vortheil von der Bestürzung der Bourbonischen Partei bringen würde, da auch der Cardinal Portocarrero jetzt wegen seiner Hintansetzung am Hofe Philipp's sich für das Habsburgische Interesse erklärte. Selbst die Königin Maria Anna, die Witwe Karl's II., ließ jetzt in

Toledo den Habsburgiſchen Fürſten als König von Spanien ausrufen, obgleich ſie ſchon nach wenigen Wochen dafür unter franzöſiſcher Obhut wie eine Gefangene in ihrem Schloſſe bewacht und im September durch den Herzog von Oſſuña nach Bayonne abgeführt wurde. Karl hielt jetzt den Stand ſeiner Angelegenheiten für ſo vortheilhaft entſchieden, daß er den Lord Peterborough mit einem Theile ſeiner Truppen aus Valencia dringend dem Herzoge von Savoyen zu Hülfe nach Italien zu ſenden wünſchte, ſelbſt aber gefliſſentlich mit großer Langſamkeit zu ſeinem Einzuge in Madrid ſich rüſtete.

Werfen wir in dieſem Zeitpunkte der günſtigſten Umſtände für König Karl — in welchem wir mindeſtens doch eine Gleichſtellung beider Parteien erkennen müſſen, weil bis dahin Philipp V. in Spanien ſtets im Vortheil ſtand — einen genaueren Blick auf das ſpaniſche Volk, mit welcher Theilnahme es dem nun bereits fünfjährigen Kampfe über ſeinen künftigen Landesherrn zuſah, ſo werden wir in der That durch die Stumpfheit und die Apathie der angeſeheneren Familien, wie der größeren Volksmaſſe, von der wir nur damals Catalonien ausnehmen können, zum entſchiedenen Widerwillen aufgeregt. Namentlich in Madrid und den beiden Caſtilien zeigte es ſich ganz offenbar, daß ſelbſt die fünfjährige Herrſchaft des Königs Philipp bei dem größten Theile der Bewohner es noch nicht zur Entſcheidung der Frage gebracht hatte, welchem Intereſſe, des Hauſes Bourbon oder des Hauſes Habsburg, ſie ſich hinzugeben gedachten. Es herrſchte für beide Häuſer, wie überhaupt für die zukünftige Leitung ihrer Staatsverwaltung, eine völlige Gleichgültigkeit im ſpaniſchen Volke, ſo daß der Marſchall Teſſé kurz vor der Niederlegung ſeines

Oberbefehls mit vollem Rechte das Schlußurtheil einem Berichte nach Frankreich beifügte: „In Madrid gilt es Allen gleich, ob Philipp oder Karl König ist; binnen drei Monaten wurde im Kriegsministerium gar nichts verfügt; lieber will ich auf den Galeeren rudern, als in Spanien den Oberbefehl führen." Die Spanier erwarteten von andern Völkern Vertheidigung, Königshaus, Geld, Soldaten, Waffen, Ammunition, mit einem Worte, sie verlangten Alles, was ein Staat zur Behauptung seiner Existenz gebraucht. Der eigene Trieb zur selbständigen Feststellung seiner politischen Verhältnisse war diesem Volke schon damals verloren gegangen. Ein dumpfes Hinbrüten, oder ein gemeines egoistisches Treiben für den nächsten Zweck, oder endlich ein frivol ausgelassenes Leben in den Tag hinein bei äußerer Bigoterie hielt die Kraft des spanischen Volks befangen, wenn nicht Rachlust und Mordgier zu einzelnen Handlungen entschlossener Frevelthat aufreizten. Dies war das allgemeine Bild von Spaniens inneren Zuständen vor hundert und dreißig Jahren: der rühmlichen Ausnahmen von dieser allgemeinen Charakterschilderung hat die Geschichte dieser Zeit leider sehr wenige zum ehrenhaften Andenken des spanischen Volks aufbewahrt!

Aber das Land und das Volk sollten doch endlich einen Monarchen haben. Die dazu bestimmten Fürsten vermochten weder durch geistvolle Einsicht, noch durch kräftigen Muth es zu einer selbstthätigen Erhebung zu beleben. Es blieb also dem Willen der damaligen Großmächte Europas anheimgestellt, eine wie starke Verwendung ihrer eigenen Kräfte sie auf die Befestigung eines neuen Königshauses in Spanien nach ihrem besonderen Plane daran-

ſetzen wollten. In der Mitte des Jahres 1706, faſt gleichzeitig dem Mittelpunkte des geſammten ſpaniſchen Erbfolgekrieges, ſtand die Schale für Spanien im Gleichgewichte zwiſchen den beiden Häuſern Bourbon und Habsburg. Aber Ludwig XIV. wurde ſelbſt durch die großen Unfälle der franzöſiſchen Krone ſeit den Niederlagen bei Ramillies und Turin (23. Mai und 7. September 1706) nicht müde, jährlich die anſehnlichſte Hülfe an Geld und Truppen ſammt allem Zubehör nach Spanien für die Erhaltung ſeines Enkels zu ſenden, weil er dadurch eine eigene Herrſchaft auf der Halbinſel behauptete, während die beiden Seemächte immer nur ſoviel unterſtützten, wie es die ihnen näher liegenden Handelsintereſſen und die Vortheile der eigenen in allen Leiſtungen verfaſſungsmäßig beſchränkten Staaten erheiſchten, das Haus Habsburg jedoch in dieſer Angelegenheit ſelbſt genug zu thun glaubte, wenn es anderen Mächten für ſeine Anſprüche zu handeln verſtattete. Bei dieſer Lage der Verhältniſſe erſcheint es ganz natürlich, daß Frankreich, wenn es nur ausdauerte, den Sieg davontragen mußte, weil ſein Zweck mit dem der Behauptung von ganz Spanien vollſtändig zuſammentraf, immer rege mit der größten Anſtrengung gefördert wurde, wenn ſchon längſt der Eifer der Bundesgenoſſen ſeines Gegners ſich abgekühlt hatte oder geradezu ſich erſchöpft zeigte. Dies ſehen wir als das Ergebniß der nächſten fünf Jahre und deshalb bleibt das Haus Bourbon auf dem ſpaniſchen Throne, aber auch die Abhängigkeit Spaniens von der franzöſiſchen Krone ſichergeſtellt, von welcher es ſelbſt in dem Laufe des ganzen darauf folgenden Jahrhunderts zwar einige Male loszumachen ſich beſtrebt,

aber kaum einmal auf mehre Jahre hinter einander durchzuführen vermag.

Der französische Marschall Berwick hatte nach dem Verluste der Hauptstadt in Alt-Castilien seine Streitkräfte gesammelt, und nachdem er sich mit den aus Catalonien über Navarra zurückgekehrten französischen Truppen am 18. Juli vereinigt hatte, war seine Armee wieder 49 Bataillone und 78 Escadronen stark, darunter drei Fünftel französische Truppen. Sogleich ergriff er wieder die Offensive, und schon am 4. August, welcher Tag vorher zum feierlichen Einzuge des Königs Karl bestimmt gewesen war, besetzten die Franzosen wieder Madrid. Sehr viele Anhänger des Hauses Habsburg, mehre spanische Grandes, die zur Huldigung Karl's nach Madrid gekommen waren, wurden überrascht und als Gefangene nach Pampelona abgeführt. Nun vereinigte zwar Karl seine eigenen Truppen mit denen unter Lord Galloway und den eiligst unter Lord Peterborough aus Valencia herbeigerufenen am 6. August zu Guadalarara, um von Toledo aus wieder Madrid zu erobern. Aber die beiden englischen Generale konnten sich über das gemeinschaftliche Zusammenwirken im Commando nicht einigen, sodaß Peterborough, der mehr befähigte Feldherr, darüber den Kampfschauplatz in Spanien ganz verließ. Ohne irgend ein bedeutendes Gefecht wurden die Engländer und Portugiesen aus Castilien verdrängt, und bereits in den letzten Tagen des Septembers waren sie im Osten mit alleiniger Behauptung von Requena bis nach Valencia und an den Ebro zurückgezogen, im Westen hatten sie nach der Räumung von Salamanca alle Eroberungen des Jahres bis auf Ciudad-Rodrigo und Alcantara eingebüßt. Berwick setzte

die Verfolgung der Engländer im südlichen Valencia und nach Murcia weiter fort. Hier hatten sie Alicante erst am 8. August (die Citadelle am 5. September) im Sturmangriff erobert, darauf Orihuela, und standen eben im Begriff, die Hauptstadt Murcia selbst durch regelmäßige Belagerung zu gewinnen. Die Belagerung wurde bei der ersten Annäherung der französischen Truppen aufgegeben, Orihuela, obwol es seine Bewohner auf Antrieb der Mönche mit der äußersten Hartnäckigkeit vertheidigten, nach einigen Stunden, jedoch mit großem Verluste auf beiden Seiten, mit dem Schwerte in der Faust am 4. October zurückerobert, und mit der Wiedergewinnung Carthagenas durch die Franzosen (am 18. November) wurde der Feldzug auf dieser Seite Spaniens beschlossen. Die Besatzung dieser Festung hatte nur aus zwei schwachen Bataillonen regelmäßiger Truppen bestanden, jedoch über 3000 bewaffnete Bauern wurden bei der Capitulation noch gefangen genommen. Die Winterquartiere ließ Berwick in sehr ausgedehnter Richtung von der Grenze Granadas bis zum Ebro beziehen, das Hauptquartier wurde nach Albacete an der Grenze von Murcia nach Castilien zu, nicht fern von der valencianischen Grenze verlegt, um von hier aus gleichmäßig alle bedrohten Landschaften gegen die Feinde decken zu können. Die englische Regierung hatte außerdem für ihr näheres Interesse ihre Flotte unter dem Admiral Leake zur Besetzung der balearischen Inseln verwandt, obschon die Besitzergreifung im Namen des Königs Karl geschah. Sie wurde im September sowol auf Majorca, wie auf Minorca glücklich ausgeführt, obwol von der letzteren Insel das Fort Mahon noch unter Botmäßigkeit des König Philipp V. sich erhielt.

Für den nächsten Feldzug (1707) sandte Ludwig XIV. eine abermalige Verstärkung von 24 Bataillonen und 24 Escadronen unter dem Befehl seines Neffen des Herzogs von Orleans, mit einer ansehnlichen Begleitung von Geschützen und Ammunition, die über Pampelona zugeführt werden sollte. Noch ehe diese Vereinigung stattfinden konnte, hatte Berwick den Feldzug in Valencia eröffnet. Die ersten glänzenden Thaten dieses Jahres führte der spanische Parteigänger Zereceda aus, der mit seinen Guerillabanden die Engländer unaufhörlich beunruhigte und ihnen so bedeutende Verluste zufügte, daß er vor Alicante einmal aus einem Hinterhalte mit 80 Reitern ein ganzes englisches Bataillon gefangen nahm. Diese empfindlichen Neckereien und der Wunsch eine Hauptschlacht vor der Ankunft der französischen Verstärkungen zu liefern, bestimmten den Lord Galloway, auf dessen Seite jetzt die Uebermacht stand, bei Almanza, auf der nordöstlichen Grenze von Murcia nach Valencia zu, den Kampf selbst am 25. April anzubieten. Es war die blutigste Schlacht dieses Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel, die Franzosen trugen einen entschiedenen Sieg davon, indem der Niederlage der beiden feindlichen Flügelheere auch das Centrum folgen mußte. Die Engländer, Portugiesen und Holländer verloren 5000 Mann an Todten, 2000 Mann an Gefangenen, die ganze Artillerie und fast sämmtliches Gepäck, der Oberfeldherr Galloway selbst wurde gefährlich verwundet: aber auch Berwick's Verlust war nicht unbedeutend, er rechnete selbst 2000 Todte. Den Tag nach der Schlacht kam der Herzog von Orleans bei dem siegenden Heere an, der größte Theil der neuangekommenen französischen Truppen war auf dem linken Ufer des Ebro

ſtehen geblieben, indem der franzöſiſche Generallieutenant Légal hier das Commando erlangte. Die ganze Landſchaft Valencia wurde im Mai unterworfen, auch Requena, die einzige Feſtung, welche den Engländern in Caſtilien verblieben war, ergab ſich am 2. Mai. Nachdem das ſüdöſtliche Spanien bis auf die Stadt Alicante (die Stadt wird erſt am 1. December 1708 und die Citadelle noch einige Monate ſpäter 18. April 1709 von den Franzoſen erobert) wieder unter die Herrſchaft Philipp's V. zurückgebracht war, ging der Herzog von Orleans über Madrid zu dem franzöſiſchen Heere am Ebro *). Berwick zog gegen die Ausmündung des Ebro zur Einnahme von Tortoſa, nur der General Asfeld blieb noch eine kurze Zeit zur Eroberung einiger von den Engländern behaupteten Forts in Valencia zurück. Hiebei zeichnete ſich der Gewinn von Xativa, dem heutigen S. Felipe, durch die außerordentliche Hartnäckigkeit in der Vertheidigung der Beſatzung aus, die nur aus 600 Mann beſtand. Nachdem die Breſche ſchon geſchoſſen war und die franzöſiſchen Truppen bereits feſten Fuß auf derſelben gefaßt hatten, waren wieder neue Verſchanzungen zu erobern, die ſchnell hinter der Breſche aufgeführt waren. Eine Straße nach der andern und ein Haus nach dem andern mußte einzeln erſtürmt werden: acht Tage lang dauerte der Kampf allein in der Stadt, wobei eine große Zahl der Bewohner und namentlich viele Mönche umkamen. Die Stadt wurde darauf von Grund aus zerſtört, die übrig gebliebenen Einwohner nach Caſtilien verpflanzt: nur die Hauptkirche

*) Marmontel, Histoire de la régence du duc d'Orleans, in den Oeuvres posthumes I. S. 17 fg.

urde erhalten, um welche herum sich späterhin die neue tadt bildete, die den neuen Namen zur Ehre des zer- enden Königs und des heiligen Philipp erhielt. Im ni wurde durch den Herzog von Orleans die Unterwer- ng Aragoniens bewerkstelligt, die Hauptstadt fiel am 25. uni in die Hände der Franzosen. Beide Provinzen, ragonien und Valencia, büßten jetzt ihren Abfall von dem ause Bourbon mit Einziehung eines großen Theils ihrer andesprivilegien. Keine so glänzende Erfolge errangen e Franzosen bei der Ueberwältigung Cataloniens, auf elche Landschaft sich fortan vorzugsweise die Streitkräfte ider Parteien beschränkten. Die beiden Monate October nd November wurden vornehmlich auf die Eroberung on Lerida (die Citadelle am 11. November) verwandt, nd gelang erst nach einem großen Menschenverluste, ohne adurch mehr als das Terrain von Lerida gewonnen zu aben. Die Belagerung von Tortosa mußte in eine bloße Blokirung verwandelt werden, die Waffenthaten endeten ier mit der Eroberung von Morella am 17. December. Die Provinz Catalonien vom Ebro und der Segre abge- chnitten, vollständig für die Herrschaft Karl's behauptet, blieb die Hauptaufgabe des nächsten Feldzugs. An der ortugiesischen Grenze war der Kampf in diesem Jahre nur sehr lau geführt. Die schwachen dort beschäftigten Hee- resabtheilungen beider Parteien suchten sich nur im Besitz- stande zu behaupten und durch aufreibendes Hin- und Hermarschiren sich zu schaden: nur Ciudad-Rodrigo wurde am Ende des Feldzugs (4. October) von den Franzosen zurückerobert und die Portugiesen darauf genöthigt, ihre Winterquartiere im eigenen Staate zu nehmen.

Im Feldzuge 1708 wurde der Herzog von Berwick

abberufen, um den Oberbefehl im südlichen Frankreich zu übernehmen, der Herzog von Orleans behielt allein das Obercommando in Spanien, aber die Eroberung von Tortosa (17. Juli), Denia (17. November) und Alicante (1. December) blieben die einzigen Waffenthaten dieses Jahres. Das übrige Catalonien war zu gut gedeckt und mit wohl besetzten Festungen geschützt, als daß der Herzog von Orleans neben den verwandten Belagerungstruppen noch Kräfte genug gehabt hätte, um mit Energie über den Ebro vorzudringen. An der portugiesischen Grenze wurde gar keine bemerkenswerthe Unternehmung ausgeführt, und nur auf den balearischen Inseln die Herrschaft Karl's durch die Engländer unter Lord Stanhope durch die Eroberung des letzten festen Platzes Mahon (auf Minorca) am 29. September sichergestellt. Die glänzenden Siege der Verbündeten gegen Ludwig XIV., durch den Prinzen Eugen von Savoyen und Herzog Marlborough in den Niederlanden erfochten, bewogen jetzt selbst das kaiserliche Cabinet, eine bedeutende Unterstützung von Hülfstruppen unter dem Grafen Stahremberg nach Spanien zu schicken, während Ludwig XIV., durch die Bedrängniß des eigenen Reiches bestürmt, die dort vorhandenen Hülfstruppen zum Theil zurückzuziehen wünschte. Der Herzog von Orleans wurde nach Frankreich zurückberufen, da er nicht die gehofften Erwartungen als Leiter größerer Operationen zu erfüllen vermochte: doch hatten sich jetzt die eigenen Heereskräfte Philipp's V. so sicher gestellt, daß er bei dem erwachten Eifer der Castilier, vornehmlich durch den Haß gegen die Engländer und Portugiesen gereizt, auf die eigenen Hülfsmittel mehr rechnen konnte, zumal die seines Gegners unter keiner einsichtsvollen Leitung verwandt wurden.

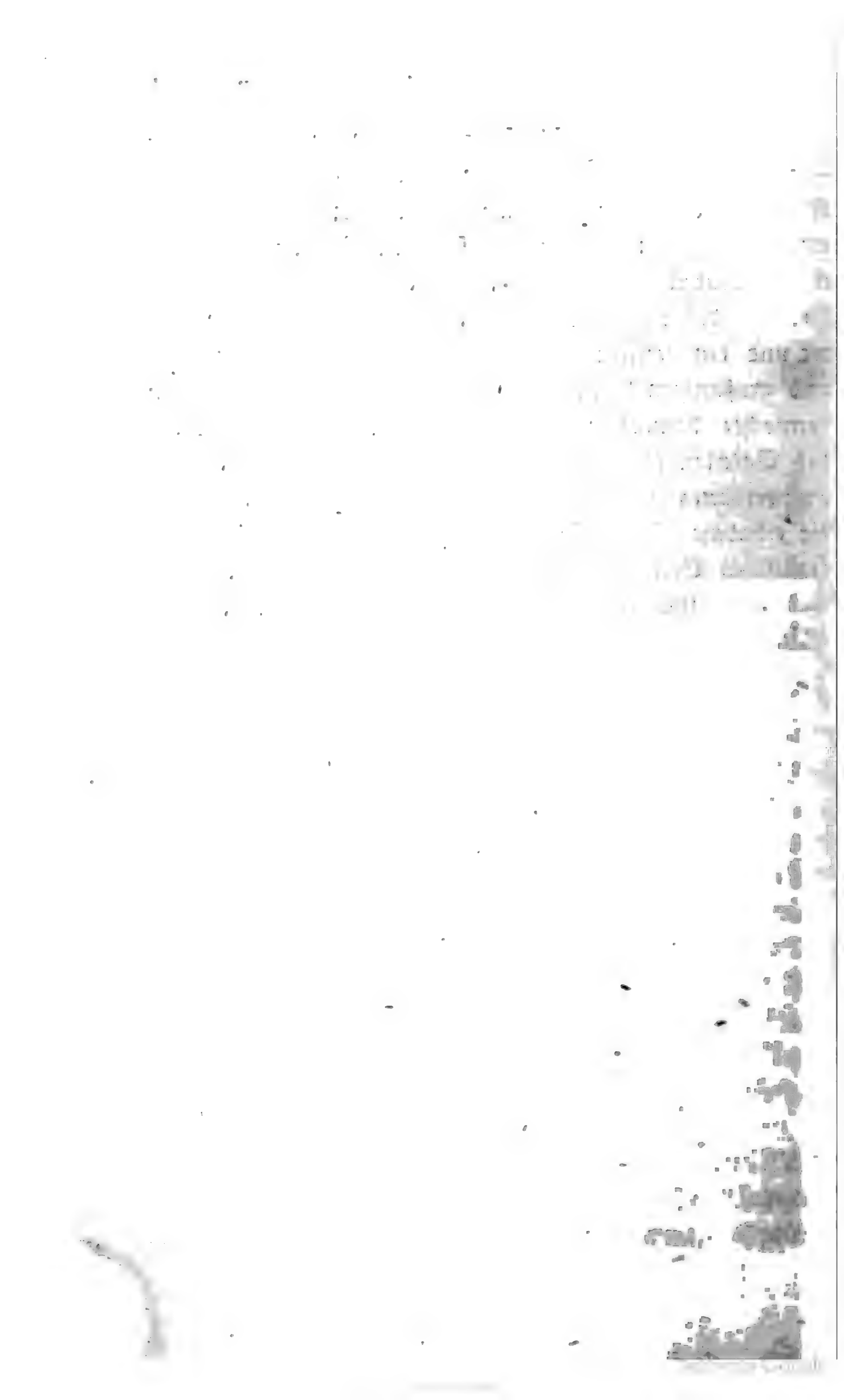
Graf Stahremberg drang zwar 1709 über die Segre vor, eroberte die Festung Balaguer, vermochte aber nicht bei der Annäherung des von König Philipp persönlich geleiteten Heeres (im September) in Aragonien vorzudringen. Nach Portugal hin blieb das Bourbonische Heer sogar im entschiedenen Vortheil, der Marquis de Bay schlug am 19. Mai die vereinigten Engländer und Portugiesen am Cayafluſſe, der zwischen den beiden Grenzfestungen Elvas und Badajoz in die Guadiana sich einmündet, und drang darauf in das portugiesische Estremadura und Alentejo ein, wobei er jedoch mehr auf Verheerung und Plünderung ausging, als sich um die Erwerbung fester Haltpunkte zu bemühen.

Nur im Feldzuge des Jahres 1710 schien noch einmal das Schicksal des Bourbonischen Hauses in der Behauptung Spaniens auf die Probe gestellt zu werden, weil Philipp der geschickten Leitung eines entschlossenen und thätigen Feldherrn entbehrte und sich verleiten ließ zum zweiten Male die persönliche Führung seines Heeres zu übernehmen. In der Schlacht bei Almenara (am 27. Juli) durch Graf Stahremberg zurückgeschlagen, verlor er Huesca, mußte das linke Ebroufer gänzlich räumen und wurde sofort zu einer neuen Schlacht bei Saragossa (20. August) genöthigt. In dieser erlitt sein Heer eine gänzliche Niederlage, mußte die Straße auf Madrid preisgeben, die Hauptstadt selbst am 9. September räumen und nach Valladolid sich flüchten. König Karl hielt nun seinen Einzug in Madrid (28. September), um für sechs Wochen die Krone Spaniens auch in seiner Hauptstadt zu tragen. Denn wie bei den größeren Verlusten Ludwig XIV. augenblicklich sich entschloß, mit äußerster An-

ſtrengung aller ſeiner Kräfte Spanien für ſeinen Enkel zu erhalten, war mit dem Erſcheinen der neuen franzöſiſchen Unterſtützung das Glück des Hauſes Habsburg jenſeit des Ebro ſofort wieder verſchwunden. Der Herzog von Vendome übernahm den Oberbefehl des Hauptheeres (20. September), während der Herzog von Noailles ein beſonderes franzöſiſches Hülfsheer aus Rouſſillon (3. November) nach Catalonien einführte. Ohne den Sieg in einer Schlacht, ſelbſt ohne ein bedeutenderes Gefecht, trieb Vendome den König Karl aus der Hauptſtadt (11. November), nahm das Corps des Generals Stanhope bei Brihuega (9. December) gefangen und endigte den Feldzug durch das ehrenvolle Treffen bei Villaviciosa (10. December), in welchem er den Grafen Stahremberg entſchieden beſiegte und die kaiſerlichen Truppen nöthigte, ſich wieder auf die alten Stellungen in Catalonien ſüdlich von der Segre zu beſchränken. In den beiden letzten Feldzügen des Erbfolgekrieges, beſonders als König Karl durch den Tod ſeines Bruders, des Kaiſers Joſeph, auf den Thron der öſtreichiſchen Erbſtaaten berufen wurde, war nicht mehr die Krone Spaniens für das Haus Bourbon zu behaupten, ſie war ihm durch Frankreich völlig garantirt, es galt nur den Kampf um einzelne Plätze Cataloniens, und als auch die kaiſerlichen Beſatzungen aus denſelben zurückberufen wurden, blieb nur die Beendigung eines traurigen Bürgerkrieges für die begründete Regierung Philipp's V., doch liegt dieſe Darſtellung außerhalb unſerer Aufgabe.

Die Abhängigkeit Spaniens von dem franzöſiſchen Cabinet war erkämpft, indem Spaniens Selbſtändigkeit als europäiſcher Staat gerettet zu ſein ſchien. Spanien

hatte dadurch unbezweifelt seinen Rang unter den europäischen Großmächten aufgegeben, weil es seinen eigenen Kräften nicht mehr vertraute. Aber Spanien hatte die unglückliche Frucht einer entsetzlichen Parteienzwietracht, einer tobenden Mordsucht im Bruderkriege, ein unsägliches Fröhnen des plattesten Egoismus, die eitelste Großsprecherei und den leersten Stolz mit dem Mangel aller edeln und großartigen Kraft geerntet. Dieser unglückliche Sinn vermochte damals auch nicht durch die entsetzlichste Noth des Vaterlandes gebeugt zu werden, ein Xativa steht als ein verödetes Beispiel zur dereinstigen Nachahmung für die erhabene Saragossa, aber die gesammte Geschichte des spanischen Volks in dieser Zeit wirft leider zu viel Stoff uns hin, um seine Geschichte im 19. Jahrhunderte zu erläutern!



VI.

Die Philoſophie und die Philoſophen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts.

Von

Friedrich von Raumer.

Digitized by Google

Es fehlt nicht an Werken, welche die Geschichte der neuern Philosophie, für größere Kreise der Liebhaber, oder kleinere Kreise der Eingeweihten darstellen. Die meisten derselben beginnen mit Kant, oder gehen höchstens bis Descartes, als dem vorgeblichen Anfangspunkt der neuern philosophischen Entwickelung zurück. Was zwischen der neuplatonischen Schule und ihm liegt, wird oft übergangen, oder auch wol obenein geschmäht; obgleich es selbst für manche Philosophen ein unbekanntes Land, eine terra incognita ist. Und doch unterliegt es für Jeden, der nur einmal in dieses Land hineingeblickt hat, gar keinem Zweifel: solch Ignoriren, oder von der Hand Weisen der Philosophie des Mittelalters, sei für unsere Zeit durchaus unzeitig, und sie verdiene vielmehr, daß man sie von Neuem ins Auge fasse, bearbeite und darstelle. Ungeachtet ihrer Einseitigkeiten, Lücken und Mängel, wird sich dann ergeben, wie großen Werth und Reichthum sie besitzt, und welche Einwirkung auf spätere Zeiten ihr beizulegen sei.

Das alte Vorurtheil: die Geschichte des Mittelalters zeige nichts als Barbarei, die Dichtkunst jener Zeit nichts als Monstruosität und Trivialität und dergl. mehr — ist längst ausgerottet. Aehnliche Berichtigungen bedürfen manche

Urtheile über die Scholastik, und mit den vielen ungegründeten Anklagen werden dann auch einzelne übertriebene Lobeserhebungen dahinfallen.

Sowie die Begriffe von Staat und Kirche, Verfassung und Verwaltung, Steuern und Kriegswesen, häuslichem und öffentlichem Leben, Baukunst und Dichtkunst und dergl. mehr sich erläutern, aufklären und reinigen, wenn wir das Mittelalter nach seinen Licht- und Schattenseiten mit unserer Zeit zusammenstellen, so wird bei ähnlichem Verfahren auch der Gewinn für die Philosophie nicht ausbleiben.

Möchten Neander und H. Ritter (diese Meister in ihren Fächern) die damaligen Systeme bald nach ihrem vollen Umfange und tiefsinnigern Zusammenhange so darstellen, wie es der jetzige Zustand der Wissenschaft erfordert. Der Verfasser nachstehenden Aufsatzes ist sehr entfernt, sich ein so großes, weit über seine Kräfte hinausgehendes Ziel zu stecken. Als bloßer Liebhaber der Philosophie, bezweckt er nur anderen Liebhabern (welche zu dem mühsamen Erforschen der Quellen weder Zeit noch Lust haben) eine möglichst kurze und verständliche Uebersicht des Ansprechendsten aus jenem vernachlässigten Zeitraume und zugleich eine Gelegenheit und Veranlassung zu geben, die spätere Entwickelung der Philosophie mit jener früheren zu vergleichen.

Die folgende Darstellung zerfällt in zwei Hauptabtheilungen. In der ersten werde ich Allgemeineres über Beschaffenheit und Inhalt der Philosophie des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts beibringen, und in der zweiten einige der wichtigsten Philosophen jener Zeit näher zu schildern versuchen.

Kein einzelner, durch überwiegend große Anlagen und bewundernswürdige Werke hervorragender Mann bezeichnet den Anfang des thätigen und bewegten Zeitraumes, welchen die Geschichte der scholastischen Philosophie umfaßt. Der Name scholastisch weiset ganz richtig darauf hin, daß es eine Philosophie der Schule war, die von gemeinschaftlichem Lernen und Lehren ausging und in fremder Sprache betrieben ward, ohne daß man je ihre Ergebnisse in ansprechender Form zusammenstellte, um daraus eine Philosophie für das Volk zu bilden, oder dasselbe lebhaft anzuregen. Andererseits darf man nicht vergessen, daß sich die Schule über den Kreis des Lehrers und der unmittelbaren Schüler ebenso hinaus erstreckte, wie in unsern Tagen; obwol es damals mehr Arbeit und Ernst kostete einzudringen, als nach Erfindung der Buchdruckerkunst, der Journale, der Recensionen u. s. w.

Hingegen war das Latein im Mittelalter die Sprache der Wissenschaft überhaupt, und stellte sich anders als wenn Jemand in unsern Tagen ein philosophisches Buch lateinisch schreiben wollte. Das philosophische Latein des Mittelalters klingt allerdings höchst barbarisch, wenn man es mit dem ciceronianischen vergleicht; wiederum hat es sich eine Menge von Gedanken, nähern Bestimmungen, Wendungen und Unterscheidungen angeeignet und sich aneignen müssen *), welche die alten Römer weder dachten, noch ausdrücken konnten. Zu dem neuen Inhalte gehörte also eine neue Form; aber freilich lernte man dieselbe nie

*) Z. B. haecceitas, potentia actuabilis, aliquitas und dergl. Schröckh, XXIV. S. 437. Und Beispiele überkünstelter Streitsätze Henry Hist. of England VIII. S. 176.

vollständig ausbilden und künstlerisch beherrschen. Solch eine Vernachlässigung der Form straft sich an den Scholastikern durch eine bisweilen so weit gehende Vernachlässigung ihrer Werke, daß selbst Philosophen von Fach keinen Blick hineinthun und vom Inhalte gar keine Kenntniß nehmen.

Man hat gesagt*): „scholastisch sei diejenige Behandlung der Gegenstände a priori, wo nach Aufstellung der meisten für oder wider aufzutreibenden Gründe, in syllogistischer Form, die Entscheidung aus Aristoteles, den Kirchenvätern und dem herrschenden Lehrgebäude hergenommen wird." — Diese Erklärung deutet allerdings wichtige Punkte an, ohne jedoch das Wesentliche zu erschöpfen. So ist jene formale Behandlung zwar vorwaltend, aber keineswegs alleinherrschend. Anselm von Canterbury, Hugo von Rouen und Andere bedienten sich z. B. der dialogischen Form, Alanus von Ryssel schlägt (wie Spinoza) den Weg mathematischer Beweisführung ein; einige Mystiker verschmähen umgekehrt ganz diese Formen und Vorschriften u. s. w. — Ferner spielt Aristoteles in den merkwürdigen Schulen des 12. Jahrhunderts unmittelbar noch gar keine entscheidende Rolle, und wird selbst im 13. bekämpft, sobald seine Lehren mit den christlichen unverträglich erscheinen. Auch hatte Platon in Beziehung auf die Entwickelung des Inhalts der Philosophie kaum einen geringern Einfluß und Augustinus wol noch mehr Ansehen als beide zusammengenommen.

Ueberhaupt wirkte die Religion der Heiden niemals in dem Maße auf die Philosophie, wie die christ-

*) Tiedemann Geist der speculativen Philosophie IV. S. 338.

liche*); weshalb man vielleicht noch mehr von einer christlichen, als von scholastischer Philosophie sprechen sollte. Oder man könnte alle philosophischen Entwickelungen unter den neuern Völkern, so lange diese ihre wissenschaftliche Bildung an Christenthum und Kirchenthum anschlossen, der scholastischen Philosophie beizählen.

Zu der Gottes- und Geistesphilosophie, welche im Mittelalter vorherrschte, mußte sich allmälig die Naturphilosophie als zweiter Theil ausbilden. Sie ward oft wie ein feindlicher Gegensatz betrachtet, bis sich bei gründlicher Fortbildung weder die Verschiedenheit, noch die höhere Einigkeit dürfte ableugnen lassen.

Nachdem man sich während des 12. Jahrhunderts in verschiedenen einzelnen Richtungen versucht hatte, trat das Bedürfniß des Vollständigen, Systematischen immer mehr hervor. Sobald dasselbe im 13. Jahrhunderte befriedigt war, gerieth man in untergeordnete, aber darum nicht weniger heftige Streitigkeiten, bis das, was im 14. und 15. Jahrhunderte (tyrannischer noch als zuvor) eingewirkt und zusammengehalten hatte, durch die italienischen Philosophen und die Reformation auseinandergesprengt wurde. So ungemein verschieden Dichtkunst und Philosophie (besonders im Mittelalter) auch sind, zeigt sich doch ein gar merkwürdiger Parallelismus ihrer Entwickelung. Die Dichtkunst und die Dichter des 12. Jahrhunderts verhalten sich nämlich zu der Dichtkunst und den Dichtern des 13., genau wie die Philosophie und die Philosophen

---

*) Ritter, Begriff und Verlauf der christlichen Philosophie, in Gieseler's Studien 1833, S. 253.

des erſten, zu denen des zweiten Zeitabſchnittes. Dort das Rohere, aber auch Kräftigere, Einfachere und Natürliche*); hier das Ausgebildete, Gewandte, Glänzende, Scharfſinnige, daneben aber auch Willkürliches und Ueberkünſteltes.

Die drei großen Grundlagen oder Richtungen, welche bei jeder höheren philoſophiſchen Entwickelung hervortreten und nothwendig zueinander und zur Bildung eines vollſtändigen Ganzen gehören, finden wir im 12. und 13., wie im 18. und 19. Jahrhunderte. Man geht aus vom Wiſſen und Erkennen, oder vom Fühlen und Glauben, oder vom Zweifeln und Leugnen, und ſo entſtehen die großen Schulen der Dogmatiker, Myſtiker, Skeptiker, mit mannichfachen Nebenrichtungen und Ausbeugungen. Nur treten dieſelben im Mittelalter weniger ſcharf geſondert heraus, als in früheren und ſpäteren Zeiten. Das Kirchliche wirkt überall ein, leitet mehr oder weniger das Dogmatiſche oder Myſtiſche, und bezähmt das Skeptiſche. Uebrigens bahnen die Meiſter des 12. Jahrhunderts denen des 13. den Weg und ſtehen mit ihnen in weſentlicher Verbindung. So folgen den Dogmatikern des 12. Jahrhunderts (Anſelm, Hildebert, Alanus u. A.) die des 13. (Wilhelm von Paris, Albert der Große, Thomas von Aquino). So bilden die Myſtiker Bonaventura, Raymund und Andere das weiter, was Bernhard von Clairvaux, Hugo und Richard von S. Viktor begannen; ſo mußte auf Abälard, Duns Scotus folgen und Roger Bakon die ſpätere experimentirende Naturphiloſophie vorbereiten.

---

*) Auch in Bezug auf die Baukunſt ließe ſich dies durchführen.

Wenn wir bedenken, daß den Philosophen jener Zeit der unermeßliche Reichthum fehlte, welchen Versuche und Erfahrungen geben, daß ihnen ferner die bedeutendsten literarischen Hülfsmittel und geschichtlichen Grundlagen nicht zu Gebote standen, so ist weniger Grund vorhanden Lücken und Mängel zu rügen, als über die außerordentliche Thätigkeit, Tiefe und Kraft jener großen Geister zu erstaunen *).

Das übertriebene Vertrauen zu ihrer eigenen Geistestiefe hat aber (so wird oft geklagt) jene Männer vermocht den unnützesten, unlösbarsten, spitzfindigsten Fragen, thöricht eine große Wichtigkeit beizulegen und sie mit lächerlichem Ernste umständlich zu prüfen und zu beantworten. Unbegnügt z. B. mit der einfachen Unsterblichkeitslehre fragte man: werden die Fetten fett, die Magern mager, die Buckligen bucklig auferstehen? Werden die Auferstandenen alles Das wieder bekommen, was sie in diesem Leben verloren, z. B. Haare, Nägel und dergl. — Ist Christus mit seinen Kleidern gen Himmel gefahren? Ist er in der Hostie nackt, oder bekleidet u. s. w. **)? Ohne Zweifel bieten Fragen und Untersuchungen dieser Art in ihrer Vereinzelung Gelegenheit zu Spott und Scherz, ja sie lassen auf eine Ueberladung mit angeblich philosophischen Zierrathen, auf eine Ueberkünstelung im Ausbaue des Systems schließen. Hiermit ist aber die Beurtheilung noch gar nicht am Ziele.

---

*) Ebenso urtheilt Rixner in seiner scharfsinnigen Geschichte der Philosophie II. S. 63.

**) Histoire littéraire XVI. S. 64.

Wenn man die Feinheit der Aufgaben und Lösungen, — oder Nichtlösungen, in der Aristotelischen Metaphysik bewundert, darf man über Aehnliches in den Scholastikern nicht den Stab brechen, und Hegel, der dies thut, ist selbst nach Form und Inhalt mehr ein Scholastiker als irgend ein neuerer Philosoph.

Die wunderlichsten und auffallendsten Fragen und Untersuchungen jener Zeit stehen mit dem Wesentlichen der Systeme in unleugbarem Zusammenhange, und wachsen aus ihnen hervor. Sie haben Inhalt und Bedeutung für Jeden, welcher obigen Boden der Wissenschaft nicht von vorn herein verschmäht, oder Alles ausreutet, was er selbst anzubauen kein Behagen findet.

Wäre dies Entwickeln und Verfolgen vieler Fragen sogar nichts gewesen, als ein leeres Spiel, eine Art von nürnberger Tand; woher kommt es denn, daß keines der damaligen Systeme, keine Schule sie verschmähte *) oder verspottete und sich dadurch Waffen wider ihre Gegner bereitete. Die Antwort: es war eine allgemeine Krankheit, ein allgemeiner Schade, reicht um so weniger aus, da jede Schule diese Dinge eigenthümlich behandelte, und andere Wege, zu anderen Zwecken einschlug.

Jene, aus vielen andern beispielsweise herausgehobenen wunderlichen Fragen und Antworten, jene äußersten Blätter lassen bei genauerer Betrachtung leicht erkennen, auf welchem Baume der Speculation dieselben gewachsen sind. In späteren Zeiten pflückten klügere oder schlauere Gärtner diese Blätter zuweilen ab, um sich nicht dem Spotte

*) Nur Einzelne, welche außerhalb aller Schulen standen, versuchten oder wagten dies, wie etwa Johannes von Salisbury.

auszusetzen; die Scholastiker gingen ehrlicher vorwärts, plus ultra, bis an ein Aeußerstes; selbst auf die Gefahr kurzweg umkehren zu müssen. Zum Theil hing dies aber auch davon ab, daß sie die gesammte kirchliche Tradition ohne kritische Prüfung annahmen und auf den Boden der Philosophie verpflanzen, oder durch dieselbe bestätigen wollten. Wer z. B. gewisse Voraussetzungen oder Lehrsätze über Unsterblichkeit, Transsubstantiation und dergl. annimmt, wird nothwendig bis zu gewissen Endpunkten hingetrieben, oder er muß nach dem tel est notre bon plaisir einen willkürlichen Endpunkt setzen, oder er sieht sich genöthigt die Mangelhaftigkeit der Voraussetzungen und Lehrsätze anzuerkennen.

Was nun die Dogmatiker anbetrifft, so gingen sie mit Lust auf alle diese Dinge ein, in der Ueberzeugung, daß durch fortgesetzte, angestrengte Geistesarbeit das Auge immer schärfer werde, das Erkennen und Begründen sich immer weiter ausdehne, und Dinge oder objective Wahrheiten sich ergreifen und beherrschen ließen, deren Dasein die unphilosophische Menge nicht ahne, oder die sie mit flachem Spotte verhöhne.

Wo möglich mit noch mehr Schärfe und Künstlichkeit bewegten sich die Skeptiker in diesen Bahnen, jedoch nur, um die gefundenen Ergebnisse gegen einander aufzuheben und die Leerheit des dogmatischen Beweisens zu erweisen. Wo z. B. Thomas von Aquino mit einem dogmatischen Ueberschusse abschließt, läßt Duns Scotus gewöhnlich Null mit Null aufgehen.

Man sollte glauben, daß alle diese angeblichen Spitzfindigkeiten der Richtung der Mystiker ganz fremdartig, ja entgegengesetzt gewesen wären; und doch finden wir die-

ſelben Fragen und Gegenſtände der Forſchung *). Nur was dort auf dem Wege des Verſtandes, oder der ſpeculativen Vernunft begründet oder zerſtört werden ſollte, ſteht hier in Verbindung mit Anſchauung, Erleuchtung, Offenbarung, allegoriſcher und myſtiſcher Deutung.

Nachdem ich ſo die Stellung und den Zuſammenhang untergeordneter, ſcheinbar vereinzelter Fragen angedeutet habe, muß ich an einen andern Gegenſatz erinnern, von welchem Manche behaupteten: er ſei von den Scholaſtikern als der wichtigſte betrachtet worden, habe aber ebenfalls keine Wichtigkeit, keinen echten Inhalt, ſondern bleibe ein Streit mit Worten, um Worte. Ich rede von den Parteien der Nominaliſten und Realiſten **). Jene nahmen an: nur in den einzelnen Dingen iſt Wahrheit; allgemeine Begriffe ſind Erzeugniſſe des abſtrahirenden Verſtandes, bloße Worte, ohne Weſenheit, ohne etwas Subſtantielles. — Die Realiſten hingegen behaupteten: in den Univerſalien (den Ideen) iſt allein wahre Weſenheit enthalten; in allem Einzelnen ſtellt ſich nur ein und daſſelbe Sein eine Weſenheit dar, und ſie ſind lediglich

*) Selbſt beim heiligen Bonaventura (Comment. in libros Sententiarum II. Dist. 19, 20, 24) finden wir Fragen erörtert wie die folgenden: An humores et intestina resurgant? An in emissione seminum in statu innocentiae fuisset delectationis intentio? An quoties fuissent conjuncti, toties proles genuissent etc.?

**) Meiners de Nominal. et Real. initiis. Tennemann VIII. 1, S. 159. Buhle Lehrbuch V. S. 191. Schmid Myſticismus S. 179. Baumgarten-Crusius de Realium et Nominalium discrimine. Couſin Einleitung zu Abälard's Werken.

durch Zufälligkeiten, Nebenbestimmungen, Accidenzen voneinander unterschieden.

Weil diese kurze Beschreibung oder Erklärung Manchem vielleicht nur Sophistik und leere Scholastik nachzuweisen scheint, sei es erlaubt noch etwas länger dabei zu verweilen. Roscelin, Stiftsherr zu Compiegne, welcher für den Gründer des Nominalismus gilt, forschte keineswegs über eine blos leere, fast lächerliche Schulfrage; sondern er (gleichwie seine Freunde und Gegner) brachten das, was früher und später die Philosophie wesentlich beschäftigte und erfüllte, nur in einer neuern Form und Färbung zur Sprache und zum Bewußtsein. Es handelt sich von der Möglichkeit der Einheit und Vielheit, dem Wesen der Persönlichkeit, dem Verhältnisse des Denkens zum Sein und des Einzelnen zum Ganzen und zu Gott. Es stehen hiermit in wesentlichem Zusammenhange die Lehren von Freiheit, Gnade, Zurechnung, Erbsünde, Auferstehung und ewigem Leben. Es war die Frage: ob diese Gegensätze in unlösbarer Feindschaft beharren, oder ineinander übergehen, und sich versöhnen könnten, ja müßten.

Wenn Roscelin sagte: nur die Individualitäten haben Wesenheit, und die Universalien sind blos Gedanken (Gattungsbegriffe), erschaffen durch den menschlichen Geist; so war dies nicht allein unvereinbar mit der christlichen Dogmatik, sondern auch mit der platonischen Ideenlehre; wie es denn überhaupt ungründlich ist, die Nominalisten kurzweg für Platoniker, und die Realisten für Aristoteliker auszugeben. Vielmehr stimmten die Realisten in Bezug auf ihre Lehre von den Universalien besser mit Platon,

als mit Aristoteles*). Eher läßt sich im Nominalismus die Wurzel des Empirismus und der das Sichtbare ergreifenden Naturphilosophie nachweisen. Denn so hoch der menschliche Geist in jenem Systeme auch gestellt zu sein scheint, erhält er seinen Inhalt zuletzt doch nur durch Sinnlichkeit und Einbildungskraft; darüber hinaus ist lediglich Abstraction und Spiel der Sprache.

Dem Allen widersprechend lehrte Wilhelm von Champeaux: das Wesen der Persönlichkeit liegt in dem Allgemeinen, dem Universellen, und sofern Individualität vorhanden zu sein scheint, ist sie nur zufällig; sie beruht nur auf der Menge und Mannichfaltigkeit ihrer Zufälligkeiten oder Accidenzen.

Beide Systeme führen in ihrer Einseitigkeit und Getrenntheit nicht zum Ziele. Es gibt wahre und falsche Universalien und Individualitäten. In den Begriffen todter Abstraction liegt keine Wesenheit: sie sind das Gegentheil platonischer Ideen und christlicher Dogmatik; ebenso wenig kommt aber in der Atomistik vereinzelter Personen das Wesen und Geheimniß der Individualität zu Tage. Der Mensch ist nicht blos eine Person und Etwas durch seine Person, ohne Verbindung mit dem Ganzen und der Gottheit. Vom Standpunkte der alleinherrschenden, abgeschlossenen Persönlichkeit kommt man nie zu Gott, nie zu Staat und Kirche, sondern zu einem Kriege Aller gegen Alle, und einem anmaßenden und doch zuletzt hülflosen atomistischen Egoismus. Hobbes, Gassendi,

*) Auf den Unterschied der Realisten, welche Universalien in re (aristotelisch) und ante rem (platonisch) annehmen, kann ich hier nicht näher eingehen.

Condillac liegen in einer, damals freilich noch ungekannten, Richtung des einseitigen Nominalismus.

Auf dem andern, ausschließend verfolgten Wege, geht mit der wesenhaften, lebendigen Person, auch der lebendige Gott verloren; er verwandelt sich in das Gespenst einer bloßen Substanz. Mithin liegt die Wahrheit und das Wesentliche nicht blos in einer dieser Richtungen. Geht das Universale und Individuelle nicht durch Alles hindurch, von Gott bis zu der kleinsten Persönlichkeit, so ist die Kette zerrissen und ohne Haltung, Hülfe und Nutzen. So viel Besprochenes (z. B. Recht, allgemeine Sinnesart, vox populi, öffentliche Meinung) erhält erst Wahrheit, Sinn und Verstand durch jene Durchdringung des Allgemeinen und Besonderen, des Göttlichen und Menschlichen; sowie ebenfalls manche Kapitel der kirchlichen Dogmatik Licht auf diesen philosophischen Boden werfen.

Abálard suchte eine neue Vermittelung und lehrte: die Universalien sind weder Sachen, noch Worte; sondern Conceptionen und Erzeugnisse des Geistes *). Diese Lösung ist jedoch ebenfalls ungenügend, oder doch weit entfernt von der Wesenheit platonischer Ideen, und von der Möglichkeit die Trinitätslehre zu erklären, welche damals für den Mittelpunkt des glaubenden Christenthums galt. Die Gegner Abálard's fühlten diesen Fehler heraus; das heißt: Abálard war (nach unserer Redeweise) unabwendbar auf dem Wege zum bloßen Rationalismus. Seine Lösung ist nur logischer, nicht ontologischer und metaphysischer Art.

*) Sofern Abálard in den einzelnen Dingen nur eine Mannichfaltigkeit der Accidenzen sah, nennt Bayle seine Lehre einen unentwickelten Spinozismus.

Selbst Roscelin würde diesen Conceptualismus angenommen haben: denn hinter dem Worte liegt der Geist, und der Geist bildet das Wort. Hiemit ist aber getrennte Wesenheit noch gar nicht gegeben, oder die wichtige Frage beantwortet: woher stammt denn der individuelle Geist, dieser vorgeblich alleinige Schöpfer einer allgemeinen hindurchgehenden Wahrheit? In der That stand die kirchliche Dogmatik bereits höher als Abälard's Bemühen; so nützlich dies auch (wie wir später sehen werden) in mancher andern Beziehung war. Obwohl im Allgemeinen Realist, traf Thomas von Aquino wohl am besten zum Ziele, wenn er sagte: das Wahre ist in den Dingen und in dem Geiste, und die Individualisirung widerspricht dem allgemein Geistigen und Universellen nicht*).

Ohne Bezug auf Christenthum wird der Realismus zum Pantheismus, und der Nominalismus wird empirischer Materialismus, und mit diesen auseinandergerissenen Theorien steht eine gleich verdammliche Praxis in Verbindung. Dort nämlich erhebt sich kirchliche und weltliche Tyrannei, hier kommt man zur Atomisirung und Zerbröckelung von Staat und Kirche.

Noch wichtiger, allgemeiner, durchgreifender als der Gegensatz des Nominalismus und Realismus erscheint im 12. und 13. Jahrhunderte der Gegensatz der Religion und Philosophie. Man hielt es (und mit vollem Rechte) für eine unerläßliche Aufgabe: die Lehren der Philosophen durch das Christenthum zu widerlegen, oder mit demselben auszusöhnen; ihre Uebereinstimmung, Brauchbarkeit und ihren Zusammenhang, oder umgekehrt ihren Widerspruch

*) Op. VIII, 440 fg. Summa theol. I, art. 2. 3.

und ihre Unbrauchbarkeit nachzuweiſen. Es hilft zu Nichts, wenn Philoſophen und Theologen in dieſen Beziehungen die Augen verſchließen, oder den Kopf (wie der Vogel Strauß) in den Strauch ſtecken.

Die Scholaſtik ſuchte das Chriſtliche als vernünftig und das wahrhaft Vernünftige als chriſtlich zu erweiſen *), wobei ſich die Einwirkung der philoſophiſchen Schulen des Alterthums, vorzüglich der peripatetiſchen gar nicht leugnen läßt. Umgekehrt wurden aber auch jene alten Schulen durch die chriſtliche Philoſophie weſentlich umgeſtaltet und verwandelt; wobei allerdings Spitzfindiges genug zum Vorſchein kam. Oft aber nennt der Unglaube das ſpitzfindig, was ihm nicht zuſagt; oder man vergißt, daß ohne rechtes Wiſſen und Erkennen, auch kein rechtes Wollen möglich iſt, ſondern Eines zum Andern gehört.

Daß hiebei weder die Kirche, und noch weniger Ariſtoteles unbedingt herrſchten, oder tyranniſirten, geht einleuchtend ſchon aus dem Daſein der verſchiedenen, oben angedeuteten Schulen hervor, und wird ſich noch mehr bei der Schilderung einzelner Philoſophen ergeben. Dogmatik, Skepſis und Myſtik waren nothwendige Glieder und weſentliche Organe der geſammten Entwickelung. Ich wiederhole deshalb **): Ohne diejenigen, welche die Kirchenverfaſſung reinigen wollten, wäre ſie noch ſchneller ausgeartet; ohne die Myſtiker hätte ſich die Religion in trocknes Floskelweſen der Schule aufgelöſet; ohne die Beſtrebungen der Dogmatiker und Skeptiker dürfte die kirchliche

*) Möhler, über Anſelm von Canterbury. Tübinger theol. Quartalſchrift 1828.

**) Hohenſtaufen, Band III. S. 269.

Theologie in noch größere Widerſprüche mit dem Verſtande gerathen ſein; ohne die allgemeine, rechtgläubige Kirche endlich, nach ihrer belehrenden, ordnenden und verwaltenden Richtung, hätte ſich damals die ganze Chriſtenheit aufgelöſet; — und gar leicht wären dann die Philoſophirenden in eitelem Beſtreben, die Myſtiker in abergläubigem Dünkel und die an der Verfaſſung Künſtelnden durch unhaltbare Gleichmacherei oder weltliche Uebermacht zu Grunde gegangen.

Die unwandelbare Richtung der ſcholaſtiſchen Philoſophie auf die höchſten Gegenſtände, auf Gott und ſein Verhältniß zu den Menſchen und der Welt, iſt ihre weſentlich vortreffliche, erhabenſte Seite, und wir begreifen nicht, wie eine völlige Trennung der Theologie von der Philoſophie jemals beruhigend und genügend zu Stande gebracht werden kann, da der menſchliche Geiſt das Bedürfniß beider und die Fähigkeit für beide beſitzt und die wichtigſten Fragen und Lehrſtücke beider Wiſſenſchaften dieſelben ſind, wenn ſie auch unter verſchiedenen Namen und von verſchiedenen Standpunkten aus behandelt werden. So haben ja z. B. die philoſophiſchen Lehren von der Freiheit, von dem Verhältniſſe des Einzelnen zum Ganzen, dem Guten und Böſen u. ſ. w., ihre theologiſchen Gegenſtücke in den Abſchnitten von der Vorherbeſtimmung, Gnadenwahl, den beiden Naturen in Chriſtus, der Sünde u. ſ. w.

Nur eine ſchlechthin gottleugnende Philoſophie wird in ihrem folgerechten Irrthume alle Theologie, nur eine ſchlechthin abergläubige und tyranniſirende Theologie allen Vernunftgebrauch verwerfen. Auf jeder Stufe dieſſeit dieſer äußerſten Punkte kann man wechſelſeitige Berührungen und Einwirkungen nicht leugnen und entbehren; man

darf die Frage nach dem Verhältnisse der theologischen und philosophischen Wahrheiten und Ergebnisse nicht von der Hand weisen. Wenn das Mittelalter beide Wissenschaften zu sehr vermischte und dadurch ihre natürliche und nothwendige Unabhängigkeit gefährdete, so hat die neuere Zeit auf einen unvermittelten, unbedingten Gegensatz derselben übertriebenen Nachdruck gelegt. Sofern jedoch im 12. und 13. Jahrhunderte das gesammte System der Kirchenlehre und Kirchenverwaltung von der mächtigsten Partei als unantastbare, höchste Wahrheit hingestellt wurde, geriethen besonders die Scholastiker, welche die arabische Philosophie ehrten, nicht selten in ein solches Gedränge, daß sie sich durch den Ausweg zu helfen suchten: Manches könne in der Philosophie wahr, in der Theologie aber falsch sein, und umgekehrt; wogegen die Theologen (so Albert der Große und Thomas von Aquino) behaupteten: jener Gegensatz sei ein untergeordneter und es gebe nur eine und dieselbe Wahrheit. Wenn z. B. die Philosophie herausgrübele, es sei kein Gott, und die Theologie die entgegengesetzte Lehre an die Spitze stelle *): so müsse doch eins von beiden in höchster Stelle wahr und das andere falsch sein, und ohne Zweifel sei die göttliche Offenbarung diese höchste Stelle und die allen Irrthum hinwegnehmende Quelle der Wahrheit.

In der That kehren diese Fragen zu jeder Zeit wieder, und der Vorrang der Speculation vor der Offenbarung ist z. B. im 18. Jahrhunderte so laut behauptet, als in

*) Ums Jahr 1220 ward zu großem Anstoße Mehrer gestritten: de qualitate et certitudine propositionis, Deus est. Wadding ann. 1, 364.

jenen Zeiten geleugnet worden; und doch fühlt der Lai
was die Tiefsinnigsten unter den Theologen und Phil
sophen erkannten: es sei nicht Zwiespalt oder Unterjochun
sondern Aussöhnung und Frieden das wesentliche Verhä
niß und letzte Ziel beider Ansichten, und sowie die tiefe
Philosophie sich des festen Bodens der Offenbarung erfreu
oder ohne Offenbarung den Schlußstein ihres Gewölbe
entbehrt, so ist die Offenbarung etwas ganz sinn- un
wesenloses, wenn sie nicht ihren Samen in dem mit Ver
nunft begabten, zum Gebrauche der Vernunft erschaffene
Menschen aussäen kann.

Die Päpste, ob sie gleich in der Regel Begünstig
der Wissenschaften und namentlich der Philosophie waren *
wurden doch mehremale über die Vorliebe für diese let
Richtung bange und Gregor IX. schrieb an die Lehrer d
Theologie in Paris **): „Zieht nicht aus Eitelkeit die Ph
losophie einer Wissenschaft vor, welche der wahre Geist d
Lebens ist und vor Irrthum bewahrt. Trachtet nicht da
nach Scheingelehrte statt Gottesgelehrte zu sein, und wen
det euch nicht von den himmlischen zu den niedrigen un
dürftigen Elementen der Welt und Natur, denen der Mens
nur in seiner Kindheit diente. Die, welche eure Schu
weisheit über die natürlichen Dinge ergreifen, bieten den
Schülern nur Blätter der Worte, nicht Früchte; ihr Geis

*) Urban IV. z. B. nahm Philosophen an seinen Tisch, ga
ihnen Aufgaben zu gelehrten Gesprächen, veranlaßte mehre Ueber
setzungen von Werken des Aristoteles: Tiraboschi Litt. IV, 155.

**) Regesta Gregor. IX., Jahr II, 105—109. — Aehnlich
schreibt Stephanus Tornac. ep. 241: discipuli solis novitatibus
applaudunt, et magistri gloriae potius invigilant, quam doctrinae.

gleichsam nur mit Schalen genährt, bleibt leer und unfähig, sich an größerer Fülle zu ergötzen. Irrig glauben jene Alles ergründet zu haben, während man um so durstiger wird, jemehr man aus jener Quelle trinkt, die keine Quelle der Gnade ist. Nicht die mageren Kühe sollen die fetten verschlingen, nicht die Königin gezwungen werden ihren Mägden zu dienen, nicht die schönste aller Frauen durch Freche mit erlogenen Farben geschminkt, nicht die von ihrem Bräutigam herrlich Geschmückte mit dem schlechten zusammengeflickten Gewande der Philosophen bekleidet werden."

Wie man auch hierüber denke, darin wirkten die Päpste gewiß heilsam, daß sie die Religion nicht wollten in eine unzugängliche Wissenschaft verwandeln lassen. Ohnedies trat die Bibel um der Kirchenväter willen in den Hintergrund, und selbst diese wurden vernachlässigt, seitdem dogmatische Handbücher fast ausschließlichen Beifall gewannen. Deshalb bemerkten etliche Philosophen, so Alanus von Ryssel *): gegen Juden und Muhamedaner bedürfe man anderer, aus der Vernunft hergenommener Beweise für die Wahrheit der christlichen Lehren, und die Speculation müsse hier der Dogmatik zu Hülfe kommen.

Diese metaphysische, theologisirende Seite der Speculation, sowie die Sittenlehre, wurden häufiger, umfassender und scharfsinniger bearbeitet als die Politik, obwol das Christenthum ohne Zweifel für diese auch einen neuen und ganz eigenthümlichen Standpunkt darbot. Was hätte sich z. B. nicht daraus folgern oder daran reihen lassen, wenn Albert der Große sich an Ambrosius und Augu-

*) Schröckh XXIV, 399.

ſtinus anſchließend behauptete: Glaube, Liebe und Hoffnung ſind die drei theologiſchen von Gott eingegebenen Tugenden, wogegen die vier erworbenen Cardinaltugenden nur die Gemüthsbewegungen regeln und ordnen.

Johann von Salisbury entwarf eine Art von Politik und Pflichtenlehre für die Fürſten mit vielen Beiſpielen aus dem Alterthume *). Sie dringt indeß nicht ſehr tief ein und nur folgende Lehrſätze verdienen Erwähnung: Zwiſchen einem Tyrannen und einem Fürſten iſt der Unterſchied: daß dieſer das Volk nach Geſetzen regiert, jener hingegen ſich über dieſelben hinausſetzt. Für die höchſte und würdigſte Art der Herrſchaft muß die gelten, wo die Fürſten für Nutzen und Billigkeit wirken, obwol ſie niedriger ſtehen als die Geiſtlichen und die Kirchenherrſchaft. Nichts iſt ruhmwürdiger als die Freiheit; die Tugend ausgenommen, wenn anders dieſe von der Freiheit getrennt werden kann. Ein guter Fürſt iſt ein Bild der Gottheit; ein böſer ein Bild des Teufels und meiſt umzubringen (plerumque occidendus). Selbſt nach der Bibel iſt Tyrannenmord erlaubt und rühmlich, wenn nur der Thäter nicht zur Treue verpflichtet und ſonſt ein rechtlicher Mann iſt.

Meiſt ſchloß man ſich in jener Zeit genau der Politik des Ariſtoteles an, unbekümmert darum, daß Staat und Kirche geſchichtlich etwas geworden waren, wovon das Alterthum gar keinen Begriff hatte. Von den Bemühungen des Thomas von Aquino auf dieſem Boden wird weiter unten die Rede ſein.

---

*) Policrat. IV, 1, 2, 3; VII, 25; VIII, 17, 20.

Die speculative Seite der Naturphilosophie fehlte im Mittelalter keineswegs in dem Maaße, wie man gewöhnlich annimmt. Ueber Zeit, Raum, Ort, Bewegung, Erzeugung, Ernährung, Auflösung u. s. w. finden sich überall scharfsinnige Untersuchungen, und wiederum war Aristoteles hier Führer oder Vermittler. So erläuterten Thomas von Aquino und Duns Scotus seine Physik, Meteorologie, seine Schrift vom Himmel u. s. w. — Weit seltener folgte man dem löblichen Beispiele des Aristoteles in Hinsicht auf Naturbeobachtung und Versuche. Um so mehr verdient deshalb Erwähnung das Werk Hugo's von S. Victor über Thiere und Steine *), wobei er indessen mystische Deutungen anbringt, und Albert's des Großen umfassendere Darstellung der Thier- und Pflanzenwelt. Als echte Beobachter und Entdecker kann man aber fast allein Kaiser Friedrich II. und Roger Bakon bezeichnen. Im Allgemeinen hielt man (mit Gregor IX.) die Natur und Naturbetrachtung für etwas ganz Untergeordnetes, hinter der Philosophie des Geistes wesentlich Zurückstehendes. Sagt doch selbst die Einleitung zum Schwabenspiegel **): „Alle diese Welt, Sonne, Mond und Sterne, die Elemente, Feuer, Wasser, Luft und Erdreich, die Vögel in den Lüften, die Fische im Wasser, die Thiere in den Wäldern, die Würmer in der Erde, Gold und Edelsteine, der edlen Gewürze süßer Geschmack, der Blumen lichte Farben, der Bäume Früchte und alle Geschöpfe: das hast du Herr Alles dem Menschen zu dienen und zu nützen geschaffen,

*) Opera II, 177.

**) Schwabenspiegel in Senkenberg Corp. jur. German. Einleitung No. II.

durch die Treue und durch die Liebe, die du zu den Menschen hegst." — Man sollte glauben, daß sich von diesem Standpunkte aus, durch leichte Wendung, ein Recht und eine Pflicht der Naturbetrachtung nachweisen und eine Neigung dafür entwickeln lasse; dennoch beharrte man fast ausschließlich bei der Philosophie des Geistes.

Auffallend ist es, daß sich zu einer Zeit, welche der Schönheit der Frauen so sehr huldigte und so ausgezeichnete Dichtungen hervorbrachte, gar keine Spur einer Kunstlehre oder Theorie des Schönen findet. Aber freilich standen die damaligen Philosophen ganz getrennt von dieser Welt, ja oft ihr feindlich gegenüber. Aus der großen Zahl von Männern, welche sich in dem von uns behandelten Zeitraume auszeichneten, können wir nur einige der vorzüglichsten näher schildern. Zur bequemeren Uebersicht möge hier ein Verzeichniß der Erwähnten oder noch zu Erwähnenden unter Angabe ihrer Todesjahre hier Platz finden.

Es starb 1109 Anselm von Canterbury.
1120 Roscelin.
1134 Hildebert von Tours.
1140 Hugo von S. Victor.
1142 Abälard.
1153 Bernhard von Clairvaux.
1164 Hugo von Rouen und Petrus Lombardus.
1173 Richard von S. Victor.
1188 Guigo II.
1203 Alanus von Ryssel.
1249 Wilhelm von Paris.
1274 Bonaventura.
1274 Thomas von Aquino.

1280 Albert der Große.
1294 Roger Bakon.
1295 Heinrich Goethals.
1308 Duns Scotus.
1315 Raymundus Lullus.

1) Anſelm*), geboren 1033 in Aoſta, geſtorben 1109 als Erzbiſchof von Canterbury, ein Schüler Lanfranc's, verdient ohne Zweifel an dieſer Stelle zuerſt Erwähnung. Man betrachtet ihn oft als Begründer einer natürlichen Theologie, im Gegenſatze zur poſitiven. Dieſer Gegenſatz war ihm jedoch kein unbedingter; vielmehr war er überzeugt, daß, wer nichts glaube, nicht zur vollen Ausbildung ſeiner Vernünftigkeit gelangen könne, ſchon weil der Glaube das einzige Mittel ſei, den Geiſt zu reinigen und das Gemüth für das Göttliche empfänglich zu machen. Umgekehrt bleibe aber auch der auf halbem Wege ſtehen, welcher vom Glauben nicht zum Wiſſen vordringe. Anſelm lehrte indeſſen nicht, daß Glauben und Wiſſen auf dieſem Wege zuletzt völlig daſſelbe würden, vielmehr behalte jedes ſeine Eigenthümlichkeit und das Wiſſen finde Schranken. Oder um es mit ſeinen Worten auszudrükken**): Sowie die rechte Ordnung verlangt, daß wir das Tiefſinnige der chriſtlichen Lehre glauben, bevor wir unternehmen, es nach der Vernunft zu erörtern (discutere); ſo ſcheint es mir andererſeits als Nachläſſigkeit, wenn wir nach gehöriger Befeſtigung im Glauben uns nicht beſtreben, das einzuſehen oder zu verſtehen (intelligere),

*) Histoire littér. de la France IX, 398.

**) Cur Deus homo I, c. 25.

was wir glauben. — Und an einer anderen Stelle heißt es *): wer nicht glaubt, gelangt nicht zum Wissen. Denn wer nicht glaubt, wird keine Erfahrungen machen; und wer nicht erfährt, wird nicht wissen. Ohne Glauben und Gehorsam gegen die göttlichen Gebote bleibt der Geist nicht bloß verhindert sich zum Wissen der höheren Dinge emporzuschwingen, sondern die bereits gegebene Einsicht wird ihm ebenfalls entzogen, ja bei vernachlässigtem guten Gewissen geht selbst der Glaube zu Grunde: — Dieser und ähnlicher Aeußerungen halber behauptet Möhler **): Anselm's Argumentation über Gottes Dasein ist durchaus ein wissenschaftliches Orientiren, ein sich Zurechtfinden in der geglaubten Wahrheit, nicht aber ein Beweisen im untergeordneten Sinne.

Nach diesem unentbehrlichen Vorworte versuchen wir einen Auszug des Wesentlichen aus seinen verhältnißmäßig gutgeschriebenen Werken zu geben, insbesondere aus den Schriften über das Wesen der Wahrheit, den freien Willen, die Vorherbestimmung und das Dasein Gottes.

Eine Untersuchung über das Wesen der Wahrheit ist um so nothwendiger, da dies Wort in sehr verschiedenartiger Beziehung gebraucht und z. B. eine andere Wahrheit gefunden wird in den Worten, den Meinungen, dem Willen, den Handlungen, den Sinnen, in Gott ***). Die innere natürliche Wahrheit einer Rede beruht auf der richtigen Bezeichnung (so z. B. der Ausdruck: es ist Tag;

---

*) De fide trinit. c. 2.

**) Ueber Anselm S. 99.

***) Anselmi op. 109.

ohne Rücksicht ob Tag oder Nacht sei); die zweite Frage geht dahin, ob auch vermittelte Wahrheit, das heißt Uebereinstimmung mit dem Bezeichneten vorhanden sei. — Ohne zureichenden Grund nennt man die Sache trügerisch: denn sie bieten nichts Anderes dar, als es ihre Natur und die der äußern Dinge nach innerer Nothwendigkeit herbeiführt. Es ist nunmehr Sache des Verstandes, jene zweite Art der Wahrheit und Angemessenheit zu erzeugen und zu erkennen. Jede Angemessenheit bezieht sich nämlich auf ein anderes Höheres, dem etwas angemessen ist, die vielfachen Angemessenheiten müssen aus einer höhern Wurzel hervortreiben, und so kommen wir zu einer Wahrheit, die in allen Dingen ruht, zu einer Angemessenheit, welche sich nur auf niedern Standpunkten spaltet und in scheinbar unlöslichen Gegensätzen hervortritt.

Man darf nicht sagen *): die freie Wahl sei das Vermögen zu sündigen, oder nicht zu sündigen: denn das Vermögen zu sündigen ist nie die Freiheit, oder ein Theil der Freiheit. Diese erscheint vielmehr größer, wo von der Möglichkeit zu fehlen gar nicht mehr die Rede ist; und die Freiheit, oder die freie Wahl heißt richtiger: das Vermögen, den Willen schlechthin auf das Rechte zu richten. Nur der Wille beherrscht und bestimmt den Willen; wo er den Versuchungen unterliegt, ist seine Kraft nicht angewandt. Der rechte Wille ist gleich dem Willen Gottes unzerstörbar, unabänderlich; der verkehrte Wille stammt aus der eigenen Macht und ist unstät und wandelbar, bis Gott, durch den jeder alles Wollen hat, ihn aufs Neue

*) De libero arbitrio 117. De concordia praescientiae Dei cum libero arbitrio 123.

richtet und befestigt. — Gott weiß alles Künftige vorher: aber er weiß auch, daß Manches nicht nothwendig, sondern aus freier Wahl eintritt. Der Ausdruck: das Vorhergewußte geschieht dereinst nothwendig, heißt nur: was geschieht, kann nicht zugleich auch nicht geschehen, und bezieht sich auf die Ewigkeit, wo Alles wahr, gegenwärtig und unabänderlich ist; nicht auf die Zeit, in welcher unsere Handlungen weder alle schon gegenwärtig, noch nothwendig sind. Unsere Freiheit zeigt sich nur in der Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes: von der Freiheit Gottes, der nicht sündigen kann, müssen wir aber freilich einen andern Begriff, als von der menschlichen zu fassen suchen.

Nur dem Wahren, dem Rechten kommt das Dasein zu: das Unrechte hat weder eine Beschaffenheit, noch irgend etwas Wesenhaftes. Jegliches Sein, jegliches Recht ist schlechthin von Gott: wir werden also, um unsere freie Willkür festzuhalten, nicht Gottes Gnade entfernen dürfen; sondern jene ist erst durch diese gegeben, und wir dürfen nicht den Willen recht nennen, weil er das Rechte *will*, sondern weil er *recht* ist, will er das Rechte. Dieses Rechtsein kann nicht vom Wollen abhängig gemacht werden: denn ohne es schon zu haben, kann man es nicht wollen. Dies Ursprüngliche, diese Richtigkeit des Wollens, welche wir vom Schöpfer bekommen haben, kann erhalten werden durch freies Beharren. Schwer ist dies Beharren allerdings, jedoch nicht unmöglich, denn durch Gottes Gnade gestärkt ist der Wille unbesiegbar.

Ueber das Dasein Gottes sagt Anselm im Wesentlichen Folgendes *): Hätte Jemand von Allem, was wir durch den

*) Monologium und Prologium.

Glauben von Gott wissen, nichts erfahren; so müßte doch die eigene Kraft, wenn sie nur nicht ganz erschlafft ist, auf vielfache Weise zur richtigen Erkenntniß seines Wesens führen: — und welche Weise mir zur Klarheit geholfen hat, will ich euch nicht verhehlen. Ich sah um mich her Tausende von Geschöpfen, die mannichfachsten Erkenntnisse, die Zwecke verschieden wie die Wesen. Tiefer jedoch und dauernder als diese scheinbare Zerstreuung und Trennung, ergriff mich das Gemeinsame in allen, wodurch sie allein da, wodurch sie gut waren. Jede Güte, Größe, Ausdehnung u. a. mußte aus einer Wurzel entspringen; — kurz alles Dasein ist durch ein Einiges. Denn daß etwas aus und durch Nichts entstehe, kann als undenkbar bei Seite gesetzt werden, und es fragt sich nur: ob Alles sei durch Eines, oder durch Vielfaches. Dies Letzte wird entweder auf Eines bezogen, wodurch es ist; oder im Vielfachen sind mehre Einheiten für sich bestehend; oder die Einheiten sind durch sich selbst zur Vielheit geworden *). Im ersten Falle muß die höhere Einheit, durch welche das Vielfache erst geworden ist, an dessen Stelle gesetzt werden, und es verschwindet; im zweiten Falle erscheint die Kraft, welche das unabhängige Dasein begründet, wieder als das Höhere, Gemeinsame; der dritte Gedanke, daß Etwas dem Andern Dasein gebe und von diesem wiederum erst empfange, ist in sich unstatthaft: — es bleibt also die höchste Gewißheit, daß Allem ein Einiges zum Grunde liege, was sein Dasein durch sich hat, worauf sich alles abgeleitete Sein als auf das Höhere bezieht, in dem jede einzelne Bezeichnung einzelnen Daseins, z. B. Güte, Größe u. s. w. im höchsten

*) Per se invicem sunt.

Grade begriffen iſt. So gelangen wir, von niedern Gedanken aufſteigend, endlich zu einem letzten höchſten Gedanken, der alle andern unter ſich begreift und in ſich ſchließt. Dieſer höchſte Gedanke kann nicht als undenkbar verworfen werden, ohne alles Denken mit zu verwerfen: dieſer Gedanke iſt der Gedanke Gottes; das Nichtſein Gottes iſt alſo undenkbar.

Wir dürfen außer Gott keinen Stoff annehmen, der, wir wüßten nicht, woher entſtanden ſein und von ihm nur umgeſtaltet werden ſollte. Sowie aber in unſerm Geiſte das Bild eines Menſchen unendlich tiefer, lebendiger daſteht, als die Bezeichnung durch Name und Wort es ausdrückt; ſowie jenes Bild für alle Menſchen allgemein und nothwendig erſcheint, ohne Willkür der Töne und Sprache: ſo iſt, in unendlich höherem Grade, die innere Anſchauung in Gott nichts Anderes, als das Daſein aller Dinge ſelbſt. — Von Gott läßt ſich nichts durch Beziehung auf ein Anderes ausſagen: er iſt nicht groß in Beziehung auf ein Ausgedehntes, gerecht in Beziehung auf ein Gerechtes u. ſ. f., ſondern unbedingt die Größe, die Gerechtigkeit u. ſ. w. ſelbſt, und dennoch nur ein Einiges, nicht eine Anhäufung aus den Beſchaffenheiten, die wir ihm, unſerer Erkenntniß nach, beilegen.

Die Schwierigkeit, ſich von der endlichen Anſicht los zu machen, iſt der Grund ſo vieler Fragen und Zweifel über die göttliche Natur, die ſich, bei der wahren Anſicht, von ſelbſt zerſtören. Sonſt würde z. B. bald klar werden, daß die Frage über Gottes Anfang und Ende keinen Sinn hat, daß die Frage über das, was er kann oder nicht kann, ſich nur aufwerfen läßt, wenn man vergißt, wie bei ihm Macht und Weſen niemals Verſchiedenes ausdrückt. Wie

kann Gott, spricht ein Anderer, zum Theil an einem Orte sein, da er einig und untrennlich ist; wie kann er ganz dort sein, ohne für alle übrigen Orte abwesend genannt zu werden? Wie ist in ihm kein Wechsel, da der Fluß der Zeit als ewiger Wechsel erscheint? — Also ihr wollt ihn, der außer aller Zeit und allem Orte ist, durch Zeit und Ort beschränken und einschließen! Weil euer Dasein euch nur in Raum und Zeit verständlich erscheint, wollt ihr dem ein Maaß anlegen, der dem Maaße Entstehung gab! Euer Dasein, welches nur ein Hervorgehen aus dem Nichtsein, ein Hingehn zu dem Nichtsein ist und kaum ein Sein genannt werden kann, wollt ihr dem Ewigen, Unveränderlichen gleich stellen! — Das Wort Gottes, durch welches alle Dinge sind, ist nichts Anderes als sein Wesen selbst, sein Denken schließt nothwendig das Sein in sich. Wir erkennen nicht das Wesen, sondern nur die Bilder der Dinge. Je mehr indeß der Geist sich selbst und die Dinge zu erkennen strebt, um so mehr erkennt er von Gott; je mehr er Gott erkennt, desto seliger lebt er; je mehr er ihn liebt, desto fester wird die Ueberzeugung, daß dem Liebenden kein Untergang, kein Tod bereitet sein könne. So hat die Liebe ihren Lohn in sich, und das Streben nach Gott ist der wahre Glaube; ohne den Glauben ist kein Streben, ohne dies Streben kein Glaube. Wem dies Streben, Lieben, Glauben fehlt, dem ist bleibende Vereinzelung und Elend so gewiß, als dem Besitzenden die Seligkeit.

Gegen diese Schlußfolgen Anselm's machte ein Mönch Namens Gaunilo scharfsinnige Einwendungen, welche darauf hinausgehen: das Wesen Gottes sei zu verschieden von allen übrigen Gegenständen des Erkennens, als daß

ein Uebergang möglich bleibe. Für die Ungläubigen habe der Gedanke Gottes keine Nothwendigkeit, und aus dem Daſein im Verſtande folge nicht das Daſein in der Wirklichkeit. Anſelm hob in ſeiner Beantwortung dieſer Einwendungen hervor: man könne bei dem höchſten Gedanken freilich nicht den ganzen Inhalt bei der Hand haben und auseinanderlegen, wie bei geringhaltigen Gegenſtänden: aber vom kleinſten Guten zum größten ſei kein Sprung, ſondern ein durchgehend Gleichartiges. Alles Einzelne laſſe ſich hinwegdenken, und vom Denken eines einzelnen Dinges laſſe ſich allerdings ſein Daſein nicht folgern; wogegen das ſchlechthin alles Begreifende, Uranfängliche, Unendliche auf keine Weiſe hinweggedacht werden könne, und das Sein zweifelsohne das erſte Erforderniß des höchſten Gedankens bleibe.

Gaunilo's (ſowie ſpäter Kant's Einwendungen) haben großes Gewicht, ſofern ſie ſich auf die logiſche Form beziehen; wogegen ſich die tiefere Anſchauung des Inhalts bei Anſelm findet und bemerkt worden iſt: er rede nicht von einem ſubjectiven Gedanken, ſondern von einer ewigen und unwandelbaren Vernunftanſchauung, die nothwendig aus ſich Objectivität habe *).

2) Hildebert von Lavardin, Erzbiſchof von Tours (geboren 1057, geſtorben 1134), ſchrieb außer einem Handbuche der Theologie, auf deſſen Inhalt wir nicht eingehen können, eine Moralphiloſophie vom Sittlichen und Nützlichen **). Ob ſie gleich weniger eigene und eigentlich wiſſenſchaftliche Forſchungen, als allgemein ver-

*) Hegel's Encyclopädie 97.

**) Moralis Philosophia de honesto et utili. Opera p. 962.

ständliche Betrachtungen und Lehren enthält, gehört sie doch zu den ersten und deshalb doppelt merkwürdigen Versuchen, das Nachdenken auch auf diese damals meist vernachlässigte Seite der Philosophie zu richten.

Unter dem Sittlichen (honestum) begreift er die Tugend überhaupt mit ihren vier Haupttheilen: Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigung. Die erste berathet und geht den übrigen handelnden als eine Leuchte voran; sie erkennt Gutes und Böses und unterscheidet beides von einander. Es ist besser sich von wenigen, praktischen Hauptlehren der Weisheit zu durchdringen, als Vieles wissen, dasselbe aber nicht zur Hand haben und seinen Gebrauch nicht kennen. Die Gerechtigkeit, durch welche geselliges Leben erst möglich wird, ist strafend, oder austheilend und ausgleichend. In letzter Beziehung gehört auch Wohlwollen, Milde und Dankbarkeit hieher. — Nachdem Hildebert in dieser Weise alle Zweige der Tugend, sowie der gegenüber stehenden Laster erklärt und näher bestimmt hat, handelt er in einem zweiten Abschnitte vom Nützlichen, und in einem dritten vom Widerstreite und der Rangordnung des Nützlichen und Sittlichen, meist nach der Anordnung des Cicero.

3) Abälard*), geboren im Jahre 1079 zu Palais in Niederbretagne, ein Mann von sehr großen Anlagen, aber auch von ungemäßigtem Ehrgeize und heftigen Leidenschaften, war der berühmteste Lehrer der Theologie in Paris, bis er wegen seiner Ansichten mit der Kirche und

*) Bulaeus II, 168. Beck über Arnold von Brescia 56, 59. Schlosser's Abälard und Dulcin 122, 148, 173. Schmid Mysticismus 199.

ihrem Vorfechter Bernhard von Clairvaux in Streit und durch ſein Verhältniß zu Heloiſe in neues Unglück gerieth. Hierauf begab er ſich in das Kloſter zu Clugni, lebte (nach Peters des Ehrwürdigen Zeugniſſe) demüthig und ſtarb im Jahre 1142 eines milden und ſchönen Todes *). Sein Hauptbeſtreben ging dahin, die Offenbarung und Kirchenlehre mit der Philoſophie in Uebereinſtimmung zu bringen und den Glauben (zur Abhaltung des Aberglaubens) auf Einſicht und Erkenntniß zu gründen. Wie ſehr er aber hiebei von dem kirchlichen Syſteme und auch von den oben mitgetheilten Grundſätzen Anſelm's von Canterbury abwich, geht daraus hervor, daß er die Behauptung an die Spitze ſeiner Unterſuchungen ſtellte **): „man könne nichts glauben, wenn man es nicht vorher eingeſehen habe." Und: „durch Zweifeln kommen wir zum Forſchen, durch Forſchen zur Wahrheit" ***). — Ja das Werk, Ja und Nein betitelt, dem der letzte Satz entnommen iſt, enthält das Für und Wider über alle Kirchenlehren ohne Entſcheidung in einer Weiſe hingeſtellt, die ohne weitere Erläuterung rein ſkeptiſch erſcheinen mußte.

Bei dem Vorherrſchen des Dogmatismus kann man das Einſchlagen dieſes Weges als ein erhebliches Verdienſt betrachten; denn der Boden zu neuer geiſtiger Arbeit, zu löblichem Forſchen und fördernden Kämpfen war damit

---

*) Petri Venerab. Epist. IV, 21.

**) Nec credi posse aliquid, nisi primitus intellectum. Bayle, Artic. Abaelard. — Dubitando ad inquisitionem venimus, inquirendo veritatem adspicimus. Sic et non p. 16.

***) Doch wollte er hiermit der Religioſität ungelehrter Laien nicht zu nahe treten.

gegeben, oder doch bezeichnet. Natürlich ward aber sogleich, beim Anfange dieser Bahn, die wichtige Gegenfrage aufgeworfen: können denn die Zweifel (wollte man sie auch für Schlüssel zur Wahrheit gelten lassen) die Wahrheit selbst geben und in sich schließen? Wo ist der eine, hindurchgehende Geist ewiger Wahrheit und Gewißheit, und wo bleibt der Glaube, die fides, diese Lebensquelle der neuen christlichen Zeit?

Abálard schrieb unter dem Titel: „Kenne dich selbst" *), eine Sittenlehre, welche die des Hildebert übertrifft, während umgekehrt die des Thomas von Aquino umfassender ist und tiefer eingeht. Die menschliche Natur (sagt Abálard) ist unvollkommen und wird dadurch zum Unsittlichen hingezogen. Dieses Sein, dieser Zustand ist jedoch an sich nicht Sünde, sondern gibt Gelegenheit zu Widerstand und Sieg. Das Laster beginnt mit der Neigung Böses zu thun, und die Zustimmung gegen Gottes Willen, die Verachtung desselben ist Sünde. Wir sollen unsern Willen dem göttlichen unterordnen, werden aber jenen nie ganz ausrotten, damit etwas übrig bleibe, wogegen wir zu kämpfen haben. Der Wunsch Böses zu thun, welcher oft aus der Naturbeschaffenheit herstammt, ist noch keine Sünde; auch wird durch die That selbst (operatio peccati) die Schuld und Verdammlichkeit vor Gott nicht gemehrt. Dieser erwägt nicht, was, sondern mit welcher Gesinnung (quo animo) etwas gethan wird. Nicht im Werke, sondern in der Absicht (in intentione) liegt das Verdienst, oder besteht das

*) Scito te ipsum, in Pezii Thesauro III, 626.

Lob *). Kleine Vergehen werden oft härter beſtraft als größere, nicht ſowohl in Bezug auf das, was vorherging, als in Hinſicht auf die übeln Folgen, welche bei einer gelinderen Beſtrafung entſtehen dürften. — Der Menſch kann in verſchiedenen Zeiten daſſelbe thun, die Handlungen aber dennoch (nach Maaßgabe ſeiner Abſichten) gut oder ſchlecht ſein. Nicht deßhalb ſind dieſe gut zu nennen, weil ſie ſo erſcheinen, ſondern weil ſie wirklich das ſind, wofür man ſie hält, und weil ſie Gott wohlgefallen. Sonſt hätten die Ungläubigen gute Werke gleichwie wir; denn ſie glauben auch dadurch Gott zu gefallen und ſelig zu werden. Zuletzt iſt aber allerdings nur das Sünde, was dem Gewiſſen zuwiderläuft; nach dem Spruche: Herr, vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun. — Unwiſſenheit iſt an ſich keine Verachtung Gottes, alſo keine eigentliche Sünde, und ebenſo wenig Unglaube (infidelitas), obgleich er von der Seligkeit ausſchließt. Will man aber Alles Sünde nennen, was man Verkehrtes thut und was der Seligkeit ſchadet, ſo fällt Unwiſſenheit und Unglaube allerdings auch unter dieſen Begriff. Die Lehre einiger Philoſophen, daß alle Vergehen und Sünden gleich groß wären, iſt offenbar verkehrt.

Man hat, und mit Recht, lobend den Nachdruck hervorgehoben, welchen Abälard auf Reinheit und Sittlichkeit der Geſinnung legt, ſowie, daß er geſinnungsloſen Werken Verdienſt abſpricht. Dennoch enthielt ſeine Ethik

*) Cap. 3. Ebenſo Epitome Theologiae p. 106: quemadmodum igitur omne peccatum in sola voluntate consistit, sic et meritum.

auch allerhand bedenkliche und verführerische Punkte: so z. B. daß Gott nicht alle bösen Handlungen habe verbieten können, weil es unmöglich sei sich vor jeder zu hüten; und daß, sobald der Werth einer Handlung lediglich nach der Absicht zu beurtheilen sei, die Wahl der Mittel eigentlich gleichgültig erscheine. Wenn man ferner dem Gewissen eines jeden die höchste Entscheidung zuspreche, so werde sich oft ungewisses, eigenliebiges Meinen und schlecht begründete Ueberzeugung für das rechte Gewissen ausgeben, es werde diese subjective Meinung eine jede tiefere objective Untersuchung und Erkenntniß, sowie alle höheren und allgemeineren Lehren, Vorschriften und Stützen mit anmaßlichem Ungehorsam verwerfen. Die Lehre endlich, welche die Strafe nach möglichen Folgen abmesse, und sie lediglich zur Abschreckung Anderer aussprechen und vollziehen wolle, verlasse in Wahrheit ganz den ethischen Boden und begebe sich auf ein davon wesentlich verschiedenes Gebiet des Beurtheilens und Handelns.

Gleichwie andere Schriftsteller des 12. und 13. Jahrhunderts, verwahrte sich Abälard in seinen theologischen Werken, daß er nichts gegen den katholischen Kirchenglauben sagen wolle. Sofern sich nun damals ergab, daß ein aufgestelltes System wirklich in allem Wesentlichen mit jenem Glauben übereinstimmte, so beruhigte man sich wol über einzelne Bedenken. In einer Zeit jedoch, wo der Supernaturalismus nicht bloß theoretisch vorherrschte, sondern auch in Geist und Blut übergegangen war und das Denken, Fühlen und Glauben bestimmte, mußte ein davon in sehr wesentlichen Punkten abweichender Rationalist wie Abälard natürlich das größte Aufsehen erregen und den lebhaftesten Widerspruch hervorrufen. Schon die

bereits erwähnte Art, wie er in seinem „Ja und Nein" das Für und Wider über alle Kirchenlehren aufstellte ohne aus der Skepsis herauszutreten und in einer Richtung dogmatisch zu entscheiden, gab Anstoß, sofern sie ein ungewohntes Gewicht auf den menschlichen Scharfsinn des Forschens und Entwickelns zu legen, und dagegen Inhalt und Ergebniß leichtsinnig und als das Unbedeutendere zu behandeln schien.

Der Form nach verfährt Abälard allerdings anders in seiner christlichen Theologie*), obgleich auch die hier aufgestellten Behauptungen damals unmöglich ohne Rüge durchgehen konnten. So z. B. daß er alle Geheimnisse der christlichen Lehre als begreiflich darstellte, oder so lange daran deutete, bis die Vernunft allein sie schon finden und fassen könne. Die Dreieinheit verglich er deshalb mit den drei Theilen des Syllogismus; oder er brachte sie auf die Begriffe von Macht, Weisheit und Güte herab; oder er stellte die platonische Lehre von Gott, dem Verstande (νοῦς) und der Weltseele ihr gleich. Ja, er lehrte gerade heraus: das Wesentliche der Gotteserkenntniß und des Glaubens habe auch den Heiden nicht gefehlt, und es sei kein genügender Grund, sie von der Seligkeit auszuschließen. Ferner lehrte Abälard: Nichts ist in Gott, was nicht Gott wäre, und Nichts ist vorhanden durch sich selbst. Er wirkt Alles in allen Dingen; wir sind, leben und bewegen uns in ihm und er bedient sich unser als Werkzeuge. Was Gott thut, muß er thun und zwar aus

*) Theologia christiana in Martene Thes. Vol. V. das Hauptwerk. Minder vollständig und eigenthümlich ist seine Introductio ad Theologiam (Opera 973), und Epitome Theologiae.

Nothwendigkeit, so daß er weder mehr noch Besseres thun könnte, als er thut u. s. w. — Allerdings ließen sich diese Behauptungen so deuten, daß sie dem Christlichen nicht widersprachen; Abgeneigte hingegen konnten leicht pantheistische Lehren darin finden.

Durch nähere Erklärungen und Erläuterungen *) suchte Abälard den nahenden Sturm seiner Gegner abzulenken, und darzuthun: er stimme mit ihnen überein. Daß dies aber nicht der Fall war, ergibt wie das Obige, so auch das Folgende. Er sagt also: wenn wir Platon's Lehre von der Weltseele recht erforschen, so müssen wir erkennen, daß der heilige Geist darin aufs Vollständigste bezeichnet **) wird. Ueberhaupt ist die Lehre von der Dreieinheit durch Platon und die Platoniker großentheils angenommen und am sorgfältigsten beschrieben und entwickelt worden; obgleich sich Zeugnisse darüber auch bei andern Philosophen finden. — Das Gesetz der Natur und die Liebe des Ehrbaren hat nicht bloß alte Weltweise, sondern auch andere Heiden zu einer bewundernswerthen Höhe der Tugend erhoben. Ihr Leben und ihre Lehre drückt die evangelische Vollkommenheit aus, und sie weichen in dieser Beziehung wenig oder gar nicht vom Christenthume ab ***). Betrachten wir die Vorschriften des Evangeliums genau, so finden wir darin nur eine Reformation des von den Philosophen befolgten Naturgesetzes. In Erinnerung an

*) Theologia 1257, 1258. Introductio 974.

**) Integerrime designatus. Theologia 1176, 1192, 1197, 1205.

***) A religione christiana eos nihil aut parum recedere S. 1210, 1211.

Platon, Cicero, die Scipionen, die Decier und so viele bewundernswerthe Vorbilder aus alten Zeiten, sollten die Aebte und Kirchenhäupter unserer Zeit erröthen, durch jene aufgeregt erwachen, und nicht viele und auserlesene Gerichte verschlingen, während ihre Brüder elende Nahrung wiederkäuen *). — Auch in Hinsicht der Keuschheit haben die alten Philosophen Manches gelehrt, was die Juden nicht verstanden, und was auf die Schönheit der christlichen Ansicht hinweiset. — So finde ich in den Schriften alter Weisen Bestätigung unseres Glaubens und leugne, daß irgend eine Wissenschaft vom Uebel sei **).

Wie man auch über diese und andere Lehren Abálard's denke, gewiß waren sie von großer Wichtigkeit und Eigenthümlichkeit, und standen schon damals mit abweichenden Grundsätzen in Verbindung über Beichte und Bußwesen, Werkheiligkeit, Macht und Rechte der Priester, der Kirche u. s. w. Allerdings erscheint Abálard's Rationalismus von dem späterer Jahrhunderte noch sehr verschieden ***). Nachdem aber einmal die Bahn gebrochen, für Vernunft und Wissenschaft eine andere und höhere Stellung gefordert und das heidnische Alterthum, der christlichen Zeit und Lehre gegenüber, in einem abweichenden und glänzenden Lichte dargestellt war; so mußte man in dieser nunmehr unvertilgbaren Richtung allmälig zu einer durch-

*) S. 1215, 1224.

**) Neque ullam scientiam malam esse concedimus. S. 1242.

***) Die Darstellung der Lehren Abálard's hat große Schwierigkeiten, weil innere Entwickelung und äußere Verhältnisse darauf wesentlich einwirkten, sie modificirten und das doppelte Element des Theologischen und Philosophischen gar eigenthümlich in einander greift, vielleicht wie in unsern Tagen bei Schleiermacher.

greifenden Prüfung aller Dogmen, der gesammten Offenbarung, der biblischen Schriften, kurz zu allem Dem kommen, was der Rationalismus und die Neologie bis auf den heutigen Tag Wahres und Rühmliches, oder Unwahres und Unrühmliches behauptet oder geleugnet, bestritten oder erwiesen hat.

4) Bernhard von Clairvaux

mochte Abälard gegenüber auch auf einem einseitigen Standpunkte stehen und leidenschaftlichen Eifer zeigen, gewiß aber ward mit Unrecht behauptet: er habe um Nichts und wieder Nichts Lärm erhoben und seinen Gegner angeklagt. Ganz richtig fühlte er, daß es sich um einen der größten Gegensätze handele, welcher die Welt seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden theilt und bewegt. Ihm sind die Bibel und der heilige Augustin Hauptquellen aller Lehren und Ueberzeugungen, und seine Vorzüge wie seine Mängel gehen hervor aus einem bis zum Mysticismus gesteigerten Gefühle, aus dem Nachdrucke, welchen er auf das Praktische legt und aus seiner Verehrung des christlich Offenbarten und kirchlich Gegebenen. Auf jenem Wege Abälard's (lehrte Bernhard) wird das Unendliche in das Endliche hinabgezogen und nach endlichem Maaßstabe beurtheilt. Die Wissenschaft soll auf Frömmigkeit beruhen und der praktischen Religion dienen, nicht aber sich eigenmächtige Zwecke vorstecken und in neugierige Speculationen über göttliche Geheimnisse versteigen. Das Wissen ward Ursache des Sündenfalles und noch jetzt gehen die größten Sünden daraus hervor. Nicht die Erkenntniß, sondern der Wille erzeugt den Glauben: dieser ist eine Erfahrung des Göttlichen, durch Heiligkeit des Lebens. Ohne Gnade und höheren Beistand vermag der Mensch

das Gute nicht zu vollbringen. Vermöge des freien Willens haben wir nur das Wollen frei, aber nicht das Können. Wenn aber der Wille von Gott ſtammt, dann auch das Verdienſt; und ſo iſt und bleibt die Gnade Anfang und Ende aller Beſſerung. Glauben ohne Werke, und Werke ohne Glauben ſind Stückwerk; beide gehören zu einander, erzeugen und bewähren ſich unter einander *).

5) Hugo von S. Victor

geboren 1097, geſtorben 1140, ſtammte höchſt wahrſcheinlich aus dem Geſchlechte der Herren von Blankenburg und lebte ſeit 1115 als Chorherr im Stifte zu S. Victor in Paris. Er erkannte ſo wie den Werth, ſo die Auswüchſe und Gefahren der vereinzelten Dialektik und Myſtik, und bezweckte deshalb eine Vermittelung und Durchdringung des Speculativen und Religiöſen **). Dieſe wichtige und eigenthümliche Aufgabe, gleichwie die Art und Weiſe ihrer Löſung wird ſich durch folgende Auszüge aus Hugo's Schriften näher erkennen und beurtheilen laſſen.

Gottes Werke ſind zweifach ***): die der Erſchaffung (conditionis) und die der Erlöſung und Herſtellung (restaurationis). Das erſte Werk unterwarf den Menſchen dem Dienſte des Geſetzes; das zweite erhebt ihn aus ſeiner Schuld zum Heile. Jenes war in ſechs Tagen, dieſes wird in ſechs Weltaltern vollbracht; von jenem handeln alle Bücher auf Erden, von dieſem nur die heilige

*) Schmid, Myſticismus des Mittelalters 187, 189.

**) Liebner's Hugo von S. Victor. Schmid, a. a. O. S. 281.

***) De scripturis et scriptoribus sacris. Opera Vol. I. 1.

Schrift. Es gibt drei Arten der Auslegung dieſer heiligen Schriften: die erſte iſt die hiſtoriſch-grammatiſche; die zweite iſt die allegoriſche, wo das Unſichtbare durch das Sichtbare angedeutet wird; die dritte iſt die anagogiſche, die aufwärts führende, wo das Unſichtbare durch das Sichtbare dargelegt und offenbart, ja zuletzt durch Anſchauung eine unmittelbare Kenntniß des Religiöſen gegeben wird *). Doch erlaubt nicht jede Stelle der heiligen Schrift eine ſolche Auslegung, auch muß wörtliches und geſchichtliches Verſtändniß jeder anderen Auslegung vorhergehen und ihr zu Grunde liegen. Selbſt die ſieben freien Künſte ſind nützlich für das Verſtändniß der Bibel und ihre Auslegung.

Was weder Anfang noch Ende hat, heißt ewig **); was einen Anfang, aber kein Ende hat, heißt dauernd; was Anfang und Ende hat, heißt zeitlich. Nichts Weſentliches, Eſſentielles ſtirbt; die Veränderungen betreffen nur Geſtalt, Zuſammenhang u. ſ. w. Gott ſchafft aus Nichts; die Natur bringt Verborgenes zu Tage; die Kunſt endlich verbindet Getrenntes und trennt Verbundenes. Die Natur zeigt bloß den ſeienden, die Gnade den wirkenden Gott. Alles Wiſſen begann mit dem bloßen Gebrauche, und erhob ſich erſt ſpäter zu Wiſſenſchaft und Kunſt: ſo ſprach man vor Ausbildung der Grammatik, und dachte vor Ausbildung der Logik. Die Philoſophie erforſcht die Gründe aller göttlichen und menſchlichen

*) Nach dieſen Grundſätzen erläuterte Hugo mehre bibliſche Schriften.

**) Libri septem de studio legendi. Opera III. 1.

Dinge; mithin hat sie gewissermaßen Theil an Jeglichem und bezieht sich auf Alles.

Glauben ist eine freiwillige (oder in der Richtung des Willens begründete) Gewißheit über abwesende Dinge, welche über das Meinen (opinio) hinausgeht, aber diesseit des Wissens steht. Es gibt eine Kenntniß (cognitio) des Glaubens, ohne allen Glauben, aber keinen Glauben ohne alle Kenntniß. Alle Erkenntniß beruht auf einem zweifachen Grunde: Vernunft und Offenbarung. Anfang und Grundlage aller Wissenschaft ist die Demuth und auf dem sittlichen Wege der Heiligung bereitet man sich am Besten zur Vereinigung mit Gott vor und wird ihrer würdig. Der Glaube ist an sich einer und derselbe, aber verschieden in den einzelnen Menschen nach Maaßgabe ihrer Kraft und Bildung. Er wächst durch fromme Beharrlichkeit und Kenntniß. Manche Christen wähnen: dem Glauben nicht widersprechen sei schon Glauben. Andere kommen aus dem Zweifel dahin, das vorzuziehen, was die katholische Kirche lehrt; noch Andere sind fest geworden in ihrem Glauben durch Wunder und innere Erleuchtung. Diese werden durch auferlegte Prüfungen nicht schwankend, sondern eingeübt.

Ein fünffaches sehr verschiedenes Joch (jugum) ist den Menschen auferlegt: das der Ungerechtigkeit, der Sterblichkeit, des Gesetzes, des eigenen Willens, der Liebe *). Dreierlei sind die Gaben Gottes: die der Natur, der Gnade und der Glorie. Es gibt drei Arten Hörer des Wortes Gottes: die Faulen hören und verachten das Gehörte; die Thätigen hören und gehorchen; die Betrachtenden

*) S. 48, 114, 130.

(contemplativi) ruhen im Genuſſe. Es gibt im Menſchen ein dreifaches Leben: erſtens lebt er das Leben der Natur, zweitens lebt die Sünde und drittens Chriſtus in ſeinem Herzen. Es beſteht ein dreifacher Weg des Lebens: aus Furcht nicht ſündigen, wie die Sklaven; nicht ſündigen wollen, wie gute Söhne; nicht ſündigen können, wie die Seligen. Es gibt drei Grade des Stolzes: erſtens zu wähnen das, was man ſei, ſei man durch ſich ſelbſt; zweitens, das Gute, was man beſitzt, habe man durch eigene Verdienſte erlangt; drittens, ſich über alle Anderen zu erheben und dieſe zu verachten.

Die Offenbarung kommt von Innen, oder durch Lehre und That von Außen *). Der menſchliche Geiſt, welcher ſich ſelbſt und ſeinen Anfang weiß und beides keineswegs Nichtwiſſen kann, erkennt auch Gott und die Welt durch bloße Vernunft. Das Geſetz des alten Bundes begründete den Glauben, ſofern ein Meſſias und eine Erlöſung verſprochen ward; aber das Evangelium brachte erſt die volle Offenbarung. In dem Glauben an Gott, den Schöpfer, Erlöſer und Heiliger der Menſchen liegt das geſammte Weſen des Chriſtenthums, obgleich die Erkenntniß hiervon nicht bei Allen gleich entwickelt iſt. — Es gibt nur einen Gott: denn gäbe es deren zwei, ſo würde jedem etwas fehlen; oder wenn Einer ſchon Alles in ſich begreift, ſo iſt der Andere überflüſſig. Der freie Wille (liberum arbitrium) iſt die Fähigkeit des vernünftigen Willens, das Gute zu erwählen unter Mitwirkung der Gnade, oder das Böſe ohne dieſelbe (ea deserente). Durch den freien Willen unterſcheiden wir uns von den

*) Summa Sententiarum. Opera III. 186.

Thieren. Er kann nie gezwungen werden: denn wo Zwang, da ist keine Freiheit, und wo keine Freiheit, da ist kein Verdienst.

Hugo's Werk von den Sakramenten umfaßt eigentlich die ganze Kirchenlehre und handelt in der ersten Hälfte von der Schöpfung bis zur Menschwerdung, in der zweiten von der Menschwerdung bis zum Weltende*). Gott (sagt Hugo) kann weder ganz, noch gar nicht gewußt werden. Der Mensch kommt zur Kenntniß Gottes durch sich, die Natur und die Offenbarung. Die natürlichen Wissenschaften dienen den göttlichen; die niedere Weisheit führt, wohlgeordnet zur höheren.

Eine andere Schrift Hugo's**) enthält eine Art von Encyclopädie, aus welcher ich einiges Eigenthümliche ausheben. Gott (heißt es gleich im Anfange) schuf den Menschen nach seinem Bilde zur Erkenntniß der Wahrheit, und ihm ähnlich zur Liebe der Wahrheit. Diese Bildlichkeit, diese Aehnlichkeit und die ursprüngliche Unsterblichkeit des Leibes waren die drei dem Menschen verliehenen Hauptgüter. Die drei Hauptübel dagegen sind: Unwissenheit, Begier und Schwäche. Erkenntniß vertreibt die Unwissenheit, Tugend die Begier und Nothwendigkeit die Schwäche. Die theoretische Wissenschaft bezieht sich auf die Erkenntniß, die praktische auf die Tugend, die mechanische auf die Nothwendigkeit und die menschlichen Bedürfnisse; die logische endlich lehrt alle diese Wissenschaften schärfer, richtiger und in gebührender Form behandeln.

Die Theologie handelt von dem Wesen des Unsicht-

*) Opera III. 218.

**) Liber excerptionum. Opera II. 151.

baren, die Physik von den unsichtbaren Gründen der sichtbaren Dinge: sie erforscht die Wirkungen aus den Ursachen, und die Ursachen aus den Wirkungen. Die Mathematik beschäftigt sich mit den Quantitäten der sichtbaren Formen. Das Element der Arithmetik ist die Einheit, das Element der Musik der Einklang, der Geometrie ein Punkt, der Astronomie ein Augenblick (instans).

Ein Werk von der Seele legen Einige dem Hugo, Andere dem Mönche Alcher von Clairvaux bei *). Gewiß fällt es in diese Zeit und ist dem Geiste Hugo's nicht fremd; daher mag folgender Auszug hier Platz finden. Viele wissen Vieles, kennen sich aber selbst nicht, haben Acht auf Andere und vernachlässigen ihr Inneres. Jeder soll sich vom Aeußeren zum Inneren wenden, jeder vom Inneren zum Höheren aufsteigen und erkennen, woher er kömmt, was er ist, und wohin er geht. Selbsterkenntniß ist der Weg zur Gotteserkenntniß. Der menschliche Geist ist ein Bild Gottes und findet in sich Gedächtniß, Verstand (intelligentia) und Willen.

O Seele, bezeichnet mit Gottes Bilde, geschmückt mit seiner Aehnlichkeit, ihm verlobt durch Glauben, begabt mit Geist (spiritus), erlöset durch sein Blut, zugewiesen den Engeln, fähig der Seligkeit, Erbin der Güte, theilhaft der Vernunft; — was hast du zu schaffen mit dem Fleische? Warum leidest du dieses? Warum bist du hinabgestiegen in Sinnlichkeit, Eitelkeit und Verderbniß? Bedenke, was du warest vor deinem Aufgange, was du bist auf Erden bis zu deinem Niedergange, was du sein wirst nach demselben! Warum dient die Herrin der Magd?

*) Opera II. 65. Liebner 493.

Die ganze Welt iſt an Werth nicht einer Seele gleich; Gott hat ſich nicht hingeben wollen für die Welt, wie er gethan hat für die menſchliche Seele. — Sagſt du: ich kann mein Fleiſch nicht haſſen und die Welt verachten; — ſo frage ich: wo ſind die Freunde der Welt, die noch vor Kurzem unter uns lebten? Sie aßen, lachten, tranken, brachten ihre Tage hin guter Dinge, — und in einem Augenblicke ſtiegen ſie hinab zur Hölle. Was half ihnen leerer Ruhm, kurze Freude, äußere Macht, Luſt des Fleiſches, falſcher Reichthum, großer Anhang, üble Begierde? Wo iſt Lachen, Scherz und Uebermuth geblieben? Welche Traurigkeit nach ſo großer Freude, wie ſchweres Elend nach ſo geringer Luſt!

Prüfe täglich, was du ſeiſt, ob du Gott ähnlicher werdeſt, oder dich von ihm entferneſt. Es iſt beſſer und löblicher ſich ſelbſt erkennen, als den Lauf der Sterne, die Kräfte der Pflanzen, die Natur der Thiere, ja alle Wiſſenſchaften inne zu haben, bei ungeordneter Seele und ſündhaftem Wandel. Wer das Bild Gottes in ſich aufſucht, findet es nächſtdem auch in ſeinen Mitmenſchen und erkennt es in ihnen. Sieheſt du dich, ſo ſieheſt du zugleich auch mich, der ich nichts Anderes bin, als du. Liebſt du Gott, ſo liebſt du auch mich als Abbild Gottes, und in gleicher Weiſe liebe ich auch dich. So ſtreben wir nach demſelben Ziele und ſind uns nahe durch Gott, in welchem wir uns lieben *). Immerwährend iſt das menſchliche Herz in Unruhe; wie eine Mühle mahlt, zerreibt, verarbeitet es Alles, was man auch aufſchütte. Zur Ruhe und Einheit mit ſich ſelbſt kommt es nur durch

*) S. 68 — 70.

Gott. Mit Gott aber kann man sich nur vereinigen durch Liebe, ihm unterwerfen nur durch Demuth, zur Demuth endlich gelangen nur durch Wahrheit und Selbsterkenntniß.

Die Seele ward geschaffen von Gott aus Nichts, und fähig sich zum Guten oder Bösen zu wenden. Sie ist sterblich, sofern sie durch Wahl des letzten ihre Natur verderben und Gott verlassen; sie ist unsterblich, sofern sie ihr Bewußtsein nicht verlieren kann. Es ist unmöglich, daß der menschliche Körper ohne vernünftige Seele könne geboren werden, oder leben; doch beginnt sein Dasein vor dem Einflößen der Seele. Diese lebt auf doppelte Weise, nämlich im Körper und in Gott. Das Sichtbare erkennt sie durch die Sinne, das Unsichtbare durch sich selbst. Sie ist zwar örtlich, an einem Orte; aber nicht körperlich, oder theilbar. Auch ihre Vorstellungen sind nicht körperlich *).

Die Seele ist nicht entnommen aus der Substanz Gottes, sonst könnte sie nicht veränderlich, lasterhaft, elend sein; sie ist nicht den Elementen entnommen, sonst wäre sie ein Körper. Durch den Körper sieht die Seele das Körperliche, durch den Geist (spiritus) das, was mit den Körpern Aehnlichkeit hat. Die dritte Stufe der Erkenntniß ist die intellectuelle, welche sich weder auf die Körper, noch auf deren Formen und Aehnlichkeiten bezieht. Diese Erkenntniß trügt nie. Sie ist entweder wahr, oder gar nicht vorhanden; wol aber können jene ersten Arten der Auffassung und Betrachtung täuschen.

Durch die Zeugung pflanzt sich Fleisch vom Fleische fort, wogegen der Geist nicht im Stande ist an-

*) S. 72—75.

dere Geiſter hervorzubringen. Eben ſo geht die Erbſünde nur über durch das Fleiſch und nicht durch den Geiſt, verbreitet ſich dann aber auch über die Seele. Die Seelen der Thiere ſind nicht ſubſtantiell, ſondern entſtehen mit dem Leben ihres Körpers und ſterben mit ſeinem Tode *).

Viele trachten nach der Wiſſenſchaft (scientia), aber nicht nach dem Gewiſſen (conscientia); und doch iſt das nur die wahre Weisheit, was zugleich das Gewiſſen ausbildet.

6) Richard von S. Victor,

geſtorben 1173, ſuchte die Anſichten ſeines Lehrers Hugo mit noch größerer Kühnheit und Schärfe auszubilden. Die Scholaſtik, als das Niedere, ſollte ein Mittel werden, die Myſtik als das Höhere zu vervollkommnen, und wiederum iſt der Glaube die Grundbedingung um zur Erkenntniß zu gelangen. Der Weg zur Weisheit geht durch die Tugend, und eben ſo leitet das Streben nach Weisheit zur Tugend. Nur durch Weisheit kann die Tugend zur Vollendung gelangen und umgekehrt. Selbſt die Tugenden werden Laſter, wenn man ſie nicht mit Ueberlegung lenkt.

Durch Demuth und Selbſtverachtung wächſt die Selbſterkenntniß und Liebe Gottes, und die Erkenntniß des Ewigen durch Contemplation ſoll ſchon während dieſes Lebens eintreten. In der Freiheit des Menſchen, dem liberum arbitrium, iſt uns das Bild nicht bloß der Ewigkeit, ſondern auch der göttlichen Majeſtät gegeben **). Jene

*) S. 80—84.

**) De statu interioris hominis I. c. 8, 13, 16. II. 2, 5.

Freiheit verursacht, daß wir nicht gezwungen sind dem Guten oder Bösen beizustimmen; aber diese neutrale Freiheit ist und gibt noch keine Kraft. Nicht die Freiheit, sondern die Kraft ging durch die Sünde verloren. Das Können entspringt nicht aus und durch den Menschen, wir verdanken es lediglich dem Beistande Gottes. Laster ist die Schwäche, welche aus der natürlichen Verderbniß hervorgeht; Sünde ist verdammliches Beistimmen zu den Versuchungen der Schwäche und Verderbniß. Die Sünde zeigt sich als Gedanke, That und Gewohnheit.

Alles Gute hat seinen Ursprung in der Vernunft und in der Liebe *) (ratio, affectio). Die Einbildungskraft dient der Vernunft, die Sinnlichkeit dient der Liebe. Beide haben ihre Licht- und Schattenseiten. Zur Betrachtung des Himmlischen eröffnet die Einbildungskraft den ersten Weg, bis man zum rein Geistigen vordringt. Der Mensch bedarf einer Zucht (disciplina) der Sinne, des Herzens und des Geistes. Zur rechten Gottesbetrachtung (contemplatio Dei) kommt der Mensch nicht durch eigenen Fleiß; sie ist kein Verdienst des Menschen, sondern eine Gabe Gottes. Zur Klarheit des göttlichen Lichtes dringt Niemand durch Schlußfolgen und menschliche Beweisführungen **). Man ahnet Gott anders im Glauben, erkennt ihn anders durch die Vernunft, und sieht ihn anders durch Contemplation. Die erste Stufe ist unter der Vernunft, die letzte über derselben und wird nur erreicht, indem der Geist aus sich heraustritt und über seine eigene Natur erhoben wird. Handeln, Denken, Beten sind drei

*) Benjamin minor c. 3, 5, 14, 32, 63.

**) Argumentando et humana ratiocinatione c. 74.

Hauptmittel des Fortſchrittes *). Jede Offenbarung und Erleuchtung, welche nicht in der Schrift ihre Beſtätigung findet, iſt verdächtig. Manches, was die Contemplation darbietet, iſt über der Vernunft, aber nicht wider dieſelbe; Anderes ſcheint dieſer gradehin zu widerſprechen, ſo z. B. die Lehre von der Dreieinheit.

Das Beſchauen und Betrachten richtet ſich hieher und dorthin, faſt ohne Arbeit und ohne Frucht **); das Denken iſt Arbeit mit Frucht; das Schauen Frucht ohne Arbeit. Es erhebt ſich im freien Fluge mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, wohin die Begeiſterung es treibt (fert impetus). Das Beſchauen und Betrachten leitet hinüber zum Denken, und das Denken bereitet vor zum Schauen. Das Beſchauen gründet und bezieht ſich auf das Sinnliche, führt aber (verbunden mit dem Denken) zum Ueberſinnlichen. Ueber das der Vernunft Erreichbare führt die Offenbarung hinaus, ohne mit ihr in Widerſpruch zu ſtehen. Wo dieſer ſich zeigt, betreten wir den Boden des Glaubens und der höchſten Contemplation. Die niedrigen Stufen menſchlicher Thätigkeit beziehen ſich auf Sinnliches und Erſchaffenes, die höheren auf Geiſtiges und Unerſchaffenes. Man beginnt mit Auffaſſung der Erſcheinung, und kommt dann zur Betrachtung der Urſachen und Wirkungen, ſowie des Zuſammenhanges aller Erſcheinungen. Die weltliche Philoſophie beſchäftigt ſich faſt allein mit Erforſchung und Aufdeckung der verborgenen Urſachen und Beſchaffenheiten der ſichtbaren Dinge. Beim Fortſchritte zum Unſichtbaren ſtützt man ſich auf körper-

*) Cap. 79, 81, 86.

**) Benjamin major l. 3. 6. 7. 10 16.

liche Aehnlichkeiten, Analogien und den wunderbaren Zusammenhang von Leib und Seele.

Viele erheben sich niemals zu den höchsten Stufen der Contemplation, sondern bleiben (wie die Meisten zu meiner Zeit, sagt Richard) auf dem Boden des Schließens und Demonstrirens, und finden darin den höchsten Trost (maximam consolationem). Die Erforschung des eigenen Geistes steht höher, als die Erforschung der sichtbaren Außenwelt; und von da eröffnet sich erst Blick und Aussicht nach allen Seiten *). Der Geist ist der Sinn für die Erforschung anderer Geister und des Unsichtbaren: aber es gibt Aufgaben und Erkenntnisse, welche über die eigene Kraft des menschlichen Geistes hinausreichen und ohne Offenbarung Gottes selbst unerreichbar bleiben. Nur in dem Maaße, als in uns die Reinheit des Geistes und die Liebe wächst, werden wir der göttlichen Offenbarung und Gnade fähiger und zugänglicher.

7) Guigo.

Wenn bei Hugo und Richard von S. Victor die Mystik sich in Verbindung mit der Speculation zeigt, bei Bernhard von Clairvaux in Verbindung mit praktischen Zwecken und Kämpfen tritt, so offenbart sich bei Guigo, welcher im Jahre 1188 als Prior der Mutterkarthause zu Grenoble starb, das tiefe Gefühl und die edle Milde eines einfachen Gemüthes **).

---

*) II. 6 fg.

**) Mit minderer Demuth trat der Pantheismus Amalrich's von Bena auf und gab Veranlassung zu unsittlichen Folgerungen. Der Raum erlaubt nicht hier näher darauf einzugehen.

Es gibt vier Stufen der Erhebung, sagt er in seiner Leiter für Mönche; sie sind fast unzertrennlich in einander geschlungen *): Lesen, Nachdenken, Gebet und Contemplation. Suchet durch Lesen und ihr werdet im Nachdenken finden; klopfet an mit Gebet, und es wird euch in der beschaulichen Betrachtung aufgethan werden. Das Lesen bringt die Speisen gleichsam zum Munde, das Nachdenken kaut und zerbricht sie, das Gebet erzeugt den Geschmack, aber die Contemplation ist die wahre Süßigkeit, welche erfreut und erneut. Sowie bei gewissen körperlichen Genüssen Seele und Geist fast ganz verloren gehen, und der Mensch bloß Körper wird: so werden bei der höchsten Contemplation alle körperlichen Bewegungen und Beziehungen so völlig von der Seele aufgehoben und vernichtet, daß das Fleisch dem Geiste nirgends widerspricht, und der Mensch gleichsam ganz und durchaus geistig wird.

Die Wahrheit geht über Alles und verdient selbst am Kreuze Anbetung; dennoch ist sie den Menschen unlieb und unangenehm. Mache sie nicht bitterer, als sie äußerlich erscheint, indem du sie ohne Liebe sagst! Wer die Wahrheit nicht aus Liebe zu ihr sagt, sondern um Jemanden zu beleidigen, verdient keinen Lohn, sondern die Strafe eines Schmähers. Durch die Wahrheit gelangt man zum Frieden; wer nur irdischen Frieden will, wird ihn nie finden; wer den himmlischen in sich trägt, hat Alles. Der Weg zur Wahrheit ist das Misfallen an der

*) Guigonis Scala claustralium und Meditationes. Tromby III, CXL.

Falschheit. Der Weg zu Gott ist leicht, denn man schreitet in dem Maaße auf demselben fort, als man sich von allen Lasten erleichtert und sie wegwirft. Fliehe nur deine Laster, andere schaden dir nicht. Niemand wird beleidigt, als durch sich selbst. Willst du Jemanden hassen, so hasse dich: denn Niemand hat dir so viel geschadet, als du selbst. Das ist kein Verdienst, Frieden zu halten mit denen, die dir wohl wollen; sondern mit denen, welche keinen Frieden mit dir haben und haben wollen.

Sündigen und gestraft werden ist für den Gerechten nicht verschieden; mithin ist keine Sünde ohne ihre Strafe. Das Vergängliche, das am meisten reizt und ergötzt, ist am tödtlichsten. Nur weil du an innern Genüssen arm bist, suchst du die äußeren. Willst du dich an dem erfreuen, was den Thieren gefällt? Lieber möchte ich ihren Leib, als ihre Seele. Widerwärtigkeit und Unglück gibts nur für den, welcher die Geschöpfe statt des Schöpfers liebt; wer nichts Vergängliches liebt, ist dagegen unverwundbar, und kein christlich Gemüth irgendwo so sicher, als im Unglück. Ob ein Weib ihrem Manne treu sei, zeigt sich im Umgange mit andern Männern; bist du Gott treu, so werden irdische Güter dich nicht verführen. Wer da meint, er könne sich die Seligkeit selbst machen und geben, meint, er könne Gott machen; wer die Seligkeit leugnet, leugnet Gott.

Das ist die Weise der Könige und Fürsten, daß sie groß werden wollen nicht durch eigene Besserung, sondern durch Anderer Schaden und Erniedrigung. Und wenn nun Alles so erniedrigt und vernichtet wäre, daß Nichts übrig bliebe, was hättest du dadurch an Leib und Seele gewonnen? Du wünschest dir ein langes Leben, das heißt,

eine lange Verſuchung. Je länger deine Götzen dauern, deſto länger und ärger biſt du ihr Knecht. Was frommt überhaupt Liebe und Haß des Irdiſchen? War die Sonne und der Mond mehr, als man ſie für Götter hielt? wären ſie weniger, wenn man ſie für Koth hielte?

Einige gehen nach Jeruſalem; gehe du noch weiter, bis zur Geduld und Demuth! Jenes liegt in, dieſes außer der Welt. Deine Liebe richte ſich auf alle Menſchen. Wollteſt du Einen allein lieben, du würdeſt Raub begehen an allen übrigen; aber die wahre Liebe richtet ſich auf Gott. Wer alſo für ſich Liebe und Ehre verlangt, ſtellt ſich zwiſchen Gott und die Menſchen. Welches Weib iſt ſo unverſchämt, daß ſie zu ihrem Manne ſagt: geh und ſuche mir einen andern, daß er bei mir liege! du gefällſt mir nicht; und ſprechen nicht die Menſchen zu Gott: gib mir dies, erhalte mir das! — ihn ſelbſt vernachläſſigend und gegen ihn frevelnd?

Du willſt deinen Bruder, dein Weib entlaſſen, um ihrer Fehler willen? Frage eine Mutter, ob ſie ihr ſchwaches, gebrechliches Kind verlaſſen will? Spricht ſie: nein, ſo gehe in dich und geſteh, du haßteſt mit Unrecht. Die Engel leben mit Laſterhaften unverführt; aber das Höchſte iſt, nicht bloß unverführt bleiben, ſondern zu heilen und herzuſtellen. Wenn du Liebe in dir trägſt, das wird dich ſelig machen; aber du wirſt nicht errettet, weil du von Menſchen geliebt wirſt. Liebſt du nur, weil du geliebt wirſt, oder weil du geliebt ſein willſt, ſo biſt du nichts als ein Wechsler und haſt deinen Lohn dahin.

8) Alanus von Ryſſel.

Der höchſte Gegenſatz, beſonders in Hinſicht auf die Form, zeigt ſich bei einer Vergleichung der Werke des

Alanus von Ryssel (geboren 1114, gestorben 1203) mit denen der Mystiker und auch der übrigen Philosophen. Damit keine Methode der Behandlung in jener Zeit reicher Entwickelung fehle, sucht Alanus in seinen fünf Büchern vom katholischen Glauben alle Lehrsätze desselben in strengster Form (wie später Spinoza auf seinem Boden) zu erweisen, und im Wege der Demonstration dasselbe zu finden, was der Glaube voraussetzt und offenbart.

Nachdem so im 12. Jahrhunderte alle Formen und jede Hauptrichtung der philosophischen Entwickelung erschöpft zu sein schienen, würde man vielleicht alle Kräfte nur auf Nebenuntersuchungen gerichtet, oder sich in encyklopädischer Zusammenstellung und bequemer Zurechtlegung des Erworbenen gefallen haben. Da traten mehre Ereignisse ein, deren Wichtigkeit und Werth sehr verschieden beurtheilt worden ist, die aber jeden Falls den größten Einfluß ausübten. Erstens hatte die Dogmatik durch die Lehrbücher mehrer ausgezeichneter Männer, und vor Allem Peter's des Lombarden, allmälig eine solche bestimmte Ordnung, Vollständigkeit, und einen solchen Zusammenhang erhalten, daß man sie für abgeschlossen und für eine Alles beherrschende Macht und den Frieden zwischen Theologie und Philosophie für vollzogen hielt. Aber gerade in dieser selbigen Zeit wuchsen, außerhalb der philosophischen Schulen und fast unabhängig von eigentlicher Wissenschaft, die als ketzerisch bezeichneten Lehren besonders der Waldenser und Albigenser hervor und riefen, im Augenblicke eines scheinbar vollständigen Sieges der rechtgläubigen Kirche, zu neuen Forschungen und Kämpfen auf.

Schon hierbei mußte die bisherige Philosophie irgend eine freundliche oder feindliche Stellung annehmen; noch weit mehr aber eröffnete die neue und erweiterte Kenntniß des Aristoteles und der Araber sehr eigenthümliche und oft ungeahnete Ansichten. Den Klagen über Tyrannei der Kirche, Willkür und Thorheit der Ketzer, Unchristlichkeit des Aristoteles und der Araber gegenüber, darf man behaupten: daß, wenn eines dieser großen, bewegenden Elemente gefehlt hätte, eine wesentliche Lücke entstanden und eine größere Einseitigkeit hervorgebrochen wäre. In so einseitigem Sinne untersagte die Kirche mehre Male den Gebrauch Aristotelischer, besonders seiner metaphysischen und physikalischen Schriften, ja sie befahl deren Verbrennung: und umgekehrt wollten übertriebene Verehrer des Aristoteles das Christliche, und übereifrige Ketzer das Kirchliche ganz unterjochen oder vernichten. Beides mislang glücklicherweise und auf den Reichthum der Aristotelischen, sowie der scholastischen Philosophie des 12. Jahrhunderts, sowie auf die christliche Dogmatik zugleich fußend, nahm der menschliche Geist einen neuen Aufschwung, begann nochmals die tiefsinnigsten Arbeiten und vollendete von Albert dem Großen bis Roger Bakon einen neuen Kreislauf philosophischer Entwickelung.

---

9) Albert von Bollstädt,

geboren ums Ende des 12. Jahrhunderts zu Lauingen an der Donau, studirte in Padua, stieg im Dominikanerorden bis zum Landschaftsmeister von Deutschland, wurde 1260 Bischof von Regensburg, legte aber (nach tüchtiger Verwaltung) diese Würde aus Liebe zu den Wissenschaften

nieder und starb im Jahre 1280 *). Von seinen dankbaren Zeitgenossen erhielt er nicht unverdient den Beinamen des Großen. Denn er umfaßte verschiedene Wissenschaften mit seltener Thätigkeit, brachte die zerstreuten Massen so mannichfacher Erkenntnisse zu einem Bewußtsein, ordnete, erläuterte, förderte nach allen Seiten und ward ein Mittelpunkt, von wo aus andere treffliche Männer weitere Bahnen ebneten und beherrschten. Blieben auch seine Kenntnisse in einigen Richtungen (z. B. der Geschichte der Philosophie) lückenhaft, war er auch nicht ein neuerfindender Geist ersten Ranges, so bleibt er doch der thätigste, wirksamste Polyhistor seiner Zeit und könnte (unter den angegebenen Beschränkungen) der Aristoteles oder Leibnitz jenes Jahrhunderts genannt werden.

Die Zahl seiner wissenschaftlichen Werke ist ungemein groß. Geistliche Reden, Erläuterungen der biblischen Schriften und des Petrus Lombardus, ein eigenes System der Dogmatik u. s. w. bilden nur die eine große Seite. Dann folgen Commentare zu Aristotelischen Schriften, welchen keineswegs eine eigene Form und Inhalt fehlt. Vielmehr fügen sie in lesbarem, klarem Latein Anziehendes genug hinzu und beschränken sich nicht (wie es nur zu oft geschah) darauf, des hochverehrten Meisters Worte phraseologisch zu wiederholen.

Auffallend ist es, daß weder Albert, noch andere Philosophen sich nicht gedrungen fühlten, der Aristotelischen Politik gegenüber, eine christliche oder kirchlich wissen-

*) Ueber seine Verdienste in Regensburg, Gemeiner Chronik S. 383. Tiraboschi IV. 45.

ſchaftliche aufzuſtellen und zu begründen, ſondern an jen
feſthielten, obgleich für die wichtigſten Hauptſtücke, z. B.
der Sklaverei, ihr alter Boden verloren war. Was ſo
geſchichtlich entwickelt hatte und daſtand, ſchien keiner we
tern Begründung zu bedürfen, und den praktiſchen Str
tigkeiten und Streitſchriften jener Tage (etwa über d
Verhältniß von Staat und Kirche) tritt kein eigentli
wiſſenſchaftlicher Kampf zur Seite, welcher auf die erſt
Grundſätze zurückginge und darauf ſtützte.

In ſeiner Pſychologie und Ethik zeigt ſich Alber
freier, eigenthümlicher und ſelbſtändiger als viele Ande
welche eine Moſaik aus Ariſtoteles und den Kirchenväte
geben. Mancherlei Bemerkungen über die Sinne, hör
und ſehen, tönende und nicht tönende, durchſichtige un
nicht durchſichtige Körper und dergl. erweiſen Aufmerkſam
keit und Scharfſinn. — Der Geiſt, ſagt Albert an ein
Stelle, iſt vielleicht an ſich etwas Göttliches und nic
des Leidens Fähiges, was vom Körper getrennt wird un
dann zu einem Erkennen anderer Art und andern Freude
übergeht *). — Die Unſterblichkeit der Seele gründet ſi
darauf, daß Gott ſie unmittelbar nach ſeinem Bilde ſch
und zur ewigen Seligkeit beſtimmte. Weil Gottes Da
ſein der Grund aller Gewißheit iſt, kann man es nic
direct erweiſen, wol aber die Widerſprüche darthun, welc
aus dem Leugnen deſſelben nothwendig hervorgehen. Al
bert's Ethik handelt über Begriff, Werth, Form und Ma

*) Intellectus autem secundum se forsitan est divinum aliquid et impossibile quod separatur a corpore, et tunc habebit alterimodi intelligere et alias delectationes. Opera III. S. 31.

hode dieſer Wiſſenſchaft, über das Weſen des höchſten Gutes und der Glückſeligkeit, vom Verhältniſſe des Glückes und der Tugend, von Handeln und Leiden, Freiheit und äußerer Beſtimmbarkeit, von den einzelnen Tugenden und Laſtern, von der rein geiſtigen Tugend und dem ſpeculativen Geiſte, von Wiſſenſchaft und Kunſt, theoretiſcher und praktiſcher Entwickelung, vom Verhältniſſe geiſtiger und ſittlicher Eigenſchaften und Vollkommenheiten, vom Verhältniſſe der Geſetze zur Entwickelung von innen heraus u. ſ. w.

Zu dem Allen tritt nun auf eine, in jener Zeit höchſt ſeltene Weiſe hinzu, eine Reihe naturgeſchichtlicher und naturphiloſophiſcher Werke. Sie handeln vom Menſchen und ſeiner Phyſiologie und Pſychologie, Leben und Tod, Bewegung, Athem und Ernährung, von der Natur und dem Urſprunge der Seele. Von den Thieren, ihrem Bau und ihren Organen, von der Anatomie derſelben und von der Thierarzneikunde. Eintheilung und Beſchreibung der Thiergattungen, Lebensweiſe, Inſtinkt, Gewohnheiten, geiſtige Eigenſchaften u. ſ. w. Geſchlechter, Anatomie und Fortpflanzung der Pflanzen, Samen, Blätter, Blüthen, Vergleich mit den Thieren. Die Erde, ihre Beſchaffenheit und Bewohnbarkeit, Länge und Breite, Erdbeſchreibung, Sternkunde, und Verhältniß der Erde und der Menſchen zum geſammten Weltall.

10) Wilhelm von Auvergne,

von 1228 bis 1249 Biſchof von Paris, hinterließ eine große Sammlung mannichfacher und lehrreicher Schriften, welche theils Früheres darſtellen und prüfen, theils in eigenthümlicher Weiſe darüber hinausgehen.

Digitized by Google

So enthält das Werk vom Univerſum*) Vieles, was man heutiges Tages, ungeachtet ſeines umfaſſenden Titels, darin nicht ſuchen würde. Es gibt, ſagt Wilhelm, nur einen Gott, und die Lehre der Manichäer von einem guten und einem böſen Urweſen iſt irrig und verdammlich. Ebenſo gibt es nur eine Welt, geſchaffen von dem einen Gotte. Hierbei Widerlegung mancher Ariſtoteliſchen Lehren. — Erläuterung und Erklärung der Schöpfungsgeſchichte. Von Sonnen, Planeten und den verſchiedenen Himmeln. Von den Elementen, dem Paradieſe, dem Fegefeuer, der Hölle, wo und wie ſie ſei. Von Zeit und Ewigkeit. Die Zeit iſt ſchlechthin beweglich, fließend, theilbar, werdend, vergehend: die Ewigkeit hingegen unbeweglich, ſeiend, unvergänglich, untheilbar, zugleich, ohne Folge, ohne Anfang und Ende. Gegen Ariſtoteles wird erwieſen, daß die Welt nicht ewig ſei; es wird das platoniſche Weltjahr, und, gegen Origenes, die Vernichtung der Körper geleugnet. Von der Auferſtehung der Todten und dem künftigen Leben, den Leibern der Seligen, und der Harmonie der Sphären. Ob es in jener Welt Zeit und Bewegung geben werde? Ueber die Sprache und Vollkommenheit der Stimme im künftigen Leben. Die Harmonie wird eine vollkommene ſein; gewöhnliche Singerei und Tänze fallen weg. Vom jüngſten Gerichte und einer neuen Schöpfung. Von der Vorſehung und dem Vorherwiſſen (providentia, praescientia) Gottes. Jene erſtreckt ſich auch auf das Geringſte. Vom Nutzen der Leiden und Schmerzen, der Armuth und des Todes. Gegen die Lehre von der Nothwendigkeit und dem Fatum.

*) Opera I. S. 593.

Von der Wahrheit und den verschiedenen Bedeutungen dieses Wortes. Vom Sündenfalle und der Erbsünde. Ueber die Platonischen Ideen, die Weltseele und die Ansicht des Aristoteles vom Himmel. Von den Seelen, Geistern und Teufeln, von der Gabe der Weissagung und der Magie.

In der Schrift vom Glauben sagt Wilhelm: Die Religion ist die Grundlage aller anderen Erkenntnisse, und der Glaube die Grundlage der Religion. Der menschliche Geist ist beim Glauben zum Gehorsam verbunden; Glauben aus Beweisen verdient weder diesen Namen, noch schließt er Gehorsam in sich. Auf sich selbst ruhend, ist der menschliche Geist schwach und geräth in Zweifel, das heißt in wandelbare Beweglichkeit. Diese treibt ihn zu Erörterungen, Schlußfolgen und Beweisen, als Stützen seiner Schwäche. Die Demonstration ist gleichsam der Stab, auf welchem gestützt er weiter wandert oder vorwärts springt, ohne jemals unbedingte Festigkeit zu erreichen. Hingegen bedarf der Geist, welcher durch eigene Tüchtigkeit glaubt, jener Stützen nicht, und hat am unmittelbaren Glauben mehr, als an vermitteltem Beweise. Ein Mensch, welcher zweifelt und Beweise fordert, gleicht einem Verkäufer, der sich nach Pfand und Bürgschaft umsieht, weil ihm andere und bessere Sicherheiten fehlen; auch sind alle die aufgehäuften Pfänder nur Zeichen des Zweifels, der Schwäche und der Armuth. So wie zwei Krücken noch mehr den elenden Zustand der Beine erweisen, als eine Krücke, so wächst die Festigkeit des Geistes nicht, wenn er sich viele Krücken anschafft und abwechselnd darauf stützt. Leichtgläubigkeit solcher Art hilft nicht gegen Unglauben, und Beweise der Krank-

heit ſind, oder erzeugen keine Geſundheit. Diejenigen, welche durch Erörterungen und Beweiſe zu Gott gelangen wollen, mögen in dieſer philoſophiſchen Art der Erkenntniß fortſchreiten, aber ſie beſchimpfen Gott durch ihren Unglauben, kommen ab von der Religion und bleiben von der höheren Erkenntniß ausgeſchloſſen. Das größere, innigere Licht ſteigt von oben herab, nicht aufwärts von der Kreatur. Nur jenes gibt die höchſte Gewißheit. Nichts nämlich iſt gewiſſer, als der unmittelbare Glaube: er iſt Gabe Gottes, iſt Gnade.

Der erſte Grund des Irrthums und der Gottloſigkeit iſt die Unwiſſenheit über das Maaß und die Fähigkeit des menſchlichen Geiſtes *). Wer nämlich meint: ſein Geiſt begreife Alles, wird nothwendig ungläubig gegen Alles, was er in demſelben nicht vorfindet. Höchſtens ſucht er in Beweiſen eine Leiter, um aufwärts zu ſteigen; aber für Gegenſtände des Glaubens gibt es eben keine Leiter durch Beweiſe **). Wilhelm's Schrift von den Tugenden beginnt mit Unterſuchungen über die Natur und die Kräfte des Menſchen, die Einheit oder Theilbarkeit der Tugend, Entwickelung von innen und Entwickelung von außen, über das Thun und Leiden der menſchlichen Seele. Das Leben des Menſchen (heißt es weiter) ſoll gereichen zur Ehre Gottes, würdig ſein in Hinſicht auf ihn ſelbſt, ſowie nützlich und wohlthätig in Hinſicht auf ſeinen Nächſten. Laut Ariſtoteles iſt die Tugend die Mitte zwiſchen zwei Aeußerſten. Sie ſoll aber nicht etwa bloß ſo bezeichnet werden, ſofern man die Extreme vermeidet, ſon-

*) Ignorantia mensurae et capacitatis mentis humanae.

**) De fide S. 8.

dern weil die Mitte erwirbt und besitzt, was diesen fehlt. Sie hat also einen bessern, wesentlichen, positiven Inhalt, wodurch sie ihren Werth erhält, und an sich als das Gute selbst erscheint *).

Jedes Gut, nach dessen Erreichung wir noch weiter streben müssen, noch andere Zwecke vor uns erblicken, kann nicht das höchste sein. Die letzte Bestimmung des Menschen ist die ewige Seligkeit. Auf der niedrigsten Stufe erscheint das Gute als Nützliches, wo der Zweck außerhalb des ersten liegt; auf der zweiten Stufe zeigt sich Aehnlichkeit mit dem höchsten Gute; auf der dritten, wahre Theilnahme an demselben. Wer jedoch lediglich um sein Selbst willen, aus Eigenliebe und ohne Beziehung auf Gott, den Geber alles Guten, darnach strebt, wird dieses Guten nie theilhaftig. Des Menschen Wille ist vergleichbar einem Feldherrn; die Kenntnisse und Wissenschaften sind Rathgeber; die Sinne endlich Späher, Botschafter, Berichterstatter.

Natürliche Anlagen reichen nicht aus, das höchste Ziel der Menschheit zu erreichen; Gottes Gnade muß wirkend hinzutreten.

In einer andern Schrift von den Sitten **) werden die einzelnen Tugenden redend eingeführt und rühmen ihre Eigenschaften und ihre Trefflichkeit. Zum Theil unerwartet ist es, daß auch die Furcht, der Eifer (zelus), die Armuth das Wort nehmen, die vier Cardinaltugenden an dieser Stelle aber nicht hervortreten. — Betrachtun-

---

*) De virtutibus S. 110.

**) De moribus S. 119.

gen über Laſter und Sünden*) werden von Wilhelm mehr aus theologiſchem, als philoſophiſchem Standpunkte angeſtellt. Seine göttliche Rhetorik**) handelt vom Gebete, ſowie von der Natur und Anwendung der Rede in Beziehung auf Gott und göttliche Dinge; Alles in eigenthümlicher Weiſe.

Beſondere Aufmerkſamkeit verdienen Wilhelm's Schriften von der Seele und der Unſterblichkeit. Er ſagt daſelbſt: Ariſtoteles behauptet: die Seele ſei die Vollkommenheit eines phyſiſchen organiſchen Körpers, der Kraft des Lebens habe***). Die letzten Worte laſſen ſich füglich nur von dem Körper verſtehen, welcher nach dem Tode des lebenden Geſchöpfes übrig bleibt: denn das Leben beruht nicht auf dem Körper, kommt zum Lebendigen nicht als eine Kraft, oder Fähigkeit, ſondern gehört unabtrennlich zu ſeinem Weſen. Eine unkörperliche, lebendige Subſtanz iſt als Königin des Körpers in ſdemſelben: er kann nur als Werkzeug für den beliebigen Gebrauch des Werkmeiſters betrachtet werden. Ginge der Geiſt lediglich aus dem Körper hervor, ſo müßte er ſich in jedem Körper befinden, und würde dann doch nur höchſtens das Körperliche begreifen. Es iſt unmöglich, daß der Menſch denke, ſeine Seele ſei nicht vorhanden. Keine vernünftige Seele, keine denkende Subſtanz kann denken, glauben, oder zweifelnd meinen: ſie ſei nicht. Und dieſe Gewißheit von dem eigenen Sein iſt die gewiſſeſte

*) De vitiis et peccatis S. 260.

**) Rhetorica divina S. 356.

***) Perfectio corporis physici organici, potentia vitam habentis.

Gewißheit, über welche hinaus es gar keine größere gibt*).

Hierauf widerlegt oder berichtigt Wilhelm die Ansichten und Lehren des Plato, Pythagoras, Philolaos und Heraklit über die Seelen, zeigt, daß sie nicht Ausflüsse himmlischer Körper sind, und erweiset nachmals ihre Unkörperlichkeit und Untheilbarkeit. Denken und Wissen sind durchaus keine körperlichen Handlungen oder Thätigkeiten, sondern geistige, und müssen deshalb aus geistigen Substanzen hervorgehen **). Sofern Aristoteles dies bestreitet, muß ihm die Seele ohne Körper unwissend und höchst elend, und ihre Fortdauer nach der Trennung von dem Körper überflüssig, ja unmöglich erscheinen.

Wenn man der Seele verschiedene Kräfte und Fähigkeiten beilegt, so hebt dies die Einheit ihrer Substanz nicht auf. Die Sinne geben unmittelbare Eindrücke, welche aber oft irrig sind, sobald man sie nicht einer geistigen Berichtigung unterwirft, woraus die Nothwendigkeit des Geistes ebenfalls hervorgeht ***).

Man muß sich verwundern, daß Aristoteles, sowie seine griechischen und arabischen Anhänger, ihre Untersuchungen fast nur auf die erkennende, aber nicht auf die

---

*) Non est possibile homini intelligere animam suam non esse. — Patefactum est nullam animam rationabilem vel aliam substantiam intelligentem intelligere posse vel credere, vel etiam dubitare se non esse." Unicuique animali rationali notum est suum esse, et nota ipsi sibi notitia certissima, qua certitudine nulla major. De anima, Opera II. 68, 72.

**) S. 81 f.

***) S. 93.

wollende und handelnde Seite der Seele gerichtet haben. Die Lehre von der Freiheit des Menſchen gehört aber allerdings nicht bloß zur natürlichen, ſondern auch zur göttlichen Wiſſenſchaft. Jene erkennende Seite iſt die untergeordnete, Hülfe leiſtende, und die Vollkommenheit des Willens ſteht der Vollkommenheit des Wiſſens voran, wie ſchon der Teufel mit ſeiner ganzen Schar beweiſet, die im Wiſſen ſo hoch und im Wollen ſo niedrig ſtehen. Beides gehört indeß zuſammen, und es gibt keinen Willen ohne alle Erkenntniß, und keine Erkenntniß ohne allen Willen. Man kann die Seele nicht einen Theil des Menſchen nennen, aber ebenſo wenig bei einer Definition des Menſchen den Körper ganz übergehen.

Die Seelen werden nicht erzeugt durch die Seelen, auch nicht durch die Leiber, auch nicht durch die Wirkung beider zuſammengenommen, auch nicht durch die Elemente, oder eine beſondere ſchaffende Kraft, — ſondern Gott ſchafft die Seelen und geußt ſie ein *). Von Natur liebt die Seele mehr die geiſtigen und unſinnlichen, als die körperlichen und ſinnlichen Dinge; denn das bloß Körperliche hemmt und ſchwächt ſie und hält ſie in Gefangenſchaft. Doch bietet auch das Sinnliche Weg und Stoff zur Erkenntniß und Ehre Gottes. In dem Zuſtande ihrer Reinheit, Klarheit und Geſundheit erkennt die Seele deutlich ihre Unſterblichkeit, und daß ihr Leben nicht von dem des Leibes abhängt; daß das Werkzeug nicht das Erſte iſt, ſondern das Auge ſieht und das Ohr hört durch die lebendige Seele **). Darum kann auch dieſe

*) Infunditur anima S. 112.

**) S. 136 — 154.

nicht erdrückt werden, oder zu Grunde gehen durch das Werkzeug. Wohl aber kann Gott, sowie er die Seele erschaffen hat, so auch sie wieder vernichten. Sofern die Seele eines unendlichen Fortschrittes fähig ist und Sinn hat für das Göttliche und Ewige, ist sie auch einer unendlichen Dauer fähig, und sofern sie von Natur Gott liebt, wird sie einer solchen Dauer würdig. Die Güte, Gerechtigkeit, Gnade und Ehre Gottes erfordern, die Unsterblichkeit der Seele anzunehmen und daraus abzuleiten.

Die einleuchtendste und unmittelbare Erkenntniß des Schöpfers ist das wichtigste und edelste Geschäft des Geistes *). Könnte der Geist den Schöpfer nicht erreichen (apprehendere), so wäre er weder der Vervollkommnung noch der Seligkeit fähig. Die Wissenschaft von Gott ist die höchste Vollkommenheit der geistigen Kraft.

So kurz und unvollständig auch diese Auszüge sind, geben sie doch hinreichendes Zeugniß für die großen Anlagen Wilhelm's, und daß er scharfsinnig, ich möchte sagen mehre Aufgaben, Themata ausgesprochen hat, welche nachmals zu ganzen Systemen erweitert und ausgebildet worden sind. So bildet seine Aeußerung über die allerhöchste Gewißheit des denkenden Bewußtseins später den Mittelpunkt des Cartesischen Systems; die Lehre von dem Schauen oder Ergreifen Gottes erinnert an Malebranche; die Behauptungen über die Gewißheit des Glaubens und sein Verhältniß zur Demonstration stimmen ganz mit der Grundlage des Jacobischen Systems; die Lehre endlich, daß die Unwissenheit über das Maaß und die Fähigkeit des

*) Apprehensio creatoris videlicet lucidissima et immediata, praecipua est ac nobilissima operatio intellectus. S. 203.

menschlichen Geistes Hauptquelle alles Irrthums sei, führ zu dem kritischen Systeme Kant's.

11) Thomas von Aquino, *)

geboren im Jahre 1224, besuchte die Schule von Monte cassino, studirte in Neapel, Paris und in Köln unter Albert dem Großen, wurde gegen den Willen seiner Verwandten schon im 19. Jahre Predigermönch, 1257 Lehrer in Paris, 1260 Lehrer in Rom und starb im J. 1274. Allmälig erlangte er den höchsten Ruhm und bildete eine große Schule, welche in der katholischen Welt fast noch jetzt als die herrschende bezeichnet werden kann. Auch hat Keiner in jenen Zeiten mit solchem Fleiße und solchem Scharfsinne das Theologische und Philosophische so erforscht, verarbeitet und zu einem dogmatischen Ganzen ausgebildet. Nicht minder übertrifft seine Sittenlehre an Scharfsinn, Zusammenhang und Reichthum nicht allein die des Hildebert und Abälard, sondern die meisten ähnlichen Werke späterer Zeiten **). Fremde Lehren und Ansichten geben ihm allerdings den meisten Stoff her und er ist weit entfernt, sich selbst eitel in den Vordergrund zu drängen, obwol die Kraft und Thätigkeit seines eigenen Geistes nirgends zu verkennen ist. Wenngleich das Theoretische bei ihm so vorwaltet, daß sich die ganze Sittenlehre daran reiht, hat er doch keine Vorliebe für blos spitzfindige Speculationen. Vielmehr sucht er durch Weg-

*) Acta Sanct. 7. März S. 653. Tirab. IV. S. 120. Paolo Pansa I. Gattula II. S. 480. Eberstein, Theologie der Scholastiker S. 230 u. 243

**) Baumgarten-Crusius, de Theologia morali Scholasticorum S. 13.

schneiden aller unnützen Beiwerke und durch eine wesentlich verbesserte, wissenschaftliche Anordnung das Studium der Theologie und Philosophie zu erleichtern und zu versöhnen. Er nahm an, Sünde und Unwissenheit gehe Hand in Hand, zwischen Erkenntniß und Sittlichkeit finde ein wechselseitiges Verhältniß statt, und sowie der Verstand nach dem Wahren strebe, so der Wille nach dem Guten. Ueberhaupt könne das dem Menschen inwohnende Verlangen nach Wissenschaft unmöglich etwas Leeres und Grundloses sein, und die Metaphysik, welche sich mit der höheren Erkenntniß abgebe, müsse die sicherste Wissenschaft sein. Dennoch stehen ihm die Geheimnisse der geoffenbarten Religion obenan, und die stete Beziehung auf Gott gibt den einzelnen Theilen seiner Lehre Zusammenhang und Haltung. Dies Alles ergibt sich näher durch folgende Auszüge aus seinem systematisch geordneten Hauptwerke, der „Summa der Theologie".

Außer den philosophischen Wissenschaften (welche von den durch die Vernunft erkennbaren Dingen handeln) gibt es eine Wissenschaft des von Gott Offenbarten, eine Theologie. Sie bietet theils eine Erkenntniß dar, welche über die gewöhnliche Vernunft hinausreicht, theils stellt sie das durch die Vernunft Erkennbare in ein neues Licht und betrachtet es von einem verschiedenen Standpunkte. Ihre Grundlage ist der Glaube, ohne daß sie dadurch den Charakter einer praktischen oder theoretischen Wissenschaft einbüßte. Sie übertrifft an Gewißheit und Würdigkeit des Gegenstandes alle anderen Wissenschaften, kann jedoch von diesen, als von geringeren, Hülfe annehmen und sich ihrer bedienen. Gott ist ihr Gegenstand, sowie alles Andere, sofern es von ihm ausgeht und sich

auf ihn bezieht. Zum Beweiſe ihrer Grundlagen bedarf ſie keiner Schlüſſe und Argumentationen, bedient ſich jedoch derſelben gegen die Leugnenden und behufs größerer Verdeutlichung *).

Das Daſein Gottes läßt ſich zwar nicht a priori (propter quid) erweiſen, wol aber aus ſeinen uns bekannten Wirkungen. Hier bietet ſich ein fünffaches Verfahren dar. Erſtens muß alle Bewegung in der Welt ausgehen von einem erſten Bewegen; zweitens führen alle abgeleiteten Urſachen und Wirkungen nothwendig auf eine erſte Urſache zurück; drittens gehört zu allem Zufälligen und Möglichen ein höchſtes Nothwendiges; viertens weiſet jeder niedere Grad, jede niedere Stufe, auf ein höchſtes ſchlechthin Vollkommenes hin; fünftens erweiſet die Zweckmäßigkeit der Welt ein höchſtes liebendes Weſen: das heißt Gott.

Gott iſt weder ein Körper, noch aus Form und Materie zuſammengeſetzt. Sein Weſen und ſein Sein (essentia et esse) iſt daſſelbe und fällt zuſammen. Er iſt weder eine bloße Weltſeele, noch das bloß formale Princip, noch die erſte Materie der Dinge. Er kann nie Theil eines zuſammengeſetzten Dinges ſein, wol aber iſt er die erſte, einfache, überall wirkende Urſache, der alle Vollkommenheiten in ſich vereint, und von dem alle ausgehen. Er iſt das Urſeiende, Urgute und Urſchöne zugleich. Die Geſchöpfe ſind Gott ähnlich nicht dem Weſen nach, ſondern nur nach einer gewiſſen Analogie; hingegen

*) Pars I. Quaestio 1.

kann man nicht ſagen, daß Gott den Geſchöpfen ähnlich ſei *).

Jedes Weſen (ens), ſofern es wirklich ein Weſen iſt, iſt gut **). Das Gute läßt ſich eintheilen in Ehrbares, Nützliches und Ergötzliches (delectabile). Da Gott allein die höchſte Vollkommenheit beſitzt, ſo iſt er, ſeinem eigentlichſten Weſen nach, gut. Alles Gute geht von ihm aus, er iſt deſſen erſter, wahrer Quell; obwol ſich in abgeleiteter Weiſe in den einzelnen Dingen vielfaches Gute (multae bonitates) vorfindet. Gott iſt ſeinem Weſen nach unendlich, alles Uebrige dagegen endlich und nur unendlich in gewiſſer Beziehung (secundum quid). Obgleich Gott, vermöge der Vollkommenheit ſeiner Natur, über Alles erhaben iſt, iſt er doch in Allem als Urſache, einwirkend und wiſſend. Er allein bleibt unveränderlich und ewig im höchſten Sinne. Das Weſen der Ewigkeit beſteht in dem Zugleich auf einmal (tota simul); das der Zeit, in der Aufeinanderfolge. Eine Zeit ohne Anfang und Ende wäre noch keine Ewigkeit ***). Daß Gott ein einiger ſei, fügt ſeinem Weſen nichts hinzu, ſondern leugnet nur die Theilung. Die Seligkeit des Menſchen beſteht in ſeiner höchſten Wirkſamkeit, und dies iſt die des Geiſtes. Könnte er nun Gott nie erkennen, ſo würde er von der Seligkeit ausgeſchloſſen, oder dieſe anderswo als in Gott zu finden ſein, was dem Glauben widerſpricht. Da Gott unkörperlich iſt, kann man nicht auf ſinnliche Weiſe zu

*) Quaestio 2 – 4.

**) Dies erinnert an Hegel.

***) Quaest. 5 – 11.

seiner Erkenntniß gelangen, auch nicht durch die bloße Kraft des Verstandes, sondern im Wege der Gnade, jedoch mit Hülfe und Zuthun des dem Menschen anerschaffenen Lichtes. Die Erkenntniß Gottes ist nicht in Allen gleich, und in Keinem ganz vollkommen. Während dieses sterblichen Lebens kann der bloße Mensch (homo purus) Gott nicht schauen. Da alle Dinge von Gott erschaffen sind, so kann der Mensch durch seine Natur, seine Sinne und das Sichtbare überhaupt zu Gott hingeführt werden, sein Dasein und sein Verhältniß zu den Geschöpfen begreifen, aber nicht sein Wesen erkennen. Jenes erreichen durch natürliches Licht sowol die Bösen als die Guten; dieses nur die Guten mit Hülfe der Gnade. Kein Gotte von Menschen beigelegter Name kann sein Wesen ganz ausdrücken und erschöpfen. Doch sind die Namen weder ganz gleichbedeutend, noch gleich würdig. Sie drücken meist nur analogisch das Verhältniß der Geschöpfe zu ihm aus. Gott erkennt und begreift sich und alles Andere vollkommen durch sich selbst. Da in Gott das Sein und Erkennen dasselbe ist, so verwirklicht er die Dinge durch sein Erkennen, unter dem Hinzutreten seines Willens. Sein Wissen erstreckt sich auf Alles und ist unveränderlich. In ihm sind alle Ideen im voraus vorhanden, nach deren Aehnlichkeit Alles gebildet ward *).

Vorzugsweise ist alle Wahrheit im Geiste, nächstdem (secundarie) aber auch in den Dingen, sofern sie einen Bezug haben (aliquem ordinem) auf den Geist. Dies ist der Fall, entweder weil ihr Dasein vom Geiste abhängt, und sie nach göttlichen Ideen erschaffen sind, oder weil

*) Quaest. 12 — 15.

ſie von einem Geiſte erkannt werden. Zuletzt aber wurzelt alle Wahrheit in der Bezugnahme und dem Verhältniſſe zu Gott.

Ferner liegt die Wahrheit in der Uebereinſtimmung des Geiſtes und der Sache. Dieſe Uebereinſtimmung und Erkenntniß geben keineswegs die Sinne für ſich, ſondern der Geiſt muß verbinden, trennen, urtheilen, mit einem Worte thätig ſein. Das Seiende und das Wahre iſt im Geiſte und in den Dingen, doch ſcheint dieſen vorzugsweiſe das Sein, jenem das Erkennen zuzugehören. Das Nichtſeiende hat nichts in ſich, wodurch es erkannt würde; wol aber wird es erkennbar, ſobald der Geiſt es erkennbar macht. Das Weſen des Nichtſeienden gründet ſich darauf, daß es ein Weſen der Vernunft iſt und aufgefaßt durch die Vernunft. Das Wahre, welches ſich auf das bloße Sein bezieht, iſt es vor dem Guten, ſofern dies eine beſondere Beſchaffenheit und einen Trieb nach dieſer Beſchaffenheit ausdrückt. Das Wahre iſt Gegenſtand des Erkennens, das Gute hingegen zugleich Gegenſtand des Triebes, welcher jenem folgt. Doch iſt zu bemerken: daß Wollen und Erkennen (voluntas et intellectus) ſich gegenſeitig einſchließen *); denn das Erkennen verſteht den Willen und der Wille ſucht die Erkenntniß zu begreifen. Die Gegenſtände des Wollens und Erkennens ſind dieſelben, nur ſteht dort das Gute, hier das Wahre in der Reihe voran **).

Gottes Sein und Erkennen iſt daſſelbe, und ſein Er-

*) Dies erinnert an Spinoza.

**) Quaest. 16.

kennen und Sein iſt Maaß und Urſache alles anderen Seins und Erkennens: daher iſt er die erſte, höchſte und unveränderliche Wahrheit. In den erſchaffenen Geiſtern wechſelt, ſteigt und ſinkt dagegen das Maß der Erkenntniß und Wahrheit. Gott wirkt nach ſeinem Willen, nicht getrieben durch eine äußere Nothwendigkeit. Er will zunächſt ſich, dann behufs der Mittheilung des Guten auch Anderes; indeſſen läßt ſich nicht ſagen, daß ſein Wille eine Urſache habe. Sowie er auf einmal (uno actu) Alles erkennt, ſo will er auch auf einmal. Sein Wille iſt unveränderlich und geht immer in Erfüllung. Sein Wille legt indeſſen nur einigen, nicht allen Dingen eine Nothwendigkeit auf. Was nach Gottes Willen geſchehen ſoll, geſchieht: er will aber entweder unbedingt, woran ſich die Nothwendigkeit knüpft, oder bedingt, wo dann Freiheit und Zufall (contingentia) hervortreten. Gott will weder, daß das Böſe geſchehe (etwa um angeblich dadurch Gutes zu bewirken), noch daß es nicht geſchehe, ſondern er will erlauben, daß das Böſe geſchehe *). Man kann Gott (und auch dem Menſchen) nur in ſofern einen freien Willen beilegen, als er etwas nicht nothwendig will **). Gott liebt das Gute in anderer Weiſe als der

*) Es kann hier nicht unterſucht werden, ob Thomas bei ſtrengem Fortſchreiten auf dialektiſchem Wege nicht zu einem Leugnen der menſchlichen Freiheit gekommen wäre, wenn ihn nicht ſein unmittelbares und religiöſes Bewußtſein davon zurückgehalten hätte. Man vergleiche z. B. Summa theol. quaest. XIX, artic. 8: XLVIII, 2, und CXVI, 1, wo er ſagt: Ordinatio humanorum actuum, quorum principium est voluntas, soli Deo attribui debet.

**) Quaest. 19—20.

Mensch; nämlich dasselbe erschaffend und mittheilend. Da in Gott keine Leiden und Leidenschaften sind, können ihm auch gewisse Tugenden in menschlichem Sinne nicht beigelegt werden (z. B. empfangende Gerechtigkeit, Mitleiden). Seine Vorsehung ist nicht bloß eine allgemeine, sondern auch eine besondere; obwol dadurch nicht allen Dingen eine Nothwendigkeit auferlegt wird. Die Vorherbestimmung, welche von Ewigkeit her in Gottes Rathschluß stattfindet, hat ihren Grund nicht in den Handlungen des Erwählten oder Verworfenen. Sie erreicht gewiß und unfehlbar ihren Zweck, hat ihre Wirkung, legt aber doch keine Nothwendigkeit auf, so daß die Wirkung aus dieser hervorginge. Gott ist allmächtig in Bezug auf Thun, nicht auf Leiden, und seine Allmacht erstreckt sich auf alles Mögliche, nicht aber auf Unmögliches, in sich Widersprechendes. In ihm ist die höchste Seligkeit *).

Nachdem hierauf die Lehre von den drei Personen in der Gottheit, dann die Lehre von den Engeln, den Teufeln und der Schöpfung in bekannter Weise entwickelt worden, heißt es weiter: Gott erschafft aus Nichts. Die Ewigkeit der Welt ist möglich, aber nicht nothwendig. Ihr Anfang ist nicht zu erweisen, wol aber zu glauben **).

Die Seele ist kein Körper. Denn zu dem Wesen des Körpers gehört keineswegs das Leben, sonst müßte jeder Körper lebendig sein. Hätte der Geist etwas Körperliches an sich, so könnte er nicht alle Körper erkennen; doch besteht der Mensch aus Leib und Seele. — Man hat behauptet: so wie die Seele einen Anfang hat, hat sie,

*) Quaest. 20—26.

**) Quaest. 46.

als vergänglich, auch ein Ende, und ihre Thätigkeit muß aufhören, ſobald der Körper (dies unentbehrliche Werkzeug) zu Grunde geht. Zur Antwort: die Seele, dies intelligibele Princip des Menſchen, kann als Kraft und Thätigkeit durch ſich ſelbſt nicht zerſtört werden. Zerſtörung kann nur eintreten, wo ein Gegenſatz (contrarietas) ſtattfindet, der feindlich aufeinanderwirkt; in der Seele gibt es aber keinen ſolchen, und was etwa ſo erſcheint, iſt nur ein Wiſſen und Erkennen von Gegenſätzen. Hierzu kommt, daß jede Seele natürlich ihre ſtete Dauer wünſcht, und ein ſolcher natürlicher Wunſch kann nicht leer ſein. Die Seele entſteht keineswegs durch Zeugung, wie der Körper, unterliegt alſo nicht denſelben Geſetzen, und von dieſem getrennt, bleibt ihr eine andere Art der Erkenntnißweiſe. Durch die Seele überkommt der Körper das Leben, ſie iſt ſeine Form und die Wurzel ſeiner Thätigkeit *). Man muß alſo behaupten: die Seele ſei nothwendig unzerſtörbar **).

Es wird geſagt: die Zahl der Seelen vermehrt ſich nicht nach Maaßgabe der Zahl der Körper; ſonſt würde auch eine gegenſeitige Verminderung ſtattfinden; vielmehr gibt es nur einen Geiſt für alle Menſchen, worauf zuletzt alle geiſtige Mittheilung und die Möglichkeit alles geiſtigen Verſtändniſſes beruht. — Zur Antwort: iſt die

*) Quaest. 65—66.

**) Dicendum, quod necesse est omnino animam incorruptibilem esse. Opera XIV, S. 443. Und Anſelm lehrte: Omnem animam sic creatam, ut possit et amare et contemnere summum bonum, immortalem esse oportet. Monol. cap. 72.

Seele die Form des Menschen, so kann sie nicht Allen gemein sein, ohne die Persönlichkeit zu vernichten, oder dieselbe auf ganz äußerliche Nebendinge hinabzubringen. Eben so wenig läßt sich die Sinnlichkeit als ein ganz gleichartiges, gemeinsames Geschäft bezeichnen. Die Seele ist die Form der Materie, und da diese theilbar ist, so gibt es viele Seelen derselben Art, welche nach Zerstörung der Körper in ihrem Wesen verharren. Das Gemeinsame der Erkenntniß und die Möglichkeit einer gemeinsamen Erkenntniß wird durch die Vielheit der Seelen einer Art nicht aufgehoben. Mag es aber auch einen oder viele Geister geben, so bleibt doch das zu Erkennende dasselbe.

Wäre die Seele mit dem Körper nur vereint als dessen Beweger, wäre sie nicht Form und bestimmte sie nicht das ganze Sein desselben, so könnte es neben der erkennenden noch eine sinnliche und vegetative geben. In Wahrheit übt eine Seele alle diese Thätigkeiten.

Man hat gefragt: ob die Verbindung der unverderblichen Seele mit dem verderblichen Körper nicht unpassend sei. Zur Antwort: die Seele gewinnt hierdurch die Organe sinnlicher Kenntniß, und durch Gottes Gnade ist gegen den Tod des Körpers ein Mittel gegeben.

Da keine einzelne Wirksamkeit der Seele ihre Substanz ausmacht und sie nicht immerwährend wirkt, so muß ihre Kraft (potentia) von ihrem Wesen und ihrer Substanz verschieden sein *). Oder vielmehr, es liegen in ihr verschiedene Kräfte, nach Maaßgabe der Gegenstände und Wirkungsarten. Sie sind nicht gleich an Würdigkeit, und die, welche allein in der Seele wurzeln, verbleiben

*) Quaest. 67.

ihr auch nach der Trennung von dem Körper; diejenigen, welche aus der Verbindung mit dem Körper hervorgehen bleiben hingegen nach dem Untergange deſſelben, nur der Fähigkeit und Möglichkeit nach.

Es gibt eine natürliche, unbedingte Nothwendigkeit (ſo z. B. daß die drei Winkel eines Dreiecks zweien rechten gleich ſind); ferner eine Nothwendigkeit des Mittels, um einen Zweck zu erreichen (was bisweilen auch Nutzen genannt wird), welche mit dem Willen zuſammentrifft. Ferner eine Nothwendigkeit des Zwanges, im Widerſpruche mit dem Willen. Von Natur will der Menſch vor Allem ſeine Seligkeit. Das, was nicht mit dieſem Hauptzwecke zuſammenfällt, oder doch weſentlich zuſammenhängt, will der Menſch nicht aus Nothwendigkeit. Betrachtet man Erkennen und Wollen, an und für ſich, ſo ſteht jenes ſeinem Gegenſtande nach voran; doch kann auch dem letzten der Vorrang gebühren, ſofern es ſich insbeſondere auf etwas Höheres richtet *).

Der freie Wille gehört nothwendig zum Weſen eines vernünftigen Menſchen; es iſt eine natürliche Kraft des Geiſtes vorhanden, vermöge welcher man ſich zum Guten wie zum Böſen wenden kann.

Thomas gibt hierauf eine vollſtändige Theorie der menſchlichen Erkenntniß, welche zugleich eine Prüfung der Platoniſchen Ideenlehre in ſich ſchließt. Er leugnet, daß wir durch die Erfahrung und Kenntniß der körperlichen Dinge jemals zu einer vollkommenen Erkenntniß der unkörperlichen Gegenſtände gelangen können. Auch ſei das Unkörperliche, oder Gott, nicht das Erſte, was der

*) Quaest. 82—83.

Mensch erkennt. — Die Seele ist von Gott erschaffen, gehört aber nicht zu seiner Substanz. Sie wird nicht früher erschaffen, als der Körper. Das Bild Gottes ist in jedem Menschen, sofern er sein Geschöpf ist; das Bild der Wiedergeburt aber nur in den Gerechten, und der Glorie in den Seligen *).

Alle Handlungen des vernünftigen, wollenden Menschen haben irgend einen Zweck, und alle Zwecke beziehen sich auf einen letzten und höchsten, nämlich Gott und die ewige Seligkeit. Die Menschen suchen diesen Zweck auf verschiedenen Wegen zu erreichen, oder halten Verschiedenes für den höchsten Zweck. Die Seligkeit des Menschen besteht nicht in Reichthum, Ehre, Macht oder körperlichen Genüssen. Um zur Seligkeit zu gelangen, ist der Seele die Vollkommenheit nöthig; diese vereint sich mit ihr und inhärirt ihr; aber das, worin die Seligkeit besteht und was beseligt, ist etwas außerhalb derselben. Die Ursache der Seligkeit ist unerschaffen, zur Seligkeit gehört aber auch Erschaffenes. Durch die bloßen Sinne kann der Mensch nicht zum unerschaffenen Guten gelangen, auch nicht durch ein bloßes Wollen, dessen Zweck außerhalb des Wollens liegt; mithin bezieht sich die Seligkeit vorzugsweise auf die erkennende Thätigkeit des Geistes, oder sie wurzelt vorzugsweise in der speculativen und nächstdem in der praktischen Thätigkeit. Doch gibt die Speculation, welche sich nicht über die Erkenntniß des Sinnlichen hinaus erstreckt, nie die volle Seligkeit. — Ohne rechten Willen kommt Niemand zur Seligkeit. Die höchste Seligkeit, welche im Schauen Gottes besteht, erlangt kein

*) Quaest. 90 — 93.

Mensch durch natürliche Kräfte; sie wird von Gott verliehen. Durch seine eigene Natur ist nur Gott selig *). — Die leblosen Wesen bewegen sich nach einem nicht wahrgenommenen, die Thiere nach einem wahrgenommenen Zwecke; nur der vernünftige Mensch kann selbstthätig wegen eines Zweckes handeln **). In jedem Wesen kann nur so viel des Guten sein, als des Seins in ihm ist ***), deshalb ist nur in Gott, wie die Fülle (plenitudo) des Seins, so auch der Güte. Jedes Ueble oder Böse offenbart also auch einen Mangel des Seins; doch kann aus einer bösen Handlung mittelbar etwas Positives, Seiendes und Gutes hervorgehen. Die erste natürliche Güte entspringt aus der Form, dem Sein; die erste sittliche Güte aus der Materie, dem Gegenstande. Umstände und Verhältnisse (circumstantiae) gehören nun zwar nicht zum Wesen der Handlungen, doch bestimmt sich der Werth der letzten auch nach denselben und nicht bloß nach dem Gegenstande. Weiter kommt neben der natürlichen Güte, dem Gegenstande und den Verhältnissen, auch der Zweck (finis) in Betrachtung, oder vielmehr die Absicht, als eigentlicher Gegenstand des innern Willens. Handlungen, welche gar Nichts in sich schließen, was sich auf die Vernunft bezieht, kann man gleichgültige nennen ****). Die Güte des Willens hängt ab von der Vernunft und von dem Gegenstande, und in der höchsten

*) Pars II, Sectio 1, Quaest. 1 — 5.

**) Stäudlin, Geschichte der Moralphilosophie S. 495—537.

***) Quaest. 18.

****) Quaest. 19.

Stelle von dem ewigen Gesetze, das in Gott ist. Jedes Wollen, welches der richtigen oder irrenden Vernunft widerstreitet, ist böse; aber auch das mit der irrenden Vernunft zusammentreffende Wollen ist vom Uebel, sobald der Irrthum konnte und sollte vermieden werden. Güte des Willens, die sich auf einen Zweck bezieht, beruht auf der Absicht (intentio). Der Wille kann nie gut heißen, wenn die Absicht nichts taugt. Das Maaß der Güte folgt nicht immer der Quantität der guten Absicht; wol aber folgt das Maaß des Uebels der Quantität böser Absichten. Zuletzt hängt alle Güte des menschlichen Willens von seiner Uebereinstimmung mit dem göttlichen Willen ab, und eine Handlung ist gut, sofern sie mit den ewigen Gesetzen übereinstimmt. Gute und schlechte Handlungen sind nicht bloß in Bezug auf die Menschen, sondern auch vor Gott verdienstlich oder nicht verdienstlich (meritorii, vel demeritorii).

Sofern die Leidenschaften der Vernunft und dem Willen unterworfen sind, kann man sie in moralischer Beziehung gut oder schlecht nennen. Nur diejenigen Leidenschaften sind unmoralisch, welche der Vernunft widersprechen. Freude und Traurigkeit, Hoffnung und Furcht sind die vier Hauptleidenschaften der Seele *).

Da jede Tugend eine Uebung oder Angewöhnung (habitus) ist, wodurch der Mensch zum gut Handeln angetrieben und geschickt wird, so ist jede entweder intellectueller Art und bezieht sich auf den Geist und die Erkenntniß, oder moralischer Art und bezieht sich auf den

*) Quaest. 21 — 25.

Trieb und die Neigungen (appetitus) *). Die moraliſche Tugend kann ſtattfinden ohne einige der geiſtigen Tugenden (z. B. ohne Weisheit, Wiſſenſchaft und Kunſt), aber nicht ohne Klugheit und ohne alle Einſicht. Umgekehrt können ſich alle geiſtigen Vorzüge (mit Ausnahme der Klugheit) ohne moraliſche Tugenden vorfinden. Die moraliſche Tugend iſt keine Leidenſchaft, verträgt ſich auch nicht mit den von der Vernunft gelöſeten Leidenſchaften; ſie bezieht ſich nicht ausſchließlich auf die letzten. Es gibt vier Haupttugenden: Gerechtigkeit, Mäßigung, Klugheit (prudentia) und Tapferkeit. Außer dieſen moraliſchen Tugenden für natürliche Zwecke ſind dem Menſchen nothwendig noch andere Tugenden eingeflößt (infusae), um einen übernatürlichen Zweck zu erreichen, welcher die menſchliche Vernunft überſteigt. Dieſe theologiſchen Tugenden ſind Glaube, Hoffnung und Liebe. In Bezug auf die Entſtehung und Erzeugung, geht Glaube der Hoffnung und Hoffnung der Liebe voran; in Bezug auf Vollkommenheit iſt die Liebe Wurzel und Form aller Tugenden. Die Natur gibt uns die Fähigkeit zur moraliſchen Tugend, aber damit nicht ſogleich deren Vollendung. In noch höherem und unmittelbarerem Sinne wirkt Gott in uns durch die Gabe der theologiſchen Tugenden. Mit Recht ſagt man, daß die moraliſche Tugend in einem Mittleren zwiſchen zwei Aeußerſten, zweien Uebertreibungen beſtehe. Betrachten wir unſere perſönlichen Kräfte und Eigenſchaften, ſo finden wir, daß zufällig (per accidens) auch die theologiſchen Tugenden in dieſer Beziehung ein Maaß haben; an ſich aber überſteigen ſie alles Maaß. Der

*) Quaest. 58.

Glaube bezieht sich auf die Wahrheit Gottes und regelt sich nach derselben, die Liebe auf seine Güte, die Hoffnung auf seine Macht und Milde. Niemand kann zu viel Gott lieben, zu viel glauben oder hoffen, von einem Uebermaaße also auf diesem Boden nicht die Rede sein. Die moralischen Tugenden sind, in ihrer Vollkommenheit gedacht, von einander unzertrennlich. Mit der Liebe werden dem Menschen auch die übrigen moralischen Tugenden eingeflößt; ebenfalls kann, ohne jene, Glaube und Hoffnung nicht zur Vollkommenheit gelangen. Wiederum kann die Liebe ohne Glauben und Hoffnung nicht Wurzel fassen.

An sich ist keine Tugend größer als die andere; wol aber kann in dem einzelnen Menschen eine mehr oder weniger hervortreten. Die Tugenden des Geistes (intellectuales) stehen nicht hinter den moralischen zurück; ja in Hinsicht auf den Gegenstand (dort die Vernunft, hier der Trieb) haben jene sogar den Vorrang. Die Weisheit, welche sich auf die Erkenntniß Gottes bezieht, ist die erste der geistigen Tugenden, und aus gleichem Grunde steht die Liebe den übrigen theologischen Tugenden voran, weil sie Gotte näher ist als Glaube und Hoffnung *).

Dem Wesen nach werden die moralischen und geistigen Tugenden dem Menschen auch in jener Welt verbleiben. Glaube und Hoffnung müssen sich alsdann umgestalten und in vieler Beziehung verschwinden, nur die Liebe bleibt (sofern sie nichts Unvollkommenes in sich trägt) auch den Seligen.

Die Tugenden, bei welchen der Mensch dem Gebote

*) Quaest. 61—66.

und Antriebe seiner Vernunft folgt, sind verschieden v den Gaben (dona) des heiligen Geistes, welche den Me schen in anderer Weise bestimmen *). Bei den Tugend geht man immer von der Mehrheit zur Einheit, bei d Lastern von der Einheit zur Mehrheit. Unüberwindlic Unwissenheit ist keine Sünde, wol aber Unwissenheit desse was man wissen könnte und sollte. Gott ist niema Urheber der Sünde, doch beharrt der Mensch in der Va blendung, sofern ihm Gott seine Gnade vorenthält. D Teufel zwingt Niemanden zum Sündigen. Durch Adam Sünde ist die menschliche Natur angesteckt worden. Nu wegen derjenigen Sünden, welche der Liebe zuwiderlau fen (caritati), tritt eine ewige Strafe ein. Jede Straf bezieht sich auf eine Schuld. Das Gesetz ist Sache de Vernunft **).

Jedes Gesetz muß sich auf das allgemeine Bes beziehen, deshalb kann kein Einzelner es geben, sondern das ganze Volk, oder derjenige, oder diejenigen, welch dessen Stelle vertreten. Das ewige, weltregierende Gese ist in Gott; es gibt aber für die Menschen auch ein na türliches Gesetz, welches an dem göttlichen Theil hat und wornach jene Gutes und Böses unterscheiden. Durch menschliche Gesetze wird nach dem Gesetze der Natur das Einzelne angeordnet. Außer den natürlichen und mensch lichen Gesetzen war endlich ein göttliches nothwendig, wo durch des Menschen übernatürliche Bestimmung, die ewige Seligkeit, geordnet und unfehlbar erreicht wird. Alle

*) Quaest. 68.

**) Quaest. 76—87.

natürlichen Gesetze beziehen sich zuletzt darauf, das Böse zu meiden und das Gute zu erreichen; sie erlauben jedoch Abänderungen und Verschiedenheiten, nach Maaßgabe der Zeiten und Völker. Nur sollen jene nicht leichtsinnig und nur dann vorgenommen werden, wenn wahrer und allgemeiner Gewinn daraus hervorgeht *).

Nachdem Thomas hierauf eine Entwickelung und Beurtheilung der gesammten alttestamentarischen Gesetzgebung gegeben hat, fährt er fort:

Das Gesetz des neuen Bundes ist hauptsächlich die Gnade des heiligen Geistes, eingeschrieben in die Herzen der Gläubigen; nächstdem (secundarie) aber das geschriebene Gesetz, welches das enthält, was zur Gnade vorbereitet und sich auf ihren Gebrauch bezieht. Nicht was geschrieben stehet, rechtfertigt den Menschen, sondern dies thut die Gnade des heiligen Geistes. Das neue Gesetz des heiligen Geistes konnte erst eintreten, nachdem Christus die Sünde hinweggenommen hatte; es wird, als vollkommen, dauern bis ans Ende der Welt **). Im alten Bunde sind die Gesetze des neuen Bundes bildlich, verdeckt vorhanden, etwa wie der Baum im Samen. Das alte Gesetz ist härter als das neue durch die Menge äußerer Vorschriften; das neue strenger durch die Forderung der Beherrschung aller Gemüthsbewegungen. Das neue Gesetz ist das der wahren Freiheit und führt am sichersten und schnellsten zur ewigen Seligkeit. Durch natürliche Kräfte kann der Mensch natürliche Wahrheiten erkennen,

*) Quaest. 90—96.

**) Quaest. 106—107.

Gutes erkennen und vollbringen; aber es fehlt ihm die höchſte Triebfeder alles Handelns in höchſter Verklärung, das heißt die Liebe; auch kann er ohne Gottes Gnade das ewige Leben nicht verdienen, oder erwerben, oder den durch die Sünde erlittenen Verluſt erſetzen *).

In der zweiten Hälfte des zweiten Theiles handelt Thomas von den drei theologiſchen und den vier Cardinaltugenden, ihren Gegenſätzen, den außerordentlichen Gaben Gottes, den Lebensarten und den Pflichten der Menſchen (status et officia). Der formale Gegenſtand des Glaubens iſt die Wahrheit ſelbſt, den materiellen Inhalt bildet das, was (der göttlichen Offenbarung halber) geglaubt wird. Die Erklärung und Feſtſtellung der Glaubenslehren gegen einbrechende Irrthümer iſt nothwendig, und vorzugsweiſe ein Geſchäft des Papſtes. Ihm ſteht es auch zu Kirchenverſammlungen zu berufen und deren Schlüſſe zu beſtätigen. Der Glaube entſteht durch die Gnade Gottes und nicht aus uns ſelbſt. Da der Menſch mittelſt ſeines natürlichen Lichtes gewiſſe Dinge nicht erkennen und durchdringen kann, ſo bedurfte er einer übernatürlichen Erleuchtung, welche man die Gabe des Geiſtes (donum intellectus) nennt. Sie iſt vorzugsweiſe ſpeculativ, richtet ſich auf das Erkennen, und ſteht in Verbindung mit der Gnade und dem Glauben. Wiſſenſchaft bezieht ſich vorzugsweiſe auf menſchliche, Weisheit auf göttliche Dinge.

Unglaube, negativ betrachtet, iſt mehr eine Strafe als eine Sünde; poſitiv als Widerſtand gegen den Glauben und als Trennung von Gott betrachtet, hingegen die

*) Quaest. 108. 109.

ſchwerſte Sünde. Obgleich der Irrthum der Juden geringer iſt, als der der Heiden, und das Irren der Ketzer minder umfaſſend als das der Juden, ſo ſind die Juden als Misdeuter der eingehüllten Wahrheit ſchlimmer als die Heiden, und die Ketzer als Verderber der vollen Wahrheit ſträflicher als die Juden. Heiden und Juden ſollen nicht zum Glauben gezwungen werden; Ketzer und Abtrünnige aber zur Erfüllung deſſen, was ſie verſprochen haben. Auch Kinder der Ungläubigen ſollen nicht wider Willen der Aeltern getauft werden; denn dies widerſpricht der natürlichen Gerechtigkeit und könnte den Glauben in Gefahr bringen *). Ketzer, welche nach der zweiten Aufforderung nicht zum wahren Glauben zurückkehren, ſind zu bannen und der weltlichen Gewalt zur Beſtrafung, ſelbſt mit dem Tode, zu übergeben; denn es iſt ein viel größeres Verbrechen, den Glauben zu verfälſchen, wovon das Leben der Seele abhängt, als falſche Münze zu ſchlagen, was blos den zeitlichen Verkehr ſtört. Abfall des Herrſchers vom chriſtlichen Glauben löſet die Pflichten der Unterthanen **).

Seine Anſichten über Staat und Politik hat Thomas in zwei Schriften niedergelegt: von der Herrſchaft und von der Erziehung der Fürſten. Doch bleibt es ſehr zweifelhaft, ob und in wie weit die erſte von ihm herrührt, denn Thomas ſtarb 1274 und Buch III, C. 19 iſt vom Tode Adolfs von Naſſau die Rede, der 1298 umkam. Doch bleibt der Inhalt beider Schriften lehrreich, weßhalb ich folgende Auszüge mittheile: Weil nicht jeder einzelne Menſch

*) Pars II. quaest. 1—12.
**) Quaest. 12, 57, 182.

(wie etwa das Thier) Alles ſelbſt erreichen, lernen, ausüben kann, was in den Kreis menſchlicher Thätigkeit und Beſtimmung fällt, ſo muß Einer dem Andern helfen, jeder aber eine beſondere angemeſſene Bahn einſchlagen *). Damit aber dies Zerſtreute, Auseinandergehende ſich nicht ganz auflöſe und verflüchtige, iſt eine zuſammenhaltende, das Gemeinſame hervorhebende Kraft und Leitung nothwendig. Dies erkennen wir an dem Baue und dem Zuſammenhange des Weltalls, den verſchiedenen Gliedern des Leibes und den Kräften der Seele. Der Einzelne gedenkt vorzugsweiſe ſeines eigenen Vortheils; die unentbehrliche heilſame Regierung bedenkt hingegen und bezweckt gleichmäßig den Vortheil Aller. Geſchieht dies nicht, ſo wirkt ſie tyranniſch und unheilbringend, mag nun die Gewalt in der Hand eines Menſchen, oder Etlicher, oder Aller ruhen.

Der Hauptzweck aller geſelligen Verbindung, nämlich Friede und Eintracht, läßt ſich beſſer durch die Herrſchaft eines, als vieler Menſchen erreichen. So herrſcht ein Herz über die Glieder des Leibes, eine Vernunft über die Kräfte des Geiſtes, ein Gott über die Welt. Wenn aber die Herrſchaft eines Einzelnen, ſobald ſie trefflich iſt, als die beſte Regierungsform erſcheint; ſo iſt umgekehrt die Tyrannei eines Einzelnen, aus ähnlichen Gründen, die ſchlechteſte und ſchädlichſte. Daher verjagten die Römer ihre Könige und bewirkten im Gefühl für das Gemeinſame und durch Thätigkeit für das Oeffentliche erſtaunenswürdige Dinge. Jede Mehrherrſchaft iſt aber der

*) De regimine principum opera, edit. Rom. Vol. XVII. S. 160. Lib. I.

Ausartung ebenfalls ausgesetzt und endet fast immer in Tyrannei.

Man soll Mittel auffinden, wie man die Ausartung der Monarchie in Tyrannei verhindere, oder diese zur Gerechtigkeit zurückbringe; wobei man aber nicht leichtsinnig verfahren, und lieber Manches ertragen, als sich der Gefahr aussetzen muß, durch unpassende Gegenmittel, oder übertriebenen Argwohn, den Tyrannen noch mehr aufzureizen, in ärgeres Verfahren hineinzudrängen, oder ihm einen noch abscheulicheren Nachfolger zu geben. Jedenfalls sind gottlose Mittel gegen Tyrannen, z. B. Mord, durch Christi Lehre verboten; man soll lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun, wie die Beispiele echter Märtyrer lehren.

In der Regel taugen die Einzelnen, welche sich mit Tyrannenmord befassen, selbst nichts, und ohne Zweifel ist es besser gesetzliche, formale Mittel dagegen aufzustellen und anzuwenden. Nicht Anmaßung der Einzelnen, sondern eine öffentliche Autorität soll dafür wirksam werden. Hat das Volk hierbei ein gesetzliches Anrecht der Wahl oder Einsetzung, so braucht es dem Tyrannen, der seine Pflichten nicht erfüllt, auch die Gegenversprechungen nicht zu halten, sondern kann ihn absetzen. So geschah es dem Tarquinius, dem Domitian. Findet sich gar kein menschliches Mittel gegen einen Tyrannen, so muß man Gott vertrauen und zunächst die eigene Schuld und Sünde vertilgen, damit die Plage und Strafe der Tyrannei durch Gott aufgehoben werde.

Ruhm und Ehre ist weder der alleinige Lohn, noch der ausschließlich angemessene Zweck des Herrschers; vielmehr müssen die Könige ihren wahren und höchsten Lohn von Gott erwarten. Je größer Thätigkeit, Tugend und

Verdienſt, deſto größer der Lohn und die künftige Seligkeit. Eine Tyrannei, welche der Menge verhaßt iſt, kann nicht lange dauern; denn Furcht gewährt nur einen ſehr ſchwachen Schutz, ja ſie führt oft zur rückſichtsloſen Verzweiflung. Gute Könige finden ſchon auf Erden reichlichen irdiſchen, ſowie inneren Lohn, Tyrannen hingegen die verdiente Strafe. Der König ſoll ſeinem Reiche vorſtehen, wie die Seele dem Körper und Gott der Welt.

Die geiſtliche Leitung, die Führung zum Himmel und zur Seligkeit iſt nicht den Königen, ſondern den Prieſtern und insbeſondere dem Papſte anvertraut, welchem alſo die weltlichen Herrſcher untergeben ſind. Umgekehrt war das heidniſche Prieſterthum dem Staate unterthan, weil es nur Irdiſches und Zeitliches bezweckte.

Bei Gründung eines Staats iſt weſentlich zu berückſichtigen *): gemäßigtes und geſundes Klima, Sicherheit, Fruchtbarkeit, Tauglichkeit zum Handel u. ſ. w. Kaufleute kann man aus einem Staate nicht ganz ausſchließen, da es kein Land gibt, welches alle Gegenſtände des Bedarfs und Verbrauchs ſelbſt erzeugte, oder entbehrliche Dinge nicht zur Ausfuhr darböte. Der Herrſcher bedarf zum guten Regieren eines bedeutenden eigenen Reichthums, damit nicht alles Erforderliche von den Unterthanen genommen werden müſſe; eben ſo bedarf er eines Schatzes für ungewöhnliche Ausgaben.

Eine despotiſche Regierung, welche nur das Verhältniß von Herren und Knechten übrig läßt, iſt verwerflich. In jedem Staate ſind Beamte nothwendig, welche wie Glieder zum Haupte paſſen müſſen. Bloß für Geld an-

*) Lib. II.

genommenen Beamten (mercenarii) liegt selten das allgemeine Wohl genügend am Herzen; für Lebenszeit, oder selbst für ihre Nachkommen verpflichtete Beamte (Grafen, Barone, Lehnsleute) sind davon verschieden. Festungen, gute Straßen, richtige Münzen, Maaß und Gewicht, Armenwesen, Gottesdienst u. s. w. sind Gegenstände der Sorgfalt und Aufmerksamkeit einer jeden Regierung.

So wie alle Dinge von einer ersten Ursache abhangen, so Regierung und Herrschaft zuletzt von Gott *). Es gibt viele Abstufungen der Herrschaft, von der über Thiere und natürliche Dinge aufwärts, bis zu der des Papstes, welche zugleich eine königliche und priesterliche ist, und jeder anderen weltlichen und geistlichen Herrschaft voransteht. Alle Herrscher sollen dem göttlichen Geiste nachfolgen, welcher erhält und beglückt. Wer hiervon abweicht, ist ein Tyrann, und sorgt schlecht zugleich für sich und seine Völker.

Weil die griechischen Kaiser die Kirche nicht gebührend schützten, übertrug der Papst seinem Rechte gemäß jene Würde auf die deutschen, und diese Einrichtung wird dauern, so lange sie der römischen Kirche für das Wohl der Christenheit nützlich erscheint.

In der zweiten Schrift von der Erziehung oder Belehrung der Fürsten **) heißt es: Ursprünglich waren die Menschen gleich und auf die Herrschaft über Fische, Vögel und andere Thiere angewiesen. Herrschaft der Menschen über Menschen ist nicht eine Sache der Natur, sondern

*) Lib. III.

**) De eruditione principum, ed. Rom. XVII. S. 226.

eine Frage der Schuld. Sie soll mehr gefürchtet als begehrt werden; obgleich man sie bisweilen nach Gottes Anordnung und zum Nutzen des Volks übernehmen mag. Sie ist oft von kurzer Dauer, mehr ein Dienst als eine Obrigkeit, gefahrvoll und lästig. Ein Herrscher erscheint zuletzt weniger frei, als seine Unterthanen: denn er soll Vielen, diese nur Einem dienen. Vor Allem thut ihm Weisheit noth, da bloße Macht nicht zum Ziele führt, in ohne löblichen Gebrauch zerstörend wirkt.

Ueber den Adel sind viele Irrthümer im Schwange. Niemand ist adelig um der Trefflichkeit seines Körpers willen, wenn sein Geist unadelig erscheint. Niemand ist adelig durch einen Andern, sowenig als er durch einen Andern weise sein kann. Niemand ist adelig durch Abkunft, denn von Adam her sind alle Menschen gleich adelig oder unadelig. Wir lesen nicht, daß Gott einen Menschen aus Silber erschaffen habe, von dem die Adeligen abstammten, und einen zweiten aus Koth, von dem die Unadeligen abstammten; alle Abkommen Adams sind Brüder. Wol aber können von demselben Stamme gute und schlechte Früchte kommen; jene mögen dann adelig, diese unadelig heißen. Wäre Alles adelig, was von einem Adeligen ausgeht, so müßten auch Läuse und andere Ueberflüssigkeiten, die von ihnen ausgehen, adelig heißen. Nur der ist adeliger als ein Anderer, dessen Geist sich tüchtiger und zu allem Guten geeigneter erweiset. Wer seinem Leibe, seinen Lüsten und Leidenschaften dient, ist in Wahrheit ein Leibeigener; der echte Adelige dient Gott und seinen Nebenmenschen, ist fromm und milde, herablassend und freigebig, und gedenkt mehr des Geistigen und Himmlischen, als des Leiblichen und Irdischen.

Es ist merkwürdig, daß in diesen politischen Schriften die Verschiedenheit des heidnischen und christlichen Priesterthums zwar nachgewiesen und das umfassende Recht des Papstes anerkannt ist, die übrigen Abstufungen und Organisationen der hierarchischen Welt aber mit Stillschweigen übergangen werden. Man könnte hierin vielleicht, neben dem Vorwalten des Monarchismus in jener Zeit, auch schon eine Hinneigung der Bettelmönchsorden zum Demokratischen erkennen. Unverkennbar spricht sich dieselbe wenigstens in der Betrachtung der Adelsverhältnisse aus. So reich sich dieselben im 12. und 13. Jahrhunderte auch ausgebildet hatten, so mächtig sie sich auch in vielen Abstufungen geltend machten, wird doch der Geburtsadel und seine politische Stellung verworfen, und nur dem Adel des Verdienstes Werth und Wahrheit beigelegt. Ein Beweis, daß diese Ansichten nicht erst (wie Manche wähnen) durch die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts in die Welt gekommen sind.

12) Johann Bonaventura. Er war 1221 geboren zu Bagnarea im Florentinischen, stieg im Franciskanerorden bis zum General, ward Cardinalbischof und starb 1274 *). So wie Thomas von Aquino in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Haupt der Dogmatiker war, so Bonaventura Haupt der ihnen oft entgegentretenden Mystiker. Ihm ist das theoretische Wissen dem Zwecke sittlicher Bildung untergeordnet, und er betrachtet die Liebe Gottes als das höchste Ziel aller vernünftigen Wesen. Die Seligkeit (so heißt es in seinem Wegweiser zu Gott)

*) Tirab. IV, 125. Ueber seine Verdienste im Orden s. Geschichte der Hohenst. III, 620.

iſt nichts Anderes als der Genuß des höchſten Gutes *). Da aber das höchſte Gut über jedem iſt, ſo kann er nur ſelig werden, wenn er auf geiſtige Weiſe über ſich ſelbſt hinaufſteigt. Niemand aber kann ſich über ſich ſelbſt erheben, ohne eine höhere Kraft, ohne Beiſtand Gottes. Das Gebet iſt die Vorbereitung zur Erhebung durch Gott, das Mittel um auf den rechten Weg zu kommen. Dann folgen drei Stufen der Erhebung: die erſte iſt die Betrachtung des Einzelnen, Aeußerlichen, Körperlichen und der ſich hier offenbarenden Spuren der Gottheit; die zweite iſt die Betrachtung unſeres, nach dem Bilde Gottes erſchaffenen Geiſtes; die dritte iſt die Betrachtung der göttlichen Natur ſelbſt. Aehnliches gibt die Betrachtung des Körperlichen, Geiſtigen und Göttlichen in Chriſtus; ähnlich iſt die dreifache Anſicht der Theologie. Die ſinnbildliche bezieht ſich auf das Sinnliche; die eigenthümliche (propria) auf die Erkenntniß (recte intelligibilia); die myſtiſche erhebt zu dem Uebermenſchlichen. So zeigt die erſte Betrachtung der Dinge nur Maaß, Gewicht, Zahl; eine höhere bedenkt Anfang, Fortſchritt und Ende; nach der dritten ſcheint Einiges nur zu ſein, Anderes zu ſein und zu leben, noch Höheres zu ſein, zu leben und zu erkennen. — Alle Erinnerung und Gedächtniß iſt nur ein zerſtückter Abſchein aus dem ewigen Sein, alles Erkennen nur möglich durch das Beziehen auf die ewige Wahrheit, alle Freiheit und Wahl begründet in dem Urguten und nur möglich in Beziehung auf daſſelbe. Erkenntniß iſt die Tochter des Gedächtniſſes, und aus beiden entſpringt die Liebe. — Das Licht der Natur und erlernter

*) Opera VII, 125.

Wissenschaft gab die erste Leitung: allein das eigene Innere mit Licht zu durchdringen, sich selbst zu durchschauen und zu verklären, das ist erst möglich durch Glaube, Liebe und Hoffnung, durch Christus, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Wer die Spuren der Gottheit in der Welt erkennt, steht in der Vorhalle; wer ihr Ebenbild in sich erkennt, steht im Tempel; wer durch höhere Erleuchtung Gott erkennt, steht im Allerheiligsten. Das Sein in Gott erkennen ist der niedere Grad, die Güte in ihm erkennen, der höhere; deshalb heißt es bei Moses: ich bin der ich bin; Christus aber sagt: Niemand ist gut, als der alleinige Gott.

Die menschliche Seele ist von Gott mit Unsterblichkeit begabt *); unvernünftige Seelen waren von Anfang an sterblich. Vernunft und Wille, oder Geist und Begier (affectus) sind verschiedene, aber nicht ihrem Wesen nach verschiedene Kräfte. Der freie Wille bezieht sich auf beides.

Auch eine Art speculativer Naturphilosophie findet sich bei Bonaventura: z. B. über die Natur des Lichtes, ob es körperlich und ein Ausfließen desselben anzunehmen sei **)? Ueber die Gestalt des Himmels, die Bestandtheile der thierischen Körper, die Gleichheit oder Verschiedenheit der Seele. Ueber Physiologie und Psychologie u. s. w.

13. Raymundus Lullus, geboren 1234 auf der Insel Majorka, ward nach einem wilden Leben plötzlich bekehrt und ein Schwärmer, besonders für die Bekehrung

*) Comment. in libr. Sentent. II, Diss. 19, 24.

**) Lib. II, Diss. 13—15.

der Ungläubigen. Auffallend iſt es, daß ein, freilich im ganzen unwiſſender, Schwärmer auf das äußerlichſte und bloß mechaniſche Mittel verfiel, Kenntniſſe zu erzeugen und zu mehren. Unter allen Werken Raimunds iſt nämlich keines berühmter geworden, hat mehr Erklärer und Verehrer gefunden, als die nach ihm benannte große lullianiſche Kunſt. Sie war ihrem Erfinder die Wurzel, der Grund, der Inbegriff alles Wiſſens; mit ihr ſollten alle nur möglichen Gedanken, Anſichten, Ideenverbindungen vollkommen verzeichnet und auf dem Wege der Form an die Hand gegeben ſein. Die Grundlage der lullianiſchen Kunſt iſt das nebenſtehende Alphabet, wobei Raimund vorausſetzt: daß die in der Tafel aufgeſtellten Fragen, Tugenden u. ſ. w. den Kreis des Einfachen erſchöpfen und durch die mannichfachſten Verbindungen derſelben, jede Idee u. ſ. w. zur Sprache gebracht werden müſſe. Außer den Verbindungen, welche die Tafel ſelbſt durch das Anreihen nach verſchiedenen Richtungen ergibt, werden die meiſten dadurch herbeigeführt, daß man die Buchſtaben als Zeichen der Subjecte, Prädikate u. ſ. w. betrachtet. Dann verknüpft z. B. eine Tafel zwei und zwei Buchſtaben BC, CD u. ſ. w., eine andere drei Buchſtaben und ſo fort. Endlich wurden die Buchſtaben auf dem Umfange eines unbeweglichen Kreiſes verzeichnet; innerhalb deſſelben bewegte ſich ein zweiter auf gleiche Weiſe bezeichneter, wodurch die Buchſtaben in die verſchiedenartigſte Verbindung kamen. Dieſe Verbindung, nach dem ausgedrückt, was die Buchſtaben bezeichnen, gab Sätze wie die folgenden: die Güte iſt groß, die Güte iſt verſchieden, die Güte iſt übereinſtimmend, oder: was iſt große Güte, wo iſt große Güte u. ſ. w. — Allerdings bringt dies

A	B	C	D	E	F	G	H	I	K
Prädikate: Absolute	Güte	Größe	Ewigkeit (Dauer)	Macht	Weisheit	Wille	Tugend	Wahrheit	Ruhm
Prädikate: Relationen	Verschiedenheit	Uebereinstimmung	Entgegensetzung	Ursprung	Mitte	Ende	Größe majoritas	Gleichheit	Kleinheit minoritas
Q Fragen	Ob utrum	Was	Woher	Warum	Wieviel	Wie quale	Wann	Wo	Auf welche Weise Womit
S Subjekte	Gott	Engel	Himmel	Mensch	Vorstellung	Empfindung	Princip d. Pflanzenreichs	Das Elementarische	Das Vermittelnde (Instrument, Auge)
V Tugenden	Gerechtigkeit	Klugheit	Tapferkeit	Mäßigkeit	Glaube	Hoffnung	Liebe	Geduld	Frömmigkeit
W Laster	Geiz	Gefräßigkeit	Wollust	Stolz	Verzagtheit	Neid	Zorn	Lüge	Unbeständigkeit

Verfahren eine etſtaunliche Menge Sätze zum Vorſchein, allein dieſe ohne Urtheil übereinandergeſtapelte, mechaniſch erzeugte Menge erſcheint um ſo unbrauchbarer und verwirrender, da die Beſtandtheile des Alphabets mit loſer Willkür nebeneinander geſtellt ſind, keineswegs das wahrhaft Einfache oder die höchſten Grundſätze enthalten, oder mit ſinnvoller Kunſt in eine ihrer Natur angemeſſene Wechſelwirkung gebracht werden.

Raimund ſchrieb eine Rhetorik, welche nicht bloß Regeln für beſtimmte Arten der Reden, ſondern (weil über Alles geredet werden könne und ſolle) zum größern Theil eine Art von tabelliſcher Encyklopädie enthielt. Wie oberflächlich und unzureichend dieſe aber iſt, zeigen folgende Beiſpiele. Die Tugend des Mannes, ſo heißt es daſelbſt, iſt, in ſeinen Geſchäften fleißig zu ſein und Vorſicht zu gebrauchen; die Tugend der Frau, die häuslichen Angelegenheiten zu beſorgen; die des Knaben, beſcheiden zu ſein und gute Anlagen zu zeigen; des Alten, im Rathe durch guten Rath zu gelten. — Die bürgerliche Philoſophie begreift drei Theile, ſowie drei richtige und drei verderbte Arten. Der erſte Theil bezieht ſich auf die Vernunft, daher entſtehen Philoſophen; der zweite auf den Zorn, daher Soldaten; der dritte auf die Begierde (cupiditas), daher Handwerker. Die drei richtigen Arten ſind: Monarchie, Ariſtokratie, Republik; die drei ausgearteten: Tyrannei, Oligarchie, Demokratie. Aus den Philoſophen durch die Vernunft werden Bürgermeiſter, Rathsherrn, Magiſtratsperſonen, Prieſter und Richter. Die Wiſſenſchaft der letzten theilt ſich in ſieben Theile: Herkommen, Gerichte, Sachen, Hypotheken, Teſtamente, Beſitz, Verträge. — Am Schluſſe ſeiner Rhetorik gibt Raimund eine

Rede, welche ihm nach Form und Inhalt für ein Muſter gilt und zwar über den Satz: die Accidenzen machen aus einen großen Theil von dem, was etwas iſt! Anziehender als Proben aus derſelben dürfte es ſein, das Weſentliche ſeiner Schrift: die Principien der Philoſophie, mitzutheilen *).

Auf grüner Wieſe, unter einem dichtbelaubten Baume, der von tauſend Stimmen der Vögel ertönte, fand ich die Philoſophie mit ihren zwölf Begleiterinnen, durch welche ſie beſteht, ohne welche ſie nicht iſt. Sie klagte, daß falſcher Wahn ſie für eine Feindin der Theologie ausgebe, und forderte ihre Begleiterinnen auf, nach der Reihe zu ſprechen. Da hub die erſte an: ich bin Forma, die Geſtaltende, urſprünglich, ohne Bedingung und Schranke. Ich gebe den Dingen das Sein und bilde mit der Materie die eine, allgemeine Subſtanz des Univerſums. In mir ruht, durch mich beſteht jedes Einzelne. Die Güte, Größe, Dauer, Macht, Wahrheit u. ſ. w. ſind einzelne Strahlen, in denen ſich mein Weſen abſpiegelt. Nichts iſt vergänglich an mir; was ſo erſcheint, iſt Wechſel und neue Bildung im Einzelnen durch neue Erzeugung. Ich bin die Gottähnliche, denn Gott iſt das Geſtaltende, Wirkende, nicht das Leidende. — Ich bin das Leidende, ſprach Materia, die zweite Begleiterin. Unbedingt unterwerfe ich mich dem Urquelle alles Bildens, dem Gotte, deſſen Werk ich ſchlechthin bin. Dadurch werde ich überall theilhaft der Größe, der Güte, der Vollkommenheit. Mein

*) In unſerer Darſtellung haben wir nur den Umfang verkürzt, und die Form zu verbeſſern geſucht; nicht aber am weſentlichen Inhalte etwas geändert.

Weſen vereinigt ſich mit dem Geſtaltenden zu einer Subſtanz, die unvergänglich und ewig iſt. — Die dritte hub an: ich heiße die Zeugende. Aus dem Urſprünglichen, Einen, erſcheint durch mich alles einzelne Daſein auf dreifache Weiſe. Zuerſt bin ich der Kraft nach vorhanden in der Subſtanz; dann trete ich durch die Kraft hervor in die Wirklichkeit; dann erhalte, nähre und vermehre ich das Wirkliche. Der Zeugenden ſtehe ich entgegen, ſprach die vierte, die Zerſtörende: denn durch mich iſt der Uebergang von allem Daſein zum Nichtſein, und dreifach bin auch ich vorhanden. Ruhend der Kraft nach ſchon im Samen, hervortretend bei Abnahme jeglicher Lebenskraft, ſiegreich beim Dahinſterben. Und wie die Zeugende neu belebt und hinwegführt zu einzelnem Daſein, ſo führe ich zurück zu dem großen Einen. Wechſelnd erſcheint Leben und Tod, feindlich wider einander geſtellt: wer aber unſere Herrin recht erkennt, wird einſehen, wie wir beide ihre Begleiterinnen ſein können und müſſen. — Ich bin die Elementariſche, ſagte die fünfte: vierfach iſt meine Geſtalt, aber tauſendfach wechſeln und verknüpfen ſich dieſe Grundbildungen. Das Feuer dringt zum Waſſer, es erwärmt, es verdampft, in Wolken trägt es die Luft, auf die Erde ſtürzt es hinab zu neuem Vereine. — Durch mich, die Pflanzenbelebende, wird den Pflanzen die Seele eingehaucht; beim ſtillen Hinſcheiden der einen trage ich ſie freundlich zur andern. Wie möchte eine auch nur ganz vergehen, da aller Leben in mir ruht, und ich ſie liebe und durch ihr Daſein wiederum nur ſelbſt bin. Eines allein vermag ich anzunehmen von den unendlich reichen, ältern Schweſtern, eines zu bilden, zu leiten: aber ich weiß in ſtillem Frieden, daß in der Wurzel alles Seins,

us der auch ich entſpringe, daß in Gott gleich groß iſt as unendliche Daſein, das unendliche Denken *). — Senſitiva bin ich, ſprach die ſiebente, durch mich entteht alles Empfinden, aber es ſpaltet ſich aus einem Mitelpunkte in viele Strahlen, damit man ſehe, höre, rieche, chmecke, fühle. Leiden und Thätigkeit ſind immer in mir u einer ruhigen Wirkung vereint. — Ich gehe aus von er Schweſter Senſitiva, ſprach die achte, und kann mich ie ganz von ihr trennen: Imaginativa iſt mein Name. Auch in mir wohnen urſprüngliche Kräfte, ja ch ſtehe höher als Senſitiva: denn ohne Bande und Einſchränkung geſtalte ich das von ihr Gegebene, verknüpfe Getrenntes, löſe Vereintes und bin ſo der Schweſter Forma, ie der Materia ähnlich. — Ich bin die Bewegende, ie neunte der Begleiterinnen, überall verbreitet und wenn auch nicht immer erſcheinend, doch der Kraft nach vorhanden. Jede einzelne Bewegung gehört zu mir, bezieht ich auf mein einiges Weſen, ſie ſei im Elemente, der Pflanze, im Empfinden, in der Phantaſie. Ich erſcheine bewegend und bewegt: das Schiff wird vom Winde durch die Fluthen getrieben, es ſcheint ſelbſt ruhig, im Schiffe bewegt ſich die Mannſchaft, der Steuermann gedenkt, wie er lenken möge, er fürchtet Gefahr, er hofft Rettung. Ueberall bin ich, unter vielfacher Geſtalt. — Wenn ich mich, ſprach die zehnte, zu den Schweſtern geſelle, welche im Menſchen als körperliche Kräfte wirken, ſo geht erſt ein höheres Ganzes hervor: denn ich bin die Geiſtige, Wiſſende, Verſtehende, unmittelbar entſproſſen aus

*) Est in tanto magnus per suum intelligere, quantum est magnus per suum existere. Vergleiche Spinozas Lehre.

göttlichem Wesen. Alles Geistige, Wissende, gehört zu einem einzigen Geistigen, Allwissenden: die Spaltungen entstehen scheinbar durch Vereinigung des einzelnen Geistigen mit einzelnen Körpern, damit so die tiefere Wurzel in mannichfachen Zweigen desto herrlicher erkannt werde. Meinem Wesen nach würde ich ohne Fehl erkennen: da ich aber nur ein Theil des Menschen, nicht seine unbedingte Herrscherin bin, so werde ich von ihm gelenkt und getrieben. Wo ich nicht zum Erkennen hindurchzudringen, die Zweifel nicht ganz zu lösen vermag, da wähle ich den Glauben; doch ist dieser nur zufällig in mir, das Wissen hingegen meine eigenste Natur. Richte ich meine Kraft und Thätigkeit auf Gegenstände, die Sensitiva oder Imaginativa mir bieten, so entsteht nur niederes Wissen von mechanischem und künstlerischem Bemühen, von sittlichem und unsittlichem Thun: das wahre höchste Wissen ist aber die Erkenntniß Gottes, und obgleich ich ihn nicht ganz zu erkennen vermag, da er unendlich ist und Alles in sich faßt, so kann und will ich doch ihm immer mehr angehören, da ich von ihm bin und nur durch ihn. — So wie meine Schwester zweifaches Wissen bildete, so ich, die Wollende, zweifaches Wollen: einmal geleitet durch Sinn und Einbildungskraft, zum Frommen oder auch zum Schaden des Körpers, dem ich inwohne; dann gerichtet zum höchsten Zwecke, zur himmlischen Liebe. Bald beherrsche ich die Erkennende, daß sie den gewünschten Gegenstand mir darstelle; bald bin ich wiederum durch sie bestimmt. Wenn wir beide in Eintracht dem höchsten Gute nachstreben, ist es schon offenbart. Die Erkennende kann in Trägheit versinken, nicht aber gleich mir sich zum Bösen wenden, wozu ich als Dienerin des Menschen oft

gezwungen bin, weil deſſen freie Wahl der göttlichen Gerechtigkeit erſt den Weg zur Beſeligung oder zur Strafe eröffnet. — Zu der Erkennenden und Wollenden geſelle ich, die zwölfte der Begleiterinnen, mich als die Erinnernde. Voran geht die Erkennende Neues erſchaffend, begreifend; in der Mitte ſteht die Wollende bald nach dem Neuen, bald zurück nach mir gewendet: denn ich ſammele die Schätze und halte ſie bereit zu jeglichem Gebrauche. Wenn wir drei im innigſten Verhältniſſe ſtehen, iſt nicht nur der Augenblick der Gegenwart und der Fortſchritt in die Zukunft aufs trefflichſte begründet; ſondern auch das Vergangene reihet ſich als Gutes an, Alles ein Einiges in ſteter Beziehung auf das unendliche Gute. — So ſprachen die Begleiterinnen der Philoſophie, und ich will das Gehörte verkünden, und wie zwiſchen ihr und der Theologie nie kann Friede und Eintracht ſein, wenn jene nur eine Magd heißen ſoll, wohl aber dann, wenn beide als Schweſtern zu einander kommen: denn Gott iſt das Ziel der einen, und der Gegenſtand der andern.

14) Heinrich Goethals

aus Muda bei Gent, geſtorben 1293, zeigte ſich als ein Mann von entſchiedenen philoſophiſchen Anlagen und großem Scharfſinne, welcher ſich beſonders in ſeinen Quodlibeten offenbart, wo Fragen ſehr mannichfaltiger Art, von den verſchiedenſten Seiten erörtert werden. Neben wichtigern Unterſuchungen kommen auch die folgenden zum Vorſcheine: Ob Paulus habe können vor ſeiner Bekehrung getödtet werden? Ob Jemand etwas höher verkaufen dürfe, als zum laufenden Preiſe? Ob man durch Wucher erworbenes Geld für Unterricht nehmen dürfe? Ob es einen Menſchen geben könne, der gar nicht lächerlich (risi-

bilis) ſei? Ob ein Kind, geboren mit zwei Köpfen, bei der Taufe zwei Namen erhalten müſſe? Ob Gott die Eva, ohne Zuthun anderen Stoffes, habe aus einer Rippe Adams ſchaffen können? Ob die Hölle im Mittelpunkte der Erde ſei? Ob ſich aus der Hoſtie Würmer erzeugen könnten? Ob Gott machen könne, daß ein leerer Raum ſei? Ob man immerwährende Renten kaufen dürfe*)? u. ſ. w.

In manchen von dieſen Aufgaben zeigt ſich das, was ich übertriebenen und geſchmackloſen Schmuck allzukühner Scholaſtik nannte, der am wenigſten Bedeutung hat, wenn er im Einzelnen und getrennt von dem Zuſammenhange mit irgend einem Ganzen vorgelegt wird.

So wie es aber einen zu blühenden Styl der Baukunſt des Mittelalters gibt, unbeſchadet der Grundformen und der Totalität des geſammten Gebäudes, ſo finden wir im Duns Scotus den untrennlichen Zuſammenhang eines ganzen Syſtems, verbunden mit den künſtlichſten Linien, Ausbeugungen, Arabesken und Verſchnörkelungen, ſo daß ſich mit ihm die ſcholaſtiſche Philoſophie des 13. Jahrhunderts, nach Beendigung ihres Kreislaufes, wiederum abſchließt.

15) Duns Scotus,

deſſen Geburtsort, trotz ſeiner Berühmtheit, unbekannt iſt, trat in den Franziskanerorden, lehrte am längſten zu Oxford und ſtarb 1308. Sein außerordentlicher Scharfſinn, vielleicht mit einiger Eitelkeit vermiſcht, verſenkte ihn in die größten Tiefen der Speculation, ſuchte zu alten Antworten neue Beſtimmungen hinzuzufügen, und fand in

*) Utrum liceat emere reditus perpetuos!

den allerfeinſten Unterſcheidungen und Gegenſätzen noch Inhalt und Stoff für die höchſte Wiſſenſchaft. Einige Andeutungen über den Inhalt ſeiner Werke und die darin behandelten Gegenſtände werden dies verdeutlichen.

In ſeinen, mit Bezug auf Ariſtoteles und Porphyrius angeſtellten logiſchen Unterſuchungen *), ſagt er: die Logik iſt eine Wiſſenſchaft, weil das, was ſie lehrt, durch Demonſtration erſchloſſen wird. Die Demonſtration iſt nämlich ein Syllogismus, der zum Wiſſen führt. Hieran reihen ſich Fragen folgender Art: Was iſt das Allgemeine, Univerſelle? Iſt es ein Ding (ens) und für ſich ſelbſt erkennbar? Hat es Eigenſchaften? Ruht es im Geiſte, oder in den Dingen? (in re). Iſt es die allgemein verbreitete, überall wirkende göttliche Macht? Wie unterſcheidet ſich Geſchlecht von Art? Inwiefern ſind viele Menſchen ein Menſch? Was iſt Verſchiedenheit? Wie unterſcheidet ſich Eigenthümlichkeit von Zufälligkeit? Muß das Eigenthümliche immer vorhanden ſein? Kann ein Accidens zu den Univerſalien gehören? Kann man von demſelben Dinge Eigenthümliches und Zufälliges ausſagen? Gibt es Subſtanzen und Theile der Subſtanzen? Iſt an dem Menſchen etwas Subſtantielles? Kann Entgegengeſetztes an demſelben Dinge vorhanden ſein? Bezeichnet ein Wort gleichmäßig ein Ding, dies mag vorhanden ſein oder nicht? — Im Allgemeinen anerkennt Scotus, daß die Vernunft vermöge ihrer unbegrenzten Empfänglichkeit Vieles aufnehmen und ſich aneignen könne, was ſie aus eigenen Kräften hervorzubringen nicht im Stande

*) Quaestiones in universam Logicam. Opera edit. Lugdun. Vol. I.

sei. In der Schrift: über den Ursprung oder das Princip aller Dinge, ward geprüft*): ob dies Princip nur ein Einiges sei, und die Mehrheit aus ihm ohne Veränderung hervorgehe? Ob Gott nothwendig erschaffe, und auch ein Geschöpf etwas erschaffen könne? Ob zu allem Geistigen ein Materielles gehöre? Ob die Seele von Gott, oder dem erzeugenden Menschen herstamme? Ueber den Sitz der Seele. Ueber Zeit und Bewegung. Ob die Zeit etwas sei, außerhalb der Seele des Menschen**).

In den meteorologischen Fragen und dem Commentar zur Physik des Aristoteles***) kommt viel Naturphilosophisches zur Sprache, über Natur, Kunst, Bewegung, Raum, Zeit, Leere, Theilbarkeit und Untheilbarkeit, Ewigkeit u. s. w. — Ist die Bewegung oder das Licht Ursache der Wärme? Stehen die vier Elemente in einem stets gleichen Verhältnisse zu einander? Ueber die Natur der Kometen, den Ursprung der Quellen und Flüsse, die Bewegung des Meeres, Blitz, Donner, Erdbeben. Ueber Sehen, Widerschein, Ursprung und Wesen der Farben, Regenbogen, Verdauung, Fäulniß u. s. w.

Ein Mann, der, wie Scotus, so große Anlage und Neigung zu den feinsten Entwickelungen der Metaphysik hatte, mußte dieser Wissenschaft den höchsten Werth zugestehen. Indem er jedoch dieselbe eigentlich nur Gott beilegte, blieb für die Menschen nur insofern ein Antheil übrig, als Gott sie damit begnadigte. Die Metaphysik beginnt mit Fragen und Zweifeln, bezweckt das Austrei-

*) Vol. 3.
**) Vergl. Kant.
***) Vol. 2, 3.

den der Unwiſſenheit und Verwunderung (admiratio) und ſucht an deren Stelle die Gewißheit zu ſetzen *).

Des Scotus Commentar zu den Büchern der Sententzen **) beginnt mit der ſkeptiſchen Unterſuchung: ob der Menſch zur Erreichung ſeiner Beſtimmung einer auſſerordentlichen Offenbarung bedürfe, die über ſeine Kräfte hinausgehe. Es wird gezeigt, daß ſich die Anſichten der Philoſophen und Theologen in dieſer Hinſicht widerſprechen. Jene ſucht Scotus nicht ſowol im Wege des Glaubens und Gefühls, oder nach Weiſe der Myſtiker, als durch dialektiſche Schlußfolgen zu widerlegen; wobei er unter andern darauf aufmerkſam macht: daß zufolge bloß natürlicher Erkenntniß, nicht immer Lohn dem Verdienſte folge.

Nach beiden Seiten hin werden zwar verſchiedene und entgegengeſetzte Gründe aufgeführt und (wie es damals nicht anders erlaubt und möglich war) die Theologie mit hoher Achtung behandelt. Indem aber die geſammte Form der Unterſuchung rein philoſophiſch gehalten, und der theologiſche Inhalt eigentlich nur auf dem philoſophiſchen Boden gleichſam ſuppletoriſch hingeſtellt wird, iſt der Totaleindruck, daß das dialektiſch Speculative durchaus das Uebergewicht habe: während bei S. Victor und Bonaventura der religiöſe Glaube vorherrſcht, und bei Thomas von Aquino das ſkeptiſche Element nur dazu dient, das Dogmatiſche zu Tage zu fördern. Ja in andern Schriften des Scotus ***) tritt eine höchſt merkwürdige, durchgrei-

*) Commentar zur Metaphyſik des Ariſtoteles IV. 17.

**) Vol. 5.

***) Theoremata, Collationes, Miscellanea, Vol. 3.

ſende Skepſis noch mehr hervor, und ſeine Lehre von der unbeſtimmten und unbeſtimmbaren Freiheit, ſowie das Vorwalten eines ſubjectiven Moralprincips mußten ebenfalls dazu hindrängen *). So ſchien nur der Weg zur Annahme des kirchlichen Glaubens, — oder auch zur Verwerfung deſſelben offen und vorbereitet. Denn wenn man gleich den Scotus nicht einen Skeptiker in dem Sinne nennen kann, daß das Verneinen überall vorherrſche **), führt doch die Kühnheit und Freiheit ſeiner Unterſuchung oft zum Zerſprengen der dogmatiſchen Bande. Ich ſtelle, als näher bezeichnende Proben, Einiges aus den Schriften des Scotus über Gott und Unſterblichkeit zuſammen ***): Wir können Geiſtiges nicht anders erkennen, als durch Aehnlichkeit mit dem Körperlichen, was uns bekannt iſt; — in welchem Satze ſich ſchon ein Uebergang zum Empirismus und Materialismus ausſpricht. — Durch natürliche Forſchung können wir das Weſen Gottes nicht erkennen oder ergründen; immer gelangen wir zur Subſtanz nur durch das Accidens der Kreatur. Man trachtet nach einer einfachen Erkenntniß des einfachen Weſens, kommt aber nicht über Zuſammengeſetztes und Verwirrtes hinaus. Eine nähere Kenntniß von Gott haben wir nur durch Unwiſſenheit und Verneinung ****).

---

*) Weil die Abſtraction zum Allgemeinſten, Unbeſtimmteſten fortgehen kann, hält man das Abſolut-Unbeſtimmte für das wahrhaft Unbedingte, für den Freiheitsbegriff ſelbſt. F. H. Jacobi's Werke II. 81.

**) Baumgarten-Crusius, de Theologia Scoti, vortrefflich, wie alle Schriften des Verfaſſers über die Scholaſtiker.

***) Miscellanea III. 456.

****) Per ignorantiam et negationem. Collationes III. 378.

Gott allein ist unveränderlich, deshalb kann man ihm allein Unsterblichkeit beilegen *); die Unsterblichkeit der vernünftigen Seele läßt sich nicht beweisen. Es gibt dafür wahrscheinliche Gründe, aber keine demonstrirende, ja nicht einmal nothwendige **). Die Unsterblichkeit ist uns nicht natürlicher, sondern nur wahrscheinlicher Weise bekannt. Die Auferstehung läßt sich weder a priori, noch aus einem dem Menschen inwohnenden Principe, noch a posteriori durch natürliche Einsicht darthun; — man kann nur durch den Glauben daran festhalten ***).

Allerdings baute Scotus sein System in solcher Weise auf, daß er dessen Rechtgläubigkeit vertheidigen konnte; er hielt es auch wol selbst für rechtgläubig, wie dies neuere und neueste Philosophen mit ihren Systemen ebenfalls gethan haben. Sobald aber die unantastbare Heiligkeit jedes Dogmas nicht mehr anerkannt wird, oder die Furcht vor der Kirche verschwindet, müssen aus der Schule und in der Richtung des Scotus ganz andere Ergebnisse hervorwachsen, als aus den Schulen der oben genannten Meister. Daher erhub die katholische Kirche den Thomas und Bonaventura, nicht aber den Scotus unter ihre Heiligen, daher entstanden ganz natürlich zwischen den Thomisten (Dominikanern) und Scotisten (Franziskanern) gar viele wissenschaftliche, durch Ordenshaß leidenschaftlich erhöhte Streitigkeiten. Hätte zur Zeit des Scotus ein Mann gelebt von der Kraft und dem Einflusse Bernhards von

*) Comment. ad lib. I. Sentent. Diss. 8, S. 706. lib. II. Diss. 17, quaest. 1. Theoremata III. 286.

**) Opera X. 28; XII. 839, 840.

***) Non tenetur nisi per fidem Opera X. 35.

Clairvaux; ſchwerlich wäre jener dem Schickſale Abälards entgangen.

Bei mancher Aehnlichkeit bleibt Scotus deſſenungeachtet von Abälard weſentlich verſchieden. Die angeblichen Ketzereien des Letzten gingen meiſt hervor aus einem lebendigen Gefühle, aus begeiſterter Verehrung des Alterthums, aus Abneigung gegen unbedingte Vorſchriften. Scotus hingegen ward auf dieſe Weiſe wenig oder gar nicht angeregt. Sein dialektiſcher Scharfſinn, der ihn da noch Verſchiedenheiten und Gegenſtände wichtiger Unterſuchungen, ſowie erheblichen Zweifels ſehen ließ, wo den Meiſten Hören und Sehen verging, diente allerdings bisweilen zum ſcheinbar wiſſenſchaftlichen Erhärten des Dogmatiſchen, was Andere lediglich als Wunder und Offenbarung bezeichneten. Der wichtige Lehrſatz: „nichts Geglaubtes widerſpricht den Schlußfolgen, welche ſich aus richtigen Grundſätzen ergeben“ *), forderte aber (in Uebereinſtimmung mit den ausgeſprochenen Grundſätzen über Syllogiſtik und Dialektik) für den Vernunftgebrauch ſo große Rechte, daß kaum ein Kampf gegen Manches ausbleiben konnte, was die Kirche als zu Glaubendes hinſtellte. Ueberhaupt mußte des Scotus anatomiſches, zerſetzendes, mikroſkopiſches Verfahren die natürliche und offenbarte Erkenntniß faſt gleich ſetzen und die organiſche Totalität des Kirchenglaubens aufheben. Sein oder Nichtſein deſſelben ſchien weſentlich von dem Willen und der Macht des dialektiſchen Meiſters abzuhangen. Freilich iſt dies ſehr verſchieden von dem flachen Unglauben der Unwiſſenheit, oder dem frechen

*) Nullum vero creditum repugnat conclusioni sequenti e veris principiis. Ad Sent. I. Diss. 3, quaest. 8.

Leugnen der Gottlosigkeit; natürlich aber kam man im Ablaufe der Zeit, von den Untersuchungen des Für und Wider in Hinsicht einzelner Kirchenlehren, allmälig zu einer strengen Kritik der biblischen Bücher und aller Dogmen, — ja zuletzt zu einem Leugnen der Persönlichkeit Christi. Dies und Aehnliches wurzelt zum wenigsten schon im Mittelalter, so sehr sich dieses auch entsetzt haben würde, wenn es Jemand zum Bewußtsein gebracht und ausgesprochen hätte. Ist aber das Kind erzeugt, so muß es zuletzt auch geboren werden, und nicht Bücherverbote, oder gar die Flammen der Scheiterhaufen, sondern das Licht der Wissenschaft und die Wärme des Glaubens bieten die rechte Erziehung und führen zur Wahrheit.

Die Schärfe der Kritik des Duns Scotus und sein Leugnen eines demonstrativen Wissens unsinnlicher und übersinnlicher Dinge mußte zum Sinnlichen und zur Empirie hindrängen. Doch blieb er, wie es ihm seine Virtuosität vorschrieb, meist bei dem Allgemeinen und Abstracten stehen, und hatte keine Wahlverwandtschaft zu eigentlichen Versuchen und Erfahrungen. Hierfür brach neue Bahnen sein Zeitgenosse

16) Roger Bakon,

geboren 1214 zu Ilchester in Somersetshire, Mitglied des Franziskanerordens, gestorben 1292 oder 1294. In seinem wichtigsten Werke, dem Opus majus lehrt er: Das Hauptmittel gegen Irrthum und Unwissenheit aller Art ist, sich nicht mit dem zu begnügen und dabei zu beruhigen, was hergebracht, angewöhnt und anerkannt ist. Wir müssen vielmehr selbst aufs Genaueste (obwol mit Bescheidenheit) forschen, damit wir Lücken ausfüllen und

Mangelhaftes verbessern. Dies ist der einzige Weg zur Wahrheit und Vollkommenheit.

Wir sind so entfernt diese Wahrheit bereits in allen Dingen zu erkennen, daß auch der Weiseste nicht einmal die Natur und Eigenschaften einer Fliege begreift, oder die Gründe anzugeben wüßte, warum sie diese Farbe und Gestalt, diese und nicht mehr, oder weniger Glieder hat u. s. w. — Weil nun der Mensch weit das Meiste, Größte und Schönste nicht weiß, ist es doppelter Unsinn, auf seine Weisheit stolz zu sein. Die Liebe zur Weisheit, die Philosophie, ist aber der göttlichen Weisheit keineswegs fremd, sondern in ihr eingeschlossen. Auch besteht die gesammte Entwickelung der Philosophie darin, daß der Schöpfer durch die Kenntniß der Geschöpfe besser erkannt werde, woraus hervorgeht, daß sie für Theologen und Christen nothwendig sei. Wir müssen in der Theologie philosophiren, und in der Philosophie vieles Theologische annehmen (assumere), damit klar werde, wie in beiden dieselbe Weisheit hervorleuchte. Die christliche Philosophie kann und soll mehr von den göttlichen Dingen wissen, als die heidnische, ja das ganze Gebäude gewissermaßen neu begründen und aufführen.

Es gibt zwei Wege, zur Kenntniß zu gelangen: das Argument und das Experiment, der Schluß und die Erfahrung. Auf jenem Wege erreichen wir wol ein Ziel, oder kommen zu einem Ende; aber nicht zu einer unzweifelhaften, beruhigenden Gewißheit, bevor die Erfahrung bestätigend hinzutritt. Leider ist aber der letzte Weg, die Erfahrungswissenschaft, den meisten Studirenden völlig unbekannt. Durch die Kraft der Wissenschaft (so schließt das Werk), welche Aristoteles dem Alexander einflößte, mit

dieſem die Welt übergeben. Das ſollte die Kirche bedenken, um gegen Ungläubige und Aufrührer Chriſtenblut zu erſparen, vor Allem aber wegen der künftigen Gefahren in den Zeiten des Antichriſts. Mit Gottes Gnade könnte man leicht dieſen Gefahren entgegentreten, ſobald Prälaten und Fürſten die Wiſſenſchaft beförderten, und die Geheimniſſe der Kunſt und Natur erforſchten.

Daß Bakon die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer grammatiſchen und geſchichtlichen Prüfung der heiligen Schriften anerkannte, verſteht ſich von ſelbſt; ja ihm blieb (bei aller Begeiſterung für die Natur) die höchſte Sittlichkeit ſo Zweck alles Strebens, daß er jede theoretiſche Wiſſenſchaft, welche damit in gar keine Verbindung trete, für nutzlos erklärte. Unbegnügt mit einer Entwickelung blos allgemeiner Begriffe von Natur, Kraft Weſen, Zeugung, Geſchlecht, Art, Thun, Leiden, Wirken, Einheit, Vielheit, Dichtigkeit, Leere, Raum, Körper, Geiſt u. ſ. w. ſtudirte er Mathematik, Phyſik, Optik, Phyſiologie mit raſtloſem Fleiße, und ward zugleich einer der größten Erfinder in ſeinem Fache. Denn was er z. B. über Brillen, Ferngläſer, Brenngläſer und Schießpulver ſagt, iſt ſo beſtimmt und deutlich, daß im Gedanken das Schwierigſte durch ihn überwunden erſcheint *).

In Wahrheit wollte Bakon dem ganzen Studiren

---

*) Jebb, Vorrede zum Opus majus. Henry, History of England, VIII. 199, 216, 288. Daß man um 1138 Brenngläſer kannte, ergibt ein Inventarium des Kloſters Weihenſtephan, wo es heißt: unus christallus, cum qua ignis acquirendus est a sole in parasceve. v. Hormayr, Taſchenbuch für 1836. S. 317.

eine andere und inhaltsreichere Richtung geben, und das veranlaßte wol den meiſten Anſtoß. Gerade das, worin Bakon irrte, ſein Glaube an Aſtrologie und den Stein der Weiſen, ward in jener mitirrenden Zeit nicht gerügt; die Andeutungen und Erfindungen, womit er der Entwickelung der Wiſſenſchaften vorausgriff, aber unbeachtet gelaſſen, oder misverſtanden. — Betrachten wir Roger Bakon im Verhältniſſe zu ſeiner Zeit, ſehen wir, welch Märtyrerthum ihm (ſowie ſpäter dem Galilei) um der Wiſſenſchaft willen bereitet ward, ſo dürfen wir ihn für einen ebenſo großen Geiſt und für einen reineren Charakter halten, als ſeinen Namensgenoſſen Franz Bakon.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hiſtoriſches Taſchenbuch.

Neue Folge.

Zweiter Jahrgang.

Digitized by Google

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Neue Folge.
Zweiter Jahrgang.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1841.

Digitized by Google

Inhalt.

		Seite
I.	Die Vitalienbrüder. Von Johannes Voigt.	1
II.	Randgloſſen eines Laien zum Euripides. Von Friedrich von Raumer.	161
III.	Über die Epochen der Geſchichtſchreibung und ihr Verhältniß zur Poeſie. Eine Skizze von Johann Wilhelm Loebell.	277
IV.	Italieniſche Diplomaten und diplomatiſche Verhältniſſe. 1260—1550. Von Alfred Reumont.	373
V.	Gutenberg und ſeine Mitbewerber, oder die Briefdrucker und die Buchdrucker. Von J. D. F. Sotzmann.	515

Digitized by Google

Es iſt gewiß, Menſchen und Völker werden nur das, was ſie ſind, durch die Kraft und den Geiſt, die in ihnen ſind, und durch die Natur oder Sinnenwelt, die um ſie iſt. Wol darf die Natur, wie Hegel ſagt, nicht zu hoch und nicht zu niedrig angeſchlagen werden; allein ſie vereinigt in ſich zu mächtige Gewalten, als daß ſie dem Geiſt erlaubten, für ſich eine Welt zu erbauen. Der Menſch iſt beſtändig darauf angewieſen, ſeine Aufmerkſamkeit auf die Natur zu richten, auf Meere und Ströme, auf Feld und Wald, auf Berge und Thäler. Die Thalebene feſſelt den Menſchen an den Boden; er wird abhängig von Grund und feſtem Eigenthum. Das Meer ermuthigt ihn zum Hinaus über das Beſchränkte; es ladet und lockt ihn zur Eroberung, zum Raube, zum Gewinne und zum Erwerbe. Hunger und Noth treiben zum Fiſchfange; tägliche Übung bringt täglich größere Geſchicklichkeit und Kühnheit; aus leichten Kähnen werden Schiffe, aus Fiſchern werden Seeleute. Das Meer, das Unbeſchränkte und Unendliche macht muthig und kühn; das eigenthümliche Seeleben entſchlägt ſich je mehr und mehr aller Abhängigkeiten vom heimatlichen Lande. Es werden fremde Küſten beſucht, bald zum friedlichen Um-

tausch mit deren Erzeugnissen, bald zum Raube dessen was der heimatliche Boden versagte. Da kommt es zu Kämpfen und Fehden mit den Eingebornen, der kühne Seefahrer wird tapferer Krieger; heute im Kampfe mit dem wildtobenden Elemente, morgen im Streite mit Feinden an fremder Küste, ist er gewohnt, das Leben leichthin aufs Spiel zu setzen. Die Errettung aus dem Meeressturme bringt neuen Muth und neue Freude am Leben, der Sieg über den Feind zugleich Ehre und Beute, und je öfter er solches bringt, um so mehr wächst der Reiz und die Lust zu neuen Versuchen. Das Seeleben verliert so bald unter Muth und Kühnheit seine elementarische Furchtbarkeit und das Raubgeschäft auf Seefahrten wird somit zum Ehrengeschäft. So finden wir schon in alten Zeiten die ciliciſchen Korsaren im ägäischen und ionischen Meere, so im Mittelalter an Skandinaviens buchtenreichen Küsten die kühnen Abenteurer der Vikinger und an der Spitze der Vikings-Flocke oder Vikings-Scharen die Seekönige, so nachmals an der Nordküste Afrikas die Raubscharen der Barbaresken, so in neueren Zeiten in Amerika die Flibustier u. a. Mehre Jahrhunderte hindurch wurden die Küsten Englands, Schottlands, Frankreichs und Spaniens durch die Raubzüge der skandinavischen Raubhelden in der Nordsee heimgesucht und selbst die baltischen Länder sahen nicht selten die skandinavischen Abenteurer an ihren Küsten landen.

Auch das nördliche Deutschland mußte sich Jahrhunderte lang durch wilde, gesetzlose Raubzeiten hindurchkämpfen. Wiederholt verbanden sich besonders in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die Hanseſtädte Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Wismar, Rostock, Stral-

ſund und mehre andere zur Vernichtung der Straßenräuber, und doch gelang es weder in dieſem, noch im nächſten Jahrhundert der vereinten Macht der Städte weder durch Waffe noch Geſetz das Räubergewerbe der Schnapphähne in den nachbarlichen Landen zu vertilgen. Stand doch noch in den erſten Jahrzehnden des funfzehnten Jahrhunderts ein Herzog Emil von Braunſchweig, von der Hölle genannt, als großer Straßenräuber weit und breit gefürchtet, mit an der Spitze einer mächtigen Räuberbande, die dem Kauffahrer auf allen Straßen auflauerte. Vermindert ward nun zwar durch die Bemühungen der vereinten Hanſeſtädte das Raubweſen auf dem Lande; allein dies hatte nur den Erfolg, daß die vertriebenen Raubgeſellen ſich jetzt in größeren Haufen auf die offene See warfen und die Zahl der Seeräuber bald ſehr bedeutend zunahm. Schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zeigten ſie ſich den Hanſeſtädten ſehr furchtbar und im Jahre 1377 durchſtreiften ſie ſchon die Oſtſee in Haufen von vierhundert Mann und vermehrten ſich noch von Tag zu Tage. Schiffe und Kaufgüter wurden, wo ſie ſie fanden, aufgegriffen und die Schiffsmannſchaften gefangen genommen. Man faßte daher damals ſchon auf einer Tagfahrt der Hanſeſtädte zu Lübeck den Beſchluß: es ſollten Schiffe, die man Friede-Schiffe oder Friede-Koggen nannte, von den Hanſeſtädten ausgerüſtet und in die See geſandt werden, um dieſe von den Seeräubern zu ſäubern. Zur Beſtreitung der Koſten ſollte man von den Kaufgütern der Handelsſchiffe eine beſtimmte Abgabe, der man den Namen Pfundzoll gab, in allen Häfen der Hanſeſtädte erheben. Derſelbe Beſchluß ward auch im nächſten Jahre auf einer Tag-

fahrt zu Stralsund erneuert. Lübeck, das Haupt der Hanse, übernahm die Ausführung und verwandte darauf sehr bedeutende Summen, die es sich von den andern Städten durch das Pfundgeld wiedererstatten ließ. Auch Stralsund rüstete zu dem nämlichen Zwecke mehre Friedeschiffe aus. Allein nicht überall war unter den Hanseſtädten gleicher Eifer. Wo man von den Seeräubern bisher noch weniger Gefahr und Schaden erlitten, sträubte man sich mehre Jahre lang, den Handel mit der neuen Auflage zu beläſtigen. So mußten z. B. die preußischen Städte, namentlich Elbing, wiederholt von Lübeck und Stralsund zur Leistung und Einsendung des Pfundgeldes gemahnt werden, und als im Jahre 1380 auf einer Tagfahrt zu Rostock die beiden ebenerwähnten Städte es wieder übernahmen, zur Säuberung der See vier große Schiffe und zehn sogenannte Snycken oder kleinere Fahrzeuge auf gemeinsame Kosten der übrigen Städte auszurüsten und in der See eine Zeitlang zu unterhalten, waren diese letzteren wiederum nicht alle unter einander einig, ob es nöthig sei, so bedeutende Kosten zu diesem Zwecke aufzuwenden, namentlich erklärten die Rathssendboten der preußischen Hanseſtädte auf einer Tagfahrt zu Wismar abermals, daß sie die Frage über die Nothwendigkeit solcher Maßregeln zur Befreiung der See erst den Rathsversammlungen ihrer Städte vorzulegen für rathsam fänden. So kam es auch im nachfolgenden Jahre auf einem Tage zu Rostock zu keinem festen Beschlusse und keinem einstimmigen Zusammenwirken; man warf es den preußischen Hanseſtädten tadelnd vor, daß sie bisher alle Bemühungen der Städte Lübeck, Wismar, Rostock und Stralsund zur Vertilgung des Übels verei-

telt und, durch eigennützige Rückſichten geleitet, alle Anerbietungen der übrigen Städte zurückgewieſen hätten.

Die Folge davon aber war, daß das verderbliche Übel immer wilder aufwucherte, die Zahl der Seeräuber von Jahr zu Jahr zunahm und Handel und Schiffahrt immer mehr beeinträchtigt und gehemmt wurden. Durch den leichten und oft reichen Gewinn gelockt, hatten ſich ſchon Scharen zu mehren Hunderten von loſen Raubgeſellen zuſammengefunden, die theils auf der See umherſchwärmten und jedes Schiff auffingen, theils hie und da an den Küſten dem ausſegelnden Seefahrer auflauerten. Es kam hinzu, daß auch die damaligen politiſchen Verhältniſſe der nordiſchen Reiche und insbeſondere die politiſche Stellung der Hanſeſtädte zu Dänemark und Schweden dem ſeeräuberiſchen Gewerbe in der Oſtſee in vieler Hinſicht ſehr förderlich waren. Nach Waldemar's III. Tod hatte bekanntlich ſein Enkel, der norwegiſche Prinz Olav, nicht ohne Widerſpruch unter Vormundſchaft ſeiner großen Mutter, der Königin Margaretha von Norwegen, den Thron Dänemarks beſtiegen. Um ihm die Krone, auf welche auch König Albrecht von Schweden Anſprüche erhob, mehr zu ſichern, hatte man den Oſt- und Südſee-Städten der Hanſe alle Rechte und Freiheiten beſtätigen müſſen, welche dieſe Waldemar'n unter den Bedrängniſſen ſeiner Regentſchaft abgedrungen hatten. Man hatte ihnen ferner auch den für ſie ſo wichtigen Beſitz der ihnen früherhin auf Schonen verpfändeten Schlöſſer Helſingborg, Falſterbo, Skanör u. a. zugeſtanden, in denen hanſiſche Hauptleute die Befehlshaberſchaft führten. Aber nicht ohne Eiferſucht ſah Margaretha auf die gewaltige Macht der Hanſe hin, die den Handel Däne-

marks schon fast ausschließlich in die Hände der Hansestädte gebracht hatte. Um so erwünschter kam ihr jede Gelegenheit, wodurch in irgend einer Weise das rege Handelsleben der mächtigen deutschen Städte beengt und gehemmt werden konnte. So fanden auch die Seeräuberscharen an den dänischen Küsten häufig Schutz und Sicherheit. Schon im Jahre 1381 wurden sie dort, aus der See von ihren Raubfahrten zurückkehrend, in mehre Schlösser aufgenommen und gehegt, um ihren Raub in die nahen Städte zum Verkauf zu bringen. Die Küsten Seelands boten ihnen zahlreiche Zufluchtsorte dar, von wo aus sie den ganzen Sund durchschwärmten und häufig auch auf Schonen landeten. An ihrer Spitze standen als Hauptleute Hennig von der Ost, Schwartzhaupt, Rambow und mehre andere. Es fruchtete wenig, daß im Sommer des genannten Jahres verschiedene Hansestädte einige Friedeschiffe dorthin sandten; denn wenn es auch glückte, das Raubschiff des Hauptmanns Rambow bei der Überfahrt von Helsingborg nach Seeland aufzufangen, den Hauptmann mit Enthauptung und zehn seiner Raubgenossen mit Ersäufen im Meere zu bestrafen, so trug dies für die große Zahl der Räuberscharen nur wenig aus.

Da aber auch jetzt noch unter den Hansestädten keine Einigkeit zu gemeinsamen Maßregeln herrschte und auch die Königin und der Reichsrath von Dänemark der Auffoderung, mit den Städten gemeinsam Friedeschiffe zur Säuberung der See auszurüsten, nicht Folge leisten mochten, so nahm man gern auf einer Tagfahrt zu Wismar im Jahr 1382 das Anerbieten einer Anzahl von Hauptleuten der Raubscharen an, mit den Hansestädten

einen Seefrieden bis zum Februar des nächsten Jahres abzuschließen. Er war, wie es scheint, durch den dänischen Kriegsrath vermittelt worden. Dänische Reichsgroße gelobten wenigstens Bürgschaft für die einzelnen Räuberhauptleute. Es wurde bestimmt, daß bis zu der erwähnten Zeit die Städte weder den Seeräubern, noch diese jenen irgend welchen Schaden zufügen sollten; wer gegen den Andern feindlich auftreten wolle, solle den Frieden vier Wochen zuvor förmlich auffagen. Die Seeräuber sollten ihre Auffagebriefe dann an den Rath zu Lübeck oder zu Stralsund, die Hanseſtädte dagegen die ihrigen an den dänischen Drosten Henning von Pudbus senden. Sonach wurde gewissermaßen das Seeräubervolk als eine Art von politischer Macht angesehen, mit der man einen Waffenstillstand abzuschließen kein Bedenken trug. Das Raubvolk hielt in der That auch Wort; es unterblieben in diesem Jahre alle räuberischen Feindseligkeiten. Welche Umstände die Piraten zu diesem Seefrieden zunächst bewogen haben mögen, ist unbekannt. Sie scheinen die Zeit der Ruhe aber nur benutzt zu haben, um mit dem Ablaufe derselben in verstärkter Zahl ihr Raubgewerbe in noch größerer Ausdehnung und mit verdoppeltem Eifer fortzusetzen. Sie schwärmten bereits im Frühling des Jahres 1383 in allen Gewässern der Ostsee in solcher Menge umher und fügten den Kauffahrern so bedeutenden Schaden zu, daß der Hochmeister in Preußen mit seinen Hanseſtädten beschloß, vorerst die Schiffahrt aus seinen Häfen ganz und gar einzustellen, bis die gefahrvollen Verhältnisse auf der See sich ändern würden. Stralsund sowol als Lübeck wandten sich daher jetzt von neuem an die preußischen Hanseſtädte um eifri-

gere Theilnahme an den Maßregeln zur Sicherstellung der Schiffahrt. Lübeck klagte, daß die Gefahren auf der See durch das immer zunehmende Raubwesen noch nie so groß gewesen und zu befürchten sei, daß sie noch immer höher steigen würden, wenn nicht zeitig kräftige Gegenmittel zur Vernichtung der Räuberscharen in Anwendung kämen. Man sah nun ein, daß es jetzt einer doppelt so großen Anzahl von Friedeschiffen bedürfen werde, um dem Kauffahrer auf der See wieder einige Sicherheit zu verschaffen. Auf einer Tagfahrt der Hanseſtädte zu Lübeck um Michaelis des Jahres 1383 wurde nun zwar auch, unter vielfältigen Klagen über den von Jahr zu Jahr zunehmenden Schaden des gemeinen Kaufmanns durch die Seeräuber von neuem über einen Plan zur Ausrüſtung einer Anzahl von Friedeschiffen berathschlagt und es wurde vorgeschlagen, die Hanseſtädte Preußens sollten ebenso wie andere Städte für ihren Theil zwei Friedekoggen mit vier Snycken und hundert Bewaffneten stellen. Da sich indeß auf der Tagfahrt auch der König Olav und ein Theil der Reichsritterschaft von Dänemark zur nachdrücklichen Beihülfe gegen das Raubvolk erbieten ließen, die Rathsſendboten aber zu einer solchen Verbindung mit Dänemark keine Vollmacht hatten, so mußte die nähere Bestimmung über den zu entwerfenden Plan bis zu einer andern Tagfahrt verschoben werden. Diese fand auch zu Ende des Aprils des Jahres 1384 zu Stralsund statt. Die Hanseſtädte Preußens lehnten zwar den Auftrag, selbst Friedeschiffe auszurüſten, von sich ab und erboten sich nur den andern Seeſtädten, im Fall sie solche Schiffe auf die See ausſenden würden, zu einer verhältnißmäßigen Beisteuer zur Deckung der

Kosten durch das Pfundgeld; sie erklärten sich auch entschieden gegen eine förmliche Verbindung mit Dänemark; allein sie kam auf dem genannten Tage dennoch zu Stande. Der Handel und die Schiffahrt der skandinavischen Reiche hatten in den letztern Jahren bei der starken Vermehrung der Piraten viel zu sehr gelitten, als daß nicht jetzt auch die Königin Margaretha ernste Maßregeln für nothwendig hätte halten müssen. Es erschienen daher als ihre Bevollmächtigten auf dem Tage der Drost und Reichshofmeister Henning von Pudbus, der Hauptmann Konrad Moltke und mehre andere Reichsräthe. Nach langen Verhandlungen wegen Ersatz des Schadens, den die Hansestädte aus mehren Schlössern Dänemarks durch die darin gehegten Seeräuber erlitten hatten, kam man gegenseitig darin überein: die Königin und die erwähnten Reichsräthe wollten die Städte zur Vertilgung der Seeräuber mit neun Schiffen und hundert Bewaffneten unterstützen, deren zwei die Königin, Henning von Pudbus ebenfalls zwei, Konrad Moltke drei und die übrigen die andern Reichsräthe ausrüsten und jedes mit zehn bis zwölf Wäppnern bemannen sollten. Würden die Städte erfahren, daß auf Schlössern in Dänemark noch Seeräuber Zuflucht fänden und gehegt würden, so sollten die Königin und die Reichsräthe, sobald die Städte eine Kriegsmacht aussenden und die Schlösser belagern würden, diese aufs kräftigste unterstützen. Gewännen sie die Schlösser, so sollten sie so lange in deren Besitz bleiben dürfen, bis ihre Kriegskosten gedeckt sein würden. Diese Foderung machten jedoch die dänischen Bevollmächtigten noch von der Zustimmung der Königin abhängig. Nachdem man sich auf

dieſe Weiſe mit den Dänen geeinigt, ward auf der Tagfahrt der Beſchluß gefaßt: auf Bitte der gemeinen Städte ſollten Lübeck und Stralſund zur Säuberung der See zwei große Friedeſchiffe mit zwei Snycken und funfzig Bewaffneten ausrüſten und bis Pfingſten in die See ſenden, die übrigen Hanſeſtädte ſollten ihnen nicht blos die Koſten durch Beiſteuern mit beſtreiten helfen, ſondern zugleich auch mit für den Schaden ſtehen, den man bei Verfolgung der Piraten zu Waſſer und Land erleiden könne. Die Städte Preußens erboten ſich jetzt ſogleich zu einer Beiſteuer von 1000 Mark.

Es gelang auf dieſe Weiſe, die See auf einige Zeit wieder mehr zu ſichern und das Raubvolk großen Theils zu verſcheuchen. Der gute Erfolg bewog die Seeſtädte, ihre Bemühungen auch im Jahr 1385 noch fortzuſetzen. Auf einer Tagfahrt zu Lübeck im Frühling dieſes Jahres übertrugen ſie die fernere Befriedung der See dem Hauptmanne und nachmaligen Bürgermeiſter von Stralſund Wulf Wulflam, der bisher über eins der verpfändeten Schlöſſer auf Schonen die Befehlshaberſchaft gehabt hatte. Man ſchloß mit ihm einen Vertrag, nach welchem er von den Städten ein großes Schiff und ſo viele Snycken und Schuten, als zu hundert Bewaffneten nöthig ſeien, erhalten ſollte, um damit die Seeräuber von Oſtern bis Martini zu verfolgen, wo er ſie nur irgend finden möge. Man ſicherte ihm ein Jahrgehalt von 5000 Mark zu, wofür er aber ſelbſt allen Schaden an Schiff und Mannſchaft und deren Beköſtigung tragen ſollte. Die Ausrüſtung der Schiffe und deren Bewehrung mit ſchwerem Geſchoſſe und Waffen übernahmen die Städte ſelbſt. Alles, was er an Beute den

Seeräubern abgewinnen könne, solle ihm allein gehören, was dagegen von dem den Seeräubern abgenommenen Raube dem fahrenden Kaufmanne einer Hansestadt erweislich zugehöre, solle an diesen zurückgegeben werden. Seeräuber, die er gefangen nehme, oder solche, die sie hegten, herbergten oder speisten, solle er ohne weiteres richten, d. h. mit dem Tode bestrafen, aber nicht mit Schatzung belegen, oder er solle sie an die Städte senden, damit diese über sie richteten. Jeden, der Seeräuber hause und hege oder sonst begünstige, solle er ebenso verfolgen wie die Räuber selbst, als in gleicher Schuld begriffen. Ohne Genehmigung der Städte solle er keine Seeräuber zu sich nehmen. Die Ausrüstung der dem Hauptmanne zu stellenden Schiffe und Fahrzeuge übernahmen zunächst die Städte Lübeck, Rostock, Wismar und Stralsund; die Kosten sollten durch das Pfundgeld gedeckt werden. Da die Königin von Dänemark und ihr Sohn König Olav die den Hansestädten verpfändeten Schlösser auf Schonen jetzt wiederholt und aufs dringendste zurückfoderten, die Städte dagegen die Räumung derselben standhaft verweigerten, so machte sich Wulf Wulflam zugleich verbindlich, auch seinerseits Alles aufzubieten, daß die Schlösser auch ferner noch im Besitze der Hanse blieben.

Der erwähnte Hauptmann durchstreifte nun fortan die See nach allen Richtungen, mit Ausnahme der Winterzeit, zwei Jahre lang, denn auch im Jahr 1386 ward er von neuem von den Hansestädten in Dienst genommen. Da sich mit ihm auch die vom Könige Olav zur Säuberung der See ausgesandten Friedeschiffe verbanden, so glückte es endlich je mehr und mehr, das Räubervolk

zu verscheuchen und zu vertreiben, denn auch an den Küsten von Dänemark und Norwegen fanden sie nirgends mehr Zuflucht, da Olav seinen Hauptleuten und Vögten den strengsten Befehl ertheilt hatte, den Piraten nirgendwo mehr Aufenthalt zu gestatten, sondern sie überall, wo man sie finde, einzufangen oder zu verfolgen. Es gelang somit, die Schiffahrt auf der Ostsee wieder so weit sicherzustellen, daß man für das Jahr 1386 nicht mehr für nothwendig hielt, ferner noch Friedeschiffe auf die See auszusenden, zumal da König Olav den Städten das eidliche Versprechen gegeben hatte, es über sich nehmen zu wollen, mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht die Schiffahrt durch den Sund völlig zu sichern. Freilich hatten die Städte diesen Erfolg mit bedeutenden Opfern erkaufen müssen. Es wurde im Jahr 1385 über die Kosten Rechnung gelegt. Lübeck allein hatte im Jahr 1383 auf die Ausrüstung der Friedeschiffe 3000 Mark verwandt; Stralsund schlug für zwei Jahre seine Kosten auf 5100 Mark an, die preußischen Städte hatten in zwei Jahren 1562 Mark zugesteuert und so im Verhältniß auch die andern Schwesterstädte der Hanse. Daneben trugen sie auch gerne den Schaden und die Kosten, welche andere Städte bei Verfolgung und Unterdrückung der Seeräuber gehabt hatten. Die Stadt Kalmar z. B. wurde zur Vergütung ihrer zu dem erwähnten Zwecke verwandten Kosten auf einige Zeit von der Zahlung des Pfundzolles in den Hansestädten befreit. Andere erhielten Entschädigung durchs Pfundgeld.

Hätte man nun noch einige Jahre mit gleichem Eifer die bisherigen Bemühungen zur gänzlichen Vernichtung der räuberischen Abenteurer fortgesetzt, so hätte es

um fehlen können, die See vielleicht für mehre Jahrhunde von dem Raubvolke völlig zu befreien, denn vom Jahre 1386 bis 1390 hört man selten noch eine Klage über Seeraub auf den hanseatischen Tagfahrten. Ein großer Theil der Seeräuber hatte sich aufs feste Land geflüchtet, theils in die Gegenden von Lübeck, theils ins Meklenburgische, wo sie auf den Heerstraßen nach Rostock und Wismar durch Auflauern und Beraubung des fahrenden Kaufmanns auf reichen Gewinn rechneten, und sie glaubten sich hier vielleicht jetzt um so sicherer, weil einige Jahre zuvor der Herzog Heinrich von Mecklenburg, ein äußerst eifriger Verfolger der Räuber und Diebe, der selbst mit eigener Hand eine große Menge derselben aufgehängt hatte, gestorben war. Ein anderer Theil des Raubvolkes hatte Zuflucht im Holsteinischen gesucht und fand sie auch bei den dortigen Grafen, die sie mehre Jahre lang hausten und hegten. Während diese Haufen als Straßenräuber den Städten Lübeck, Wismar und Rostock geraume Zeit viel zu schaffen machten, ließ sich König Olav mit den Hauptleuten einer Seeräuberschar, die sich auf der See bis zum Herbst des Jahres 1386 noch erhalten hatte, in Unterhandlungen ein, um mit ihnen, wie früherhin, einen neuen Seefrieden abzuschließen. Es erschienen als solche auf einer Tagfahrt zu Werdingborg, welche der König mit den Rathssendboten der Hanse hielt, Lüdeke Schinkel, Detlav Knut, Eler Rantzow, Konrad Hauenschild, Hennecke von Örtzen und einige Andere. Es kam wirklich wieder eine Art von Beifriede zu Stande, den die Räuberhauptleute den Königreichen Dänemark und Norwegen und dem gemeinen Kaufmanne der Hanse und diese dagegen auch ihnen angelobten, mit

der Bestimmung, daß er von dem Theile, welcher ihn nicht mehr halten wollte, vier Wochen zuvor aufgekündigt werden solle.

Da traten im Jahre 1389 in den nordischen Reichen Verhältnisse ein, welche das Raubwesen in der Ostsee von neuem in Schwung brachten und es noch weit furchtbarer machten, als es je zuvor gewesen. König Olav starb im Jahr 1387 im siebzehnten Lebensjahre. Die Regentschaft hatte seine Mutter Margaretha schon immer auch unter dem jungen Könige geführt; sie fügte jetzt nur noch den Namen hinzu und wurde zur Königin von Dänemark und Norwegen ernannt. Da aber Olav der letzte männliche Sprößling des uralten schwedischen Königsgeschlechts der Folkunger gewesen und mit ihm dieser Königsstamm ausgestorben war, so konnte Margaretha auch Ansprüche auf die Krone Schwedens erheben. Diese trug jetzt noch, schon seit dem Jahre 1363, Albrecht von Mecklenburg, Sohn der Schwester des Königes Magnus Erichsson; allein sie schien ihm nicht zu genügen. Schon vor Olav's Tod hatte er mit seinem Vetter, dem Herzog Albrecht von Mecklenburg, einem Sohn der ältesten Tochter des Königes Waldemar III., auf einer Tagfahrt zu Stralsund die Hansestädte um Hülfe angesprochen, um seine Anrechte auf den dänischen Thron geltend zu machen. Wie Margaretha jetzt auch sich mit dem Titel einer Königin von Schweden schmückte, so nahm nun auch Albrecht den eines Königes von Dänemark und Norwegen an und er hielt es für keine allzu schwere Aufgabe, „der Königin ohne Beinkleider, dem Mädchen der Mönche," wie er Margarethen in beleidigenden Scherzen nannte, die Kro-

nen der beiden anderen Reiche zu entreißen. Allein er hatte längſt den Haß der Schweden von Jahr zu Jahr immer mehr auf ſich geladen. Durch Begünſtigung der Deutſchen und Zurückſetzung der ſchwediſchen Reichsgroßen, durch Eingriffe in das Beſitzthum der Kirche und des Adels, obgleich ſie Zurückfoderungen früher angemaßter Krongüter betrafen, und durch verkehrte Maßregeln der Verwaltung hatte er im ganzen Reiche Liebe und Vertrauen verloren. Es trat daher im Jahr 1388 eine mächtige Partei des Adels gegen ihn auf, die im Beſitz der vornehmſten Schlöſſer und feſten Plätze des Reichs, der Königin Margaretha die Krone Schwedens anbot. Sie nahm ſie an; es kam zum Kampfe. Da ihn Albrecht aber meiſt nur mit deutſchen Hülfsvölkern führen mußte, ſo konnte er kaum anders endigen, als die Schlacht bei Falköping am 21. Sept. 1389 ihn entſchied. König Albrecht, ſein Sohn Erich und eine große Zahl von Edeln und Rittern fielen in der Königin Gefangenſchaft; da erſterer kurz zuvor geſchworen hatte, ſeine Schlafmütze nicht eher wieder aufzuſetzen, als bis er Margaretha überwunden und gedemüthigt habe, ſo ließ ſie ihm jetzt, als er gefangen vorgeführt wurde, zur Rache wegen der Prahlerei eine Narrenkappe aufs Haupt ſetzen und lud ihn höhnend zur Gevatterſchaft der Kinder ein, die ſie vom Abte zu Sora zu haben von ihm beſchuldigt worden war. Auf ihren Befehl ward er hierauf mit ſeinem Sohne auf das Schloß Lindholm auf Schonen gebracht, wo er in einem Thurme ſieben Jahre lang gefangen ſaß.

Der größte Theil Schwedens unterwarf ſich alsbald Margarethens Herrſchaft. Die Hauptſtadt Stockholm in-

deß und mehre Schlösser blieben im Besitz der Deutschen, deren Zahl sich unter Albrecht's Herrschaft außerordentlich vermehrt hatte. Der alte Groll unter den Deutschen und Schweden, der längst schon die Bürgerschaft Stockholms entzweit, kam nun zum Ausbruch. Siebzig, oder, nach andern Angaben, zweihundert der vornehmsten schwedischen Bürger, die den Deutschen verdächtig schienen, wurden die Opfer der furchtbarsten Wuth und starben unter unmenschlichen Martern. Stockholm ward hierauf vom Heere der Königin belagert. Hungersnoth sollte die Ergebung erzwingen. Da übernahmen es die Verwandten des gefangenen Königs, die Herzoge von Mecklenburg, an ihrer Spitze vor allen der Herzog Johann, die Hauptstadt zu retten und Albrecht's Partei in Schweden so viel als möglich aufrecht zu erhalten. Mit Beihülfe der Städte Rostock und Wismar ward eine Flotte ausgerüstet, um Stockholm zu befreien. Der Versuch indeß mislang, denn ein Sturm zerstreute sie und vernichtete einen Theil der Schiffe. Bald darauf jedoch erschien Herzog Johann mit einer neuen Flotte vor der Hauptstadt und es glückte ihm jetzt, sie von der Belagerung zu befreien und hinreichend mit Lebensmitteln zu versorgen. Da nun aber vorauszusehen war, daß zu dem langwierigen Kampfe mit der mächtigen Königin der drei nordischen Reiche die Kräfte der Herzoge von Mecklenburg und der Städte Rostock und Wismar auf die Länge nicht ausreichen, daß es bald an Geldmitteln, an Mannschaft, an den nöthigen Schiffen und andern Kriegsbedürfnissen gebrechen werde, so zwang die Noth, auf andere Mittel und Wege zu denken, um der Königin im Kampfe so viel als möglich gewachsen zu bleiben. Was

aber bot ſich da den beiden Städten leichter dar, als jene Seeräuberſcharen, die theils noch in der See umherſchwärmten, theils als Straßenräuber den Städten lange läſtig genug geweſen waren. Gab es ein wohlfeileres und zugleich gewandteres Kriegsvolk auf der See als dieſe kühnen Abenteuerer, ſobald man ihnen nur irgendwo Zuflucht und Behauſung geſtattete? Und hatte nicht gerade Dänemark durch ſeine Verbindung mit den Hanſeſtädten zur Vertilgung und Unterdrückung dieſer Piraten deren Erbitterung und Grimm gegen ſich am meiſten angeregt? Jeden Falls alſo ſchien dieſes Raubvolk das geeignetſte, um die Königin in unabläſſigen Angriffen und Einfällen in ihren an allen Seiten leicht angreifbaren Gebieten zu bekämpfen. Während daher die Schiffe von Roſtock und Wismar mit Herzog Johann von Mecklenburg noch vor Stockholm lagen, ließen die Behörden der beiden Städte ſowol in ihren eigenen als in den nachbarlichen Gebieten den öffentlichen Aufruf ergehen, „daß alle diejenigen, die auf Freibeuterei auf eigene Koſten, Gefahr und Gewinn gegen die Reiche Dänemark und Norwegen abenteuern wollten, um da zu rauben, zu plündern und zu brennen, zugleich aber auch Stockholm mit der nöthigen Zufuhr an Lebensmitteln und Bedürfniſſen zu verſorgen, ſich bewaffnet in Wismar und Roſtock einfinden möchten, wo man ſie mit Raubbriefen *) verſehen und ihnen die Häfen der beiden Städte zur Aus- und Einfahrt öffnen werde, damit ſie

*) „Stehlbriefe" nennt es die Chronik Reimar Kocks bei Detmar Chron. B. I. 494. Köhler Samml. der hanſ. Geſchichte ſpricht von „Geleit- und Beſtallungsbriefen."

dort ihren gemachten Raub bergen und nach Belieben verkaufen könnten.“ Zu gleicher Zeit ließ auch Herzog Johann allenthalben bekannt machen, daß er allen solchen, die auf die beiden genannten Reiche auf Abenteuer ausziehen würden, auch seine Häfen Ribnitz und Golwitz offen halten werde. Kaum war dieser Aufruf ergangen, als die alten Raubgesellen aus der See und auf dem Lande sich in bedeutenden Haufen in Wismar und Rostock zusammenfanden, um unter dem Schutze dieser Städte das altgewohnte Handwerk mit größtem Eifer fortzusetzen. An sie aber, die gewissermaßen den Kern eines neu aufzustellenden Räuberheeres bildeten, schloß sich in kurzem noch eine sehr große Anzahl brotloser und arbeitsscheuer Gesellen aus allen Gegenden des Nordens an, vorzüglich theils aus den mecklenburgischen und benachbarten Landen, theils auch aus Schweden, wo sich unter den wilden Wirren der Zeit und dem verheerenden Kriegsgetümmel immer Menschen genug fanden, die gern den Jammer und die Noth der Heimat mit dem abenteuerlichen, freien Raubleben auf der See vertauschten. So strömte je mehr und mehr eine ungeheuere Menge solcher Raubgesellen zusammen. „Es steht nicht zu beschreiben,“ sagt ein alter Chronist *), „was des losen und bösen Volkes zu Hauf lief aus allen Landen von Bauern und Bürgern, Hofleuten, Amtsknechten und anderem Volke, weil Alle, die nicht arbeiten wollten, sich bedünken ließen, sie würden von den armen dänischen und norwegischen Bauern reich werden.“ Weil es diesen Raubgesellen mit zur Bedingung für den ihnen zu-

*) Reimar Kocks Chron. a. a. O.

gesicherten Schutz gestellt war, Stockholm so viel als möglich mit Zufuhr und Victualien zu versorgen, und weil sie auch selbst gerne diesen ehrenhaften Zweck ihrer Seefahrten zur Schau trugen, so nannten sie sich Vitalienbrüder, nicht aber, wie manche geglaubt haben, deshalb, weil sie die Schiffe der Kauffahrer auf der See aufgefangen und ausgeplündert hätten, um in ihnen für sich Lebensmittel und Unterhalt zu suchen. Zuweilen findet man sie auch „Liekendeler", d. h. Gleichtheiler, Gleichbeuter genannt, weil sie den gemachten Raub oder den daraus gelösten Gewinn stets zu gleichen Theilen unter die Genossen einer Rotte oder Horde zu vertheilen pflegten. Über die Disciplin oder innere Verfassung dieser Raubgenossenschaften, wenn wir es so nennen dürfen, sind wir nicht weiter unterrichtet. Gewisse Gesetze und Ordnungen mögen wol unter ihnen stattgefunden haben, um eine Genossenschaft als ein Ganzes zusammenzuhalten. Wir wissen wenigstens, daß auch ferner noch, wie bei den schon früher erwähnten Räuberhaufen auf dem Lande sowol als auf der See Hauptleute an der Spitze standen, die mit dem Zügel des Gehorsams ihre Genossen in einer gewissen Zucht hielten und die Raubunternehmungen leiteten und ausführten.

Wir finden die Andeutung, daß man diese Vitalienbrüder gleich anfangs darauf angewiesen, nur die Lande und Leute der Königin von Dänemark durch Raub und Gefangenschaft zu befehden, um letztere dadurch zur Befreiung des gefangenen Königes Albrecht zu zwingen, und außerdem auch alle Diejenigen zu Wasser und zu Lande zu bekämpfen und aufzugreifen, welche die Königin durch Zufuhr von Lebensmitteln, Kriegsbedürfnissen und Mann-

ſchaft unterſtützen wollten, ſonſt aber keinen Kauffahrer auf der See in irgend einer Weiſe feindlich zu behandeln und zu berauben. Die Städte Wismar und Roſtock erließen daher im Sommer des Jahres 1391 wie an alle hanſeatiſchen Schweſterſtädte, ſo auch an die in Preußen mehre Warnungsſchreiben, worin ſie dieſe unter der Meldung der von ihnen zur Bekämpfung der Königin getroffenen Maßregeln ernſtlichſt erſuchten, den Seefahrer anzuhalten, die Königin in keiner Weiſe durch Zufuhr irgend einer Art zu ſtärken und überhaupt allen Handel und Verkehr mit Dänemark und Norwegen vorerſt völlig aufzuheben, auf die Gefahr hinweiſend, die widrigenfalls dem Kaufmanne auf der See von den Abenteurern drohe, denen ſie ihre Häfen geöffnet. Man nahm aber allgemein das anmaßende Verlangen und das ganze Verfahren der beiden Städte mit höchſtem Unwillen auf. Die Städte Preußens erwiderten ihnen: ihre Foderung dünke ihnen höchſt unbillig, der gemeine Kaufmann ſei in dieſen Verhältniſſen beider Theile Freund, mit ihrem Kriege habe er nichts zu ſchaffen; wie der fahrende Kaufmann bisher ungehindert Schweden, Norwegen und Dänemark zu Handel und Wandel beſucht, ſo habe auch Preußen ihm ſtets offen und frei geſtanden. Die beiden Städte möchten demnach dafür ſorgen, daß der Seefahrer aus Preußen fortan auf der See wie bisher ſicher und frei hin und wieder ſegeln könne und in ihrem Kriege auf keine Weiſe Schaden erleide. Und wie die Städte, ſo erklärte auch der Hochmeiſter des deutſchen Ordens dem Herzoge Johann von Mecklenburg: er müſſe es höchſt übel aufnehmen, wenn ſeine Städte Roſtock und Wis-

mar es wagen ſollten, den Handel Preußens nach Dänemark in irgend einer Weiſe zu ſtören.

Allein es fruchtete dies alles ſo wenig, als die Warnung der beiden Städte ſelbſt. Sie mochten das Raubvolk immerhin darauf hinweiſen, daß der Raubkrieg nur die Königin von Dänemark und deren Lande und Leute treffen ſolle; die wilden Raubgeſellen unterſchieden, nachdem ihnen die Zügel freigegeben waren, bald weder Freund noch Feind. Nur wer ſich vor ihnen als Bürger und Bewohner Roſtocks und Wismars, oder als Unterthan der Herzoge von Mecklenburg auszuweiſen im Stande war, fand bei ihnen Sicherheit und Schonung. Es ward ihr Loſungswort: „Gottes Freunde und aller Welt Feinde"; ſo oft ſie einem Kauffahrer auf der See begegneten, galt dies Wort zum Angriffszeichen. Die ganze Oſtſee ward im Jahre 1391 von dieſen Raubſcharen ſchon angefüllt und nach allen Richtungen hin durchſchwärmt. Wo ein Raubhaufe ein einzelnes Schiff erſpähte, wurde es eingeholt und gleichviel ob Freund oder Feind zur Beute beſtimmt und angegriffen. So kam es unter andern in dem ebengenannten Jahre zu einem heftigen Kampfe zwiſchen einer Schar Vitalienbrüder und der Mannſchaft eines großen Schiffes aus Stralſund, welches jene kapern wollten, obgleich ſie es als ein deutſches und nicht als ein däniſches erkannten. Diesmal indeß mußten ſie ihre Raubluſt bitter büßen. Es gelang der tapfern Mannſchaft von Stralſund nach einem äußerſt hitzigen Kampfe, den Feind zu überwältigen; über hundert Vitalienbrüder fielen in Gefangenſchaft. Man war in Verlegenheit, wie man dieſe Zahl von Gefangenen auf dem Schiffe ſo lange ſicher in Verwahrung halten könne, bis ſie dahin ge-

bracht würden, wo sie ihre Strafe erhalten sollten. Da so viele Ketten, Stöcke und Behältnisse, um die Raubgesellen darin einzuschließen und festzumachen, nicht vorhanden waren und man auch befürchtete, dem verzweifelten Volke könne es vielleicht einmal zur Nachtzeit gelingen, durch Erwürgen der Schiffsmannschaft seine Befreiung zu versuchen, so kam man auf den Gedanken, diesmal die Vitalienbrüder, so zu sagen, mit ihrer eigenen Münze zu bezahlen. Das Schiff nämlich auf der Heimkehr begriffen, hatte eine große Anzahl leerer Tonnen in Ladung. Man holte diese hervor, schlug durch den Boden einer jeden ein Loch, so groß, daß es den Hals eines Menschen umfaßte; dann steckte man in jede Tonne einen der Vitalienbrüder und schlug die Tonne wieder zu, so daß der Kopf außer der Tonne, der ganze übrige Körper sich innerhalb befand. Nachdem man auf solche Weise alle oder doch die meisten eingetonnt, wurden die Tonnen wieder wie gewöhnlich auf einander gestapelt und so die ganze gefangene Räubergesellschaft nach Stralsund gebracht, aber auch dort nicht eher aus ihren Tonnen befreit, als bis man sie auf Wagen an die Stätte führte, wo ihnen sämmtlich die Köpfe abgeschlagen wurden. Die Stralsunder wollten diese Art, die Gefangenen zu verwahren, von den Vitalienbrüdern selbst gelernt haben, die, wie man behauptet, auf diese Weise schon manchen Dänen gemartert und zu Tode gequält hatten.

Solche Strafe aber schreckte höchstens nur den, über welchen sie verhängt war, bis ihn das Todesbeil traf. Die Raublust der Vitalienbrüder nahm von jetzt mit jedem Jahre zu und mit ihr auch ihre Zahl, denn der reiche Gewinn, der den Abenteurern auf ihren ausge-

dehnten Raubfahrten nicht selten zu Theil ward, lockte immer mehre Genossen auf die offene See. Schon im Jahre 1392 war diese fast ganz von ihnen beherrscht. Den eigentlichen Mittelpunkt ihrer Raubherrschaft bildete die Insel Gothland, deren sie sich bereits bemächtigt hatten und wo sie theils an den festen Schlössern und Thürmen, theils in der sonst durch Handel und Verkehr so blühenden Stadt Wisby hinlängliche Zufluchtsorte fanden, um dort die geraubten Schätze in sichern Verwahrsam zu bringen und sich und ihren Schiffen in der Winterzeit oder wenn sonst die See keine Beute bot, ruhigen und sichern Aufenthalt zu verschaffen. Dort vermehrten sie die Zahl ihrer Schiffe durch Kaperei von Kauffahrteischiffen in dem Maße, daß sie nicht mehr allein in einzelnen Schiffen, sondern schon in kleinen Flotten in der See umherschwärmten. Der Rath von Lübeck erließ daher auch an die übrigen Hansestädte die Warnung, man solle den Kauffahrer wegen der außerordentlichen Zahl von Räubern, welche die See jetzt in allen Richtungen höchst unsicher machten, nicht ferner mehr allein, sondern nur in größerer Anzahl oder in Flotten auf die See aussegeln lassen. Danzig und andere preußische Städte hatten im Verlaufe des Jahres 1392 schon zu bedeutenden Schaden durch die Vitalianer erlitten, als daß sie sich nicht gerne zu dem gemeinsamen Beschlusse hätten vereinigen sollen: es solle forthin Niemand mehr in die See und namentlich durch den Sund segeln außer in Flotten von wenigstens zehn Schiffen. Wer diesem Beschlusse zuwider handle, er möge Inländer oder Ausländer sein, solle, sobald er preußisches Kaufgut bei der Ausfahrt gehabt habe, innerhalb fünf Jahren in kei-

nem Hafen des Landes wieder eine Ladung einnehmen dürfen. Ähnliche Beschlüsse faßte man auch in andern Hansestädten; in mehren, z. B. selbst in Lübeck lag die Schifffahrt lange Zeit darnieder; alle Handelsgeschäfte stockten. Die Folge davon war an mehren Orten eine außerordentliche Theuerung besonders derjenigen Handelsgegenstände, welche vornehmlich bisher im Seehandel mit zu den wichtigsten gerechnet wurden, wie Salz, Hering u. dgl. Die Schiffahrt nach Schonen war beinahe drei Jahre hindurch völlig unterbrochen.

Da aber der Raubgewinn auf der offenen See unter solchen Umständen für die einzelnen Räuberhaufen bald immer spärlicher und schwieriger wurde, so suchten sie nun häufig den Seeraub durch Küstenplünderung zu ersetzen. Nicht blos die Küsten Dänemarks und vorzüglich Schonens, wo sie sich bald der Stadt Ellnbogen oder Malmöe's bemächtigten, sie ausplünderten und dann niederbrannten, sondern auch die Küstengebiete von Norwegen, namentlich das durch seinen Handel damals so blühende Bergen wurden von ihnen heimgesucht, beraubt und verheert. Andere Scharen warfen sich nach Osten an die livländischen und esthländischen Küsten, wo ihre Zahl innerhalb zwei Jahren sich bis zu 2000 Mann vermehrte. Auf der Insel Ösel und im Gebiete von Reval landend, verübten sie wiederholt an den dortigen Bewohnern durch Raub und Mord solche Gräuel und erfüllten die Orte, wo sie räuberisch einfielen, durch die Gefangenen und durch die Beute, die sie hinwegschleppten, mit so viel Jammer und Elend, daß man sich endlich genöthigt sah, die Küsten, an denen sie landen konnten, beständig mit stark bewaffneter Mannschaft zu be-

wachen. Als Hauptleute ſtanden dort an der Spitze der einzelnen Raubſcharen Henning Manteufel, Zickow, Berkelink, Kraſeke, Küle, Marquard Preen, Olav Schutte, Heino Schutte, Arnold Stucke, Nicolaus Mylges u. A. Auch dort fand bei ihren Einfällen und Plünderungen Niemand Schonung und Gnade und ihre Zahl wuchs auch in jenen Gegenden dadurch ſehr bedeutend an, daß ſie alle loſen und liederlichen landflüchtigen Geſellen in ihre Raubſchiffe aufnahmen, weil es ihnen durch ſolche Flüchtlinge oft am leichteſten möglich ward, mit der Localbeſchaffenheit der Inſeln und der Küſten am beſten bekannt zu werden. Wie weit aber die Frechheit dieſer Menſchen und ihre Rückſichtloſigkeit auf Stand und Verhältniſſe in ihrem Raubgewerbe ging, erhellt auch daraus, daß mehre der ebengenannten Räuberhauptleute, namentlich Arnold Stucke, Nicolaus Mylges, Marquard Preen und einige Andere es ſogar wagten, den Biſchof Tordo von Strängnäs an den Seen bei Stockholm mit einem preußiſchen Kauffahrern geraubten Schiffe zu überfallen, und nachdem ſie Alles bei ihm ausgeplündert, ihn mit ſeinem Hofgeſinde gefangen nach Stockholm zu führen, wo er, an Händen und Füßen gefeſſelt, der Bewachung des Herzogs Johann von Mecklenburg überliefert wurde und ſo lange im Kerker ſaß, bis er durch ein bedeutendes Löſegeld ſeine Freiheit erkaufte. Als der Papſt Bonifaz IX. von dieſer Frevelthat und dem ganzen gottloſen Raubweſen Nachricht erhielt, erklärte er zwar die Hauptleute der Vitalienbrüder ſofort in den Bann; allein wie wenig Bedeutung dieſe Strafe für ſie hatte, ging daraus hervor, daß, als der Erzbiſchof Heinrich von Upſala vom Papſte den Auftrag erhielt, die Schuldigen vom

Bannfluche wieder freizusprechen, sofern sie die Kirche durch angemessene Spenden versöhnen würden, dieses Anerbieten von ihnen ohne weiteres zurückgewiesen wurde, denn was kümmerte es diese Raubgesellen viel, ob im Bann oder nicht im Bann!

Je mehr aber in wenigen Jahren dieses Raubwesen der Vitalianer an Ausdehnung und Furchtbarkeit zugenommen und allen Handel und Verkehr bereits völlig erdrückt hatte, um so mehr drängte sich den Hansestädten die Nothwendigkeit kräftigerer Maßregeln zur Unterdrückung des räuberischen Unwesens von allen Seiten her auf. Man ward freilich auch hierüber anfangs nicht recht einig. Die Hansestädte Preußens, die seit dem Jahre 1392 außerordentliche Verluste erlitten, fanden einen dreifachen Weg möglich; entweder nämlich man müsse den für die Hansestädte so höchst nachtheiligen Streit zwischen der Königin von Dänemark und den Mecklenburgern so bald als möglich beizulegen suchen und dies könne geschehen, wenn die Hansestädte sich darüber vereinigten, unter gewissen mit der Königin und den Mecklenburgern abzuschließenden Bedingungen Stockholm einzunehmen und zu besetzen, und gegen eine angemessene Geldsumme, die zur Bürgschaft gezahlt werden müsse, den König Albrecht aus der Gefangenschaft zu befreien; oder die Hansestädte müßten alle ihre Kräfte vereinigen und alle ihre Kriegsmittel aufbieten, um das Räubervolk in der See ganz zu unterdrücken und, wo man es finde, zu vertilgen; oder endlich, wenn dies beides nicht gelinge, so müsse die Schiffahrt und der Handel vorerst völlig eingestellt werden und vor allem der Handelsverkehr mit Dänemark und Norwegen gänzlich aufhören. Die Städte Preußens

legten diesen dreifachen Ausweg sowol der Königin selbst, als dem Rathe von Lübeck, dem ersten Vorstand der gesammten Hanse, vor. Erstere indeß ließ sich vorerst auf nichts weiter ein, die Freilassung des Königes wies sie geradezu zurück. Lübeck und Hamburg hielten auf die vielfältig von den übrigen Hansestädten, namentlich auch von den Städten der Süder-See an sie ergangenen Klagen über den außerordentlichen Schaden des seefahrenden Kaufmannes mit den Abgeordneten von Rostock und Wismar einen Verhandlungstag im Anfange des Februars 1393. Man verlangte von den letztern mit aller Entschiedenheit, daß sie nicht blos den vielfältigen Schaden, den sie durch ihre verderblichen Maßregeln veranlaßt, wieder vergüten, sondern auch mit Ernst dafür sorgen sollten, daß dem Unwesen in der See ein Ziel gesetzt und fernere Verluste verhütet würden. Sie antworteten indeß: sie ständen mit den drei Reichen wegen Befreiung des Königs Albrecht im Kriege; wenn nun in solcher gefahrvollen Zeit der fahrende Kaufmann hie und da Schaden erleide, so könnten sie dafür um so weniger einstehen, da sie ja gleich anfangs verlangt hätten, man solle dem Kaufmanne den Besuch der drei Reiche eine Zeitlang verbieten, weil dann gewiß auch eine um so schnellere Beendigung der Verhandlungen mit der Königin erfolgt sein werde. Die Foderung der Schadenvergütung glaubte man an die beiden Städte auch deshalb machen zu dürfen, weil sie selbst auch aus dem Raube der Vitalienbrüder, welchen diese in ihre Häfen gebracht, manchen Gewinn gezogen hatten. Allein alle Verhandlungen blieben ohne Erfolg. Auf die Anfoderung der preußischen Städte an Rostock und Wismar, daß sie doch vor

allen die den Vitalianern ertheilte Erlaubniß zum Seeraub zurücknehmen und ihnen ihr gottloses Unwesen ernstlich untersagen sollten, erwiderten sie blos: der verübte Schaden thue ihnen sehr leid und gerne möchten sie fernerem Ungemach, so viel sie könnten, vorbeugen; „aber da gibt es mancherlei Leute, die in unserem Kriege auf eigene Abenteuer fahren, deren wir nicht mächtig sind und denen wir auch nicht steuern können; auch sind da wol mancherlei Häfen in unserer Herren Landen, wo sie aus- und einsegeln, worüber wir ebenfalls keine Macht haben."

Es blieb vorerst nichts anders übrig, als vorläufig die Schiffahrt noch ganz einzustellen. Auf Ansuchen der Lübecker sollte blos den Schiffen, die eben schon befrachtet seien, erlaubt werden, auf ihre eigene Gefahr auszusegeln, jedoch ohne daß die Landesherrschaft oder die Städte sich des Schadens annehmen wollten, den sie auf der See erleiden könnten. Sonst sollte aber kein Schiff bei Strafe an Leib und Gut in die See auslaufen, bis andere Maßregeln zur Sicherheit getroffen seien. Man meldete von Lübeck aus auch dem Kaufmanne in Flandern, England und andern Ländern, daß die Fahrt durch den Oresund bei namhafter Strafe so lange untersagt bleiben solle, bis die Hansestädte darüber eine andere Verfügung bekannt machen würden. Diese neuen Maßregeln zur Zügelung der Raubhorden sollten auf einer großen und zahlreich besuchten Tagfahrt berathen werden, die im Anfange des Jahres 1394 in Lübeck stattfand. Außer den Rathssendboten und Abgeordneten fast aller Hansestädte erschienen auch mehre Räthe des Herzogs Johann von Mecklenburg und besondere Bevollmächtigte der

Städte Roſtock und Wismar. Es wurden zuerſt von Seiten der Hanſeſtädte Klagen auf Klagen über den ſchweren Schaden erhoben, den der gemeine Kaufmann bisher aus dem Lande Mecklenburg und den beiden Häfen von Roſtock und Wismar durch die große Zahl der Seeräuber theils ſchon erlitten habe, theils noch jeden Tag erleiden müſſe. Man verlangte darüber jetzt eine beſtimmte Erklärung von den Mecklenburgern, wie es mit der Vergütung dieſes Schadens gehalten werden ſolle. Sie antworteten: man möge ihnen nur vor allem von Seiten der Städte zur Befreiung ihres Königs Albrecht behülflich ſein, dann werde es unfehlbar deſſen erſte und angelegentlichſte Sorge ſein, den Städten und dem gemeinen Kaufmanne im Erſatze aller ihrer Verluſte nach allen Kräften gerecht zu werden; ſollte der König aber vielleicht durch den Tod daran gehindert werden, ſo erboten ſich die beiden Städte ſelbſt die Schadenvergütung über ſich zu nehmen. Auch die Mithülfe zur Befriedung der See durch ausgerüſtete Wehrſchiffe machten ſie von der Befreiung Albrecht's aus ſeiner Gefangenſchaft abhängig, weil allerdings ihnen ihre Verhältniſſe zu den Hauptleuten der Vitalienbrüder eine Theilnahme an der Säuberung der See, d. h. an einer Bekämpfung und Verfolgung derſelben auch nicht einmal füglich zuließen. Auf die wiederholte, dringendſte Bitte der Roſtocker und Wismarer um eine eifrige Verwendung bei der Königin und um Unterſtützung zur Befreiung des Königs und ſeines Sohnes erklärten ſich endlich die ſämmtlichen Hanſeſtädte zwar dazu bereit, durch eine Botſchaft an die Königin alles anzuwenden, um ſie wo möglich gegen eine glänzende Schatzungsſumme zur Freigabe der Gefangenen

zu bewegen, schlugen jedoch den Mecklenburgern das Verlangen, im Fall, daß die Königin die Freilassung schlechterdings verweigere, ihr alsbald Krieg anzukündigen, ohne weiteres ab. Auf diese bereitwillige Zusage erboten sich dann auch die Städte Rostock und Wismar: sie wollten in Betreff der Leute, die zur Hülfe ihres Herrn, des Königs, in der See seien, mit Treue und Fleiß aufs möglichste dafür sorgen, daß der Kaufmann aus Freundesland von ihnen nicht beschädigt und befehdet werde; sie hätten zwar bereits allen denen, die in ihren Häfen aus- und einsegelten, vordem anbefohlen, wollten es aber jetzt ihnen von neuem anbefehlen, daß sie dem Kaufmanne, der aus Freundesland in Freundesland segele, in keiner Weise Schaden zufügen sollten; wer gegen dies Gebot handele, solle für sich und sein Gut alles sichern Geleites in ihren Städten und Häfen verlustig erklärt sein. „Gott weiß es selbst", fügten die Mecklenburger endlich hinzu, „was wir gethan haben, um den König und seinen Sohn zu befreien, das ist wahrlich kein Übermuth, sondern unsere eigene Ehre und die bittere Noth haben uns dazu gezwungen und wir konnten es um unserer Ehre wegen nicht lassen."

Da man indeß wohl einsah, daß selbst in dem glücklichen Falle, wenn sich die Königin zur Freilassung des Königs gewinnen lassen werde, dadurch allein noch keineswegs eine Befreiung von der schweren Plage, die alles Leben im Handel und Verkehr auf der See erdrückt hatte, zu erwarten sein dürfte, so beschlossen die auf der erwähnten Tagfahrt versammelten Hansestädte die Ausrüstung einer ansehnlichen Seemacht, um dem Seehandel und der Schiffahrt durch Vernichtung der zahlreichen

Raubscharen wieder sichere und freie Bahn zu eröffnen. Man entwarf dazu folgenden Plan. Um die Vitalienbrüder und überhaupt alles seeräuberische Gesindel nach allen Seiten hin, wo es sich nur finde, zu verfolgen und zu unterdrücken, sollte eine große Anzahl bewaffneter Wehrschiffe auf die See ausgesandt werden. Dazu sollten ausrüsten Lübeck fünf Koggen, jede mit 100 tüchtigen Wäppnern, einer Schute und einer Snycke, Stralsund vier Koggen mit 400 Wäppnern, die Städte Greifswalde, Anklam, Wolgast und Demmin zusammen zwei Koggen mit 120 Bewaffneten, Stettin, Naugard, Gollnow, Garz, Greifenhagen, Damm und Cammin zwei Koggen mit 200 Wäppnern, Kolberg, Rügenwalde, Stolpe, Treptow und Wollin zwei Koggen mit 180 Bewaffneten; die Hansestädte Preußens sollten zusammen zehn Koggen mit 1000 Mann stellen, die von Kampen zwei Koggen und vier Rheinschiffe mit 300 Wäppnern, Dortrecht, Amsterdam, Harderwyk, Stavern und alle an der Süder-See gelegenen Städte zwei Koggen mit 200 Bewaffneten, die von Seeland vier Koggen mit 400 Wäppnern, die livländischen Städte endlich zwei Koggen mit 200 Wehrleuten. In jeder Kogge sollten unter hundert Wäppnern zwanzig gute Schützen und diese mit voller Waffenrüstung und starken Armbrüsten versehen sein. Über diese Rüstung sollten zuerst die versammelten Rathssendboten Bericht an die Räthe ihrer Städte bringen, diese dann aber ihre Gutachten bis vierzehn Tage nach Ostern an den Rath von Lübeck einsenden, damit von da aus die andern Städte benachrichtigt würden, woran sie sich zu halten hätten. Um Pfingsten sollten alle Städte ihre Koggen vollständig ausgerüstet

haben und namentlich die Wehrschiffe von der Süder-See aus Holland und Seeland sich fertig halten, mit der Kauffahrteiflotte aus Holland und England in den Oresund zu segeln, und dort die andern erwarten. Um die nämliche Zeit sollten auch alle Koggen der wendischen Städte, aus Preußen und Livland in gesammter Flotte auslaufen und so eilig als möglich in den Oresund zu kommen suchen, um sich dort mit den Wehrschiffen der Süder-See zu vereinigen. Wenn sich dann alles dort versammelt habe, sollte die ganze Flotte so lange bei den Wehrschiffen bleiben und den Befehlen der Hauptleute folgen, bis diese Urlaub zur weitern Reise geben würden. Man kam ferner auch in den Bestimmungen überein: jede Hanseſtadt solle ihre Kauffahrer, die durch den Oresund oder sonst wohin segeln wollten, anhalten, sich stets gehörig zu bewaffnen. Jeder Schiffer, Steuermann, Bootsmann oder sonst ledige Schiffsleute, die aus einer Hanseſtadt sich den Seeräubern zugesellen würden, sollten in allen Städten und Häfen der Hanse für vogelfrei gelten. Sollte eine der obenerwähnten Städte die von ihr gefoderte Hülfe nicht leisten wollen, so sollten deren Bürger und Kaufleute mit den andern Hanseſtädten keine weitere Gemeinschaft mehr haben, niemand ihnen etwas abkaufen oder verkaufen, sie auch selbst in keinen Hafen mehr einlaufen und da etwas aus- oder einladen dürfen zehn Jahre lang. Die Kosten dieser Wehrrüstung sollten durchs Pfundgeld gedeckt werden, welches man vorerst auf die Dauer eines Jahres von allen denen zu nehmen beschloß, die entweder nicht mit zur Hanse gehörten oder doch zur Ausrüstung dieser Wehre nichts beitrügen, dennoch aber seewärts Handelsgeschäfte betrieben. Über die

Erhebung und Höhe des Pfundgeldes ſtellte man genaue Beſtimmungen feſt. Hamburg ſollte für ein Jahr wegen der Koſten, die es aufgewandt habe und noch aufwenden müſſe, um die Elbe von räuberiſchem Geſindel zu ſäubern, von der Zahlung des Pfundgeldes frei ſein.

Dieſe Beſchlüſſe wurden alsbald von Lübeck allen Städten, deren Sendboten nicht auf der Tagfahrt gegenwärtig waren, mit der ernſten Weiſung mitgetheilt, daß man ſich ſtreng und genau an dieſelben zu halten habe. Man ſchrieb z. B. den fünf Städten in Pommern, welche Kolberg bei der Ausrüſtung der Wehrſchiffe unterſtützen ſollten: „man erwarte von ihnen und fodere ſie um des gemeinen Beſten willen ernſtlich dazu auf von großer Noth und Behuf, der in dieſer Zeit ſei, daß ſie nichts unterlaſſen würden, um den Kolbergern Beiſtand zu leiſten, denn welche von den fünf Städten dies nicht thue, deren Bürger ſollten nach der erwähnten Beſtimmung zehn Jahre lang aus jeder Gemeinſchaft mit der Hanſe verſtoßen ſein". Wären nun wirklich alle Städte, die bei dem Plane in Anſpruch genommen waren, den gefaßten Beſchlüſſen nachgekommen und hätte man einmüthig alle aufgebotenen Kräfte unter zweckmäßiger Leitung auf das feſtgeſtellte wichtige Ziel hin verwendet, ſo hätte gewiß mit einer Seemacht von 3500 Mann, die nach dem Plane aufgebracht werden konnte, ein ziemlich günſtiger Erfolg erwartet werden können. Allein auch jetzt wiederum waren die Städte unter ſich nicht einig. Die Hanſeſtädte Preußens, die für ſich allein beinahe ein Drittheil der ganzen Wehrmacht aufſtellen ſollten, erklärten: es dünke ihnen nicht rathſam, ſo große Koſten blos auf die Befriedung und Säuberung der See zu verwenden,

vielmehr ſcheine ihnen nothwendig, daß man zugleich mit ſolcher Seemacht alle Diejenigen, durch deren Schuld der ſeefahrende Kaufmann ſo bedeutende Verluſte erlitten, dazu zwinge, durch Vergütung des Schadens ſich den Städten gerecht zu erweiſen. Damit meinten ſie vorzüglich die Königin von Dänemark und die Städte Roſtock und Wismar. Dieſe ihre Anſicht meldeten ſie nicht blos den Bundesſtädten Lübeck, Hamburg und Stralſund, ſondern ſuchten für ſie auch die pommeriſchen Städte, namentlich Stettin und Kolberg zu gewinnen. Obgleich ſie indeß nirgends Anklang fanden, indem Stettin ſich ſtreng an die Beſtimmungen der Tagfahrt zu Lübeck halten zu wollen erklärte, und Kolberg erwiderte: ihr Herr, der Herzog, werde ſeinen Städten nur dann eine Wehrrüſtung erlauben, wenn dieſe nicht die Königin von Dänemark und deren Reiche, ſondern blos die Befriedung der See betreffe, obgleich ferner Lübeck, Hamburg und Stralſund alle Gründe aufboten, die preußiſchen Städte zu bewegen, zunächſt nur den auf der letzten Tagfahrt aufgeſtellten Zweck bei der Wehrrüſtung im Auge zu behalten, ſie auf die Gefahren und Nachtheile hinweiſend, die aus ſolcher Uneinigkeit der Städte für alle Bundesglieder zu befürchten ſeien, obgleich ſie endlich auch den preußiſchen Städten die Hoffnung gaben, man könne ſich ja, wenn ſich die Königin gerechten Foderungen nicht fügſam zeige, dann immer wegen einer gemeinſamen Verbindung gegen ſie noch näher berathen, ſo gelang es ihnen dennoch nicht, die Städte Preußens von ihrer Anſicht abzubringen, denn dieſe wieſen alles mit der Erklärung zurück: wolle man zuvor die bedeutenden Koſten auf die Wehrrüſtung verwenden und dann erſt eine Ver-

bindung der Städte gegen die Königin versuchen, so könnten leicht, wenn man sich über diese nicht vereinigen könne, die erstern ganz nutzlos und ohne Erfolg sein. Sonach trennten sich also die preußischen Städte von der Theilnahme an der Ausführung des entworfenen Plans. Lübeck indeß, Stralsund und die übrigen erwähnten Städte sandten ihre Wehrschiffe, wie verabredet war, gegen Pfingsten auf die See aus und es gelang ihnen wenigstens einigermaßen, die Schiffahrt für den Sommer dieses Jahres gegen die Raubscharen mehr zu sichern, wiewol bei der Verminderung ihrer Streitkräfte die erwarteten größern Erfolge der völligen Säuberung der See nicht erreicht werden konnten.

Mittlerweile waren auch die Königin und die Mecklenburger den Hanseſtädten mit versöhnlichen Gesinnungen näher getreten. Erstere erklärte den Städten offen, daß sie einen viel zu großen Werth auf deren Freundschaft lege, als daß sie nicht sobald als möglich den Frieden hergestellt sehen möchte; sie legte daher den Städten den Wunsch nahe, daß auf einer von ihnen veranstalteten Zusammenkunft durch sie eine Vermittlung zur Beilegung aller Mishelligkeiten mit den Mecklenburgern eingeleitet werden möge, und um die Städte um so mehr dazu zu gewinnen, erbot sie sich bereit, die Bemühungen derselben zur Vertilgung der Seeräuber und aller derer, die dem gemeinen Kaufmanne in irgend einer Weise beschädigten, verletzten oder beleidigten, mit Rath und Beihülfe nach allen Kräften zu unterstützen. Die Hanseſtädte nahmen dies Anerbieten gern an und bestimmten einen Berathungstag zu Helsingborg im Juli des Jahres 1394, um da die nähern Friedensbestimmungen, namentlich auch in

Betreff der Freilassung des gefangenen Königs Albrecht weiter zu berathen. Die Mecklenburger aber fanden es jetzt um so mehr in ihrem Interesse, noch vor dieser Verhandlung mit der Königin sich mit den preußischen Städten und dem Hochmeister des deutschen Ordens über die zwischen ihnen obwaltenden Mishelligkeiten auszugleichen, um an ihnen in ihrer Stellung zur Königin einen festern Halt zu gewinnen. Es kam daher ein Vertrag zu Stande, nach welchem Herzog Johann von Mecklenburg und die Städte Rostock und Wismar jenen das Versprechen gaben: man wolle den, dem von Freundesland nach Freundesland fahrenden Kaufmanne von ihren, nämlich der Städte und des Herzogs Leuten, also auch von den Vitalienbrüdern zugefügten Schaden an Schiff und Gut, soviel davon noch vorhanden oder darüber auszuforschen sei, ausliefern und vergüten. Um fernern Schaden zu verhüten, wollten der Herzog und die beiden Städte allen ihren Hauptleuten und allen denen, die in ihrem Kriegsdienste nach Stockholm oder sonst wohin die See befahren, überall verbieten, den von Freundesland nach Freundesland segelnden Kaufmann in irgend einer Weise fortan zu beschädigen bei höchster Strafe am Übertreter dieses Verbotes. Wer forthin den Kaufmann an seinem Eigenthum verletze, diesen Friedensvertrag breche und flüchtig werde, den sollten ihre Hauptleute verfolgen, aufgreifen und gefangen einbringen, um über ihn Gericht ergehen zu lassen. Da endlich in diesem Friedensvertrage alle solche, die von Freundesland nach Freundesland segelten, eingeschlossen sein sollten, nur mit Ausnahme der offenbaren Feinde des Herzogs und der beiden Städte, so schien damit wenigstens der erste Schritt zur

Herſtellung einer größern Sicherheit auf der See geſchehen zu ſein. Es hing freilich das Meiſte vorerſt noch davon ab, ob auch mit der Königin eine Ausgleichung gelingen, und ob die verſchiedenen, auf der Oſtſee noch wild und zügellos umherſchweifenden Raubhaufen der Vitalianer ſich jetzt noch viel um ſolche Verbote des Herzogs von Mecklenburg und ſeiner Städte kümmern oder ihr gewohntes Raubhandwerk nicht vielmehr nach wie vor fortſetzen würden.

Was das Erſtere, eine friedliche Ausgleichung mit der Königin anlangte, ſo fand der aufgenommene Verhandlungstag zu Helſingborg wirklich ſtatt und das Friedensgeſchäft ſchien einen glücklichen Fortgang zu gewinnen, denn in der Berathung über die wichtigſten Bedingungen wegen der Freilaſſung des Königs, wegen der von den Hanſeſtädten zu ſtellenden Bürgſchaft, wegen Beſtimmung einer Löſeſumme und wegen Beſetzung Stockholms verſtändigte man ſich jetzt, da darüber ſchon viele Verhandlungen vorausgegangen waren, ziemlich leicht. Allein bevor man über die weitere Ausführung der angenommenen Beſtimmungen noch ganz einig werden konnte, unterbrach ein zwiſchen Dänen und Deutſchen bis zu Mord und Todſchlag führender Zwiſt, in welchem ſelbſt der Bürgermeiſter von Stralſund Gregor Schwerting ein Opfer ſeines Eifers ward, die weitern Verhandlungen und es kam daher, da ſie erſt ſpäter wieder aufgenommen wurden, jetzt noch zu keiner Einigung. Was aber das Seeräubervolk betraf, ſo kümmerte ſich ein großer Theil gar nicht weiter um die politiſchen Streithändel zwiſchen den Monarchen und den Städten; ſie achteten weder Geſetze noch Verbote; „aller Welt Feinde", erkannten ſie

keinen weitern Herrn über sich an, als den sie sich selb
setzten. Wo Raub zu finden, war ihre Heimat und s
mit war es die ganze See. Viele kamen nie wieder i
die mecklenburgischen Seehäfen zurück und erhielten da
her auch nicht einmal Kunde von den dort ergangene
Befehlen und Verboten. Allerdings aber gehörten nicht
alle in diese Classe „des vermaledeiten und heillosen Volkes,
der Teufelskinder", wie ein Chronist die größere Zahl der
Vitalienbrüder bezeichnet.*) Es gab unter ihnen auch
solche, die nicht von der wilden und schonungslosen Raub-
und Raufluſt hingerissen, sondern vielmehr dem nächsten
Zwecke und der Bestimmung getreu, zu welchen sie den
Mecklenburgern ihre Dienste angeboten, gegen ihre Feinde
die Dänen den Kampf mit gerechtern Waffen führten.
Zu ihnen gehörte z. B. jener Hauptmann der Vitalien-
brüder Meister Hugo, von welchem die Geschichtschreiber
unter andern eine Kriegslist erzählen, die nicht wenig
dazu beitrug, den Namen der Vitalianer in respectvoller
Achtung zu erhalten. Da Stockholm nämlich auch gegen
den Ausgang des Jahres 1394 von den Dänen noch
eng belagert und ringsum eingeschlossen war und unter
den Bewohnern schon große Hungersnoth herrschte, so
mußten Wismar und Rostock, wenn nicht bald eine Über-
gabe der bedrängten Stadt an den Feind erfolgen sollte,
darauf denken, sie noch vor einbrechender starker Winter-
kälte so viel als möglich mit den nöthigen Lebensmitteln
zu versorgen. Es wurden zu dem Zwecke acht große
Schiffe mit allerlei Lebensbedürfnissen, Getreide, Früchten
u. dgl. befrachtet, mit einer hinlänglichen Mannschaft von

*) Reimar Kocks Chron. bei Detmar B. I. 497.

Vitalienbrüdern verſehen und die Führung derſelben dem Hauptmann Hugo übertragen. Da die Überfahrt wegen widrigen Windes nur langſam von ſtatten ging und die See bei plötzlich eintretender ſtarker Kälte in der Nähe der Küſte zufror, ſo war die Landung unmöglich und die Frachtſchiffe mußten demnach in einer gewiſſen Entfernung von Schweden auf der See liegen bleiben. Sie froren bald ein, weil die Kälte in wenigen Nächten an Heftigkeit außerordentlich zunahm. Da nun aber die Dänen die See dort überall beherrſchten, ſich auf dem Eiſe den feindlichen Schiffen ſchon mehr und mehr näherten und ſtürmiſche Angriffe auf dieſe zu befürchten waren, ſo mußte auf ein Mittel geſonnen werden, die Schiffe, denen das feſte Eis keine Rückfahrt mehr möglich machte, auf irgend eine Weiſe gegen den Feind zu retten. Hugo ſandte daher zur Nachtzeit auf der gefrornen See eine Anzahl ſeiner Vitalienbrüder ans Land in eine nahe gelegene Waldung, ließ dort eine bedeutende Menge Bäume und Geſträuch hauen und an die Schiffe heranſchleppen. Dies alles wurde dann rings um die Schiffe aufgethürmt und fort und fort mit Waſſer übergoſſen, ſodaß ſich auf dieſe Weiſe bald ein ſehr ſtarker Eiswall bildete, der die Schiffe von allen Seiten einſchloß und unangreifbar machte. Dennoch wagten es die Dänen, auf dem feſter gewordenen Eiſe ſich den Schiffen zu nähern und gewiſſe Sturm- und Wurfmaſchinen, die man Katzen nannte, anzurichten, um damit die Schiffe anzugreifen und zu vernichten. Da ließ eines Abends der Hauptmann in der Nähe der Schiffe, da wo der Angriff der Dänen zu fürchten war, das Eis in einer ziemlich bedeutenden Strecke einſtoßen. Das Gewäſſer

fror in der Nacht nur leicht wieder zu und wurde mit Schnee bedeckt. Als darauf aber am andern Morgen die Dänen, mit dem allen unbekannt, mit eiligem Ungestüm ihre Maschinen den Schiffen zum Sturme näher bringen wollten, brach plötzlich das dünne Eis unter ihnen ein und alle sanken in die Tiefe, während die Vitalienner zum Spott von den Schiffen ihnen zuschrien: Kas, Kas!*) Seitdem wagte es der Feind nicht mehr die Schiffe weiter anzugreifen; sie blieben ruhig liegen, bis bei eintretendem Thauwetter es ihnen möglich ward, mitten durch die umherschwärmenden Feinde in den Hafen Stockholms einzulaufen und die Stadt mit Lebensmitteln zu versorgen.

Gibt uns dieses Ereigniß ein rühmliches Zeugniß von dem ausharrenden und standhaften Muthe dieser Vitalienbrüder, so erhalten wir aus dem Jahre 1394 durch eine von ihnen ausgehende kirchliche Stiftung auch einen Beweis, daß noch nicht alles in ihnen der Weltlichkeit verfallen und auf blos weltliches Dichten und Trachten gerichtet war, und daß wenigstens in Einzelnen zuweilen noch ein frommer Gedanke erwachte. Zehn Hauptleute der Vitalienbrüder nämlich, Herr Rambold Sanewitze und Herr Bosse von dem Kalende, die sich beide Ritter nannten, und Arnold Stucke, Nicolaus Mylges, Marquard Preen, die wir schon früher kennen gelernt, ferner Hartwich Sedorp, Lippold Rumpeshagen, Heinrich Lüchow, Bertram Stockeled und Schiffherr Joseph, welche als Knappen bezeichnet werden, stifteten in einer Kirche Stockholms mit „guter Leute Hülfe" und aus ihren eige-

*) Wahrscheinlich: Katz, Katz! auf die Maschinen hindeutend.

en Mitteln eine ewige Messe Gott zu Lobe, zu Ehren es heiligen Kreuzes, des heiligen Blutes, S. Georgs, S. Gertrude und aller Gottesheiligen und dankten damit Gott, der Jungfrau Maria und allen Heiligen, daß die göttliche Gnade sie vor ihren Feinden beschirmt und bewahrt habe. Der Priester Johann Osterburg, dem die zu der Messe vermachten Almosen und Renten überwiesen wurden, erhielt für sein Lebelang die Verpflichtung, in den Meßgebeten des Königs Albrecht, aller der Seinigen, der Stifter der Messe selbst und aller derer zu gedenken, welche sie vermehren und verbessern würden mit Worten und mit Werken. *)

Nun schmachtete König Albrecht schon fünf Jahre lang in trostloser Gefangenschaft und noch eröffneten sich auch mit dem Anfange des Jahres 1395 noch wenig erfreuliche Aussichten zu günstigern Verhältnissen. Überall durchschwärmten die See noch zahlreiche Scharen des wilden räuberischen Gesindels, von allen Seiten her hörte man noch Klagen über Klagen wegen Raub und Mord, theils auf der See selbst, theils an den verschiedenen Küstenlanden, in die das Raubvolk einfiel. Man entwarf daher auch schon in den ersten Tagen dieses Jahres in Lübeck von neuem den Plan zur Ausrüstung einer großen Zahl von Wehrschiffen, um für den Verlauf des Sommers der Schiffahrt und dem Handel wenigstens wieder einige Sicherheit zu verschaffen. Allein die Städte Preußens, obgleich von Seiten Lübecks abermals zur Theilnahme aufgefodert, versagten auch diesmal wieder ihre thätige Beihülfe; sie erklärten auch jetzt wieder: es

*) Suhm Historie af Danmark. IV, 585.

dünke ihnen völlig unnütz, so bedeutende Kosten auf die Befriedung der See zu verwenden, bevor nicht auf einem neuen Verhandlungstage sämmtlicher Hanseſtädte ein feſter Plan zur Befreiung des Königs entworfen und mit kräftigem Ernſte ausgeführt werde. Nur wenn dies erſt gelungen ſei und man dann noch es für nothwendig finde, die See durch eine Anzahl von Friedeſchiffen zu ſäubern, verſprachen ſie mit ihrer ganzen Macht zu dieſem Zwecke den übrigen Städten zu Hülfe zu ſtehen. Die Befreiung Albrecht's galt daher vorerſt auch als das wichtigſte Ziel, welches zu erreichen man von allen Seiten mit Eifer und Fleiß bemüht war. Es ward als ein weſentliches Verdienſt des Hochmeiſters des deutſchen Ordens und der Städte in Preußen betrachtet, daß die Königin von Dänemark ſich durch die Gunſt und das Vertrauen, welches ſie dem Meiſter in ſo hohem Maße ſchenkte, nach manchen Verhandlungen auf die zuletzt zu Helſingborg entworfenen Bedingungen zu Albrecht's Freilaſſung geneigt finden ließ. Es wurde daher auf Lübecks, Roſtocks und Wismars dringende Bitte von ihm eine Tagesberathung zu Falſterbo eingeleitet, wo um die Oſterzeit in Anweſenheit der Rathsſendboten und Bevollmächtigten von Lübeck, Stralſund Greifswalde, der Städte Preußens, des Hochmeiſters, der Mecklenburger und der Königin die nöthigen Bedingungen zur Grundlage eines Vertrags feſtgeſtellt wurden, der bald darauf am Fronleichnamstage zu Lintholm wirklich zu Stande kam und worin im Weſentlichen beſtimmt ward: König Albrecht und ſein Sohn Erich ſollten von der Königin auf drei Jahre in Freiheit geſtellt werden, um während dieſer Zeit mit Letzterer eine Ausgleichung und Verſöhnung zu be-

wirken; erfolge dieſe nicht, ſo ſollten die ſieben Hanſeſtädte Lübeck, Stralſund, Greifswalde, Thorn, Elbing, Danzig und Reval dafür einſtehen, entweder den König und ſeine Mitgefangenen wieder in die Hand der Königin zu liefern, oder ihr eine Schatzungsſumme von ſechzigtauſend Mark Silbers zu zahlen, oder auch das Schloß und Gebiet von Stockholm frei und willig ihrer Gewalt zu übergeben. Stockholm ſolle deshalb ſofort dieſen Städten als Pfand in Beſitz und Verwahr überliefert werden, damit es dann bei ihnen ſtehe, die Stadt der Königin einzuräumen. Im erſten Falle ſolle der Friede noch neun Wochen, im zweiten noch ein Jahr und im letzten für alle Zeit beſtehen. Wer ihn aber binnen dieſer Zeit brechen und verletzen, oder den Handel und Verkehr beläſtigen und hindern werde, ſolle einem ſtrengen Gerichte unterliegen u. ſ. w. Die vier Städte Wismar, Roſtock, Wisby auf Gothland und Stockholm mußten ſich ausdrücklich verpflichten, ihre Häfen zu ſchließen und Niemanden ausfahren zu laſſen, der die Königin oder den Kauffahrer zur See beſchädigen könne. Stockholm ward bald darauf von den Städten beſetzt und ſtark bemannt. Die Befehlshaberſchaft über die Beſatzung erhielt der Hauptmann Hermann von Halle aus Preußen. Albrecht und ſein Sohn, ihrer Haft entlaſſen, durften ſich ſicher und frei nach Mecklenburg begeben, und Erſterer begab ſich gern dahin, weil er ſeinem Anrechte auf einen Theil dieſes Landes noch keineswegs entſagt hatte.

Durch dieſen Friedensvertrag aber ſtellten ſich nun auch die Verhältniſſe der Vitalienbrüder ganz anders. Da Stockholm nicht mehr belagert und keine Zufuhr an Lebensmitteln dorthin mehr nöthig war, da ferner auch

der König Albrecht und alle Gefangenen ihre Freiheit wieder erhalten hatten, so verlor das Raubwesen und Raubleben der Vitalienbrüder auch selbst den Schein einer gewissen Rechtmäßigkeit, den die Erlaubniß der Städte Rostock und Wismar zum Berauben und Plündern aller ihrer Feinde und Widersacher in gewisser Hinsicht dargeboten haben konnte, zumal nachdem jetzt diese beiden Städte jene Erlaubniß förmlich wieder zurücknahmen. So konnten also jetzt auch die Vitalianer nicht mehr wie bisher als Hülfsgenossen der mecklenburgischen Herren betrachtet werden; vielmehr galten sie fortan als offene Feinde alles Friedens, mit denen kein Waffenstillstand mehr abgeschlossen werden durfte. Es galt daher für sie, nunmehr einen Kampf auf Leben und Tod bis zu ihrer völligen Vertilgung.

Schon gegen Ende des April dieses Jahres hatten sich bedeutende Haufen von Vitalienbrüdern aus den Städten Wismar und Rostock, von einem Bruder des Herzogs Johann von Mecklenburg und einigen Rathsherrn aus Wismar geleitet, auf die See geworfen, um nach Gothland zu segeln und sich dieses Eilandes noch vor dem Abschlusse des erwähnten Vertrags und vor der Befreiung des Königs völlig zu bemächtigen. Der Rath von Rostock hatte dies verhindern wollen, allein die dortigen Haufen hatten den Wehrbaum gesprengt und waren mit Gewalt in die See ausgelaufen. Wahrscheinlich waren es diese Scharen oder doch ein Theil derselben, gegen welche zuerst Stralsund eine Anzahl Wehrschiffe ausfandte, um den Schaden zu rächen, den die Bürger und Kaufleute der Stadt so vielfach seit kurzem wieder von den Raubgesellen erlitten hatten. Das Glück begün-

stigte sie auf alle Weise; mehre von den Raubschiffen wurden übergesegelt, eine ansehnliche Anzahl von Vitalienbrüdern todt geschlagen und einmal dreißig, dann wieder sechzig und einmal wieder hundert derselben gefangen genommen. Die meisten dieser Gefangenen setzte man nachmals auf einen Pferdestall aus und gab ihnen blos Brot und Wasser oder dünnes Bier, bis sie starben oder an den Füßen völlig verlahmten. Viele von ihnen wurden auch geköpft, denn jede Todesstrafe ward an ihnen darum schon gerecht gefunden, weil es längst schon in den Statuten der Hansestädte festgesetzt war, daß jeder Seeräuber unerbittlich mit dem Leben büßen und keiner gegen eine erbotene Lösesumme wieder freigelassen werden solle. Bald darauf erschien zwar ein Hauptmann der Vitalienbrüder mit einer Anzahl seiner Genossen in der Nähe von Stralsund, um den Tod seiner Freunde durch Raub und Mord zu rächen; allein es glückte den Stralsundern, den Räuberhaufen zu verjagen und den Hauptanführer Moltke nebst mehren andern ebenfalls gefangen zu nehmen. Einige Zeit nachher rüsteten auch die Lübecker eine Flotte von zwanzig großen Hauptschiffen mit einer Anzahl anderer Fahrzeuge gegen die Vitalianer aus und ließen sie, mit starker Besatzung bemannt, unter dem Befehle von vier Hauptleuten bis nach Michaelis hin in der See hin und herkreuzen, so daß im Laufe des Sommers sich nirgends ein Raubschiff auf der offenen See erblicken lassen durfte.

Völlig gesäubert indeß war die See auch jetzt noch keineswegs. Noch im Sommer kam dem Hochmeister in Preußen die Nachricht zu, daß eine große Schar von Vitalienbrüdern sich um den jungen Herzog Albrecht von

Mecklenburg verſammeln ſolle, um die damaligen unruhigen Verhältniſſe und Streithändel in Livland zu einem Einfalle zu benutzen, den Orden aus dem Lande entweder völlig zu vertreiben oder doch auf alle Weiſe zu beläſtigen und zu bedrängen, und es mochte nur der ernſten Warnung des Hochmeiſters, welche dieſer eiligſt an den Herzog Johann von Mecklenburg, an die Städte Roſtock und Wismar und an den Meiſter von Livland ergehen ließ, zuzuſchreiben ſein, daß der Plan nicht zur Ausführung kam. Ferner lagen auch mehre Haufen von Vitalienbrüdern theils noch mit Geleits- und Sicherheitsbriefen von den mecklenburgiſchen Herren, theils auch ohne dieſe in den Scheeren vor Stockholm und ſie wichen von dort auch nicht, als bereits der Hauptmann Hermann von Halle die Stadt eingenommen und ihnen geboten hatte, die See zu räumen, weshalb er ſich genöthigt ſah, ſich von den Städten aus Preußen einige große Wehrſchiffe mit der nöthigen Mannſchaft zu erbitten, um das trotzige, gefährliche Volk mit Gewalt aus den Scheeren zu vertreiben. Da überdies auch die Engländer und Flamländer jetzt bei den Hanſeſtädten mit ſchweren Klagen über den Schaden auftraten, den ſie bereits von den Seeräubern in früherer Zeit erlitten und immer noch zu erleiden hatten, und da endlich auch die Königin Margaretha von Dänemark von neuem nachdrückliche Beſchwerden über die noch immer fortdauernden Beläſtigungen durch das Raubvolk theils bei den Hanſeſtädten, theils beim Hochmeiſter in Preußen erhob, beiden ihre Hilfe erbietend, ſofern eine neue Flotte von Wehrſchiffen zur Vernichtung des räuberiſchen Geſindels ausgerüſtet werden ſollte, ſo beſchloſſen die Rathsſendboten und Abgeordneten

r Städte auf einer Tagfahrt zu Lübeck im Herbst des ahres 1395, in der Sache ans Werk zu greifen. Man ntwarf den Plan zu einer abermaligen Wehrrüstung, ozu Lübeck zwei Schiffe mit 200 Mann, Hamburg ein Schiff mit 50 Mann, Stralsund ein Schiff mit 100 Mann, die Städte Preußens vier Schiffe mit 400 Wehrleuten, die livländischen ein Schiff mit 100 Wäppnern, Lampen und die Städte der Süder-See und von Holand und Seeland zusammen zwei Schiffe mit 200 Wehrleuten stellen sollten. Unter hundert Wäppnern sollten wieder dreißig gute Schützen und diese mit starken Armbrüsten bewaffnet sein. Jedes Schiff sollte noch von einer Snycke und einer Schute begleitet werden. Man setzte eine bestimmte Zeit fest, in welcher sich die sämmtlichen Friedeschiffe zu Drakör und dann zu Bornholm versammeln sollten. Man beschloß zugleich, daß auch diejenigen Vitalienbrüder, die in des Königs Albrecht Wehre gelegen und seit dem Friedensvertrage den Kaufmann auf der See nicht weiter beschädigt hätten, kein ferneres Geleit mehr genießen sollten, sodaß überhaupt keinem Vitalianer der Aufenthalt in der See ferner mehr gestattet werden solle. Diesmal nahmen bereitwillig die preußischen Städte eifrigen Antheil an der Wehrrüstung, denn jetzt fanden auch sie es rathsam und nothwendig, alle Mittel aufzubieten, um die See von dem Räubervolke zu reinigen. Um ihnen die Kosten der Rüstung zu erleichtern, ließ der Hochmeister durch alle Städte seines Landes eine Bürger- und Vermögenssteuer erheben, wozu außerdem auch eine neue Erhebung des Pfundgeldes von den einlaufenden Schiffen angeordnet wurde. Auch bei der Königin von Dänemark suchte der Meister für den

Zweck zu wirken, indem er sie von den Maßregeln, welche die Hanseſtädte durch Ausrüſtung von Friedeſchiffen auszuführen beſchloſſen, genau unterrichtete, zugleich bittend, daß auch ſie dieſe Maßregeln dadurch unterſtützen möge, daß ſie ihren Hauptleuten in den Oſterlanden den Befehl ertheile, die Seeräuber forthin nicht mehr ſo zu hegen und zu beſchirmen, wie nach dem, was er erfahren, bisher allerdings immer noch geſchehen ſei.

Als die Hauptleute der Vitalienbrüder die drohende Gefahr erkannten und bei dieſem Zuſammenwirken der Streitkräfte der Hanseſtädte, des Hochmeiſters von Preußen und der Königin von Dänemark je mehr und mehr einſahen, daß in der zwiſchen deren Landen liegenden See ihres Bleibens nicht mehr lange ſein könne, ſchien es ihnen rathſam, vorerſt ihren Raub in weiterer Ferne zu ſuchen, denn den Entſchluß, das Raubhandwerk ganz aufzugeben und in das friedliche Altagsleben zurückzukehren, ließ der Reiz des leichten und loſen Fehdelebens bei keinem zu. So ſammelte ſich noch im Herbſt des Jahres 1395 eine bedeutende Anzahl von Vitalienbrüdern in der Gegend von Wiborg. Sie mochten ſich für ſolche ausgeben, die in der Wehre des Königs Albrecht von Schweden geſtanden. Auf die Klage der Königin Margaretha ward dieſer deshalb von Lübeck aufgefodert, dafür zu ſorgen, daß von dem Volke weiter kein Schade geſchehe; allein er leugnete, daß dieſe Haufen je zu ſeiner Wehre gehört hätten. Von dort ſegelte eine große Schar nach Bergen hinauf, wo der bedeutende Handel ihnen anſehnlichen Gewinn verſprach. Unerwartet dort landend, erſtürmten ſie die Stadt mit leichter Mühe, Feuer und Schwert trieben den größten Theil der friedli-

chen Bewohner zur Flucht; alles wurde ausgeplündert und erst nachdem eine äußerst reiche Beute von Gold und Silber, Kleinodien und Kleidern, Hausgeräth und Fischen zu Schiffe gebracht war, zog das Raubvolk wieder von dannen und segelte nach Rostock und Wismar zu, wo sie beim gewinnsüchtigen Krämer bei den wohlfeilen Preisen ihrer Raubgüter immer noch vortheilhaften Markt fanden, denn es kümmerte, wie eine Chronik sagt, die Bürger dieser Städte wenig, ob das dargebotene Gut mit Recht oder Unrecht gewonnen sei.

Aber auch dort fanden die Raubscharen keinen sichern Aufenthalt mehr. Die Herzoge von Mecklenburg und die Räthe der beiden Städte wiesen sie mit strengstem Ernst aus ihren Häfen hinaus. Es theilte sich daher jetzt die große Schar in drei verschiedene Haufen. Der eine von ihnen, vierhundert Mann stark, segelte gegen Rußland hin und lief dort in die Nu oder in die Newa ein, wo ihm ein großer Raub zu Theil ward. Von dort wollten sie auf einem andern Wege zu Lande wieder rückwärts ziehen; allein es waren ihnen alles unbekannte Gegenden; keiner konnte die rechte Richtung finden; sie irrten auf der See hin und her; wo sie landeten, fanden sie undeutsche Leute, von denen sie nichts erfahren konnten, schlugen viele todt, beraubten sie ihrer Nahrungsmittel und ihres Viehes. Sie trieben sich dort in den Gewässern lange Zeit umher und erzählten nachmals von ihren Irrfahrten manche wunderliche Abenteuer, die uns die Chronisten überliefert haben. Unter andern berichteten sie: sie seien an das heilige Land gekommen, wo man unmäßig viel Volks gesehen; man habe gesagt, daß da die rothen Juden wären. Viele derselben hätten

sie am Ufer todtgeschlagen, aber ins Land zu ihnen ei zusprengen, habe man nicht wagen dürfen, denn ihr seien zu viele gewesen. Nicht weit von jener Gegen hätten sie wilde Menschen gefunden, die ganz mit Haa ren bedeckt gewesen seien. Nachdem das Raubvolk der lange in der Irre umhergezogen war, traf es endlich einen deutschen Menschen, der dorthin entführt worden war. Dieser zeigte ihnen an, welchen Weg sie einzu schlagen hätten, um nach der Richtung der Sonne die Heimat wiederzufinden. So kam endlich nach Jahresverlauf die Hälfte der Raubgesellen zu Land wieder zurück; die andere Hälfte hatten Hunger, Kämpfe und Krankheiten hingerafft. Wahrscheinlich war es Finnland, wo sie die behaarten Menschen gesehen haben wollten, denn daß sie dies Land besucht haben, wird uns auch von andern Chronisten berichtet. Lassen doch manche sie selbst bis Grönland, ja sogar bis an das kaspische Meer ihre räuberischen Irrfahrten ausdehnen. Wie weit sie eigentlich gekommen waren, konnten sie wol selbst kaum sagen, da ihnen Meere nnd Länder, Völker uud Sprachen völlig unbekannt waren.

Ein zweiter ansehnlicher Räuberhaufe warf sich hinaus in den atlantischen Ocean, in den biscayischen Meerbusen und in die spanischen Küstengewässer und brachte auch dort den Seefahrern lange Zeit manchen bedeutenden Schaden. Sonst wissen wir nichts von seinen übrigen Schicksalen. Wichtiger wird für uns ein dritter Haufe von Vitalienbrüdern, an dessen Spitze als Hauptleute Nicolaus Stortebecker, Gottfried Michaelis, gewöhnlich nur Godeke Michael genannt, Wichmann und Wigbold standen; sie liefen mit einer ansehnlichen Flotte und

zahlreicher Mannschaft nach Ostfriesland und fanden dort auch bald eine neue Heimat für ihr einträgliches Raubgewerbe. Kein Land an der Ost- und Nordseeküste war damals durch seine innern Verhältnisse zum Wohnsitz und Zufluchtsort zahlreicher Raubscharen so sehr geeignet, als die durchbrochenen Küstengebiete Ostfrieslands. Da sie eine Zeitlang der Haupttummelplatz der räuberischen Fehdezüge und Raubfahrten des Vitaliervolkes waren, so mag es erlaubt sein, zuvor einen Blick auf die innere Gestalt dieses Küstenlandes zu werfen. Fast alle Friesen ostwärts der Ems standen noch in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts unter der Herrschaft einzelner Häuptlinge; zu diesen gehörten die adeligen Familien Idzinga in Norden, Beninga in Grimmersum und Grothusen, die Allena zu Osterhusen u. a. Unter allen aber waren die angesehensten und zugleich die mächtigsten und begütertsten die vom Broke. Ihr Ahnherr, der norder Konsul Keno vom Broke, soll schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts von den Reiderländern zum Häuptlinge erkoren worden sein. Sein Enkel gleiches Namens, Hilmer's Sohn, hauste auf der festen Burg zu Oldeborg und führte den Titel eines Häuptlings vom Brockmerlande, Marienhaven und Aurichhaven. Er scheint der erste Häuptling des ganzen Brockmerlandes gewesen zu sein. Sein jüngster Sohn Ihmel folgte nach friesischem Rechte auf der Burg zu Oldeborg als Häuptling im Lande nur kurze Zeit und hinterließ nur eine Tochter Adda, deren Hochzeitfeier aber mit Folkmar Allena, dem Häuptling von Osterhusen, der erste Trauertag einer langen unheilvollen Zeit für ganz Ostfriesland war. Die Herrschaft über Brockmerland gebührte nach Ihmel's Tod

Gesinnung auch zwischen sie Hader und Zerwürfniß. Wigold mit dem Plane beschäftigt, das väterliche Erbe allein in seine Hand zu bringen, verband sich mit dem Erzfeind des Brockischen Hauses, dem Häuptling Folkmar Allen zu Osterhusen, sodaß das Haus vom Broke nun auch in sich selbst durch feindliche Kämpfe zerworfen war.

Während aber so Alles dem Hause vom Broke feindlich gegenüberstand, hatten auch vielfach die Häuptlinge der übrigen Lande sich in blutigen und grausamen Kämpfen verfolgt und im ganzen Lande war Zwietracht und Verwirrung. In Rüstringen lag der mächtige Edelmann Hayo Huseke auf seiner Burg bei Esenhamm in wilder Fehde mit Edo Wimken, dem hochangesehenen Häuptling der Rüstringer, und mit den Bremern, die er sich durch Kaperei ihrer Schiffe befeindet. Beide verbündet, schlossen den Feind in einer Kirche und im Schlosse zu Esenhamm ein; sie wurden erstürmt und Hayo Huseke büßte mit einem schrecklichen Tode, denn der Häuptling Edo Wimken, sein eigener Schwager, quälte ihn zuerst durch Hunger fast bis zum gänzlichen Verschmachten und ließ ihn dann mit härenen Stricken mitten durchsägen, zur Strafe, daß er selbst seine Gefangenen meist durch Stricke hatte erwürgen lassen. So war es selbst unter Verwandten damals oft der Zeiten Brauch. Aber auch über Edo Wimken's Leben ging bald der Unstern auf. Nachdem er lange mit Glück mit nahen Häuptlingen und ungehorsamen Edelleuten des Landes gekämpft, fand er es so wenig als die Hauptleute der Vitalienbrüder wider seine Häuptlingsehre, das einträgliche Gewerbe der Kaperei zur See zu betreiben. Den meisten Schaden fügte er den Holländern zu, die ihm lange schon, obgleich vergebens, auf der See auf-

gelauert, denn immer gelang es ihm, in seine gesicherten Häfen einzulaufen, bis er endlich dennoch durch List in die Gefangenschaft eines holländischen Capitains gerieth, der ihn mit nach Holland führte. Vier Jahre brachte er dort als Seeräuber im Kerker zu; nur eine sehr bedeutende Lösesumme seiner Unterthanen konnte ihm wieder die Freiheit verschaffen. Kaum aber frei geworden, begann er, um jene Lösesumme wiederzugewinnen, sein räuberisches Kriegshandwerk gegen die Holländer von neuem und nun mit doppeltem Eifer; er lag mit ihnen seitdem beständig im Kampfe. — So war durch innere Fehden und feindliche Zerwürfnisse seiner Häuptlinge Ostfriesland schon mehre Jahrzehnde hindurch voll stürmischer Bewegungen; dazu nun noch die Kriege zwischen den westerlauerschen Friesen und den Holländern, in welche auch die Ostfriesen mit hineingezogen wurden, dann auch die wilden Factionen und Parteiungen der Schieringer und Vetkoper, die sich mit Feuer und Schwert gegenseitig zu vernichten suchten. So in sich zerrissen, voll kriegerischer Stürme, in völlig aufgelöster Ordnung aller innern Verhältnisse lag Ostfriesland eben damals da, als durch den Friedensvertrag zwischen der Königin Margaretha und den Mecklenburgern und durch die Kraftanstrengungen der Hansestädte zur Säuberung der See den Vitalienbrüdern in den Ostseegewässern mehr und mehr die Aussicht entnommen ward, dort ihr seeräuberisches Gewerbe auch ferner noch in alter Weise fortbetreiben zu können. Welch anderes Land bot sich in seiner Eigenthümlichkeit als Küstenland, mit seinen Häfen, Kanälen und vorliegenden Inseln und selbst in seiner inneren Zerrissenheit und politischen Getheiltheit für ihr Raubhandwerk wol günstiger dar, als das der an See-

raub und Seekrieg schon seit alten Zeiten gewöhnten F
sen; sie kamen dahin und die Häuptlinge Keno vom Br
merland, Edo Wimken von Rüstringen, Hisko Propst
Emden, Enno von Norden, Witzold vom Broke, H
Ayelts von Faldern, Folkmar Allena von Osterhu
Enno Hails von Larrelt u. a. nahmen sie überall ge
auf, öffneten ihnen ihre Häfen zu freier Aus- und E
fahrt und ihre Schlösser und Burgen zu freiem und
cherm Auf- und Abzug, gestatteten ihnen bereitwillig a
Schiffe und andere nöthige Bedürfnisse, die sie durch A
theile an Beute und Raub sich reichlich vergüten ließen.

Durch diese Theilung und Zerstreuung der gro
Masse des Vitaliervolkes hatte das Raubwesen auf
See nur noch an Ausdehnung zugenommen, denn bei
von den Seeräubern war die Ostsee auch jetzt noch
neswegs. Der schon früher erwähnte Hauptmann Arn
Stucke schwärmte im Herbst des Jahres 1395 immer n
an der Spitze einer ansehnlichen Schar von Vitalian
in den Gewässern der Ostsee umher. Hermann von Ha
der Hauptmann von Stockholm, hatte zwar mit ihm ei
Art von Frieden abgeschlossen und ihm Geleitsbriefe
geben; dennoch aber trieb der Raubhaufe Arnold Stuck
sein räuberisches Gewerbe nach wie vor, und auf Go
land fand er überall noch sichern Aufenthalt. Auch un
den Großen Schwedens gab es immer noch manche, di
mit der Ordnung der Dinge unzufrieden, das Vitali
volk noch gerne an sich zogen und es auf ihren Schl
sern und in ihren Gebieten hausten und hegten. Selb
der berühmte schwedische Ritter Algud Magnus, der a
einer der Vollzieher des Testaments des schwedischen Reich
Truchseß Bo Jonsson so bedeutend in die Umwandlu

: Verhältniſſe Schwedens mit eingewirkt, hatte eine
char von Vitalienbrüdern, die von den däniſchen Kü=
n vertrieben war, geſammelt, um, wie Hermann von
alle fürchtete, die Scheren mit ihnen zu beſetzen und
rt allen fremden Schiffen die Einfahrt zu verſperren.
uch ſelbſt der oftmals reiche Seeraub, den die Freibeu=
r aus der See zurückbrachten, lockte manche vom Adel
Schwedens viel zu ſehr, als daß ſie nicht gerne den Raub=
eſellen auf ihren Gebieten Schutz und Aufenthalt geſtat=
t hätten. Aber auch in Wismar und Roſtock und über=
aupt an der mecklenburgiſchen Küſte ſah man es immer
ch nicht ungerne, wenn reich beladene Raubſchiffe dort
nlangten, um für billige Preiſe ihre Raubgüter zu Markt
u bringen. Es fruchtete immer nur wenig, wenn ſich
Lübeck, wie im Anfange des Jahres 1396 geſchah, im
Namen der ganzen Hanſe theils an die genannten beiden
Städte und an den König Albrecht, theils auch an die
Königin Margaretha mit der ernſten Mahnung wandte,
mit ſtrengeren Maßregeln den Friedensvertrag aufrecht zu
erhalten und dafür zu ſorgen, daß den Vitalianern nir=
gends mehr Aufenthalt geſtattet und der Verkauf ihres
Raubes erlaubt werde. Es erfolgten immer geneigte und
gütige Antworten und in der Sache ſelbſt blieb es ſtets
beim Alten.

Zwar verließ im Frühling des Jahres 1396 wieder
eine neue Schar von Vitalienbrüdern, denen Hermann
von Halle während des Winters in der Gegend von Stock=
holm Geleit bewilligt hatte, die ſchwediſchen Küſten und
lief auf acht Karacken oder großen Schiffen mit einer An=
zahl von Schuten unter der Anführung von acht Haupt=
leuten weiter hinauf in die nordiſchen Gewäſſer, um dort

ihr Glück an den Russen zu versuchen; sie hatte zuvor dem Hauptmanne von Stockholm „bei Treue und Ehre" geloben und schriftlich versprechen müssen, daß sie den Livländern und überhaupt dem Kaufmanne der Hanse auf keine Weise irgendwo Schaden zufügen wolle, denn der Hauptmann hatte, wie er selbst erklärte, sie auch schon deshalb nach ihrem Willen fahren lassen müssen, „weil er sie mit keinem Rechte davon abzuhalten vermochte." Allein auch dadurch hatten sich die Gefahren auf der See nur um ein Geringes vermindert. Man erkannte auch jetzt wieder die Nothwendigkeit, mit kräftigeren Mitteln einschreiten zu müssen. Außer Lübeck boten besonders die preußischen Städte nach Verhältniß sehr bedeutende Kräfte auf, um die See so viel als möglich zu säubern. Fünf dieser zuletzt genannten Städte rüsteten unter ansehnlichen Kosten eine Wehrflotte mit vierhundert trefflich bewaffneten Kriegsleuten aus; man zog zuvor von Lübeck Erkundigungen ein, wo sich die Haufen der Vitalienbrüder auf der See am zahlreichsten versammelt hätten. Die Städte Preußens fanden es auch jetzt nicht rathsam, daß man die Hülfe der Königin von Dänemark zur Befriedung der See in Anspruch nehme; es schien ihnen hinreichend, wenn die Königin sowol als König Albrecht nur thätiger dafür sorgten, daß das Vitaliervolk in ihren Landen nicht ferner mehr gehegt und geschützt werde. Nachdem man sich mit den übrigen Hansestädten darüber verständigt hatte, daß mit den Friedeschiffen zugleich auch die Flotten der Kauffahrteischiffe auslaufen, beide sich aber vorerst nicht voneinander trennen sollten, bis sie bei Gothland angelangt seien und dort die aus Preußen mit denen aus Lübeck und den andern Hansestädten sich vereinigt hätten, lichteten die

preußischen Schiffe im Anfang des Juni die Anker zunächst zur Fahrt nach Gothland hinüber. Es war kurz zuvor die Nachricht gekommen, daß dieses Eiland jetzt der Hauptsitz sehr bedeutender Scharen von Seeräubern geworden sei, daß sie dort mehre feste Castelle in Besitz genommen hätten und die Bewohner der Insel sie überall in Schutz und Schirm nähmen. Als indeß die Wehrschiffe aus Preußen unter der Führung ihrer Hauptleute Johannes Mekelfeld und Wilhelms von Oringen in der Nähe von Gothland anlangten, fanden sie dort nur die Friedeschiffe von Lübeck unter der Anführung des lübeckischen Hauptmannes Heinrich Gildehusen, denn die übrigen Seestädte waren wiederum saumselig geblieben. Allein es glückte ihnen doch, theils auf der offenen See eine ansehnliche Zahl von Seeräubern aufzugreifen, theils sich auch bei Hoborg zweier großer und stark bewaffneter Raubschiffe, die eine bedeutende Schar von Raubgefährten zur Besatzung hatten, zu bemächtigen. Man nahm sie mit nach Wisby, um dort näher zu erfahren, welcherlei Leute es wären und dann über sie Gericht zu halten. In Wisby aber traten zahlreich Seefahrer und Kaufleute aus Preußen, Holland und Dortmund als Kläger über die Raubthaten der Gefangenen auf. Vor Gericht bekannten mehre der Raubgesellen selbst, daß sie vor kurzem erst zwei große Schiffe auf der See aufgegriffen, zwanzig Mann von ihrer Besatzung über Bord geworfen und alle übrigen ermordet hätten. Man ließ daher sofort alle gefangenen Seeräuber ohne weiteres hinrichten, ihren Raub vertheilen und ihre Schiffe verbrennen.

Man kam indeß hiebei auch mit der Königin von Dänemark wieder in neue mishellige Berührungen. Auf

die Klagen einer großen Zahl von Bürgern und Kaufleuten aus Kalmar über die vielfältigen Beraubungen ihrer Schiffe auf der See hatten die Hauptleute von Kalmar und Bornholm Andreas Jacobson, Byon Olavson und Hans Nickelson in Verbindung mit der Bürgerschaft von Kalmar ebenfalls eine Anzahl Wehrschiffe ausgerüstet und unter andern auch mit achtzig wehrhaften kalmarischen Bürgern bemannt. Da auch sie die Nachricht erhalten hatten, daß jetzt Gothland der Hauptsitz der Räuber in den der Ostsee sei, so waren sie gerades Weges vor Wisby gesegelt und hatten die Stadt zur Hülfe aufgefodert, um das Raubvolk auf dem bei Wisby liegenden Schlosse und überhaupt auf dem ganzen Eiland anzugreifen und zu vertreiben. Da indeß auch die Bewohner Wisbys es entweder ebenfalls mit den Räuberscharen hielten oder durch Theilnahme an ihrer Bekämpfung ihre Rachsucht nicht gegen sich aufreizen wollten, so versagten sie ihre Beihülfe und die dänischen Hauptleute mußten sich begnügen, einige Raubhaufen auf der Insel anzugreifen und die übrigen zu zwingen, auf ihren Schiffen die Flucht zu versuchen, wobei aber eine bedeutende Anzahl der Ihrigen verwundet worden war. Auch die preußischen Friedeschiffe, die bereits in der Nähe lagen, hatten die Dänen nicht weiter unterstützt, weil man in Preußen immer schon einer Verbindung mit den Dänen zur Befriedung der See entgegen gewesen war. Dazu kam nun noch, daß unter den von den Friedeschiffen aufgegriffenen und verbrannten Schiffen auch einige dänische gewesen waren, die man für seeräuberische gehalten hatte; das eine davon hatte zu jenen Wehrschiffen aus Kalmar gehört. Die Königin beschwerte sich darüber beim Hochmeister und bei den Dan-

n mit dem ernſteſten Nachdruck und erhob an beide
prüche, die mehre Jahre hindurch Anlaß zu vielfachen
handlungen gaben.

Dieſe Uneinigkeit, dieſes mistrauiſche Verhältniß zwi-
n den Deutſchen und Dänen und der Mangel an
eilnahme der übrigen Hanſeſtädte waren Schuld, daß
n nichts von Wichtigkeit gegen die auf Gothland zahl-
ch hauſenden Vitalienbrüder unternehmen konnte und
ß überhaupt die ganze Wehrrüſtung ihren Zweck bei
einem nicht erreichte. Statt die Räuberſcharen auf dem
land anzugreifen, wozu man ſich nicht ſtark genug
ühlte, ſegelten die Wehrſchiffe aus Preußen und Lübeck
uerſt nach Bornholm, dann weiter weſtwärts nach Möen
und von da an die Mündung der Warnow und vor den
Hafen von Golvitz, um etwa dort verſteckte Seeräuber
aufzuſuchen. Endlich liefen ſie auch durch den Sund
hinauf, um auch dort die Gewäſſer zu ſäubern, denn die
Königin von Dänemark hatte dem Hauptmann Hermann
von Halle gemeldet, daß ſich an den däniſchen und ſchwe-
diſchen Küſten immer noch bedeutende Raubſcharen ver-
ſteckt hielten, die mit dem Plane umgingen, bei einer ir-
gend günſtigen Gelegenheit ſich vor Stockholm zu legen
und dieſes abzuſchließen. Manche dieſer Raubhorden wur-
den zwar aus ihren Schlupfwinkeln verſcheucht; allein an
einem Orte vertrieben, ſammelten ſie ſich bald dann wie-
der an einem andern. So vernahm man jetzt, daß ſich
wieder neue Haufen des Raubgeſindels, nachdem ſie gro-
ßen Schaden auf der See verübt, ins Gebiet des Grafen
von Oldenburg geflüchtet und bei ihm Schutz gefunden
hätten und daß auch des ſchwediſchen Königes Albrecht
Sohn, Herzog Erich, der ſich nach Gothland begeben

hatte, um von dort aus bei günstiger Gelegenheit seine Ansprüche auf Schweden geltend zu machen, neue ansehnliche Rotten von Vitalienbrüdern um sich versammele, mit deren Hülfe er seine Gegner bekämpfen wolle.

Sonach eröffnete sich auch im Jahre 1397 noch keine Aussicht, daß die für Handel und Schiffahrt so nothwendige Ruhe und Sicherheit auf der See hergestellt werden könne; vielmehr ward das Unwesen des fortwährenden Seeraubes für die Hanseſtädte auch dadurch noch verderblicher, daß nun auch die Engländer der Seeräubereien wegen den erwähnten Städten feindlich gegenübertraten. In Ostfriesland nämlich hatte sich seit einiger Zeit die Zahl der Vitalienbrüder außerordentlich vermehrt theils vorzüglich unter dem Schutze des Propstes Hisko zu Emden, theils auch unter der Begünstigung der Regentin im Brockmerland Foelke und ihres Sohnes Keno vom Broke, sowie nicht minder auch auf den Schlössern Witzold's vom Broke. Stellte doch dieser Letztere allein in diesem Jahre bei seinem Kriege gegen die Holländer nicht weniger als sechshundert Vitalienbrüder unter seine Fahnen. Die vier Schlösser im Brockmerlande, das zum Broke und die zu Wittmund, Aurichhaven und Marienhaven waren ganz von ihnen besetzt. Bei Marienhaven hatten sie die Einfahrt befestigt und vier große gewölbte Pforten mit einer hohen Mauer erbaut, denn ein jetzt verschlammtes Tief ging damals bis an Marienhaven heran; dahin brachten sie ihren ausgeladenen Seeraub auf kleineren Schiffen. Daher hieß noch in spätern Zeiten diese Niederung Stortebecker's Tief, von dem schon früher erwähnten Hauptmanne der Vitalienbrüder Nicolaus Stortebecker so genannt. Der bei Marienhaven von ih-

nen erbaute oder doch erhöhte Thurm mochte ihnen als Warte dienen. Von diesen festen und sicheren Zufluchtsorten aus schwärmten sie dort im Sommer nach allen Richtungen hin. Kein Kauffahrer, er mochte aus Flandern, aus den drei nordischen Reichen oder aus den Hansestädten kommen, war vor ihnen mehr sicher. Aber auch die Engländer hatten vielfältig von ihnen schon bedeutenden Schaden erlitten; so fingen die Seeräuber auch in diesem Jahre ein englisches Kauffahrteischiff auf, welches mit Bunt- oder Rauchwerk und Wachs befrachtet war, woraus die Räuber die Summe von achttausend Nobeln lösten, wiewol der Werth der Ladung wol zehnmal so groß war. Natürlich kam es auch hierüber zu vielen ernsten Klagen. Richard II. von England erlaubte daher den englischen Kaufleuten, sich ihres Schadens an dem Gute und den Schiffen der Hansestädte, wo sie sie fänden und wie sie könnten, zu erholen. Die Kaufwaaren der Hanse wurden bald in allen Städten Englands, wo man durch die Seeräuber Verluste erlitten, ohne weiteres mit Beschlag belegt und häufig auch die deutschen Schiffe auf der See von den Engländern aufgegriffen und ihrer Ladung beraubt. Zwar ersuchten die Hansestädte den König um Wiederaufhebung dieses Gebotes, welches die ganze bisherige Handelsordnung umwarf, ihm vorstellend, daß auch sie selbst schon längst dem Seeraub die bedeutendsten Opfer hätten bringen müssen, woraus schon zu ersehen sei, daß sie an der Beraubung seiner Unterthanen unschuldig seien. Allein da man in England wußte, daß das Unwesen der Vitalianer von den Städten Wismar und Rostock aus zunächst so großen Vorschub erhalten hatte und diese Städte mit dem Hansebund verschwestert

waren, so ließ man sich dort auf keine Weise bedeuten, daß das Raubhandwerk dieser Piraten den Bund gar nichts angehe; man glaubte vielmehr, die Hanse begünstige es, um den Seehandel Englands zu beschränken und zu bedrücken.

Es war somit für die Hansestädte ein neues Interesse eingetreten, um die See von dem wilden Ungeheuer, welches mit tausend Rachen seine Beute erfaßte, wo möglich zu befreien. Man hielt daher auch in diesem Jahre 1397 einen neuen Verhandlungstag zu Lübeck, um sich über zweckmäßige Mittel zu berathen. Auch die Königin von Dänemark hatte von neuem Beihülfe versprochen; Hamburg und Lübeck gaben sich auch alle mögliche Mühe, eine abermalige Seerüstung zur Vertilgung des Raubvolkes zu Stande zu bringen. Allein so viel man sich auf der erwähnten Tagfahrt über die Zahl der zu stellenden Schiffe, über die Art ihrer Ausrüstung u. dergl. hin und her besprach, so kam es doch zu keinem festen Beschlusse und man schob die Unternehmung auf eine spätere Zeit hinaus. Die preußischen Städte hatten an der Berathung nicht einmal Theil genommen. Da somit für dieses Jahr wenig oder nichts zur Befriedung der See zu erwarten war, so mußte man zur Sicherheit der Kauffahrer auch in Preußen wieder zu dem Beschlusse zurückkehren, daß man, bevor die Friedeschiffe nicht von neuem auslaufen könnten, im Jahre nur zu drei mit den Kaufleuten in Flandern, Holland und England verabredeten Zeiten mit größeren Flotten, mit der ersten zu Ostern, mit der zweiten zu Pfingsten und mit der dritten zu Mariä Himmelfahrt die offene See befahren dürfe, was natürlich die Handelsthätigkeit immer sehr beengte und be-

ſchränkte. Allein es drängte ſich doch auch wieder im Verlaufe dieſer Zeit doppelt ſchwer die Nothwendigkeit auf, daß, wenn nicht mehr und mehr alles Handelsleben erdrückt und erſtickt werden ſollte, größere Kräfte zur Vernichtung des Raubvolkes aufgeboten und zu gemeinſamem Zuſammenwirken vereinigt werden müßten. Die Danziger hatten wiederholt auf der See durch Wegnahme und Beraubung ihrer Schiffe bedeutende Verluſte erlitten, denn die Vitalienbrüder auf Gothland waren ſo kühn, daß ſie ſich nicht ſelten ſogar bis auf die danziger Rhede wagten, um dort ihren Raub einzufangen. Ließ doch ſelbſt der Herzog von Pommern, der im Jahre 1397 mit dem Orden in Preußen im Streite lag, den Vitalienbrüdern, welche Kauffahrer aus den Ordenslanden beraubt hatten oder noch berauben wollten, freie Aus- und Einfahrt in ſeine Häfen, ins neue Tief bei Rügen und in die Peene zuſichern, geſtattete ihnen dort freien Markt für ihren Raub und begünſtigte ſie auf jede Weiſe, wenn es darauf ankam, dem Orden oder deſſen Unterthanen dadurch empfindliche Verluſte zu bereiten. Schonend warnte der Hochmeiſter den Herzog mit den Worten: er könne kaum glauben, daß dies alles den Raubgeſellen mit des Herzogs eigenem Wiſſen und Willen zugeſtanden worden ſei. Schärfer war ſeine Rüge an die Stadt Stralſund, da er erfahren hatte, daß auch dort die Seeräuber mit ihrem geraubten Gute Zugang in den Hafen und die Stadt erhalten und ihre den Unterthanen des Ordens abgenommene Beute dort größtentheils verkauft hätten. Der Meiſter erließ daher an die Städte Stettin, Wolgaſt, Greifswalde u. a. die dringendſte Auffoderung, allen ihren Einfluß anzuwenden, um dem räuberiſchen Unweſen an den

pommerschen Küsten zu steuern, weil, wenn ihm nicht bei Zeiten vorgebeugt werde, leicht noch viel schlimmere Folgen daraus hervorgehen könnten. Auch den Städten Wismar und Rostock wurde auf einer Tagfahrt zu Lübeck im Herbst des Jahres 1397 wiederum der Vorwurf gemacht, daß, ungeachtet ihres im Friedensvertrage gegebenen Versprechens, ihre Häfen für alle, welche den Seefahrer beschädigen würden, zu schließen, dennoch wiederholt aus diesen ihren Häfen Raubgesellen ausgesegelt seien, die bereits dem Seehandel bedeutende Verluste gebracht hätten. Freilich leugneten die beiden Städte, daß dies von ihren Häfen aus geschehen sei; allein dem mochte sein, wie ihm wollte: man sah immer mehr ein, daß durch solche Verbote, den Seeräubern keinen Aufenthalt, keinen Markt, keinen Schutz und Schirm zu gestatten, nirgends viel gewonnen werde; man erkannte, wie schon gesagt, immer dringender die Nothwendigkeit, durch ernste und mehr durchgreifende Maßregeln auf gänzliche Vertilgung des Übels hinzuarbeiten. Trotz der Warnung des Hochmeisters hatte ja doch der Herzog Barnim von Pommern vom Herbst an und den ganzen Winter über einer großen Rotte von Vitalienbrüdern den Aufenthalt im Hafen Peene gestattet, und man hörte bereits, daß sie ihr Raubgewerbe an den preußischen Seefahrern auch im Frühling wieder fortzusetzen gedächten.

Schon diese Umstände hatten die Seestädte wieder zu dem Beschlusse bewogen, von neuem eine starke Wehrmacht auszurüsten und sie auf die See auszulegen, um sie so viel als möglich von den Piraten zu reinigen. Es wurde eine Tagfahrt zu Lübeck ausgeschrieben und alle Hanseglieder dringend dahin eingeladen, weil man ent-

ſchloſſen war, die Sache jetzt mit allem möglichen Ernſte anzugreifen. Die Städte Preußens erſuchten daher ſchon gegen Ende des Jahres 1397 ihren Landesherrn, zu einer abermaligen Ausrüſtung einer Anzahl von Friedeſchiffen das Pfundgeld wieder erheben zu dürfen. Auch die Königin Margaretha von Dänemark bot von neuem ihre Hülfe dar; ſie wies die Hanſeſtädte beſonders auf den Hochmeiſter von Preußen hin, um die Unternehmung mit Erfolg auszuführen; er müſſe an die Spitze des Ganzen treten und von ihm müßten die von den einzelnen Städten aufgebrachten Streitkräfte vereinigt und nach einem feſten Plane verwandt werden; nur dann ſei auch ein erwünſchter Erfolg zu erwarten.

Der Hochmeiſter Konrad von Jungingen aber hatte bereits ſeinen Plan entworfen, der freilich ein anderer war, als die Königin ſich dachte. Wiederholt ſchon hatte er den Herzog Erich von Mecklenburg, der, wie wir hörten, ſich nach Gothland begeben, erſucht, dort die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, um die preußiſchen Seefahrer gegen die Räubereien der Vitalienbrüder aus Gothland ſicher zu ſtellen, und als Erich im Jahre 1397 ſtarb und ſeine Witwe Sophie, des Herzogs Bogislav VI. von Pommern Tochter, den Hauptmann Swen Sture, der immer ſchon die Raubzüge der Vitalianer von Gothland aus begünſtigt und geleitet, zum Verwalter des Eilandes einſetzte und die Zahl der Seeräuber ſich unter ihm noch ungleich ſtärker vermehrte, weil er allen, die ſich dorthin flüchteten, für die Hälfte des eingebrachten Raubes Schutz und Sicherheit gewährte, hatte der Hochmeiſter das nämliche Geſuch auch an den König Albrecht ergehen laſſen, denn da in dem früher erwähnten Friedensvertrage über

den Besitz Gothlands nichts bestimmt worden war, galt dieser noch als Herr der Insel. Albrecht's Antwo indeß, daß die Zahl der Seeräuber dort viel zu groß u das Eiland schon zu sehr von ihnen überwältigt ei, a daß es in seinen Kräften stehe, sie dort zu vertreiben hatte den Hochmeister überzeugt, daß keine andere Rettun gegen das freche Raubvolk mehr übrig sei, als sich Goth lands zu bemächtigen und dieses arge Nest der Raub horden zu säubern.

In diesem Plane bestärkte den Hochmeister auch nac folgender Umstand. Schon im Sommer des Jahres 1396 war es der Königin von Dänemark gelungen, den schwe dischen Reichsrath dahin zu vermögen, den jungen Her zog Erich von Pommern, einen Sohn ihrer Schwester tochter Marie, die mit dem Herzog Wratislav VII. von Pommern vermählt war, nachdem er bereits vorher zum künftigen Beherrscher Dänemarks und Norwegens ernannt worden, zum König von Schweden zu erwählen und ihm zu huldigen. An Margaretha's Namenstage im Jahre 1397 war auch schon zu Kalmar die berühmte Union geschlossen, welche für die Zukunft die drei nordischen Reiche unter einem gemeinschaftlichen Scepter vereinigen sollte. Dies sahen aber die Mecklenburger als eine Verletzung der Ansprüche Albrecht's auf den schwedischen Thron an, denen er noch keineswegs entsagt hatte. Da nun Stockholm, weil König Albrecht auf die Auffoderung der Hansestädte wegen Entscheidung für eine der drei ihm gestellten Bedingungen sich für keine bestimmt erklärt hatte, nach Laut des Vertrages schon an die Königin übergeben worden war, so [illegible]chten die Mecklenburger vorerst wenigstens noch Goth[illegible] behaupten, um von da aus wo möglich ihren

nrechten auf die Krone Schwedens Geltung zu verschaf-
n. Herzog Johann von Mecklenburg führte daher noch
n Spätherbst des Jahres 1397 eine bewaffnete Macht
ach dem Eiland hinüber; allein seine Waffen hatten we-
ig Glück, denn der Hauptmann Swen Sture wirkte ihm
n der Spitze der Vitalienbrüder mit aller Kraft entgegen.
Zwar suchte auch der Herzog einen Theil dieser streitlu-
tigen Piraten an sich zu locken, indem er ihnen, sofern
sie ihm in seinem Kriege Hülfe leisten würden, sicheres
Geleit versprach; da indeß der Erfolg seinen Wünschen
nicht entsprach, so wandte er sich mit einem Hülfsgesuch
an den Hochmeister Konrad von Jungingen, wozu ihm
dessen Klagen über den Seeraub, der von Gothland aus
verübt werde, erwünschten Anlaß darboten. Es thue ihm
leid, ließ er dem Meister durch den an ihn gesandten
Ritter Konrad von Görtzen entbieten, daß das Raubwesen
von Gothland her dem Orden und dessen Unterthanen
bisher so großen Schaden gebracht; er sei daher, um die-
sem Unwesen zu wehren, nach dem Eiland übergezogen,
und alle Hauptleute, die er dort gefunden, hätten ihm
das eidliche Versprechen gegeben, ihm mit aller ihrer
Macht zur Unterdrückung der Seeräuber beizustehen. So
viel er vermöge, werde er alles thun, um den Schaden
vergüten zu helfen, der bisher von Gothland her gesche-
hen sei. Den gerechtesten Unwillen aber habe es erweckt,
daß die Königin während des bestehenden Friedens einen
König in Schweden in dem Herzog Erich aufzustellen ge-
wagt; er habe diesem den Frieden aufgekündigt und des-
halb auch die Vitalienbrüder auf Gothland zu sich einge-
laden, jedoch nur ihm den Krieg zu Lande und nament-
lich im Reiche Schweden, keineswegs auf der See mit

führen zu helfen; darum habe er ihnen auch sicheres Geleit versprochen, und es werde dies auch sicherlich dazu beitragen, die See mehr zu befrieden. Der Hochmeister indeß theilte diese Ansicht keineswegs. Statt dem Herzog die erbetene Hülfe zuzusagen, oder auch nur zu erlauben, daß aus seinem Lande Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse nach Wisby und auf die Schlösser in Gothland zugeführt werden dürften, antwortete er ihm mit bedrohlichem Tone: wie man es mit dem Seeraub, mit dem Friedensbruche und mit Denen, welche Seeräuber und Friedensbrecher hauseten und hoften, zu halten habe, das sei alles in den Verhandlungen zwischen dem Könige Albrecht und der Königin begriffen und bestimmt. Ihm stehe es nicht zu, außer diesen Verhandlungen und den darüber abgefaßten Briefen mit Jemand noch andere Verhandlungen einzugehen, sondern er müsse es dabei bleiben lassen, wie es begriffen sei. Auch gehe die Sache keineswegs den Orden allein, sondern zugleich auch alle Hansestädte an. Und weil er des Seeraubes wegen alle Ausfuhr aus seinem Lande verboten habe, so könne er auch keine Zufuhr von Lebensmitteln nach Gothland gestatten. Zu gleicher Zeit wies er auch das wiederholte Anerbieten der Königin von Dänemark, ihn bei seiner etwanigen Unternehmung gegen die Seeräuber mit ihrer Seemacht unterstützen zu wollen, mit dem Bedeuten zurück, die Sache gehe nicht ihn allein, sondern überhaupt alle Glieder der Hanse an; deshalb sei eine Tagfahrt zu Lübeck anberaumt, wo man alles näher berathen und der Königin dann auch über ihre Beihülfe Bescheid geben werde.

Jetzt beschloß aber der Hochmeister, seinem Plane zur Eroberung Gothlands und zur Vernichtung der dortigen

Räuberscharen mit schnellern Schritten entgegenzugehen. Er fand sowol in einem Ordenskapitel als auf einer Tagfahrt zu Marienburg, wo er mit den Gebietigern und den Abgeordneten der preußischen Hanseſtädte die Unternehmung in reifliche Berathung zog, diese wie jene zu allen Opfern und Anstrengungen bereitwillig. Es ward alsbald mit großer Eile eine Flotte von mehr als achtzig großen und kleinern Schiffen ausgerüstet, welche vier- bis fünftausend Kriegsleute, zum Theil auch Reiterei mit dem nöthigen Geschütz nach Gothland übersetzen sollte. Als eigentlichen Zweck der Unternehmung stellte der Hochmeister die Säuberung der See hin, die Flotte nannte er daher auch Friedeschiffe, und wie dies nicht ohne Absicht, so sandte er um dieselbe Zeit auch einen Botschafter nach Deutschland, der an den dortigen Höfen auseinandersetzen mußte, wie viel der Orden schon seit langen Zeiten durch die Vitalienbrüder von Gothland aus gelittten, wie gefährlich sie ihm vor einigen Jahren schon in dem Streite mit dem Bischofe von Dorpat wegen des Erzbisthums Riga geworden, indem sich dieser mit einer Schar von Vitalienbrüdern, die sich zum Raube nach Livland gezogen, verbunden gehabt, und wie jetzt auch die Herzoge von Pommern ebenso mit diesen Piraten zum Verderben des Ordens in Verbindung ständen und sie hauseten und hegten.

Nachdem sich auf diese Weise Konrad von Jungingen wegen seines Unternehmens vor der Welt gerechtfertigt, lief die Flotte, aufs trefflichste gerüstet, in der Mitte des März von Danzig aus, langte glücklich, während im Lande Gebete für ihre Erhaltung angeordnet wurden, bei Gothland an und legte sich ohne Schwierigkeit in den

Hafen Garn, in deſſen Nähe das feſte Raubſchloß Landskron, ein Hauptſitz der Vitalianer, ſtand. Die Landung gelang. Funfzig Ordensritter, die der Meiſter mitgeſandt, ſtellten ſich an die Spitze des Kriegsvolkes und ſprengten ins Land ein. Auf die Nachricht, daß Swen Sture ſich mit den Vitalienbrüdern in die Stadt Wisby geworfen, wo auch Herzog Johann von Mecklenburg mit Erich's Witwe ſich aufhielt, und daß er bereits ſich der Thore und Thürme der Stadt bemächtigt habe, um ſich hier zu vertheidigen, rückten die Hauptleute und Ordensgebietiger gegen ſie an. Tiefer Schnee aber machte es unmöglich, das ſchwere Geſchütz herbeizubringen und die Stadt durch eine Belagerung zu gewinnen. Man ließ ſich in Unterhandlungen ein, welche Herzog Johann entgegenbot. Es fand drei Meilen von der Stadt am Hafen Garn eine Zuſammenkunft zwiſchen dem Herzog, Swen Sture, den Bürgermeiſtern von Wisby und den Ordenshauptleuten ſtatt. Man machte dem Erſtern manche Vorwürfe darüber, daß er den Seeräubern Schutz und Herberge gewähre, und foderte ihn auf, er ſolle über ſie Gericht halten und ſie nach Gebühr beſtrafen. Er erwiderte indeß: er ſei ihrer nicht mächtig, denn ſie hätten mehr Macht, über ihn zu richten, als er über ſie. Während man dann aber über die Foderung der Ordenshauptleute, daß Wisby vom Herzoge und den Vitalianern den Hauptleuten eingeräumt werden ſolle, bis ſich der Hochmeiſter mit dem Könige Albrecht über das Weitere vereinigt habe, mehre Tage lang unterhandelte, brannte und brach das Ordensvolk drei Raubſchlöſſer auf dem Eilande nieder, die Flotte ſegelte mittlerweile vor Wisby, ein Theil der Kriegsmacht umzingelte die Stadt zu Land und es gelang, ſich

ihrer mit Gewalt zu bemächtigen. Nachdem Swen Sture mit mehr als vierhundert seiner Raubgesellen die Flucht ergriffen und alle auf dem Eilande gefangenen Vitalienbrüder gemordet und enthauptet waren, verstand sich Herzog Johann zu einem Vertrag mit den Hauptleuten, worin im Wesentlichen bestimmt wurde: die Stadt Wisby, die Häfen und das ganze Gebiet von Gothland sollten fortan dem Hochmeister, seinem gesammten Orden und allen den Seinigen zu ihrem Orloge offen stehen auf ewige Zeit. Wie sich der Meister mit dem Könige Albrecht darüber weiter vereinigen werde, wolle Herzog Johann es genehmigen. Auch dem gemeinen Kaufmanne der Hanse solle Wisby mit seinem Hafen forthin stets geöffnet sein, um von da aus die See zu befrieden. Nach Ostern sollten Stadt und Land von allen Denen geräumt sein, welche dem Orden, seinen Unterthanen und dem gemeinen Kaufmanne je Schaden zugefügt hätten; nach dem aber solle Keinem mehr sicheres Geleit gewährt sein, weder in der Stadt noch auf dem Lande. Wer den Orden oder die Seinen und den Kaufmann forthin noch beschädige, solle mit der höchsten Strafe gerichtet werden. Alle noch vorhandenen Raubschlösser, aus denen des Ordens Leute und der Kaufmann Schaden erlitten, sollten niedergebrannt und nie wieder aufgebaut werden. Alles geraubte Gut, als Schiffe und Kaufwaaren, die man in der Stadt, in den Häfen und auf dem Lande finde, sollten Denen anheimfallen, die dazu ihr Recht erweisen würden. So war Gothland nun in des Ordens Gewalt; das Raubnest war zerstört. Nachdem man dann auch für die Vertheidigung Wisbys die nöthigen Anordnungen getroffen, zweihundert Bewaffnete mit hundert

Pferden unter dem Befehle von drei Hauptleuten dort als Besatzung zurückgelassen, kehrte die Flotte größtentheils wohlbehalten nach Preußen zurück.

Dabei aber durfte man nun nicht stehen bleiben, um das höhere Ziel, die gänzliche Befreiung und Säuberung der See von dem wilden Raubgesindel zu erreichen, denn es hatten sich aus Gothland wieder eine Menge dieser Raubgesellen auf die offene See geflüchtet, um ihr Raubgewerbe fortzusetzen. Um diese Flüchtlinge aufzusuchen und zu vernichten, ließ der Hochmeister nicht nur einen Theil der Wehrschiffe noch bis Himmelfahrt in der See hin- und herstreifen, sondern er sandte zu demselben Zwecke noch einige Friedeschiffe mit starker Bewaffnung aus, um den verscheuchten Raubhorden nirgends Ruhe und Rast zu lassen, damit sie sich nicht wieder zu größern Scharen sammeln und irgendwo festen Posten fassen könnten. Da aber zu befürchten war, daß der größte Theil des vertriebenen und verfolgten Raubvolkes sich in den Schutz der Herzoge Wratislav und Barnim von Pommern flüchten und dort sich mit den bisher schon in deren Landen und Häfen gehausten Raubgesellen verbinden würden, so ließ der Hochmeister nun sofort durch seine Hauptleute auf Gothland und den Bürgermeister Konrad Letzkau die genannten Herzoge in seinem und der Hanseſtädte Namen ernstlichst auffodern, die etwa zu ihnen flüchtenden Seeräuber nicht aufzunehmen und nirgends zu hegen und zu schützen. Es kam darauf auch am Freitag vor Himmelfahrt zu Neu-Tief ein förmlicher Vertrag zu Stande, kraft dessen die Herzoge sich verpflichten mußten, um des Friedens willen alle Seeräuber, die den Orden und den gemeinen Kaufmann oder deren Angehörige in der See

schädigt hätten, sofort von sich zu lassen, sie fortan nie wieder bei der Aus- und Einfahrt in ihre Häfen zu vertheidigen und in Schutz zu nehmen und zur Aufrechthaltung des Friedens und der Freundschaft mit dem Orden und dem gemeinen Kaufmann der Hanse dafür zu sorgen, daß diese von ihren Häfen aus durch die Vitalienbrüder oder andere Seeräuber nie wieder mit Willen der Herzoge Schaden erleiden, wenn es aber geschehe, die Thäter aufs strengste bestraft werden sollten.

Mittlerweile hatten auf der Tagfahrt zu Lübeck um Ostern des Jahres 1398 auch die Hansestädte beschlossen, neue ansehnliche Streitkräfte zur Vernichtung der Piraten in Bewegung zu setzen. Zuerst traten dort die Rathssendboten aus Preußen im Namen des Hochmeisters mit einer Rechtfertigung auf, daß er allein und auf seine eigene Hand seine Wehrschiffe in die See ausgesandt habe; es sei dies nur zum Besten des gemeinen Kaufmanns geschehen, und daß er dieses in solcher Eile gethan, dazu habe ihn die Nachricht bewogen, daß sich die Seeräuber an mehren Orten eilig zum Seeraub gerüstet hätten, sodaß bei längerer Säumniß zu befürchten gewesen, man werde, wenn sich das Raubvolk erst zu Hauf versammelt habe, ihm schwerlich Zügel und Zaum anlegen und seine Raubwuth bändigen können. Auch habe der Kaufmann in Schonen und auf Bornholm, der in der See viel Schaden erlitten, aufs dringendste um Hülfe gebeten, die man ihm nicht habe versagen können. Darauf traten die Rathssendboten der Hanse zur neuen Ausrüstung einer Wehrflotte, die wo möglich alle Vitalienbrüder aus der See verbannen sollte, zu folgendem Beschlusse zusammen: Lübeck solle zu der Unternehmung zwei Schiffe mit 200

Bewaffneten ſtellen, Hamburg ein Schiff mit 50 Mann, Stralſund, Greifswalde und Stettin mit den oberſwiniſchen und andern benachbarten Städten zwei Schiffe mit 200 Wäppnern, die Städte Preußens ebenfalls zwei Schiffe mit 200 Mann und die von Livland ein Schiff mit 100 Bewaffneten. Die preußiſchen Städte hätten zwar nach Verhältniß eine größere Zahl ausrüſten ſollen; allein im Auftrage des Hochmeiſters entſchuldigten ſich die Abgeordneten damit, daß ſie zur Vertreibung des Räubervolkes aus Gothland, dem Orden ſehr bedeutende Opfer dargebracht. Die beiden Städte Roſtock und Wismar ſollten von der Theilnahme an der Wehrrüſtung ausgeſchloſſen bleiben, wol aber auf des Hochmeiſters ausdrückliches Verlangen wegen ihrer fortwährenden Begünſtigung der Vitalienbrüder „härtlich ermahnt und zur Verantwortung vorgeladen werden.“ Es ward ferner beſtimmt: die ſogenannten Schiffskinder oder das eigentliche Schiffsvolk ſollten nicht mit zu den Wehrleuten der einzelnen Schiffe gerechnet werden; jedes Schiff ſolle außer ſeiner erfoderlichen Wehrrüſtung noch mit zehn übrigen Armbrüſten verſehen und von zwei Snycken oder einer Snycke und einer Schute begleitet ſein. Auf Himmelfahrt ſolle jede Stadt ihre Rüſtung vollendet haben; dann ſollten die Wehrſchiffe von Lübeck und Hamburg, nachdem ſie ſich mit denen von Stralſund vereinigt, nach Bornholm ſegeln und dort die aus Preußen und Livland erwarten. Jede Stadt ſolle ihren Hauptleuten den Befehl ertheilen, die Vitalienbrüder aufzuſuchen, wo ſie nur irgend zu finden ſeien ſowol diesſeits als jenſeits des Sundes. Welche Stadt ſich weigern werde, die von ihr verlangte Beihülfe zu ſtellen, deren Schiffe ſollten in keiner Hanſeſtadt La-

dung einnehmen dürfen und kein Vogt auf Schonen solle auf irgend einer Vitte ihre Kaufleute schirmen und vertheidigen. Als daher Bremen sich damit entschuldigen wollte, daß es wegen vielfacher Gebrechen zur Wehre nichts beisteuern könne, ward es aufs ernstlichste ermahnt und aufgefodert, die verlangte Hülfe zu leisten, wenn es nicht die angedrohte Strafe über sich ergehen lassen wolle. Die Kosten der Wehrrüstung sollten auch jetzt wieder durch das Pfundgeld gedeckt, dieses daher von Pfingsten an überall erhoben, in den Städten, welche die Friedeschiffe ausrüsteten, gesammelt und Rechnung darüber gelegt werden.

Man sah jetzt wohl ein, daß man wo möglich zu gleicher Zeit durch kräftige Maßregeln nach allen Seiten hin wirken müsse, wenn es gelingen sollte, das wilde Raubwesen auf der See ganz auszutilgen. Als daher auf derselbigen Tagfahrt auch die Königin von Dänemark ihre Beihülfe zur Befriedung der See darbot, dankte man ihr aufs freundlichste und bat sie zugleich, ihren Amtleuten, Vögten und Unterthanen überall den Befehl zu ertheilen, daß, wenn irgendwo an den Küsten ihres Reiches die ausgesandten Friedeschiffe anlangen sollten, man ihnen überall zur Förderung ihres Zweckes behülflich sein möge. So durchkreuzte nun von Himmelfahrt an die Wehrflotte die See nach allen Richtungen hin; wo man versteckte Raubhorden fand, wurden sie angegriffen, aufgefangen und ohne weiteres gerichtet. Je eifriger aber auf diese Weise das Räubervolk im Verlaufe des Sommers durch die Friedeschiffe verfolgt und aus seinen gewöhnlichen Aufenthaltsorten verscheucht wurde, um so mehr war zu besorgen, daß, sobald die Wehrflotte wieder aus der See heimkehren werde, die zerstreuten Raubhaufen sich von

neuem ſammeln und in ihre alten Schlupfwinkel zurückkommen würden. Dies befürchtete der Hochmeiſter auch in Rückſicht Gothlands. Er wandte ſich daher an den Rath der Stadt Wisby mit dem Vorſtellen: da die Seeräuber und ihre Mithelfer in ſo kurzer Zeit bei weitem nicht alle hätten vertilgt oder vertrieben werden können, vielmehr zu beſorgen ſei, daß gegen den Winter, wenn die Friedeſchiffe in die Städte heimkehrten, die Piraten ſich wieder zu Hauf werfen und in ihre alten Aufenthalte, vorzüglich wol auch nach Gothland zurückkommen würden, weil ſie vormals da ſo bequeme Zufluchtsorte gehabt hätten, ſo ſcheine es rathſam, bei Zeiten auf nöthige Maßregeln dagegen bedacht zu ſein. Ihm dünke das Beſte, daß der Rath von Wisby die Bürgerſchaft dahin beſtimme, dem Orden zur Unterhaltung einer zum Widerſtand gegen das Raubvolk hinlänglichen Streitmacht auf Gothland thätige Beihülfe zu leiſten, namentlich das Kriegsvolk mit beköſtigen zu helfen, denn für Preußen ſei es für längere Dauer zu ſchwer, ſo viel Volks dort zu unterhalten, um Gothlands Bewohnern und dem gemeinen Kaufmanne Schutz und Sicherheit zu gewähren. Der Rath von Wisby ging in des Meiſters Wünſche ein und ſo ward Gothland vorerſt gegen das Räubervolk geſichert, denn ſchon im Juni ſegelten neue Wehrſchiffe mit Kriegsvolk unter der Anführung zweier Rathsherren aus Danzig und Königsberg als bevollmächtigte Admirale und Hauptleute mit ausgedehnter Gerichtsgewalt nach Gothland hinüber.

Dieſe eifrige Verfolgung und Vertreibung der Vitalienbrüder in der Oſtſee (denn mit dieſem Namen bezeichnete man nun ſchon alles, was ſich überhaupt irgendwo

mit dem Seeraub beschäftigte) hatte jedoch die Folge, daß sich eine noch ungleich größere Zahl in die Nordsee flüchteten und dort mit den früher schon dahingezogenen Raubhorden vereinigten. Nicht blos die Häfen von Ostfriesland, Aurichhaven, Marienhaveu, Emden, Wittmund und das ganze Brockmerland waren von ihnen angefüllt, sondern sie schwärmten auch in Massen vor den Mündungen der Ems, Weser und Elbe umher. Sie griffen nicht blos einzelne Schiffe auf; wie z. B. ein solches aus Danzig, mit wismarischem Bier beladen, welches nach Norwegen segeln wollte, von den Vitalienbrüdern aufgefangen und an seinen Bestimmungsort gebracht wurde, wo sie die Ladung für ihre Rechnung verkauften, sondern sie fielen auch Flotten von zehn bis funfzehn Schiffen an, die aus Frankreich und Spanien Öl, Wein, Wachs, Reis, Honig u. dgl. brachten, und plünderten sie völlig aus. Auch englische Schiffe, die nach Swen segeln wollten, fielen nicht selten in ihre Hände. Dabei waren sie kühn und frech genug, den Lübeckern auf deren Drohungen zur Antwort sagen zu lassen: sie, Gottes Freunde und aller Welt Feinde, würden forthin keines hanseatischen Seefahrers mehr schonen; nur Hamburg und Bremen dürften von ihnen keinen Schaden befürchten, weil sie dahin kommen und dort ab- und zufahren könnten, wann sie wollten. Dem gemeinen Kaufmanne zu Brügge ließen sie melden: wenn man ihnen sicheres Geleit bewillige, um die Hansestädte besuchen und da ihren Verkehr treiben zu dürfen, so wollten sie den Seeraub unterlassen und die See räumen, wo aber nicht, so würden sie den Kaufmann schon wol müde genug machen. Dies alles meldeten die Alterleute zu Brügge dem Rathe von Lübeck

und dieſer allen Städten der Hanſe zur Warnung für den Seefahrer. Überhaupt kamen von den Alterleuten und dem gemeinen Kaufmanne aus Gent, Brügge, Ipern, und andern Städten Klagen auf Klagen an die Hanſeſtädte über den ſchrecklichen Verderb, dem der Kaufmann jetzt faſt täglich durch das Piratenvolk unterliegen müſſe. Sie baten aufs dringendſte um Unterſtützung und Hülfe zur Vernichtung des gottloſen Raubgeſindels, wozu ſie ſelbſt auch alle ihre Kräfte aufzubieten verſprachen; dabei erſuchten ſie die Hanſeſtädte, durch ſtrenge Verbote dafür zu ſorgen, daß in den Städten, namentlich auch in Hamburg und Bremen die geraubten Waaren von den Seeräubern unter keiner Bedingung angekauft, vielmehr die Käufer derſelben als Mitſchuldige der Raubgeſellen und als Förderer ihrer Frevelthaten an Leib und Gut aufs nachdrücklichſte beſtraft würden.*) Am meiſten beſchwer-

*) Wir wollen als Beiſpiel nur Einiges aus einem Klagſchreiben der Städte Gent, Brügge und Ipern an den Rath von Lübeck, aus Brügge am 24. Mai 1398, hier mittheilen. Sie ſagen: Vos scitis, quanta mala quantaque scandala civitatibus, mercatoribus et incolis civitatum maritimarum Hanse theutonice citra aliquot annos et maxime postquam inter magnificos et excelsos principes, Reginam Dacie et Norwegie ex una parte et Regem Swecie et suos fautores ex alia, pax celebrata est, per quosdam vispiliones et maris piratas perpetrata sunt tum in bonorum et mercaturarum inestimabilis pretii rapinis et depredationibus, tum in mercatorum, nauclerorum et nautarum in suis propriis personis diris cruciatibus, a quibus pro tormentorum intollerabilium iaculis thesaurum infinitum extorserunt, et quod detestabilius est, ipsorum mercatorum et nautarum quamplurimos necidarunt et ad maris procellas vivos proiecerunt, ipsos sic

en ſich die Alterleute der genannten Städte über Witzold vom Brocke, aus deſſen Hafen Marienhaven in kurzer Zeit

inhumaniter interimentes. Qui quidem pirate, de malis in mari septentrionali et orientali peractis non contenti, ad occidentis plagas inter scilicet Flandriam et Angliam et circa limites iurisdictionis Flandrie, qui asylum et refugium mercatorum locusque pacis per mundum universum dicti et promulgati sunt, se novissime transtulerunt, ibidem predas varias malaque multa exercentes. Cumque amici carissimi tam nephandos tamque crudeles sceleratores mercature et totius reipublice devastatores vivere dampnabile sit mundo universo, unusquisque bone mentis et maxime qui ex officio esse tenentur iusticie zelatores, vigiles esse debent et intenti, ut tales latrones et sceleratores nequissimi confundantur et a medio deleantur vivendi, idque metuendissimo principi ac domino nostro domino Duci Burgundie Comiti Flandrie nobisque absque civitatum maritimarum de Hansa presidio, quibus locus ipsorum refugii, multo clarius quam nobis liquet, durissimum et quasi impossibile foret, amicitias et fraternitates vestras carissimas affectuose rogamus ac iusticie intuitu requirimus et postulamus, quatenus opem et operam erga civitates prefatas ad hoc exhibere velitis efficaces, ut prefati sceleratores absque protractione aliqua ulteriori interimi valeant et annullari. Dann bitten ſie: incolas et subditos dictarum civitatum pertinentiarumque suarum et maxime de Bremen et Hamburg nihilominus coherceri, ut tempore medio spolia dictorum latronum non emant, suscipiant vel procurent, sed potius ipsa ementes aut quomodolibet sibi appropriantes in corporibus et bonis tanquam ipsorum piratarum et vispilionum complices, malitiarumque suarum alitores prout decet puniantur aliisque etiam principibus, civitatibus et locis circumvicinis, dictis civitatibus non subiectis, ne dictos piratas in dominiis suis suscipiant vel spolia sua emant aut emi vel suscipi quomodolibet permittant, scribere, congruisque mediis inducere dignemini.

die Vitalienbrüder den Flanderern auf der See außerordentlichen Schaden zugefügt hatten. Man hatte daher in Flandern auch schon eine Anzahl Schiffe mit einer ziemlich starken Mannschaft zur Vertreibung dieses Raubvolkes auf die See ausgesandt; allein der Versuch war ohne Erfolg geblieben. Die flandrischen Städte wünschten daher und baten dringend, daß die Hansestädte sich mit ihnen zur Bekämpfung der Raubhorden vereinigen möchten.

Die Städte in Preußen konnten sich vorerst noch zu keiner Theilnahme an einer großen Unternehmung entschließen; sie hatten in diesem Jahre schon sehr bedeutende Kräfte zur Säuberung der See aufgewandt; indeß fanden sie bei der Gefahr, die den Seefahrer jetzt in der Nordsee bedrohte, abermals die Verordnung nothwendig, daß die Kauffahrteischiffe nach Flandern stets nur in Flotten segeln, zwei stark bewaffnete Friedeschiffe, jedes mit vierzig Kriegsleuten besetzt, eine Flotte begleiten und schützen, für diese Friedeschiffe ein besonderes Geleitsgeld entrichtet und damit zugleich auch die Hauptleute besoldet werden sollten. Nach Martini aber solle kein Schiff die See mehr befahren dürfen. Thätiger traten zur Bekämpfung der Vitalienbrüder in Friesland mehre andere Hansestädte, namentlich vor allen Lübeck auf; es war dies jetzt noch um so nothwendiger geworden, da der Herzog von Vorpommern soeben mit einer Anzahl stark bemannter Schiffe auf die See ausgelaufen war und statt, wie er vorgegeben hatte, der Königin von Dänemark gegen ihre Feinde zu Hülfe zu kommen, durch den Noresund segelte und dort Kauffahrteischiffe, wo er sie fand, ausplünderte, denn die Mannschaft seiner Schiffe bestand größtentheils aus den Vitalienbrüdern, die er so lange Zeit in seinen Häfen

gehauſt und gehegt hatte. Sein Glück dauerte freilich nicht lange, denn es kam ihm bald eine Flotte von Wehrſchiffen entgegen und zerſtreute ſein Raubvolk. Der Herzog kam mit einer kleinen Zahl ſeiner Raubgeſellen nach Stralſund zurück; etwa achtzig derſelben hatten ſich an die däniſche Küſte geflüchtet; die Königin ließ ſie alle aufgreifen und ohne Ausnahme hinrichten. Ein Theil dieſes Raubgeſindels aber hatte ſich durch die Flucht nach Friesland gerettet und ſo dort die Zahl der Piraten noch vermehrt. Um ſo mehr eilten jetzt die Hanſeſtädte, dieſes Volk aus ſeinen Schlupfwinkeln in Oſtfriesland ſobald als möglich zu vertreiben. Ihre Wehrmannſchaft langte gegen Ende des Juni dort an. Ihre Auffoderung an die Häuptlinge, das Räubervolk aus ihren Gebieten zu entlaſſen, blieb ohne Erfolg. Mehre Burgen wurden belagert; allein ſie waren mit den Raubhorden ſo ſtark bemannt, daß es unmöglich war, ſich ihrer zu bemächtigen. Nur den Häuptling von Rüſtringen, Edo Wimken, zwang man endlich zu einem Vertrage. Der Graf Junker Chriſtian von Oldenburg ſtellte für ihn den Städten Lübeck und Bremen die Bürgſchaft aus, daß er binnen acht Tagen alle Vitalienbrüder, jung und alt, ſo viele er nur irgend in ſeinem Gebiete habe, von ſich entlaſſen und nie wieder zu ſich nehmen wolle, nur mit Ausnahme von vier Vitalienbrüdern, die er bis Oſtern noch bei ſich beherbergen, dann aber ebenfalls aus ſeinem Gebiete entfernen ſollte. Den Vitalienbrüdern ſelbſt hatte man, wie es ſcheint, die Bedingung vorgeſchrieben, daß ſie ihre Schiffe und Waffen zurücklaſſen, ſonſt aber frei zu Lande ziehen ſollten, wohin ſie wollten; nur ſollten ſie ſich fernerhin alles Raubens enthalten.

Digitized by Google

Die Unternehmung war also nicht in dem Maße geglückt, wie man es erwartet, denn ohne Zweifel hatte man das Vitalievolk in so bedeutender Zahl, wie man es gefunden, dort keineswegs vermuthet. Aber der Kampf gegen dasselbe konnte jetzt unmöglich aufgegeben werden; nur bedurfte es, um ihn mit größerem Glücke zu führen, stärkerer Kriegskräfte. Man sprach daher die Königin von Dänemark um thätige Beihülfe an, und da man von allen Seiten die Nothwendigkeit kräftiger und ernster Maßregeln erkannte, so kamen auf einem Verhandlungstage zu Kopenhagen in den ersten Tagen des Augusts 1398 die Bevollmächtigten der Hansestädte mit denen der Königin darin überein: die Letztere, die Gebieterin der drei nordischen Reiche, solle bei dem künftigen Kampfe gegen die Vitalianer mit an der Spitze stehen und die Piraten durch die Ihrigen verfolgen und vernichten lassen, wo man sie finde, zu Wasser und Land. Bedürfe sie der Städte Beihülfe, so sollten ihr diese zweihundert Bewaffnete und drei große Schiffe stellen. Zwar bat die Königin, daß diese Beihülfe, wenn sie es verlange, noch „verstärkt werden möchte; allein die städtischen Sendboten wollten sich aus eigener Macht nicht dazu verstehen. Beide Theile sollten ihre eigenen Hauptleute ernennen und sie mit solchen Befehlen versehen, daß nicht Mishelligkeiten unter ihnen entständen. Die Städte selbst vereinigten sich dann auch über die Stellung ihrer Wehrmannschaft. Da die Königin eine ansehnliche Streitmacht aufzustellen versprochen hatte, so schien es hinlänglich, wenn Lübeck einen großen Koggen mit 50 Bewaffneten, Hamburg ein kleines Schiff mit 15 Mann, Greifswalde, Stettin und die anderen wendischen Städte ein großes Schiff mit 70 Wehrleuten,

die von Preußen ebenfalls ein solches mit 75 Wäppnern und die von Livland ein kleineres mit 35 Mann ausrüsteten. Weil der Kriegsplan zugleich mit auf die Belagerung der Raubschlösser in Ostfriesland berechnet war, so kam man überein, daß jedes große Schiff auch das nöthige schwere Geschütz mit sich führen solle. Die Ausrüstung sollte um Fastnacht des nächsten Jahres beendigt sein, sodaß die ganze Wehrflotte sich noch vor Palmsonntag zu Bornholm versammeln könne. Endlich vereinigten sich die Städte auch noch dahin, daß, wenn es aus irgend welchen Gründen auch nicht mehr rathsam scheine, an diesem Bündnisse mit der Königin festzuhalten, sie dennoch eine Wehrrüstung für das nächste Jahr und zwar noch einmal so stark, als jetzt bestimmt sei, ausrichten wollten. In diesem Falle aber sollte besonders die völlige Säuberung der Ostsee der nächste Zweck dieser Rüstung sein. Man foderte daher die Städte in Flandern auf, zu gleicher Zeit ebenfalls eine starke Wehrflotte auszurüsten, um dann zugleich auch die Nordsee oder die Westsee, wie man sie damals nuch nannte, besonders in den Gegenden von Friesland von den Seeräubern zu reinigen. Diese Bestimmungen aber waren nur von den Bevollmächtigten einer kleinern Zahl von Hansestädten entworfen worden. Mehre andere waren damit keineswegs einverstanden. Kolberg z. B., Stargard und die übrigen sogenannten oberswinischen Städte, welche den Städten Stralsund, Greifswalde und Stettin Beisteuer leisten sollten, verweigerten ihre Beihülfe. Es wurde daher gegen sie die schon früher zu Lübeck festgestellte Strafanordnung geltend gemacht, daß ihre Schiffe in keiner Hansestadt eine Ladung einnehmen und kein Vogt auf Schonen ihre See-

fahrer und Kaufleute auf einer dortigen Vitte schützen und vertheidigen solle. Nur Kolberg ward von der Strafe wieder befreit, nachdem es sich zur Beihülfe verstanden hatte. Ebenso widersprachen die Städte in Preußen jedem Bündnisse mit der Königin von Dänemark und erklärten sich nur dann zur Ausrüstung der von ihnen verlangten Wehrmannschaft bereit, wenn gar keine Verbindung zwischen den Friedeschiffen der Hanseſtädte und denen der Königin stattfinden werde. Ihre Beihülfe indeß war dem Haupte der Hanse, Lübeck, viel zu wichtig, als daß es sich nicht hätte bemühen sollen, sie durch die Erklärung zu beruhigen: es sei dadurch, daß man sich mit der Königin darüber verständigt, eine neue Wehre in die See zu legen, keineswegs mit ihr ein Bündniß geschlossen, sondern man habe sich nur dahin vereinigt, daß die Königin auf ihre eigene Hand die Vitalienbrüder verfolgen und die Städte desgleichen thun sollten; nur wenn jene die Vitalienbrüder irgendwo in einem Raubschlosse belagern lasse und dazu die Hülfe der Städte bedürfe, so sollten deren Hauptleute bevollmächtigt sein, ihr solche zu leisten; in einem solchen Falle habe auch die Königin sich zur Beihülfe der Städte verpflichtet, ein Verhältniß, welches doch keineswegs ein Bündniß genannt werden könne. Dies genügte den Hanseſtädten in Preußen. Die Königin gab sich zwar selbst noch viele Mühe, sie zu einer engern Verbindung mit ihr zu gewinnen; sie ließ deshalb nicht blos die um Gothland und Stockholm herumkreuzenden preußischen Friedeschiffe auf eine äußerst gütige und zuvorkommende Weise behandeln, sondern die Städte auch selbst zu einer näheren Vereinigung ihrer beiderseitigen Wehrschiffe auffodern, weshalb sie um genauere Auskunft

bat, wann die Schiffe aus Preußen in die See auslaufen würden. Allein die Städte antworteten: es lasse sich darüber nichts Näheres bestimmen, weil in der Winterzeit wegen Eis die Wehrschiffe aus Livland sich mit denen in Preußen vorerst noch nicht vereinigen könnten.

So sammelte sich nun gegen Ostern des Jahres 1399 eine neue Wehrflotte von Friedeschiffen in den Gewässern der Ostsee. Die Städte in Preußen betrieben die Unternehmung jetzt mit ganz besonderem Eifer. Auch die Königin von Dänemark hatte zur bestimmten Zeit eine Anzahl trefflich gerüsteter Schiffe in die See auslaufen lassen, und da man zuvor schon von allen Seiten her Erkundigungen eingezogen, Danzig z. B. genau auskundschaftet hatte, wo sich noch Vitalienbrüder aufzuhalten pflegten und wohin sich namentlich ein bei Wolgast versammelter Haufe hingeflüchtet habe, so war in kurzer Zeit die Ostsee von dem Seeräubervolke so gesäubert, daß schon im Mai den Seefahrern in Preußen völlig freie Fahrt auf der See gestattet werden konnte. Nur die Fahrt durch den Sund durfte noch nicht anders als in einer Flotte von wenigstens zwanzig Schiffen geschehen, und als dennoch im Sommer einige preußische Schiffe die Fahrt einzeln unternahmen, wurde jedes von ihnen mit einer Mark Goldes bestraft. Übrigens wirkte zu diesem günstigen Erfolge auch das friedliche und freundliche Benehmen mit ein, womit sich die preußischen und dänischen Friedeschiffe, so oft sie zusammentrafen, einander begegneten. Es war seit langen Zeiten das erste Jahr, in welchem in den Gewässern der Ostsee ein für Handel und Schifffahrt günstiger Zustand von Sicherheit und Ruhe eintrat.

Mittlerweile waren auch in den Verhältnissen Ostfrieslands merkliche Veränderungen erfolgt. Der mächtige Häuptling Witzold vom Broke mochte wol eingesehen haben, daß er sich auf die Länge in einem Kampfe mit den Hanseſtädten und den Städten in Flandern nicht werde halten können. Er hatte sich daher schon im Sommer des Jahres 1398 den erstern zu einem Bündnisse angeboten, sofern sie ihn „zu Gnaden" aufnehmen und alles früher Geschehene in Vergessenheit stellen wollten. Da ihm die Städte indeß, wie es scheint, keine genügende Antwort ertheilt, so hatte er sich bald darauf in den Schutz des Herzogs Albrecht von Baiern, Grafen von Holland geworfen, indem er alle seine Herrschaften, Schlösser und Besitzungen von ihm zu Lehen angenommen und so des Herzogs Vasall geworden war (im September 1398). Dieses Verhältniß benutzend, wandte sich Lübeck nicht nur an den Herzog mit der Bitte, Witzoldn, seinen Lehensmann, sowol zur Entfernung aller noch bei ihm liegenden Vitalienbrüder, als auch zum Ersatz des dem gemeinen Kaufmanne durch seine Schuld von den Seeräubern zugefügten Schadens zu vermögen, sondern man foderte hiezu auch den Häuptling selbst auf. Der Herzog erklärte sich sehr geneigt, da auch er und seine Lande von dem Raubvolke manche schmerzliche Verluste erlitten hatten. Witzold zeigte sich ebenfalls bereitwillig, sich dem Wunsche der Hanseſtädte zu fügen; indeß stellte er für die Entlassung der Vitalienbrüder aus seinem Gebiete die Bedingung auf, daß man ihn von allem und jedem Schadenersatze zuvor völlig freisprechen müsse. Man war noch in diesen Verhandlungen begriffen und es wurde schon ein näherer Berathungstag anberaumt, auf welchem der Her-

zog als Vermittler die noch obwaltenden Irrungen zwischen den Hanseſtädten und dem Häuptling ausgleichen ſollte, als dieſer in einer Fehde mit einem Edelmanne aus dem Mormerlande, in die ſich auch die Biſchöfe von Bremen, Münſter und Minden und die Grafen von Oldenburg miſchten, mit achtzig ſeiner Kriegsleute gefangen genommen und enthauptet wurde, am 23. April 1399. So war das Brockmerland von dem Baſtard befreit, der auf nichts Geringeres hingearbeitet hatte, als das alte Haus vom Broke in ſeiner Herrſchaft zu ſtürzen. Nicht ohne Freude vernahmen die Hanſeſtädte ſeinen Untergang, denn an ihm hatten die Vitalienbrüder bisher immer einen mächtigen Schutzherrn und Gönner gefunden.

Keno vom Broke war jetzt unbeſtritten alleiniger Herr und Häuptling vom Brockmerlande. Es galt nun aber vor allem, durch Vertilgung oder doch völlige Vertreibung der Vitalianerhorden aus Friesland auch dem Handel nach Flandern mehr Sicherheit und dadurch zugleich regſameres Leben zu verſchaffen. Man foderte daher auf einer Tagfahrt zu Lübeck durch eine Botſchaft nicht blos die Städte in Flandern ſelbſt zu thätiger Mitwirkung auf, ſondern es gingen von da aus auch Befehle an die Vögte von Campen, Zütphen und Harderwyk, ſich mit den andern Vögten auf Schonen, namentlich auch mit denen aus England und Brabant zur Ausſendung einer Anzahl von Schiffen und Kriegsleuten bereit zu hatten, um die Weſtſee von dem Raubvolke der Vitalianer ſo viel als möglich zu befreien. Es fand darauf auch ein neuer Verhandlungstag zu Nyköping ſtatt, auf welchem die Abgeordneten der Hanſeſtädte den mit der Königin von Dänemark geſchloſſenen Vertrag zur ferneren Bekämpfung der

Seeräuber erneuerten, zugleich aber auch an den Graf
Kurd von Oldenburg, an Keno vom Broke und an d
Städte Gröningen und Dokkum die Auffoderung erließ
die Vitalienbrüder sofort und ohne weiteres aus ihren G
bieten zu entfernen und ihnen fortan keinen Schutz m
zu gewähren. Dies hatte indeß, wie es scheint, wen
Erfolg. Da die Jahreszeit zu einer größern Unterne
mung nach Friesland, um mit den Waffen zu erzwinge
was man mit Ermahnungen nicht hatte erreichen könn
schon zu weit vorgerückt war, so verschob man die Aus
führung eines umfassenderen Planes aufs nächste Jah
indem man vorläufig die süderseeischen Städte, die in
Flandern und mehre andere zu einer Tagfahrt nach Lü
beck einlud, um dort über die zu ergreifenden Maßrege
und die nothwendigen Leistungen der einzelnen Bundes
städte nähere Bestimmungen festzustellen. Auch mit der
Königin von Dänemark wurden auf einer Tagfahrt auf
Seeland noch im Herbst des Jahres 1399 zu fernerer
Verfolgung und Vernichtung der Seeräuberhaufen die
nöthigen Verabredungen getroffen. In Preußen aber be-
schlossen die Städte, auf ihre eigene Hand im nächsten
Frühling wieder einige Wehrschiffe mit einigen Hunderten
von Kriegsleuten in die Ostsee auszusenden, weil zu be-
fürchten war, daß das Raubvolk, durch einen ernsten Kampf
aus Ostfriesland vertrieben, sich zum Theil leicht wieder
in die östlichen Gewässer flüchten könne.

Die Sendboten der Hansestädte aber waren auf der
Tagfahrt zu Lübeck im Anfange des Februars 1400 kaum
versammelt und ihre Verhandlungen über eine kräftige Un-
ternehmung zur Vernichtung der Piraten in Friesland
hatten kaum begonnen, als dort Almer, Keno's vom

Broke Kaplan, mit einem Beglaubigungsschreiben seines Herrn erschien, mit der Bitte, den Städten im Namen seines Gebieters eine Erbietung vorlegen zu dürfen. In die Versammlung der Rathssendboten zugelassen, erklärte er: Keno, sein Herr, erbiete sich zu der Städte Freundschaft; sie möchten es ihm nicht zu arg ausdeuten, daß er die Vitalienbrüder in sein Gebiet aufgenommen, er habe es aus Noth und Gedrang gethan, weil er den Verlust seines Landes und seines ganzen Vermögens gefürchtet. Er habe jedoch des von ihnen geraubten Gutes nicht genossen; nur aus Noth habe er ihnen die Erlaubniß geben und besiegeln müssen, daß sie die aus der See mitgebrachten Schiffe und Güter in seinen Landen nach ihrem Willen gebrauchen dürften, aber nicht, daß er die Schiffe wieder zu des Kaufmannes Verderb auf die See auslassen solle. Gerne wolle er jetzt die Vitalienbrüder von sich lassen und zwar landwärts und nicht zu Wasser, auch wolle er sie nimmer wieder in sein Gebiet aufnehmen und wenn sie sonst Jemand in Friesland noch ferner hausen und hegen werde, so wolle er bereitwillig gegen solchen den Hanseſtädten zu Hülfe stehen.

So Keno's Abgesandter. Allein die Hanseſtädte trauten der so plötzlich veränderten Gesinnung des Häuptlings nicht; sie ahneten bei dem Antrage die arglistige Absicht, auf diese Weise die Städte zu dem Beschlusse zu bewegen, ihre Wehrrüstung gegen Friesland aufzugeben, und sie sprachen diesen ihren Argwohn auch gegen den Kaplan ganz offen aus. Dieser indeß betheuerte nicht nur seines Herrn redlichste Gesinnungen zu des Kaufmannes Bestem und wiederholte sein Gelöbniß, das Raubvolk von Stund an aus seinem Lande hinwegzuweisen, sondern er versprach

auch, in wenigen Wochen von Keno selbst und dessen Freunden einen zuverlässigen Zusicherungsbrief über seine Zusage beizubringen. Mittlerweile richteten die Städte auch an den Grafen Kurd von Oldenburg, da sie benachrichtigt waren, daß er, wie er auch selbst zugestanden hatte, noch immer mehre Haufen von Vitalianern in seiner Stadt Oldenburg hause und herberge, eine abermalige Auffoderung, das Volk aus seiner Herrschaft zu entfernen; sie wandten sich ferner auch an die Stadt Gröningen und an die Häuptlinge zu Westergo, sie benachrichtigend, daß man jetzt alle Mittel aufbieten werde, das Vitalianervolk aus dem Brockmerlande mit Macht zu vertreiben, und sie zugleich ermahnend, dafür zu sorgen, daß es auch sonst nirgends in Ost- und Westfriesland mehr geduldet und geschützt werde. Allein die Hanseſtädte erhielten weder von diesen, noch vom Grafen eine genügende Antwort. Keno vom Broke stellte nun zwar allerdings an die Bürgermeister und Rathmanne der Hanseſtädte eine öffentliche Erklärung aus, worin er seine Zusage erneuerte und fest versicherte, daß er und seine Nachkommen, seine Partei und Freunde nun und nimmer wieder solches Raubvolk, welches den Hanseſtädten und dem gemeinen Kaufmanne so großen Schaden bringe, aufnehmen und hegen würden, und zugleich erklärte, daß, wenn eine andere Partei in Friesland oder auch selbst seine eigene fortan solche Leute hauseten und schützten, er solches mit seinen Schlössern, Landen und Leuten und mit aller seiner Macht abwenden, die Seeräuber überall zu verstören suchen und in Verbindung mit den Hanseſtädten auch alle Diejenigen mit bekämpfen helfen wolle, welche das Raubvolk irgendwo schützten, vertheidigten und hegten. Es verbürgten sich

für die Aufrichtigkeit und Sicherheit dieſes Verſprechens zwar auch die Häuptlinge Folkmar Allena von Oſterhuſen, Haro Ayldisna von Faldern, Siebern, Häuptling zu Lakwert, Imelo Edſardisna von Edelſum, Haro Edſardisna von Greetſyhl, Enno, Häuptling zu Norden, und der junge Haro von Dornum. Allein auch jetzt noch konnten die Hanſeſtädte kein feſtes Vertrauen gewinnen. Man beſchloß daher, unter allen Umſtänden eine neue Wehrflotte auszurüſten, um ſie, wenn es nöthig ſei, in die Weſtſee auszuſenden und die aus Friesland geflüchteten Vitalienbrüder dort aufzuſuchen. Lübeck, Hamburg, Bremen, Stralſund, die Städte Preußens und Livlands, ferner Campen, Deventer, Zütphen, Harderwyk, Elborg, auch Roſtock und Wismar, die man jetzt mit hinzuzog, ſollten zuſammen zwölf Wehrſchiffe mit etwa tauſend Wäpnern und überdies noch die nöthige Anzahl kleinerer Schiffe ſtellen. Sollte es die Noth erfodern, ſo wollte man auch verſchiedene Landesherren um Hülfe anſprechen und Ritter und Knechte mit in Sold nehmen. An die Königin von Dänemark, die ſich nicht blos ſchon auf dem Verhandlungstage zu Nyköping, ſondern auch jetzt wieder durch eigene Botſchafter zur Beihülfe auch an der Säuberung der Weſtſee erboten hatte, wandte man ſich ſogleich und nahm ihren Beiſtand in Anſpruch. Man erſuchte ſie aber zugleich auch um ihre Theilnahme an der Ausrüſtung einer Anzahl Wehrſchiffe, die man in die Oſtſee legen wollte, wozu jede der genannten Hanſeſtädte nach Verhältniß Schiffe und Mannſchaft ſtellen ſollte. Oſtern ſollte die ganze Rüſtung beendigt ſein und bei Bornholm die ganze Flotte ſich verſammeln. Endlich ward noch beſchloſſen, daß man von allen den Städten, die zu dieſer Wehrrü-

stung für die Ost- und Westsee nicht nach Gebühr beihelfen wollten, doppeltes Pfundgeld nehmen, dagegen die Unterthanen der Königin von Dänemark wegen deren Mithülfe von der Abgabe befreit sein sollten. Die Rathssendboten der Städte in Preußen traten zwar auf der Tagfahrt wegen der Verbindung mit der Königin wiederum scheu zurück und gaben keineswegs zu allen Bestimmungen ihre unbedingte Einwilligung. Allein nach ihrer Heimkehr ward auch auf einer Tagfahrt zu Marienburg mit Genehmigung des Hochmeisters der Beschluß gefaßt, man wolle, wenn nicht gehalten werde, was der Kaplan Keno's vom Brocke zu Lübeck zugesagt, an der Wehrrüstung ebenfalls thätigen Antheil nehmen, und die Danziger sollten die Königin von Dänemark ersuchen, zu der Kriegsunternehmung nach Friesland einen Hülfshaufen von wenigstens 300 bis 400 Mann zu senden.

Bald nach der Tagfahrt zu Lübeck hatten die Hamburger im Auftrage der übrigen Hansestädte ihren Stadtschreiber nach Friesland gesandt, mit der Auffoderung an Keno vom Broke, seinem Versprechen nachzukommen. Der Sendbote aber kehrte mit der Nachricht zurück: Keno selbst habe zwar Alles, was sein Kaplan den Städten zugesagt, aufs pünktlichste erfüllt, die Vitalienbrüder aus seinem Gebiete entfernt und ihnen drei ihrer Schiffe, die sie dem Kaufmanne auf der See weggenommen, für dreihundert Nobeln abgekauft, um sie denen, welche sie verloren, für diese Summe wieder zurückzuliefern; allein damit sei wenig gewonnen, denn mehre andere Häuptlinge, namentlich Edo Wimken von Rüstringen und der Propst und Häuptling Hisko von Emden hätten den größten Theil jener Vitalienbrüder in ihre Gebiete aufgenommen und den

übrigen habe der Graf von Oldenburg Geleit gegeben. Da man hieraus ersah, daß zur Verminderung des räuberischen Unwesens dadurch nichts weiter gefördert, vielmehr zu fürchten sei, daß auch Keno vom Broke das Raubvolk, wenn ihm von Seiten der Städte nicht eiligst Hülfe zukomme, bald wieder bei sich aufnehmen werde, so setzten jetzt Lübeck und Hamburg alles in Bewegung, die übrigen Hanseſtädte zur schnellen Ausrüstung ihrer Wehrschiffe und Kriegsleute aufzumuntern. Auch die Königin von Dänemark ward zu schleuniger Beihülfe aufgefodert und bei dem außerordentlichen Eifer, womit besonders von den beiden erwähnten Städten die Seerüstung betrieben wurde, stand die Wehrflotte schon um Ostern versammelt da und lief, nachdem sich auch die Wehrschiffe von Gröningen, Campen und Deventer mit ihr vereinigt, unter der Anführung der Rathsherren Henning von Renteln und Johann Krispin von Lübeck, Albert Schreie und Johann Nanne von Hamburg in die See. In die Ost-Ems einsegelnd, griffen sie dort alsbald einen Vitalianerhaufen an; achtzig von diesen wurden im Kampfe erschlagen oder in die See geworfen und über dreißig gefangen genommen und mit dem Schwerte hingerichtet. Darauf zogen sie vor Emden. Der schlaue Häuptling Propst Hisko überlieferte ihnen sofort Schloß und Stadt und wußte die Hauptleute durch sein anscheinend aufrichtiges und ehrliches Wesen dergestalt für sich zu gewinnen, daß sie ihm nicht blos Emden wieder einräumten, sondern auch die Schlösser zu Fallern und Larrelt oder Harle überlieferten. Andere Raubschlösser, wie Wittmund, Grothusen und Luvard, die man mit Sturm nehmen mußte, wurden niedergebrannt und dem Boden gleich gemacht. Im Gan-

zen wurden fünf Raubsitze völlig vernichtet und gegen zweihundert Vitalienbrüder theils im Kampfe erschlagen, theils hingerichtet. Keno vom Broke kam unter sicherem Geleit nach Emden, wo er Schloß und Stadt Aurichhaven den Hanseſtädten einräumen und Geißeln ſtellen mußte, die ſo lange in Bremen bleiben ſollten, bis er die Städte in ihren Foderungen wegen Schadenerſatz befriedigt haben würde. Zu einem gleichen Vertrage ward auch Apvart, Folkmar Allena's Brudersſohn, gezwungen. Es wurde ein Tag zu Hamburg aufgenommen, auf welchem dieſe und andere Häuptlinge von Friesland erſcheinen und ſich wegen des Schadens, der durch ihre Schuld ſeit Jahren den Hanſeſtädten zugefügt worden ſei, verantworten und mit ihnen ausgleichen ſollten.

Dies alles aber genügte den Hauptleuten der Hanſeſtädte zu völliger Sicherheit noch keineswegs. Man ſchloß mit achtundzwanzig Häuptlingen des Landes, worunter die vornehmſten Keno vom Broke, Leward von Emden Häuptling zu Norden, Folkmar Allena von Oſterhuſen, Edo Wimken von Rüſtringen, Haro Ayldisna von Faldern, Hicko Propſt zu Emden, der junge Haro von Dornum u. m. a. waren, einen förmlichen Vertrag ab, worin es hieß: „Wir Häuptlinge und die Gemeinheit des ganzen Landes Oſtfriesland, wie es gelegen iſt zwiſchen der Ems und der Weſer, ſollen und wollen nimmermehr zu ewiger Zeit Vitalienbrüder oder andere Räuber, die den Kaufmann beſchädigen oder beſchädigen laſſen zu Land oder zu Waſſer, in unſern Landen oder Gebieten hauſen oder hegen. Geſchähe dies von jemand, ſo wollen und ſollen wir mit Rath und That und aller unſerer Macht dazu helfen und zu Waſſer und Land dazu mitwirken,

daß die Räuber zerstört werden; auch sollen und wollen wir bewilligen, daß alle Kaufleute zu Wasser und Land bei Tag und Nacht frei und sicher fahren und verkehren können, wo es ihnen bequem ist, auf ihren rechten Zoll, den sie von Alters her zu geben pflegen; wollte jemand sie daran hindern oder hindern lassen, so wollen wir solches verbieten und sie vertheidigen mit aller unserer Macht und ganzer Treue. Würde jemand schiffbrüchig in der See binnen Landes oder außen in der See, so soll von dem Gute, welches die Einwohner des Landes oder andere dazu gerufene Leute bergen würden, redlicher Arbeitslohn genommen werden; was aber die Schiffer, ihre Schiffskinder (Matrosen) oder die Kaufleute selbst bergen würden, sollen sie behalten und nichts davon abgeben. Auch sollen alle Privilegien und Briefe, welche den Hansestädten überhaupt oder einer Stadt besonders gegeben sind, fortan in Kraft bleiben und unverbrüchlich gehalten werden."

Nach Abschluß dieses Vertrages kehrte die Wehrflotte in die Hansestädte zurück. Die Unternehmung hatte bedeutende Kosten verursacht; die Lübecker allein schlugen ihren Kostenaufwand für die Ausrichtung und Unterhaltung ihrer Friedeschiffe auf 9350 lüb. Mark an, die ihnen zum Theil von dem Pfundgelde aus Preußen wiedererstattet wurde. Und doch vertilgt war das Räubervolk auch jetzt noch keineswegs. Die Hauptanführer der Vitalienbrüder in Friesland waren, mehre auch mit ansehnlichen Räuberscharen durch die Flucht entkommen. Viele fanden bei den Westfriesen, die eben damals mit dem Grafen von Holland im Kriege lagen, sehr geneigte Aufnahme, indem man das kühne und streitlustige Volk dort

gern als Söldner gegen die Holländer bewaffnete. Andere Haufen hatten sich hinauf an die norwegischen Küsten geflüchtet und schwärmten von dort aus weit auf der See umher, weshalb man die Königin von Dänemark ersuchen mußte, dort die Flüchtlinge aufspüren und vernichten zu lassen, wozu sie sich auch bereit erklärte. Selbst bis nach Calais hin scheinen sich die aus Friesland vertriebenen Vitalienbrüder geflüchtet zu haben, wenigstens hören wir, daß der Befehlshaber von Calais, welches damals im Besitz der Engländer war, sogenannte „Lykendelers" in seinem Solde hatte.

Die Verhandlungen mit dem Häuptling Keno vom Broke zogen sich sehr in die Länge. Er hatte sich zwar mit Volkmar Allena zu Bremen als Geißel gestellt, allein es kam dort ebenso wenig als auf einem Verhandlungstage zu Stade im November des Jahres 1400 über die den Hansestädten zu leistende Schadenvergütung zu einer Ausgleichung, indem die Städte klagten, daß die Zusage, welche Keno's Kaplan ihnen gegeben habe, nicht einmal ganz erfüllt sei. Endlich trat der Herzog von Geldern ins Mittel, indem er bei den Hansestädten für Keno die Fürbitte einlegte, man möge ihm die den Städten eingeräumten Schlösser in Friesland wieder zurückgeben. Die Städte erklärten zwar nur: sie würden sich gegen den Häuptling völlig redlich und gerecht beweisen, sobald er ihnen wegen des erlittenen Schadens gebührende Gerechtigkeit widerfahren lasse; da sie indeß das schiedsrichterliche Erkenntniß über den Schadenersatz dem Herzog anheimstellten und Keno mit Folkmar Allena ihnen einen Versicherungsbrief ausfertigte, daß sie beide auf einem vom Herzoge anberaumten Tage erscheinen und seinem Aus-

ſpruche ſich unterwerfen, auch den Städten alle Freiheiten und Privilegien, die er oder ſeine Vorfahren ihnen gegeben, treu und ungeſchmälert aufrecht halten würden, ſo gelang es dem Herzoge endlich, eine Ausgleichung mit den Städten herbeizuführen.

So trat jetzt eine Zeitlang in den Verhältniſſen, von denen wir hier reden, ein ziemlich ruhiger Zuſtand ein. Man hatte lange auf der See nie ſolche Sicherheit und Ruhe geſehen, als im Jahre 1401 herrſchte. Wir hören weder von Wehrrüſtungen, noch von räuberiſchen Angriffen und Plünderungen der Piraten, die jene nothwendig gemacht hätten. Auf Gothland, welches die Ordensritter noch im Beſitz hatten, wagten die Vitalienbrüder jetzt nicht mehr, ihre alten Raubſitze wieder aufzuſuchen. Anderer Seits hielten auch die Häuptlinge in Friesland feſt an dem geſchloſſenen Vertrage und ließen keinen Seeräuber in ihre Lande mehr zu. Freilich aber dauerte die für den Handel ſo nöthige Ruhe und Sicherheit auf der See nicht lange. Schon im März des Jahres 1402 fand man in Preußen wieder nothwendig, die Verordnung zu erneuern, daß niemand vor Oſtern in die See auslaufen und kein Seefahrer allein, ſondern ſtets nur in einer Flotte von wenigſtens zehn Schiffen ausſegeln ſolle unter Strafe von 50 Nobeln. Anlaß hierzu gab wahrſcheinlich der pommeriſche Herzog von Bart, bei dem wieder eine Anzahl von Piraten Schutz und Aufenthalt gefunden hatte, weshalb auch von den wendiſchen und preußiſchen Hanſeſtädten beſchloſſen ward, gegen ihn von neuem eine Wehrflotte in die See zu legen. Auch die Nordſee wurde bald wieder von Räuberhaufen durchkreuzt. Die meiſten Hauptleute der Vitalienbrüder waren, wie wir hörten,

durch die Flucht aus Friesland entkommen; mehre hatten sich an der norwegischen Küste umhergetrieben. Vier von ihnen aber, Nicolaus Stortebecker, Godeke Michael, Wichmann und Wigbold, der sich früherhin den Titel eines Magisters der freien Künste erworben hatte, also gerade dieselben, welche vormals die Raubscharen der Vitalianer nach Ostfriesland geführt, hatten jetzt wieder zahlreiche Banden versammelt und sich in Schlupfwinkel auf Helgoland gelegt, weil gerade dort bei der Ausfahrt der Seefahrer aus der Elbe und Weser auf reiche Beute gerechnet werden konnte. Hamburg litt bald von diesem Volke sehr bedeutende Verluste, denn wiederholt wurden die hamburger „Englandsfahrer" sogleich bei der Ausfahrt aus der Elbe von ihm aufgefangen und ausgeplündert. Man beschloß endlich, die Raubnester auf dem Eiland zu zerstören und ließ eine Anzahl Wehrschiffe mit starker Mannschaft unter der Anführung des Rathsherrn Nicolaus Schocke und Simon's von Utrecht, eines im Seekriege sehr erfahrenen Mannes, gegen Helgoland auslaufen. Sie trafen zuerst auf den Haufen, dessen Anführer Wichmann und Stortebecker waren. Als die Raubgesellen die Schiffe heransegeln sahen, freuten sie sich schon der Beute, denn sie hielten sie für Lastschiffe und rüsteten sich schon zur Plünderung. Allein sie fanden sich schwer getäuscht, als die Hamburger rasch auf sie lossegelten und mit den Waffen in sie einstürmten. Es kam zu einem äußerst hartnäckigen und blutigen Kampfe; unter wildem Geschrei wehrte sich das Raubvolk mit wahrer Verzweiflung, denn die Wahl stand nur zwischen Sieg oder Tod. Aber auch das hamburger Kriegsvolk focht mit ausgezeichneter Tapferkeit; es gelang diesem endlich, sich mehrer der Raubschiffe zu bemächtigen, an-

ere wurden in den Grund gebohrt, einige auch retteten ich durch die Flucht. Nach einem alten Kriegsliede ver- ankten die Hamburger vorzüglich einem ihrer Schiffe, „die bunte Kuh" genannt, den vollſtändigſten Sieg. Vier- zig von den Piraten waren im Kampfe geblieben, ſieben- zig wurden gefangen genommen, unter ihnen auch die bei- den Hauptleute Wichmann und Nicolaus Stortebecker. Bald darauf (ob noch auf der nämlichen Kriegsfahrt oder auf einer in kurzer Zeit darauf folgenden, darin weichen die Angaben voneinander ab) geſchah auch ein Angriff auf den andern Räuberhaufen, an deſſen Spitze Godeke Michael und der Magiſter Wigbold ſtanden; es gelang auch über ihn der Sieg; eine bedeutende Zahl der Pira- ten wurden erſchlagen oder in die See geſtürzt und acht- zig von ihnen gefangen nach Hamburg geführt. Dort ward die geſammte Zahl der Gefangenen, hundert und funfzig nebſt ihren Hauptleuten, öffentlich enthauptet und ihre Köpfe längs am Elbſtrande, zum Schrecken ihrer Raubkompane auf der See, auf Pfählen aufgeſteckt. Ma- giſter Wigbold hatte das Schickſal, alle ſeine Mitgeſellen vor ſich enthaupten zu ſehen; er war der Letzte, den das Richtſchwert traf.

Auch mancher aus den Raubſchiffen mitgebrachten Beute erfreuten ſich die Hamburger. Alles ſtrömte dahin, wo man theils die einſt an der ſpaniſchen Küſte geraub- ten Reliquien des heiligen Märtyrers Vincentius, theils den großen ſilbernen Humpen ſehen konnte, den der trink- luſtige Hauptmann Stortebecker bei ſich zu führen und gewöhnlich auf einen Zug zu leeren pflegte. Nur ein Edelmann aus Gröningen war ihm in dieſem Meiſterſtücke der Saufkunſt gleich gekommen; von ihm mochte er den

Becher durch Raub oder als Geschenk erhalteu haben, denn es stand darauf das Verslein eingegraben:

Jk Jonker Sissinga	Ich Junker Sissinga
Van Groninga	Von Gröningen
Dronk dees heusa	Trank dies Gehäuse
In een Fleusa *)	In einem Fleuße (Flusse)
Door myn kraga	Durch meinen Kragen
In myn maga.	In meinen Magen.

Hamburg aber ist dieser glücklichen und siegreichen Unternehmung wegen stolz gewesen bis auf neuere Zeiten herab. Man hat die Lobsprüche gern gehört, die ihm deshalb von ruhmredigen Schriftstellern ertheilt worden sind; gern hat sich die Stadt „die Bezwingerin der Piraten" nennen lassen und wie viel man auf ihr Verdienst um die Säuberung der See gehalten hat, zeigt ihr Bemühen, Bild und Namen des einst weitgefürchteten Hauptmannes Stortebecker auf Münzen zu verewigen.

Allein völlig vom Raubvolke befreit waren die Ost- und Nordsee noch keineswegs; es trat zwar auf einige Zeit wieder einige Ruhe ein, denn die Raubhaufen waren geschreckt und zerstreut, zum Theil auch ohne Hauptleute. So durchschwärmten sie eine Zeitlang die See nur mehr im Einzelnen. Aber schon im Sommer des Jahres 1403 erhielten die Städte in Preußen Kunde, daß sich das Raubvolk zum großen Verderb des seefahrenden Kaufmannes wieder mehr und mehr zu Haufen sammle. Man mußte von neuem darauf bedacht sein, abermals eine Wehre in die See zu legen; Danzig und Elbing sollten

*) So muß wahrscheinlich gelesen werden, denn hensa und Flensa, wie Wiarda Ostfries. Geschichte B. I. S. 371 hat, gibt keinen Sinn.

dazu die Rathsmanne und jede Stadt funfzig Wäppner stellen; es mußte auch schon wieder das Gebot erneuert werden, daß vor Petri Stuhlfeier und nach Martini wegen Unsicherheit der See bei Verlust von Schiff und Gut Niemand aus einem Hafen aussegeln solle, denn selbst bis an die Küsten der nordischen Reiche durfte sich schon kein einzelnes Schiff mehr wagen. Die Sendboten der Hanseſtädte kamen daher auf einer Tagfahrt zu Kalmar darin überein, daß, wenn irgendwo Seeräuber in der See bemerkt würden, die auf des Kaufmanns Schaden lauerten, so solle jederzeit die zunächst gelegene Stadt alle Mittel aufbieten, sie mit aller Macht zu verfolgen und zu vernichten; die darauf verwandten Kosten sollten nach alter Gewohnheit jedesmal die andern Städte mit tragen helfen. Diese Verordnung sollte vorerst wieder auf vier Jahre gelten. Sie fruchtete indeß nicht viel, denn während des Winters versammelten sich in mehren Gegenden die Vitalienbrüder wieder in so großer Zahl und bedrohten den Seefahrer von neuem mit solcher Gefahr, daß die Rathssendboten der Hanseſtädte zu Lübeck auf den Frühling des Jahres 1404 eine neue Tagfahrt berufen mußten, um abermals kräftigere Maßregeln zur Befriedung der See zu berathen. Wir wissen indeß nicht, was außer der allgemeinen Genehmigung des schon zu Kalmar gefaßten Beschlusses sonst noch berathen und beschlossen sein mag. Der traurige, unsichere Zustand auf der See dauerte wenigstens auch während des Jahres 1404 noch fort. Kein Schiff durfte aus Preußen nach Swen in Holland segeln, ohne stark mit Wäppnern bemannt zu sein; immer noch konnten die Kauffahrteischiffe nur in Flotten von wenigstens 20 Schiffen auslaufen; vier von den Schiffherren

wurden jedesmal zu Hauptleuten über die ganze Flotte erwählt und jeder Schiffer mußte zuvor schwören, sein Schiff von der Flotte nicht zu trennen. Was aber in der Ostsee nicht die Seeräuber erbeuteten, das raubten unter Mord und Mishandlung die Engländer, die sich immer noch wie früher ihres Schadens, den sie von den Vitalienbrüdern erlitten, an den Seestädten erholen wollten, sodaß in diesen aller Handelsverkehr mit den Engländern streng untersagt werden mußte.

Da kamen im Frühling des Jahres 1405 auch aus Friesland für den Kaufmann der Hanse wieder traurige Nachrichten. Schon im Jahre zuvor nämlich hatten mehre der vornehmsten Häuptlinge des Landes wieder in blutigen Fehden alles in Unruhe und Verwirrung gesetzt. Der mächtige schieringer Propst Hisko zu Emden war unvermuthet in Haiko's des Häuptlings von Faldern Land eingefallen, hatte dessen Schloß zu Faldern, dann aber auch des Häuptlings Folkmar Allena's Burg zu Osterhusen belagert. Auch Keno vom Broke war mit in den Kampf verwickelt, indem er, obgleich er Folkmar Allena's, dieses alten Feindes seines Hauses, Demüthigung wünschte, doch nicht wollen konnte, daß der Propst zu Emden in seiner Macht zu hoch steige und dann auch seiner Herrschaft gefährlich werde. Er hatte ihn daher mit überlegenen Streitkräften nach Emden wieder zurückgetrieben. Kaum aber war hiermit das Signal zur Fehde gegen Folkmar Allena gegeben, als gegen ihn und Haiko von Faldern auch eine Anzahl anderer Häuptlinge wieder in die Waffen traten und sich mit dem Propst zu Emden und den Gröningern verbanden. Nun gelang es zwar Keno, dem Häuptling des Brockmerlandes, bevor noch der Kampf blutiger wurde,

eine Versöhnung herbeizuführen; allein die auf der See umherschwärmenden Banden der Vitalienbrüder hatten kaum von diesen Kriegsunruhen in Friesland Nachricht erhalten, als sie sich wieder zu Hauf an den Küsten des Landes sammelten und der Propst Hisko zu Emden sowol, als Folkmar Allena und Haiko von Faldern nahmen sie, um ihre Kriegskräfte zu verstärken, wieder gern in ihre Dienste auf. Aber sie entfernten sie auch nicht wieder, nachdem die Fehde beigelegt war. Keno vom Brocke, gewissenhaft seines Vertrages mit den Hansestädten eingedenk, sandte an Lübeck alsbald Nachricht; allein man säumte mit der Meldung, welche Mittel man gegen die Wiederaufnahme der Vitalianer ergreifen werde. Keno wandte sich nochmals an Lübeck: „er wundere sich, daß man ihm so lange auf seine Botschaft keine Antwort gegeben und ihm nicht gemeldet habe, welche Maßregeln sie dagegen ergreifen wollten, daß Hisko zu Emden, Folkmar Allena und Haiko zu Faldern von neuem Seeräuber bei sich enthielten und auf die See ausrichteten; eben sei wieder eine Schar aus der See zurückgekommen, welche Schiffe und Gut aufgefangen und in den Hafen zu Faldern eingebracht habe. Seit einiger Zeit hätten sich der Räuber mehr als dreihundert von neuem gesammelt. Jetzt möchten die Städte ihm fest und bestimmt erklären, was sie unter solchen Umständen thun oder unterlassen wollten; er werde ihnen nach seiner Zusage mit aller seiner Macht behülflich sein und alle seine Häfen, Schlösser, und Lande sollten ihnen offen stehen. Würden sie aber sich um nichts bekümmern, so solle ihm freilich sein Schaden leid thun, er müsse dann auch die Geltung der Briefe dahingestellt sein lassen, die er den Städten gegeben und

beſiegelt und wolle ſich im voraus gegen ſie verwahrt haben". Keno hatte in gleicher Weiſe ſich auch an Hamburg, Bremen und Lüneburg gewandt und einen Tag zu Stade vorgeſchlagen, um da über die Mittel zu berathen, wie bei Zeiten dem Unweſen geſteuert werden möchte, damit nicht erſt noch größerer Schaden und Verderb daraus hervorgehe. Man fand dies allerdings zwar von Seiten der Städte ſehr nothwendig; Lübeck und Hamburg ſuchten auch die Städte in Preußen zu gewinnen, entweder zu gütlichen Unterhandlungen mit den erwähnten Häuptlingen oder zu einer neuen Wehrrüſtung, und für die letztere nahm man auch wieder die Beihülfe der Preußen in Anſpruch. Dieſe hatten zwar auch ein naheliegendes Intereſſe an der Sache, denn der Handel zwiſchen Preußen und Friesland, beſonders zwiſchen Danzig und den Gebieten von Oſtergo und Weſtergo war nicht nur ſchon Jahrelang unter dieſen betrüblichen Verhältniſſen gehemmt geweſen, ſondern es liefen auch Berichte ein, daß aus Friesland eine Anzahl Schiffe mit der ausdrücklichen Weiſung auf die See ausgeſandt ſeien, vor allem die Seefahrer preußiſcher Städte, wo man ſie finde, aufzugreifen und auszuplündern. Es wurde zwar endlich auch noch im Verlaufe des Jahres 1405 eine Tagfahrt zu Falſterbo gehalten und dort vieles über die Vernichtung des Vitaliervolkes geſprochen, und die Städte Preußens erboten ſich auch bereitwillig, die übrigen Hanſeſchweſtern in ihren Unternehmungen zu dieſem Zwecke, weil ſie nicht ſelbſt wegen großer Entfernung Theil nehmen konnten, mit Geld und Gut nach Gebühr und Ordnung aufs kräftigſte unterſtützen zu wollen. Allein unter ſolchen Verhandlungen war das Jahr vorübergegangen, ohne daß

man zur That geschritten war. Es fehlte in den meisten Unternehmungen der Hanseſtädte an einem kräftigen Zusammenwirken, um dem Übel mit Nachdruck zu steuern.

Mittlerweile hatten Lübeck, Hamburg und Bremen durch ihre Rathsſendboten, die ſie nach Friesland zu Unterhandlungen mit den Häuptlingen geſandt, nähere Nachrichten erhalten theils über die ſehr bedeutende Zahl von Vitalienbrüdern, die ſich dort wieder eingeniſtet, theils über den großen Schaden, den der Seefahrer bereits von ihnen erlitten und täglich noch zu erleiden hatte. Schon in den erſten Tagen des Jahres 1406 traten daher die genannten Städte mit Roſtock und einigen andern zu Wismar zu einer Tagfahrt zuſammen, um, bevor noch die Raubſcharen ſich wieder auf die See auslegten, ſich über die nöthigen Maßregeln zu verſtändigen, wodurch dem Übel vorgebeugt werden könne. Da immer größere Gefahr im Verzuge war, ſo beſchloß man, daß nur die größern und näher liegenden Hanſeſtädte die Ausrüſtung von Wehrſchiffen übernehmen, die entferntern dagegen, wie die in Preußen, jene mit Geld unterſtützen und die Koſten mit decken helfen ſollten. Dazu erklärten ſich dieſe auch bereit. Auch Keno vom Brocke drang auf eilige Entſcheidung, denn er befand ſich in einer ſehr bedrängten Lage. Mit dem mächtigen Propſt Hisko und denen von Emden lebte er noch fortwährend in feindlicher Spannung und mußte mit ſeinem Anhange von der Widerpartei und beſonders von den Vitalienbrüdern, welche dieſe gegen ihn aufhetzte, ſich manches Ungemach und manchen Verluſt gefallen laſſen. Er hätte ſich längſt mit ſeinen Gegnern ausſöhnen können, wenn ihm die Sendboten der Hanſeſtädte dies nicht widerrathen und baldige Entſcheidung

wegen der von ihm verlangten Beihülfe versprochen hätten. Jetzt schrieb er von neuem an den Rath von Lübeck: „Nach den Briefen, die wir euch gegeben, haben wir euch längst erboten und dazu behäglich erzeigt, euch mit allem, was wir vermögen, zu helfen, und haben daher auch längst vermuthet, ihr würdet euch förderlich daran beweisen, die Vitalienbrüder und ihre Heger und Enthalter zu zerstören. Noch immer aber erhalten wir darüber keine Nachricht. Wollet uns also jetzt durch diesen Boten wissen lassen, ob wir uns noch länger und wie lange noch auf euere Beihülfe vertrösten sollen. Wollet ihr aber dazu nichts thun, daß die Vitalienbrüder aus unserm Lande wieder vertrieben werden, so wollen wir unserer Briefe und der euch oft verheißenen Beihülfe fortan ungemahnt bleiben, unser eigenes Beste wahrnehmen und uns mit Hisko und denen von Emden versöhnen, denn wir müssen darauf denken, daß wir mit unsern Freunden nicht ganz zu Grunde gehen; darum prüfet ungesäumt, was euch nütze ist." So dringend indeß der bedrängte Häuptling um baldige Entscheidung bat, so sandten die Lübecker sein Gesuch doch erst wieder an alle Hansestädte, selbst an die wendischen und preußischen, um ihren Rath und Gutachten zu hören, was in der Sache zu thun sei. Die Meinungen fielen verschieden aus. Mehre, z. B. die wendischen Städte, stimmten dafür, man müsse, um die großen Kosten einer Wehrrüstung zu vermeiden, die Friesen durch gütliche Unterhandlungen zur Entfernung der Vitalianer zu bewegen suchen. Damit waren jetzt auch die preußischen Städte einverstanden; ihnen lag vor allem daran, daß das zwischen ihnen und den Friesländern noch immer obwaltende feindliche Verhältniß zur Förderung

ihres Handels beseitigt werde; nur in dem Falle, daß keine friedlichen Verhandlungen fruchten möchten, stimmten sie zu Gewaltmaßregeln zur Vertreibung der Seeräuber aus den Gebieten der Häuptlinge. Andere Städte dagegen, namentlich auch Lübeck selbst, fanden eine schnelle Wehrrüstung unumgänglich nothwendig, da im April die Vitalienbrüder aus Friesland in die See ausgelaufen waren und sehr bedeutenden Schaden anrichteten. So ging die zu einer Unternehmung geeignete Zeit vorüber, ohne daß irgend etwas von Bedeütung vollführt wurde.

Unterdessen aber war nach Herzog Albrecht's von Holland Tod der Krieg zwischen den Holländern und Friesen von neuem ausgebrochen, den Banden der Vitalienbrüder sehr erwünscht, denn sie benutzten nun die stürmische Zeit wieder um so eifriger, alle Kauffahrteischiffe, namentlich auch die der Hansestädte, auf der See aufzufangen und auszuplündern. Seit Jahren war Friede und Sicherheit in den Gewässern der Nordsee nicht so gänzlich bis auf die letzte Spur verschwunden gewesen, sodaß der Seehandel völlig darniederlag. Es kam nun zwar im November 1406 durch Hamburgs und Lübecks Vermittlung auf einem Verhandlungstage zu Amsterdam zu einem neuen Waffenstillstand zwischen dem jungen Herzog Wilhelm VI. von Holland und den Friesen, der bis zum Herbst 1407 dauern und während dessen auch über den Schadenersatz verhandelt werden sollte, den die Hansestädte von den friesischen Häuptlingen wegen ihrer Aufnahme und Hegung der Vitalianer fodern zu können glaubten; die Städte gaben sich sogar der Hoffnung hin, „daß nun gewiß alle Ausfahrer und Räuberei aus Friesland abgethan werden solle". Allein schon der Frühling des Jah-

res 1407 bewies ihnen, wie sehr sie sich darin getäuscht hatten. Die Sendboten der Hanseſtädte hatten sich zu einer Tagfahrt zu Lübeck um Pfingſten eben verſammelt als von Keno vom Broke die Nachricht anlangte: es sei wieder ein ſtarker Haufe von Vitalienbrüdern aus einem Hafen Frieslands gegen Norden hin ausgeſegelt und neue große Räubereien auf der See zu fürchten. Er bot zugleich ſeine Mithülfe zur Bekämpfung der Häuptlinge an, die noch fort und fort großen Scharen von Vitalianern in ihren Gebieten Aufenthalt und Schutz gewährten. Die Städte indeß mochten ſich vorerſt noch zu keinen gewaltſamen Maßregeln entſchließen, denn ſie ſtanden eben in Unterhandlungen mit zwei Papen oder Geiſtlichen, die als bevollmächtigte Sendboten der Prälaten, Greetmanne und gemeinen Richter von Oſtergo und Weſtergo zur Verhandlung und Ausgleichung über den von den Städten gefoderten Schadenerſatz auf der Tagfahrt erſchienen waren. Da man ſich jedoch mit ihnen über nichts verſtändigen konnte, ein neuer Verhandlungstag zu Amſterdam aufgenommen werden mußte und vorauszuſehen war, daß die Häuptlinge, beſonders Hisko von Emden und Enno von Norden, ſich nur ſchwer oder vielleicht gar nicht zur Schadenvergütung verſtehen würden, ſo fanden die Städte für rathſam, eine neue Wehrrüſtung anzuordnen, theils um nöthigenfalls mit nachdrücklichem Ernſt gegen die widerſpenſtigen Häuptlinge auftreten zu können, theils auch um dem Seefahrer gegen die aus Friesland auslaufenden und ſchon auf der See umherſchwärmenden Räuberrotten mehr Sicherheit zu verſchaffen. Hamburg, deſſen Intereſſe bei dem gefoderten Schadenerſatz am meiſten mit im Spiele war, Lübeck und Bremen traten voran; jede von ihnen

mußte in Verbindung mit mehren ihr zugeordneten andern Hanseſtädten ein großes und einige kleine Schiffe ausrüſten. Die bewaffnete Mannſchaft betrug gegen 350 Mann, mit dem Schiffsvolke gegen 400. Die Wehrrüſtung ſollte im Ganzen drei Monate dauern; die Unterhaltung jedes Wäppners wurde für den Monat auf fünf Mark lübiſch berechnet; die Koſten der Wehre ſollten wie gewöhnlich durchs Pfundgeld, welches man wieder anordnete, beſtritten werden. Jede Stadt, die ihren Beitrag zur beſtimmten Zeit nicht einlieferte, ſollte außer Kaufmannsrecht geſetzt werden. Keno vom Broke erhielt den Auftrag, ſo viel es ihm irgend möglich ſei, das fernere ſtarke Zuſammenſtrömen der Vitalienbrüder in Friesland zu hindern und den Städten bei etwaniger Zunahme des Raubvolkes die wachſende Gefahr zu melden. Bald traf in Lübeck auch die Nachricht ein: es ſei dringend nothwendig, die Wehre aufs ſchleunigſte in die See auszuſenden, denn weit über hundert Vitalienbrüder aus Friesland lägen dieſſeits der Lauerſee unfern von Bremen mit zwei großen Raubſchiffen, im Begriffe, mit noch mehren Raubgeſellen, die ſie dort erwarteten, in die See auszulaufen, ſobald die Tagfahrt zu Lübeck auseinandergehe.

Jetzt wurden eiligſt vier große Schiffe mit der nöthigen Zahl kleinerer Schiffe ausgerüſtet und bemannt; von der Elbe ausſegelnd, nahmen ſie die gerade Richtung gegen Friesland hin. Nun waren kurz zuvor auch Abgeordnete der Hanseſtädte zum Tage nach Amſterdam ausgeſandt worden; es gelang ihnen dort zwar, zwiſchen dem Herzoge Wilhelm von Holland und den Weſtfrieſen einen Vertrag zu vermitteln, nach welchem dieſe in Oſtergo und Weſtergo erſtern als ihren Oberherrn anerkennen ſollten;

allein in Betreff des Schadenersatzes für die Hanseſtädte wollten ſich die Frieſen auf nichts weiter einlaſſen, auch nicht einmal das Verſprechen geben, daß forthin keine Vitalienbrüder in Friesland mehr geherbergt werden ſollten. Als dies den Hauptleuten der Wehrſchiffe gemeldet ward, ließen ſie auf der Stelle ihr Kriegsvolk an der Küſte Frieslands landen. Keinem kam die Beihülfe erwünſchter als dem Häuptling Keno vom Brockmerland, der eben mit dem mächtigen Propſt Hisko von Emden in Fehde lag; er verband alsbald ſeine Kriegsſchar mit der der Hanseſtädte und der Kampf mit den Häuptlingen, die bisher vorzüglich das Vitaliervolk bei ſich gehauſt und gehegt hatten, namentlich mit Enno von Norden, Enno von Pilſum, Haiko von Faldern und Ayelt von Oſterhuſen wurde ſogleich begonnen. Da die Vitalienbrüder zum größten Theil ſich zum Raubgewerbe auf die See begeben hatten, ſo hielt es nicht ſchwer, die Schlöſſer zu Faldern, zu Norden, Pilſum und mehre andere zu erſtürmen; ſie wurden theils niedergebrannt, theils bis auf den Grund niedergeriſſen. Vier derſelben, Arle, Berum, Grothuſen und Oſterhuſen wurden dem Häuptling Keno vom Broke übergeben, wogegen dieſer das Verſprechen leiſten mußte, den Vitalienbrüdern in keinem Hafen zwiſchen der Ems und Weſer den Zugang zu geſtatten oder ſie irgendwo zu dulden, dieſe Häfen aber und ſeine Häuſer, wenn es verlangt werde, den Hamburgern und den übrigen Hanseſtädten ohne weiteres zu öffnen. Abgeſchloſſen wurde dieſer Vertrag am Bartholomäitage 1407. Die übrigen Häuptlinge mußten ſich vorerſt zu einem Beifrieden und zur Annahme eines neuen Verhandlungstages im nächſten Jahre zu Emden oder Gröningen verſtehen,

um sich mit den Hanseſtädten wegen des Schadenersatzes zu vergleichen.

Als jedoch die Zeit der Noth vorüber war, wuchs den gedemüthigten Häuptlingen wieder neuer Muth, wozu der Umstand wesentlich mit beitrug, daß die Holländer, schon seit langer Zeit mit den Hamburgern wegen Handelsirrungen im Streit, durch Handelseifersucht getrieben, es nicht dulden zu dürfen glaubten, daß der Einfluß der Hanse auf die Häuptlinge sich so gebieterisch geltend mache. Es erschien daher auch bald eine holländische Flotte an der friesischen Küste und nahm die Burg zu Larrelt ein. Es gelang nun zwar dem Häuptling Keno in Verbindung mit zwei Söhnen Folkmar's Allena, die Holländer wieder zu vertreiben; allein die übrigen Häuptlinge hatten daraus doch erkannt, daß sie bei den Holländern leicht Hülfe und Bundesgenossenschaft gegen die Hanseſtädte gewinnen könnten. Enno von Norden und Haiko von Faldern traten daher schon im Frühling 1408 in ziemlich kecker Sprache gegen die Hanseſtädte mit dem Verlangen hervor: man solle ihnen den angeordneten Verhandlungstag verlängern, dann würden sie bis zu nächstem Johannistage den mit den Städten aufgenommenen Beifrieden noch halten, wo nicht, so müßten sie annehmen, der Friede sei von den Städten aufgehoben. Die letztern gaben nach, sandten den Häuptlingen neue Friedensbriefe und verlängerten den Verhandlungstag sogar zweimal.

Ehe indeß dieser Tag noch gehalten wurde, kamen den Hanseſtädten wieder höchst betrübte Nachrichten zu. Es hatten nicht blos die jungen Grafen von Oldenburg, die mit Bremen in Fehde lagen, eine bedeutende Schar Vitalienbrüder an sich gezogen und in ihr Gebiet aufge-

nommen, um durch sie die Ausfahrt der Schiffe aus Bremen auf der Weser zu hemmen, sondern es waren auch mit Beihülfe der Friesen neue Schwärme von Vitalianern ausgelaufen und hatten sich in kurzer Zeit eines Kauffahrteischiffes aus Preußen, eines aus Stettin, eines aus Campen und zweier aus Hamburg bemächtigt. Ihre Beute war außerordentlich bedeutend, denn alle Schiffe waren stark befrachtet. Der Rath von Hamburg rüstete in aller Eile fünf Wehrschiffe aus und bemannte sie mit dreihundert auserlesenen Kriegsleuten, um das Raubvolk schleunigst zu verfolgen. Es glückte diesem indeß, zuvor noch in der Ems einzulaufen und die genommenen Schiffe in den Schutz des neuen Schlosses zu Faldern zu bringen. Dort wurden bald, nachdem auch mehre Wehrschiffe aus Campen und Amsterdam mit hundert Wäppnern sich mit den Hamburgern vereinigt, die Vitalianer belagert. Hamburg rüstete eiligst noch drei Schiffe mit 150 Wehrleuten zur Verstärkung seiner dortigen Mannschaft aus; man foderte auch Lübeck, die wendischen und preußischen, selbst auch die Städte in Geldern und Holland zu schleuniger Beihülfe auf, denn der Rath von Hamburg hoffte, daß man bei kräftigem Zusammenwirken sich nicht blos der genommenen Schiffe wieder werde bemächtigen und das Schloß zu Faldern erstürmen und vernichten, sondern überhaupt den größten Theil des Vitalianervolkes aus Friesland vertreiben oder gänzlich vertilgen können. Allein eben an einem kräftigen Zusammenwirken fehlte es unter den Städten auch jetzt wieder. Lübeck hatte Beihülfe durch Schiffe und Kriegsvolk zugesagt, leistete sie aber nicht, ebenso die andern osterschen Städte; auf den verheißenen Beistand aus Preußen hatte der Rath von

Hamburg zweihundert Wäppner in Sold genommen und sie vor Faldern gesandt; allein statt der vom Rathe verlangten tausend Nobeln zur Deckung der Kosten sandten die preußischen Städte nur sechshundert. So nur wenig von den andern Hanseſtädten unterstützt, thaten wenigstens die Hamburger, was ihnen ihren Streitkräften nach möglich war. Das Schloß zu Faldern wurde von ihnen so lange belagert und gestürmt, bis der größte Theil der Vitalienbrüder es zur Nachtzeit verlassen hatte. Als jetzt die Belagerer die Mauern erstiegen, fiel ihnen die geringe zurückgebliebene Besatzung und eine bedeutende Anzahl Schwerverwundeter in die Hände; die meisten dieser Gefangenen wurden nach Hamburg gebracht und dort hingerichtet. Ein Hauptmann der Vitalienbrüder, den man gefangen genommen, ward alsbald enthauptet und aufs Rad geflochten. Nachdem man sich darauf auch der geraubten Schiffe wieder bemächtigt und das Schloß hinlänglich bemannt hatte, zog der Streithaufe, jetzt noch über achthundert Mann stark, auch vor das Schloß Osterhusen und auch dieses ward bald gewonnen und mit Besatzung versehen. Als hierauf der Rath von Hamburg, erfreut über dieses Kriegsglück, noch dreihundert Mann Verstärkung nachsandte, wozu jetzt auch Lübeck einen Theil beigesellte, gelang es dann auch noch, sich der Burgen der Häuptlinge Enno zu Pilsum und Haro von der Greet und mehrer anderer zu bemächtigen. Man brach diesmal keins der gewonnenen Schlösser nieder, sondern besetzte sie alle stark mit Mannschaft, um von ihnen aus die Vitalienbrüder, sobald sie sich nur irgendwo wieder sammeln würden, sogleich mit aller Macht bekämpfen zu können. Die Hamburger hatten in der That jetzt fast noch mehr

geleistet, als je zuvor in einer gemeinsamen Unternehmung ausgeführt worden war; Friesland war fast ganz von der Vitalianervolke gesäubert. Freilich kostete diese Unternehmung der Stadt Hamburg auch die Summe von nahe an zehntausend Mark; dafür rühmte sich aber auch der Rath auf einer Tagfahrt zu Lübeck: „Hätten wir die großen Kosten und Arbeit nicht aufgewandt, fürwahr die See wäre so schwer von den Vitalienbrüdern bekümmert worden, daß Jahre lang kein Kaufmann hätte daran denken können, die See wieder zu besuchen."

Die Folge dieser Unternehmung war, daß fast durchs ganze Jahr 1409 hindurch die See von Raubbanden ziemlich frei war; man hörte lange Zeit von keinem weitern Seeraub. Wol aber zeigten sich schon im Winter dieses Jahres wieder versteckte Haufen in Friesland. Keno vom Broke nämlich hatte sich sowol durch seine Stellung zu den Hansestädten als durch die eifrige Verfolgung der Vitalienbrüder wie bei diesen so auch bei den meisten Häuptlingen Frieslands sehr verhaßt gemacht. Nicht nur sein alter Feind Folkmar Allena, mit dem er eine Zeitlang ausgesöhnt war, sondern auch der streitlustige Propst Hisko zu Emden und mehre andere Häuptlinge waren schon im Winter des genannten Jahres gegen ihn in die Waffen getreten. Keno wehrte sich zwar mit aller Entschlossenheit und rief die Hansestädte zur Hülfe auf. Kaum aber hatten die in ihren Schlupfwinkeln verborgen gehaltenen Vitalianer das Waffengetümmel vernommen, als auch sie in Keno's Lande einbrachen, um mit Feuer und Schwert an ihrem Verfolger Rache zu üben. Da erschien auf einer Tagfahrt zu Lübeck Keno's vom Broke eimlicher Rath, der Pape Almer, und bat abermals aufs

dringendste um Hülfe, den Städten vorstellend: Keno habe sich schwer zu beklagen, daß niemand von den Städten ihm wider die Vitalienbrüder zu Hülfe gekommen sei. Seine Freunde und nächsten Verwandte seien bereits von ihren Landen und Leuten vertrieben und diese bestürmten ihn jetzt täglich mit der Bitte, er möge sich um ihres eigenen Besten willen von den Hanseстädten trennen. Keno gebe ihnen zwar noch kein Gehör; indeß wenn die Städte ihn fortan ohne Beistand lassen würden, so sehe er sich genöthigt, sich mit seinen Freunden enger zu verbinden und das Bündniß mit den Städten aufzugeben. Die Städte sahen das Gefahrvolle der Stellung Keno's ein; sie erkannten auch die nachtheiligen Folgen, die eine Trennung Keno's mit sich führen werde, zumal wenn dann das Volk der Vitalianer in Friesland wieder freien und sichern Aufenthalt gewinne. Man berief daher zur näheren Berathung neue Tagfahrten; bald indeß konnten die einen, bald die andern Hanseстädte nicht erscheinen; es ward alles, wie in den hanseatischen Verhandlungen gewöhnlich geschah, auch jetzt wieder langsam und schleppend betrieben. Keno söhnte sich unterdeß mit seinen Feinden, namentlich mit Folkmar Allena aus und knüpfte auch mit dem Propst Hisko von Emden friedliche Unterhandlungen an. Die Folge war, daß nun auch, wie die Hanseстädte im voraus befürchtet, die Vitalienbrüder in Friesland wieder freien Fuß gewannen. Schon im Herbst des Jahres 1409 nahmen sie auf der offenen See mit einemmal dreizehn große Schiffe weg, die mit Wachs und vielen andern Kaufwaaren beladen waren. Sie wußten sie heimlich so unterzubringen, daß niemand erfuhr, wo sie gelandet waren und wo sie die reiche Beute hingebracht hat-

ten. Dies mochte der Anlaß sein, daß man auf ein Tagfahrt zu Hamburg im April 1410 von neuem d Verbot erließ: es solle bei hoher Strafe in keiner Han stadt irgend jemand geraubtes oder seefundiges Gut an kaufen oder wieder verkaufen. Solche Verordnungen abe fruchteten nicht viel, denn für gute und wohlfeile Waar fanden sich überall Käufer und nach dem Stande des Ver käufers fragte man weiter nicht. Man hielt ferner auf derselbigen Tagfahrt auch wieder Berathungen und faßt Beschlüsse über die Ausrüstung einer Anzahl Wehrschiffe in die Ost- und Westsee; allein es kam auch hierin nichts zur Ausführung.

So blieb man säumig und lässig, während die Vitalienbrüder sich überall wieder einnisteten und ihre Zahl sich immer mehr verstärkte. Die wilden Parteiungen und blutigen Kämpfe der Schieringer und Vetkoper in Friesland, die sich in den Jahren 1410 und 1411 mit Feuer und Schwert verfolgten, konnten natürlich dem Vitalienvolke nicht anders als erwünscht sein. Sie hielten es mit keiner Partei oder vielmehr mit beiden, denn sie gaben sich jedem hin, der ihre Dienste verlangte. Auch Keno vom Broke, der mit an der Spitze der Vetkoper stand, hatte wieder Vitalienbrüder in sein Gebiet aufgenommen, um seinem Gegner, dem schieringer Propst Hisko zu Emden im Kampfe gewachsen zu sein. Er hatte ihrer im Frühling des Jahres 1411 schon über dreihundert in seinem Gebiete und ihre Zahl nahm noch mit jedem Tage zu. Sie dienten ihm aber keineswegs blos in seinen Kämpfen zu Land, sondern liefen auch zum Raube auf die See aus; unter andern griffen sie auch ein reich mit Kaufmannsgut beladenes Schiff aus Danzig auf und führten

die Beute in Keno's Land. Bremen erhielt von Danzig den Auftrag, von Keno die Auslieferung des Gutes zu fodern. Dies geschah auch; allein der Häuptling antwortete: „er habe nicht sonderliche Lust, den Danzigern viel wiederzugeben; er könne sich mit Recht über den schweren Schaden beklagen, den er durch die Schuld der Städte erlitten; jetzt müsse er sich dessen an den Städten wieder erholen." Die Gefahr auf der See nahm bald mit jedem Tage zu, sodaß der Rath von Bremen den Städten Preußens meldete: „es sei jetzt mehr als je zu fürchten, daß bald niemand mehr sich vor den Seeräubern bergen und verwahren könne. Trachte man nicht bei Zeiten darauf, sie zu zerstören, so werde die See in kurzem ganz und gar wüste werden." Die Hanseſtädte schrieben daher auf den Herbst des J. 1411 wieder eine Tagfahrt nach Lübeck aus, wo neue Maßregeln gegen das so sehr überhandnehmende Raubwesen in Berathung gezogen werden sollten. Die preußischen Städte baten auch dringend um ernste und nachdrückliche Vorkehrungen; sie hatten erst im vorigen Jahre gegen fünfhundert Mark darauf verwandt, um eine Anzahl von Seeräubern aufzusuchen und zu vernichten, die so kühn gewesen waren, bis in den Weichselstrom hereinzusegeln. Sie erboten sich aber auch jetzt wieder zu jeder Beisteuer bereit, die man von ihnen zur Vertilgung des Raubwesens verlangen werde. Vor allem schien es ihnen auch nothwendig, die sogenannten Bergerfahrer zur Bekämpfung und Vernichtung der Seeräuber kräftiger zu unterstützen, denn auch an der Küste Norwegens schwärmte das Raubvolk wieder in bedeutenden Haufen umher. Allein man scheint auf der Tagfahrt nichts von Bedeutung beschlossen zu haben;

wir hören von keiner neuen Wehrrüstung; man rechnete und redete immer nur viel über die großen Kosten, die man bereits auf die Säuberung der See verwandt hatte und kaufmänniſch wollte immer jede Stadt ihre Mehrausgabe aufs genaueſte erſetzt haben. Auch auf einer ſehr zahlreich beſuchten Tagfahrt zu Lüneburg im April 1412 begnügte man ſich, blos das Verbot zu erneuern, daß bei Leib und Gut niemand den Vitalienbrüdern fortan Aufenthalt oder irgend welche Unterſtützung gewähren ſolle weder an Harniſch, noch Lebensmitteln noch irgend einer andern Sache. Wer dawider handele, ſolle gerichtet werden, wie ſich's gebühre. Man fand ausdrücklich nothwendig, dieſes Verbot auch den Städten der Süder-See, Gröningen, Harderwyk, Deventer, Nimwegen, Zütphen, Zwoll, Campen u. a. bekannt zu machen. Es wurde ferner beſtimmt: wenn Seeräubern geraubtes Gut wieder abgenommen werde, ſo ſollten Die, welche es gewonnen, und Die, welche die Koſten dabei gehabt hätten, die Hälfte behalten und die andere Hälfte den Beſchädigten wiedergeben. Friedeſchiffe dagegen, von den Städten ausgeſandt, ſollten alles den Räubern abgenommene Gut dem Kaufmanne ohne Theilung wiederzuſtellen. Von thatkräftigen Maßregeln zur Vernichtung der Räuberhaufen war kaum jetzt noch die Rede. Selbſt die Verhandlungen auf dieſer Tagfahrt mit den Abgeordneten Keno's vom Broke über den Schadenerſatz, den die Städte von Keno und dieſer wieder von jenen foderten, hatten keinen rechten Erfolg. Da den Städten viel daran gelegen war, des Häuptlings Freundſchaft wiederzugewinnen und ihn namentlich zu bewegen, die Vitalienbrüder aus ſeinen Gebieten wieder zu entfernen und fortan ihnen keinen Schutz

mehr zu gewähren, so schlugen die Rathssendboten mehrer Städte vor, man solle um gegenseitiger Freundschaft willen den beiderseitigen Schaden ausgleichen und sich gegenseitig für quitt erklären; dann sollten die Städte und Keno sich verbinden, um auch Edo Wimken, den Häuptling von Rüstringen, zu Entlassung der Vitalienbrüder aus seinem Dienste und Lande zu gewinnen. Allein die Rathssendboten aus Preußen widersetzten sich dem Vorschlage, denn sie konnten ihren Schaden noch nicht vergessen. Erst auf einer spätern Tagfahrt zu Marienburg überzeugte man sich von den Nachtheilen egoistischer Bestrebungen und man beschloß, um größern Schaden zu verhüten, auf den durch Keno erlittenen Schaden ohne weiteres Verzicht zu leisten.

Weil man nun aber zu einer größeren und allgemeinen Unternehmung gegen das zucht- und zaumlose Raubgesindel weder Lust noch Eifer zeigte, so mußte man in mehren Hanseſtädten wieder zu dem alten Mittel greifen, Friedeschiffe auszurüsten, obgleich man aus Erfahrung wußte, daß dadurch das Uebel nicht getilgt und das Raubvolk höchstens nur von einem Orte zum andern verscheucht werden könne. Diese Saumseligkeit und dieser Mangel an Eifer der Hanseſtädte für das gemeine Beste erregte jetzt auch bei dem Herzog und Grafen Wilhelm von Holland großen Unwillen; er gab ihnen diesen in einem Schreiben kund, welches er den hanseatischen Bevollmächtigten zu Nyeborg auf Fünen, wo sie mit dem Könige von Dänemark eine Berathung hielten, überreichen ließ. „Es ist euch nicht unbekannt", schrieb er den Städten, „wie der gemeine gute Kaufmann lange Zeit große, schwere Hinderung und Gebrechen gehabt hat von

allerhand quaden Liekendelern und Seeräubern und von ihren Enthaltern und von denen, die sie stärken und vermehren, was selbst auch Hanseſtädte, namentlich im Anfange Wismar und Rostock gethan haben, woraus auch unsere Unterthanen, Schiffer und Kaufleute manchen großen, unverwindlichen Schaden erlitten, sodaß wir und unsere Städte und Unterthanen in vergangenen Zeiten manche große Kosten und Arbeit darauf verwandt haben, dem quaden Volke und seinen Enthaltern Widerstand zu thun. Wir und unsere Städte hatten nun unter großen Kosten unsere Räthe auf die Tagfahrt nach Hamburg gesandt, die uns berichteten, daß man dort übereingekommen sei, man wolle es mit Ernst verhüten und verwahren, daß der Kaufmann forthin keine solche Hinderung und Gebrechen erleiden solle. Aber durch die That ist dies nicht erfolgt, denn seit der Zeit sind immer noch allerlei quade Liekendeler und Seeräuber enthalten und sustinirt worden in der Lauersee und anderswo, selbst auch von Hanseſtädten, namentlich von Hamburg, Bremen und Gröningen, obgleich es in ihrer Macht gestanden hätte, ihnen Widerstand zu leisten, was sie jedoch nicht gethan haben. Vielmehr einige von ihnen haben sie gerne gelitten und gehegt, indem die Räuber allerlei Gut, welches sie unsern Unterthanen und Kaufleuten geraubt und abgenommen, bei ihnen verkauft und zu Geld gemacht, sodaß ihre Bürger, welche die Güter kauften, den quaden Liekendelern und Seeräubern behülflich waren, daß sie wieder zu Wasser kämen, mit Victualien, Harnisch, Schuten, Gewehren und was sie sonst bedürften, wie uns gemeldet worden ist und was wir wohl beweisen könnten, wenn es die Noth erfoderte. Das alles hat uns sehr befremdet, da wir und die Unsern

immer sehr geneigt gewesen, des Kaufmanns Bestes auf alle Weise zu fördern, zu mehren und zu bessern, sodaß wir euch mit allem Fleiße ermahnen und von euch fodern, fortan noch allen euern Rath darauf zu stellen und mit Ernst daran zu gehen, daß dem gemeinen Kaufmann, unsern Unterthanen und andern solche Hinderung und Gebrechen nicht mehr geschehen, denn wir und die Unsern wollen auch gerne das Beste darin bedenken und thun. Würde aber solches nicht geschehen, so müssen wir aus Noth den Unsern erlauben, daß sie Gleiches mit Gleichem vergelten und sich ihres Schadens erholen, was wir nicht gerne thäten, könnten wir dessen nur irgend überhoben sein." Auf diese ernste Auffoderung des Herzogs erwiderten die zu Nyeborg anwesenden Bevollmächtigten: Die Städte hätten bisher ihr Bestes gethan und thäten es noch, um die quaden Liekendeler und Seeräuber aufs nachdrücklichste zu verfolgen und den gemeinen Kaufmann zu stärken und zu beschirmen, wie vormals zu Hamburg beschlossen worden sei; ob aber Hamburg, Bremen und Gröningen, wie der Herzog ihnen vorwerfe, in der Sache säumig gewesen seien, könne man, da ihre Sendboten auf dieser Tagfahrt nicht anwesend, nicht wissen; man werde sie jedoch davon unterrichten. Man hoffe, auch sie würden immer mit allem Fleiße darauf denken und alles anwenden, um „die Quadie und Seeräuber mit vernichten zu helfen und sie auf keine Weise zu stärken." Die Bevollmächtigten meldeten auch alsbald den drei genannten Städten, was ihnen der Herzog geschrieben, und foderten sie auf, sich selbst gegen ihn wegen der gemachten Vorwürfe zu verantworten. Wir sind jedoch nicht unterrichtet,

wie sich die Städte gegen die Anschuldigungen vertheidi haben.

Jetzt gehen drei Jahre vorüber, in denen wir weder von neuen seeräuberischen Ereignissen auf der See, noch von Bemühungen der Hanseſtädte zur Vernichtung des Raubvolkes irgend etwas vernehmen. Während dieser Zeit, in den Jahren 1414 bis 1416, lagen in Friesland die Parteien der Schieringer und der Vetkoper, an der letztern Spitze Keno vom Broke, in beſtändigen Kämpfen gegen einander. Der mächtige Häuptling Folkmar Allena ward ein Opfer dieſes Parteikampfes, indem er unter dem Meſſer eines gedungenen Meuchelmörders in ſeinem eigenen Hauſe fiel. Das Vitalianervolk mochte theils in dieſen blutigen Fehden, theils vielleicht auch an entfernten Länderküſten, von denen aus uns keine Kunde zugekommen iſt, währenddeß mit ihrem Raubgewerbe viel beſchäftigt worden ſein. Auch der Häuptling Keno überlebte den Kampf der Parteien nicht; er ſtarb, nachdem er mehre Fehden mit der Stadt Gröningen beſtanden und in der Belagerung der Stadt kurz vor ſeinem Tode einen ſchweren Verluſt ſeiner Mannſchaft erlitten hatte, im Jahre 1417 und hinterließ die Herrſchaft des Brockmerlandes ſeinem Sohne Occo, der Jüngere genannt.

Aber ſchon im Jahre 1416 wurden die Vitalienbrüder von neuem auf die Schaubühne ihres Raublebens hervorgerufen. Der junge Herzog Heinrich von Schleswig und ſein Vormund Graf Heinrich von Holſtein lagen ſchon ſeit Jahren mit dem Könige Erich dem Siebenten von Dänemark im Streit wegen des jungen Herzogs Belehnung mit dem Herzogthum Schleswig, die der König nicht eher ertheilen wollte, als bis ihm zuvor das

ganze Herzogthum mit völligem Rechte übergeben und ihm ganz freigestellt sei, dasselbe zu verleihen, wem er wolle. Es kam darüber zum Krieg, indem Erich mit starker Heeresmacht ins Herzogthum einfiel und sich desselben bemächtigte. Als die Fürsten, auch von den Herzogen von Braunschweig und Meklenburg bedrängt, sahen, daß ihre Streitkräfte gegen die des Königes viel zu schwach seien, ergriffen sie in der Verzweiflung dasselbe Mittel, dessen sich einst die Meklenburger, Rostock und Wismar gegen die Krone Dänemark bedient hatten. Sie erließen Auffoderungen und Einladungen, daß alles lose und ledige Volk, welches zu Raub und Abenteuer auf die drei Reiche ausziehen wolle, sich in ihrem Lande sammeln und in ihren Häfen freie Aus- und Einfahrt finden solle. „Und nach dieser Einladung der Vitalianer", sagt ein Chronist, „kam den Fürsten so viel Volkes zu, daß durch dieses nicht allein die drei Reiche, sondern auch alle Kaufleute, welche die See besuchten, sehr beschädigt wurden."

So waren von Fürsten selbst die Raubgesellen von neuem zu Raub und Plünderung aufgefodert und während nun eben damals auch in dem nördlichen Deutschland ein häßliches, braunes Zigeunervolk unter der Anführung ihrer Obern, die sie Grafen und Herzoge nannten, zwar unter sicheren Geleitsbriefen der Fürsten, aber mit Rauben und Stehlen durch Städte und Dörfer zog und überall alles in Schrecken setzte, durchschwärmten die Piraten die See bald wieder nach allen Richtungen hin. Zwar traten die Hansestädte schon im J. 1416 wieder zu einem Bündniß gegen sie zusammen und wandten sich zu gleichem Zwecke dann auch an mehre Fürsten; allein das fruchtete nicht weiter. Die Raubgesellen fanden überall noch ihre

Helfershelfer und Freunde. Wiederholt war schon auf den Tagfahrten der Ankauf von geraubtem und seefundigem Gute bei hoher Strafe verboten worden und doch traten Kaufleute aus Flandern auch im J. 1417 wieder mit der Klage auf, daß namhafte Bürger in Hamburg, Münster, Osnabrück und Gröningen einen großen Theil der Kaufgüter, die ihnen von Vitalienbrüdern aus Friesland auf der See geraubt worden, ohne Scheu angekauft hätten, während niemand an ihre Bestrafung denke. Geschah es doch, daß Stralsund eine Anzahl Söldner auf die See aussandte, um eine Bande von Seeräubern, die stralsunder Schiffe geplündert hatten, aufzusuchen und zu vernichten. Als sie indeß einigen Kauffahrteischiffen begegneten, machten sie sich über dieselbigen her, mishandelten die Mannschaft auf die schändlichste Weise und warfen viele sogar über Bord. Freilich mußten die Frevler ihre Greuelthat schwer büßen; sie wurden alle aufgegriffen und enthauptet; ihr Hauptmann Linstow ward als Verräther aufs Rad gesetzt und dann als Meineider am Galgen aufgehängt. Auch Ost- und Westfriesland war noch immer von Vitalianerhaufen angefüllt; sie liefen von dort zu großen Scharen aus und fingen alles auf, was ihnen auf der See begegnete. Häufig verbanden sich mit ihnen auch Friesen selbst, um an dem Raubhandwerke Theil zu nehmen. Am meisten litt durch sie jetzt der Seefahrer aus Holland und Flandern; eine bedeutende Anzahl von Kaufleuten aus den Städten beider Länder wurden durch den Seeraub ganz und gar zu Grunde gerichtet. Der Herzog von Holland ließ es zwar nicht an Bemühungen fehlen, seinen Kaufleuten Schutz zu verschaffen; allein die Erfolge waren immer unbedeutend und

vorübergehend. Der Junker Sybold, Hauptmann zu Rüstringen, der eine große Anzahl von Vitalienbrüdern in seinem Gebiete hegte, ließ es, als der Herzog ihre Entlassung foderte, bis zum heftigsten Streite kommen.

Da wandten sich die Städte mit ihren Klagen über das täglich noch überhandnehmende Unwesen der Seeräuberei an den römischen König Sigismund und baten um Schutz und Hülfe. Nach langen Zeiten nämlich, in welchen die römisch-deutschen Kaiser sich wenig um das weit entlegene Frieslaud bekümmert, war er der erste, welcher darauf hinarbeitete, die Friesen wieder unmittelbar zum Reiche zu gewinnen. Er hatte deshalb kurz zuvor an sie ein Schreiben erlassen, daß er sich aus sichern Urkunden habe belehren lassen, wie die Friesen von alten Zeiten her ein freies Volk und niemand unterthänig gewesen, sondern blos zum römischen Reiche gehörten; sie sollten sich daher auch nur an das Reich halten; er werde seinen Kanzler und Kaplan an sie senden, um sie in dieser Sache näher zu unterrichten. Als diese Gesandten indeß ins Land kamen, fanden sie es in drei Parteien getheilt, die eine für den römischen König, die andere holländisch gesinnt und eine dritte jeder fremden Herrschaft widerstrebend. Da indeß bald darauf der Herzog Wilhelm von Holland starb und Friesland sich nun von Holland lossagte, bestätigte Sigismund am 30. Septemb. 1417 den Friesen alle ihre bisherigen Freiheiten und Rechte und sprach über die Partei der Vetkoper, die ihm am meisten entgegen war und an deren Spitze auch Occo, der Häuptling des Brockmerlandes, stand, die Reichsacht aus. Zu gleicher Zeit aber ließ er durch seine Abgeordneten alles aufbieten, um das Land zu beruhigen und die Parteien zu versöh-

nen. Da benutzte aber der Bruder des verstorbenen Herzogs Wilhelm, der zum Bischof von Lüttich gewählte Johann von Baiern, die Zerwürfnisse in Friesland, um eine Partei für sich zu gewinnen. Die der Schieringer trat zu ihm über und übertrug ihm die Regentschaft über Friesland auf zwanzig Jahre. So in sich zerrissen und verwirrt war eben der innere Zustand Frieslands, als Sigismund die Klagen der Städte über das Raubwesen erhielt, welches vorzüglich von den friesischen Küsten aus in der Nordsee betrieben ward. Er sandte den Städten von Basel aus ein Schreiben, worin er ihnen meldete: er habe bereits bewirkt, daß die Städte fortan aus Westfriesland durch die Seeräuber nicht mehr beschädigt werden sollten; er hoffe es auch noch dahin zu bringen, daß sie auch von Ostfriesland aus gegen die Piraten sicher sein würden. Er fodere daher die Städte auf, daß sie, wenn irgend jemand in Friesland sich wider ihn und das heil. röm. Reich erheben wolle und etwa Seeräuber in seinem Gebiete enthalte, seinen dahin gesandten Abgeordneten, dem Ritter Siegfried von Wemdingen und seinem Kanzler Nicolaus Bunzlau, mit ihrer ganzen Macht beistehen sollten, weil es sein Wille sei und auch der Städte Bestes es fodere, daß sich Friesland mit den Seestädten der Hanse verbinde und beide Friede mit einander hielten. Die Abgeordneten überbrachten selbst den Städten das Schreiben des Königes auf einer Tagfahrt zu Lübeck im Juni 1418, indem sie zugleich den dort versammelten Rathssendboten eröffneten: schon früher auf Befehl des röm. Königes wegen Klagen, welche diesem von mehren Seiten her vom Kaufmanne wegen der Seeräuberei aus Friesland zugekommen seien, in dies Land gesandt, hät-

ten sie durch ihre Bemühungen es dahin gebracht, daß der größere Theil der Friesen sich in des Königes Gehorsam und des röm. Reiches Unterthänigkeit begeben hätten; daher sei zu hoffen, daß der seestädtische Kaufmann von Friesland aus nicht mehr beschädigt werden würde. Weil jedoch ein Theil der Friesen, der die Ostfriesen genannt werde, mit den Gröningern sich noch nicht in des röm. Königes Gehorsam fügen wolle, so ersuche man im Namen des Königes die Hanseſtädte, daß sie mit Rath und That zu Hülfe stehen möchten, damit dieser Ungehorsam zu rechter Bekenntniß und pflichtiger Unterthänigkeit gebracht werde. Die königlichen Abgeordneten begaben sich nach Friesland und es gelang ihnen wenigstens einige Zeit, die wildesten Ausbrüche der Parteiwuth zwischen den Schieringern und Vetkopern zu beschwichtigen. Die Hanseſtädte begnügten sich unterdeß damit, auf der erwähnten Tagfahrt zu Lübeck eine Anzahl alter Verordnungen und Verbote in Beziehung auf das Seeräuberwesen zu erneuern und zum Theil zu schärfen. Unter andern wurde festgestellt, daß jeder, welcher geraubtes Gut gekauft habe und sich mit Unwissenheit entschuldige, diese seine Unwissenheit mit noch zwei Andern beschwören müsse, um von der Strafe befreit zu sein. Ankauf geraubten Gutes oder Begünstigung der Seeräuber in irgend einer Weise ward mit der Todesstrafe verpönt.

Zur Vertilgung des Übels selbst aber fruchtete dies alles nichts weiter. Das Räubervolk war noch in demselben J. 1418 kühn genug, die Weser aufwärts bis vor das Schloß Friedburg zu segeln und es mit Sturm einzunehmen. Der dortige Hauptmann Arnold Buller, ein

Rathsmann aus Bremen, ward von ihnen erschlagen. Auf die Nachricht hievon kam bald darauf aber starkes Kriegsvolk herbei, das Schloß ward wieder erstürmt und zweiundvierzig Räuber, die gefangen wurden, brachte man nach Bremen zurück, wo sie alle enthauptet wurden. Glücklicher in seinem Raubgewerbe war um dieselbe Zeit ein Haufe der Vitalienbrüder, welche die Grafen von Holstein in ihrem Lande hegten. Es war im Anfang des August, als die beiden Bischöfe von Lund und Roschild und mit ihnen auch viele Ritter und vornehme Herren zwei Schiffe ausrüsteten, um sich mit ihren Frauen und Töchtern an den königlichen Hof zu einem glänzenden Hoffeste zu begeben. Alles, was die hohen Herren und Frauen an Kleinodien, Schmuck und Zierath aller Art besaßen, schöne Gewande, Geschmeide von Silber und Gold sollte auf dem Feste zur Schau getragen werden. Allein die gehoffte Freude schlug in große Trauer um. Die beiden Schiffe wurden von einem Haufen Vitalienbrüder überfallen, überwältigt und mit dem sehr bedeutenden Schatz nach Holstein gebracht. Keiner von den Eigenthümern sah jemals wieder etwas von dem Seinigen. Dafür erlitten freilich dieselben Vitalienbrüder in Holstein im Jahre nachher einen schweren Verlust. Lübeck hatte einen Söldnerhaufen auf die See ausgesandt, um insbesondere die Gewässer zwischen den holsteinischen und meklenburgischen Küsten von dem Räubervolke zu säubern. Er traf auch bald auf eine Anzahl von Raubschiffen, die dort umherkreuzten. Es kam zum Kampfe. Die Lübecker aber behielten die Oberhand, schlugen einen Theil der Vitalianer todt und zwangen die übrigen, das feste Land zu suchen. Dort verließen sie ihre Schiffe und liefen vom Femer Sund bis

nach Heiligenhafen. Die Lübecker indeß folgten ihnen nach und ergriffen ihrer zweiundzwanzig Mann; die andern entkamen durch die Flucht. Da die dortigen Bewohner die Gefangenen nicht aus ihrem Weichbildsgerichte losgeben wollten, so sandte der Rath von Lübeck einen Büttel dahin, der sie alle köpfen mußte. Nur der Hauptmann ward nach Lübeck gebracht und dort enthauptet. Damals zwang man auch die beiden Grafen Dietrich und Christian von Oldenburg zu dem Versprechen, fortan in ihrem Gebiete keine Vitalienbrüder oder andere Seeräuber hegen und hausen oder auf irgend eine Weise unterstützen zu wollen.

So oft aber auch das Räubervolk mit dem Halse für seine Raubthaten büßen mußte, neues Glück brachte ihm immer wieder neuen Muth. Schon im J. 1420 war wieder ein anderer Haufe von Vitalienbrüdern kühn genug, sich in die Elbe hinein bis in die Gegend von Hamburg zu wagen und eine Anzahl hamburger Schiffe wegzunehmen, die mit Bier und andern Kaufmannsgütern befrachtet waren. Einen Theil des Raubgutes verkauften sie an die Ditmarsen, einen andern brachten sie anders wohin. Vieles aber führten sie auch auf das Schloß zu Schwalstädt, auf welchem damals der Hauptmann des Herzogs von Schleswig Hartwig Breide die Befehlshaberschaft hatte. Als man in Hamburg von dem allem Nachricht erhielt, wurden in Eile mehre wohlbemannte Schiffe ausgesandt, die das Raubvolk bis vor das Schloß zu Schwalstädt verfolgten. Da aber die Seeräuber dies gewahr wurden, verließen sie aus Schrecken die Burg und flüchteten sich in das Holt. Herzog Heinrich von Schleswig war schwer erzürnt, als er vernahm, daß sein Hauptmann

ſein Schloß, wie die Hamburger klagten, zum Raubneſt gemacht; er ließ ihm ſofort den Befehl überbringen, den Hamburgern das geraubte Gut wieder auszuliefern, wo nicht, ſo ſolle es ihm das Leben koſten. Der Hauptmann, den Zorn des ſtrengen Herzogs fürchtend, leugnete, was er gethan, und foderte ſeinen Herrn ſelbſt auf, das Schloß genau durchſuchen zu laſſen. „Findet man des Gutes", ſagte er, „auch nur für einen Pfennig, ſo will ich mein Leben verwirkt haben." Dieſer Betheuerung aber traute der Herzog nicht. Das Schloß ward im Beiſein der Hamburger in allen Winkeln unterſucht und das verſteckte Raubgut wiedergefunden. Der Hauptmann würde jetzt, wie der Herzog befohlen, ſeine Lüge am Galgen gebüßt haben, wenn nicht die Hamburger bei dieſem für ſein Leben gebeten. Er wurde jedoch auf Lebenszeit des Landes verwieſen.

Mittlerweile hatten die Vitalienbrüder in Friesland unter den Parteiungen der Schieringer und Vetkoper ihr Raubwerk ziemlich ungeſtört betrieben. Nun hatten ſich aber unter dem Schutze der Schieringer bedeutende Haufen von ihnen bei Doccum und dem Schloſſe Eſumerſyhl durch Blockhäuſer und andere Befeſtigungswerke ſtark verſchanzt und liefen mit ihren Raubſchiffen in die dortigen Häfen um ſo ſicherer aus und ein. Die Hamburger verlangten die Zerſtörung dieſer Raubneſter. Die Vetkoper hielten deshalb einen Verſammlungstag zu Gröningen und es ward beſchloſſen: die Vitalianer ſollten aufgefodert werden, ihre feſten Verſchanzungen und Wehrhäuſer bei Doccum und Eſumerſyhl innerhalb ſechs Monaten friedlich zu übergeben und Friesland zu verlaſſen, die Feſtungswerke ſollten dann bis auf den Grund vernichtet werden. Wür-

den sie aber diese nicht freiwillig räumen wollen, so sollten sie mit einer Streitmacht aus Ostergo und Westergo und mit Hülfe anderer Verbündeten daraus vertrieben werden. Die Vitalienbrüder aber schlugen das friedliche Anerbieten aus; auf ihre festen Verschanzungen trotzend, wurden sie für Feinde des Landes erklärt. Da wandte sich der Häuptling vom Brockmerlande, Junker Occo vom Broke, an die Hamburger und die übrigen Hansestädte und bat um Beihülfe zur Vertreibung des Vitaliervolkes aus seinen festen Verschanzungen, meldend, daß von da aus dem seefahrenden Kaufmanne fort und fort unermeßlicher Schaden zugefügt werde. Dies geschah im Frühling des J. 1422. Es schien jetzt mehr als je an der Zeit zu sein, in Verbindung mit den Friesen selbst das Seeräubervolk in dem Lande gänzlich zu vertilgen. Hamburg und Lübeck warteten daher nicht erst eine neue Tagfahrt der übrigen Hansestädte ab, sondern eilten so viel als möglich mit der Ausrüstung einer Anzahl Wehrschiffe. Mit tausend auserlesenen Kriegsleuten bemannt, auch hinreichend mit schwerem Geschütz, Belagerungszeug und andern nöthigen Kriegsbedürfnissen versehen, lief die Wehrflotte einige Wochen nach Ostern gegen Westfriesland aus. Nach glücklicher Landung fand die Mannschaft das Blockhaus zu Esumersyhl sowohl nach der Seeseite hin als zu Lande einwärts mit Wällen, Graben und Verschanzungen außerordentlich stark befestigt. Es war außer dem Haupthaufen von vierhundert Raubgesellen, die in der Stadt Doccum lagen, mit hundertundsechzig Mann besetzt. Nachdem die Mannschaft der Hansestädte es rings umlagert, zogen auf die Nachricht ihrer Ankunft auch die Häuptlinge der Partei der Vetkoper diesseits und jenseits der Ems unter der Anführung des

Häuptlings Focko Uken und mit ihnen auch ein Streithaufe aus Gröningen zur Hülfe herbei. Das Blockhaus wurde gestürmt; allein die Vitalienbrüder, bei denen alles auf dem Spiele stand, wehrten sich mehre Tage lang mit äußerster Entschlossenheit, bis endlich ihre Kraft ermüdete und das Blockhaus vom Feinde mit Sturm genommen wurde. Die ganze Besatzung ward gefangen genommen und mit dem Schwerte hingerichtet; nach Einigen betrug die Zahl noch 150 Mann *). Das Blockhaus brach man bis auf den Grund ab. Darauf wandte sich das Kriegsvolk gegen die Stadt Doccum; aber hier fand es beim Feinde nicht den verzweiflungsvollen Muth. Die vierhundert Vitalienbrüder hatten kaum das Schicksal ihrer Genossen bei Esumersyhl vernommen, als sie die Stadt verließen, um in die See zu entfliehen. Die Bürger Doccums ergaben sich dann ohne allen Widerstand. Es ward darauf durch die ganze Stadt eine genaue Untersuchung angeordnet, um alles versteckte Raubgut auszumitteln. Alle Häuser, in denen man solches gefunden, wurden niedergerissen und alle Bürger, die mit den Vitalianern gefeilscht oder sonst in näherer Gemeinschaft gestanden hatten, nach Hamburg und Lübeck gebracht, wo sie im Gefängniß schmachteten, bis ein ansehnliches Lösegeld sie befreite.

Darauf schlossen die Hauptleute des hanseatischen Kriegsvolkes mit einer großen Anzahl von Häuptlingen zur Verbannung und Vernichtung der Vitalienbrüder die nöthigen Verträge ab. Ein solcher lautete unter andern

*) Nach andern Berichten betrug die Zahl der Hingerichteten nur 44 oder 46; die übrigen waren im Kampfe erschlagen.

also: „Wir Heszel von der Gest, Sydze von der Gest, Juwe von der Gest, Sywert (Suffrid) Wiarda, Ummo Wiarda, Poppeke Zireſim, Alteke Bronesna, Douwe Suesna, Fritke Frixma, Rewerd Onnema, Sippe Nitting machen kund allen Leuten mit dieſem offenen Briefe, daß wir gelobt haben, geſichert, geſchworen mit leiblichen Fingern zu den Heiligen für uns und unſere Erben, geborene und ungeborene, den ehrſamen Sendboten, Herrn Tiedemann Stein und Herrn Ludwig Krul von Lübeck, Herrn Heinrich Papendorf und Herrn Martin Schwarzkopf von Hamburg zu Behuf ihrer zwei Städte, für die ſie nun zur Zeit hier in der Reiſe ſind, und der gemeinen Hanſeſtädte, daß wir nach dem Tage von Datum dieſes Briefes die Vitalienbrüder oder andere Räuber zu keiner Zeit mehr enthalten ſollen, noch enthalten laſſen wollen in unſern Häfen, Häuſern und Schlöſſern oder Gebieten, noch ſie beſchirmen oder vertheidigen, ſondern ſie vielmehr verfolgen werden, wie man gegen ſolche Miſſethäter zu thun ſchuldig iſt, um ſie aus dem Lande zu vertreiben nach aller unſerer Macht. Wir geloben auch mit dieſem Briefe, daß wir alle Kaufleute fördern und vertheidigen ſollen nach allen unſern Kräften ohne alle Argliſt.“ Geſchloſſen ward dieſer Vertrag zu Doccum am Dienſtage nach Pfingſten im J. 1422. Als vermittelnde Zeugen waren unter andern gegenwärtig der Häuptling Focko Ukena zu Leer, Otto Kaland, Bürgermeiſter von Gröningen, u. m. A. Ein gleiches Verſprechen gaben den Hanſeſtädten auch die beiden frieſiſchen Edelleute Wibrand Hermana und Sitka Siarda, und endlich verſtanden ſich zu einem ähnlichen Vertrage auch die Prälaten, Prieſter, Grietmanne, Richter und Gemei-

nen von acht Kirchspielen aus dem Brockmerland; auch sie gelobten, nicht nur selbst nie wieder Vitalienbrüder oder andere Räuber in ihren Gebieten zu hausen und zu hegen, sondern auch mit Rath und That zu Hülfe zu stehen, um solches Raubvolk, wenn es irgendwo gehaust und gehegt werde, mit aller Macht zu Wasser und Land zu vertilgen, damit der Kaufmann sicher und frei zu Wasser und zu Land Tag und Nacht in ihren Gebieten fahren und verkehren könne.

Nach diesen glücklichen Erfolgen in Friesland kehrte das Kriegsvolk der Hanse nach Hamburg und Lübeck zurück In der letzteren Stadt war um dieselbe Zeit eine neue Tagfahrt versammelt, auf welcher auch neue nöthige Maßregeln zur Unterdrückung des Raubwesens in der Ostsee abermals zur Sprache kamen. Durch den Krieg der Holsteiner mit Dänemark hatte hier das Räubergewerbe wieder frischen Schwung gewonnen. Man zählte im J. 1422 im Gebiete von Holstein nicht weniger als fünfhundert Liekendeler, die im Sommer dieses Jahres dem dänischen Könige sechzehn schwerbeladene Schiffe auffingen und die Beute meist nach Kiel brachten. Auch die Hansestädte hatten durch ihre Raubzüge schon öfter bedeutenden Schaden erlitten und es war jetzt, da ein großer Theil der aus Friesland entflohenen Vitalianer auf der See umherkreuzte, zu befürchten, daß die Gefahren sich noch vermehren würden, wenn nicht bei Zeiten kräftige Maßregeln dagegen wirkten. Man beschloß daher auf der erwähnten Tagfahrt: die Städte Lübeck, Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswalde und Stettin sollten eine neue Wehrflotte in die See aussenden und zur Deckung der großen Kosten sowohl in diesen Städten

ſelbſt, als in denen in Preußen, Livland und überhaupt in allen denen, wo es die Hanſeſtädte anordnen würden, ſowie auch auf Gothland der Pfundzoll von neuem auf zwei Jahre erhoben werden. Werde es nöthig ſein, daß auch die livländiſchen oder irgend andere Städte, die jetzt an der Wehrrüſtung ſelbſt nicht Theil nähmen, für ihre Gegenden Wehrſchiffe ausrüſten müßten, um das Volk der Vitalienbrüder zu vernichten, ſo ſollten ihnen ebenfalls die Koſten ihrer Wehre vom Pfundgelde erſtattet werden. Übrigens aber ſolle dieſer Pfundzoll, den Schiffer und Kaufmann von allen ihren Gütern bei ihrem Eide entrichten ſollten (nur Kaufmannsgut nach Flandern ausgenommen, von welchem in den dieſſeitigen Städten kein Pfundgeld genommen werden ſollte), ausſchließlich nur zu der Wehre verwandt werden, welche die Städte in dieſem Jahre nach Friesland und in die Oſtſee ausgeſandt hätten oder noch ausſenden würden. Außerdem aber mußten auf derſelben Tagfahrt auch ernſtliche Maßregeln gegen die Holländer ergriffen werden. Dieſe hatten wiederum nicht ohne Eiferſucht und Misgunſt geſehen, wie nachdrücklich und entſcheidend ſich die Macht und der Einfluß der Hanſe in Friesland geltend gemacht. Der hanſeatiſche Seefahrer hatte daher in vielen einzelnen Fällen großen Schaden und Nachtheil durch ſie zu erleiden gehabt. Dieſe feindſelige Spannung war auch den Vitalienbrüdern, die aus Doccum hatten entfliehen müſſen, nicht lange unbekannt geblieben. Sie hatten ſich faſt alle nach der Süderſee hineingezogen und ihre Hoffnung, bei den Holländern jetzt Schutz und Aufenthalt zu finden, täuſchte ſie nicht; ſie fanden überall, beſonders in der feſten Stadt Enkhuizen in Nordholland an der Küſte der

Süderſee bereitwillige Aufnahme. Die Hanſeſtädte, welche dies als Schmähung und Beſchimpfung ihrer Ehre betrachteten und bald erkannten, daß die Holländer dabei nur ihrem gehäſſigen Handelsneide gefröhnt, faßten ſofort den Beſchluß: alle Häfen und Gebiete der Hanſe ſollten ſo lange den Holländern verſchloſſen und alle Handelsgemeinſchaft mit ihnen aufgehoben werden, bis ſie die Vitalienbrüder aus ihrem Lande wieder entfernt und dem hanſeatiſchen Kaufmanne allen etwa erlittenen Schaden vergütet haben würden. Man ſandte alsbald von Lübeck aus auch eine Botſchaft an den Hochmeiſter in Preußen, um auch dieſen zur Ausführung der erwähnten Maßregel zu gewinnen. Sie hatte ſchnellen und glücklichen Erfolg, denn ſchon im Jahre 1423 begegneten die Holländer den Vitalienbrüdern überall als Feinde. Drei ihrer großen Raubſchiffe wurden von den Holländern und Engländern auf der See angegriffen; das eine, mit vierzig Vitalianern bemannt, ſegelten die letztern in den Grund; das zweite entkam durch die Flucht nach Preußen, wo ſeine Mannſchaft, über dreißig Köpfe ſtark, aufgefangen und bis auf den letzten enthauptet wurde; des dritten Schiffes bemächtigten ſich die Holländer und führten es nach Enkhuizen, wo der Räuber zweiundvierzig unter dem Beile des Scharfrichters ſtarben. Sonach waren im Ganzen abermals hundert und zwölf Piraten, wie der Chroniſt ſich ausdrückt, „eine Spanne kürzer gemacht.“

Da trat von neuem einige Jahre Ruhe ein. Im Jahre 1426 aber gab der noch immer fortdauernde Krieg zwiſchen dem Könige Erich von Dänemark und den Grafen von Holſtein auch den Vitalienbrüdern wiederum Anlaß, mit auf den Schauplatz des Kriegsgetümmels her-

vorzutreten. Während der König nämlich Schleswig und Gottorp mit einem sehr starken Heere und einer bedeutenden Seemacht belagerte, kündigten ihm auch eine große Zahl von Hanseſtädten den Frieden auf und da dieſe jetzt ihre Kriegskräfte ſo viel als möglich verſtärken mußten, ſo begaben ſich auch einzelne Haufen von Vitalienbrüdern, die ſich bisher dem Kriegsheere des Königes angeſchloſſen hatten, in den Dienſt der Hanseſtädte; ſelbſt Hamburg, welches ſie ſo lange als Seeräuber verfolgt und bekämpft hatte, nahm ſie als Kriegsleute jetzt gerne in ſeinen Dienſt auf; und es zeigte ſich bald, wie vortheilhaft ſich dieſe kühnen Raub- und Raufgeſellen im Kriege gebrauchen ließen. Über die Kriegserklärung der Hanseſtädte faſt noch mehr als über eine verlorene Schlacht betroffen und geſchreckt, hatte Erich alsbald die Belagerung Gottorps und Schleswigs aufgegeben und es kam jetzt darauf an, ihm auch die von ihm beſetzte Inſel Femern zu entreißen. Es war am Matthäus-Tage des genannten Jahres, als ſich etwa zweihundert Vitalienbrüder zu Hauf ſammelten und auf dem Eiland landeten. Es gelang ihnen zur Nachtzeit bis an das feſte Schloß Glambeck, wo eine däniſche Beſatzung lag, vorzurücken. Kaum graute der Morgen, als ſie das Schloß in größter Heftigkeit zu ſtürmen begannen und zwar mit ſo gewaltigem Geſchrei, als wenn die ganze Kriegsmacht Hamburgs und Lübecks ſich vor demſelben gelagert hätte. Darein miſchte ſich der unaufhörliche Donner des ſchweren Geſchützes, womit die Mauern unabläſſig beſchoſſen wurden. Während deß legten einige Vitalianer Leitern an das Schloß an und begannen es zu erſteigen. Die Beſatzung, welche nichts weniger als einen feindlichen An-

griff erwartet, gerieth in die größte Angst und Verwirrung, denn sie konnte nach dem gräßlichen Geschrei der Stürmenden und dem lebendigen Feuer der Donnerbüchsen nicht anders glauben, als daß eine sehr bedeutende Kriegsmacht in der Nähe des Schlosses liegen müsse. Da sie keine Hoffnung fassen konnte, daß der König sie von Schleswig aus bald entsetzen werde, so beschloß sie, sich dem Feinde zu ergeben. Sie erhielt mit ihrem Kriegsgeräthe freien Abzug und so fiel das feste Schloß und mit ihm das ganze Eiland in die Gewalt der Grafen von Holstein.

Während aber andere Haufen von Vitalianern um dieselbe Zeit auch immer noch als Piraten auf der See umherschwärmten, nicht selten auch sich an die preußischen Küsten wagten, dort die aus- und einsegelnden Schiffe auffingen, ausplünderten und die Schiffsmannschaft gefangen nahmen, sodaß Schiffe, die aus Lübeck Kaufwaaren nach Preußen bringen sollten, eine bewaffnete Söldnerwehr bei sich führen mußten, um sicher bis an die Weichsel zu gelangen, während noch andere Haufen sich in andern Küstenländern der Ost- und Nordsee in kriegerischen Fehden herumschlugen, in Friesland z. B. der Junker Occo, Häuptling von Brockmerland, wiederum eine Schar von Vitalienbrüdern aus der See an sich gezogen hatte, um sie dem mächtigen und kriegsgewandten Feinde seines Hauses, dem Häuptling Focko Ukena zu Leer entgegenzustellen, in welchem Kampfe sie in der blutigen Schlacht auf den so genannten wilden Äckern bei Venhusen für den unglücklichen Häuptling vom Brockmerland, der gefangen wurde, so tapfer fochten, daß sie beinahe bis auf den letzten Mann aufgerieben wur-

den, während also hier das Kriegswerk, dort das altgewohnte Raubgewerbe die einzelnen Haufen der Vitalianer beschäftigte, spielten die Vitalienbrüder in Holstein im Kriege gegen Dänemark noch immer eine nicht unbedeutende Rolle. Als im Frühling des J. 1428 die Hansestädte und die Grafen von Holstein gegen König Erich eine große Flotte von 260 Schiffen und ein Streitheer von 12,000 Mann aus dem Hafen von Wismar auslaufen ließen, waren darunter auch 800 Vitalienbrüder und andere Kriegsgesellen, die auf eigene Hand zum Raub auf allerlei Abenteuer mit dem Heere auszogen. Graf Gerhard von Holstein war Oberanführer der gesammten Kriegsmacht. Die Flotte lief in den Noresund ein, denn die Erstürmung Kopenhagens war das Ziel der Unternehmung. Es ward zwar keineswegs erreicht, denn die Stadt war so reichlich mit allen nöthigen Kriegs- und Lebensbedürfnissen versorgt, die Besatzung wehrte sich mit solcher Tapferkeit und die Balisten, Katapulten und andere Kriegsgeschosse brachten der feindlichen Flotte so bedeutende Verluste bei, daß Graf Gerhard genöthigt war, ohne Erfolg sich zurückzuziehen. Da trat vor ihn Bartholomäus Vot aus Wismar, der Anführer von 600 Vitalienbrüdern, und bat ihn um die Erlaubniß, mit seinen Kriegsgesellen zu Raub und Schaden im feindlichen Lande auf eigene Hand auf Abenteuer ausziehen zu dürfen. Sie wurde ihm ertheilt. Er landete zuerst auf Schonen und Landskrona wurde überfallen und geplündert; dann segelte er nordwärts hinauf bis vor Bergen. Als die Engländer, die dort des Handels wegen in bedeutender Zahl lagen und sich in den Besitz der früher den Hanseaten zugehörigen Vitten gesetzt hatten, die Ankunft der feindlichen Schiffe wahrnahmen,

segelten sie aus Furcht, daß die Hanseſtädte mit ihrer ganzen Kriegsflotte herankommen möchten, in größter Eile hinweg. Auch der Biſchof von Bergen rettete ſich durch die Flucht. Die Vitalienbrüder landeten mit vollem Muthe; die eingeſchreckte Bürgerſchaft leiſtete weiter keinen Widerſtand. Alles, was der Raubluſt des Vitalievolkes zuſagte, fiel ihm als Beute anheim. Auch des Biſchofs Hof ſtand den Raubgeſellen offen, ſie erbrachen ſeine Kiſten und Kaſten, ſeine Liberei und nahmen die koſtbarſten Bücher, Gold und Silber, des Biſchofs zurückgelaſſenen Ornat und vieles Andere als Raubpreis ihrer Kühnheit hinweg. Darauf plünderten ſie auch eine Anzahl norweger Fiſcher und Kaufleute aus, die eben mit ihren Fiſchen und Kaufwaaren nach Bergen zu Markte zogen. Die geraubte Waare bezahlten ſie den Eigenthümern mit Schlägen und Mishandlungen und zogen ſo endlich mit reicher Beute nach Wismar zurück, wo ſie für ihren Raub trotz der beſtehenden Verbote dennoch glücklichen Markt fanden.

Dort hielt nun der Hauptmann Bartholomäus Vet mit ſeiner Raubſchar Winterlager bis zum Frühling des J. 1429. Da lockte die gemachte reiche Beute zu einer neuen Raubfahrt. Um die Oſterzeit ſteuerte der Hauptmann aus dem Tief von Wismar mit vierhundert ſeiner Raubgeſellen abermals nach Bergen hinauf. Das Glück ſchien ihm anfangs nicht ſo günſtig, denn vier Tage vorher ſchon von dem Herannahen der Raubſchiffe benachrichtigt, hatten die Bewohner Bergens den Hof des Königes und des Biſchofs ſtark bemannt, um von da aus die Stadt zu vertheidigen. Das Vitalievolk landete zwar und es kam zum Kampfe. Allein die Bürger ſchlugen

mehre Tage lang mit äußerſter Entſchloſſenheit das feindliche Volk von ihren Mauern zurück. Da kam eines Tages ein deutſcher Junge, der in Bergen wohnte, zum Hauptmanne heran und richtete an ihn die Frage: ſind der Euern noch mehr in der See, die, wenn es Noth thut, euch zu Hülfe kommen können? Als der Hauptmann ſolches verneinte, erwiderte jener: ſo rathe ich euch, daß ihr ſchnell von hinnen fliehet und zu Schiffe gehet, denn da man in Bergen ſchon vier Tage zuvor euere Ankunft wußte, ſo ſind nach allen Orten Boten ausgeſandt, um alles, was im Lande wehrhaftig, zu ſammeln; das alles kommt zu Schiff gegen euch heran. Auch hat der Hauptmann von Bergen alle kampffähigen Bürger bereits aufgerufen, um in den nächſten Tagen gegen euch auszuziehen. Dann müßtet ihr zugleich zu Waſſer und zu Land kämpfen. Ich rathe euch alſo, daß ihr euch eiligſt zu Schiff begebet, dann ſeid ihr wenigſtens vor Denen ſicher, die euch zu Land angreifen wollen, und könnt euch gegen Die zum Kampfe vorbereiten, welche gegen euch zu Waſſer kommen. Der Hauptmann konnte zwar nicht ermitteln, ob der junge Menſch, was er geredet, aus eigenem Antriebe oder im Auftrage Anderer geſprochen. Aber es ſchien ihm jedes Falls heilſam, dem Rathe zu folgen; er begab ſich mit allen den Seinigen zu Schiff. Kaum war dies geſchehen, ſo ſegelten wol bis gegen hundert norwegiſche Schiffe heran, die ausgeſandt waren, um die Seeräuber aufzuſuchen. Dennoch verlor der Hauptmann nicht den Muth; er ſprach ſeinem Volke Troſt und Vertrauen ein, obgleich er dem Feinde nicht mehr als nur ſieben Schiffe entgegenzuſtellen hatte. Es kam zum Kampfe; ſchon beim erſten Angriffe bemächtigten ſich die Normänner eines der

sieben Schiffe mit neunzehn Mann Besatzung. Als jetzt die Vitalianer Leben und Alles aufs Spiel gesetzt sahen, wehrten sie sich gegen den Feind mit äußerster Verzweiflung. Bald fielen zwei der größten feindlichen Schiffe in ihre Hände; nachdem sie die Mannschaft erschlagen, bemannten sie sie mit ihren eigenen Leuten; dann überwältigten sie noch zwei andere größere Schiffe und ließen auch deren Mannschaft über die Klinge springen. Dreihundert der Normänner waren nun schon gefallen. Mit Hülfe dieser größeren Schiffe aber segelten sie eine große Zahl kleinerer Fahrzeuge mit allen Schiffsleuten in den Grund. Da war für die übrigen keine andere Rettung weiter als durch die Flucht. Der Kampf aber war kaum beendigt und der glänzende Sieg gewonnen, als die Vitalienbrüder noch zehn andere Schiffe, die bei ihrer Ausfahrt im Tief von Wismar zurückgeblieben waren, mit neuen Raubgesellen heransegeln sahen. Als sie sich mit ihnen vereinigt, zogen sie zu Hauf wieder vor Bergen, fanden jedoch die Stadt völlig menschenleer, denn das Volk war aus Schrecken wegen des unglücklichen Kampfes auf der See ins Land geflohen. Sie stürmten wieder in des Königes und Bischofs Hof, raubten an Geld, Kleinodien und anderem Gute, was sie nur irgend fanden, nahmen der Normannen Schiffe weg, verproviantirten sie mit Fischen und andern Lebensbedürfnissen und nachdem sie dann endlich des Bischofs Hof in Brand gesteckt und auch viele Häuser in der Stadt in Asche gelegt, zogen sie mit dem ganzen Raub hinweg und kamen wohlbehalten bei Hamburg an. Auch hier gestattete man ihnen jetzt, ihren Raub zu verkaufen, und sie lösten bedeutenden Gewinn daraus.

Kaum war dieser Haufe von seiner Raubfahrt zurückgekehrt, als eine andere Schar von Vitalienbrüdern aus Rostock und Wismar gleichfalls zu Raub und Abenteuer auf die See auslief. Sie traf bald auf ein königliches Schiff, welches den Ertrag der Geldsteuern aus Schweden nach Dänemark überbringen sollte. Es ward von den Piraten angegriffen und es kam zwischen ihnen und der Besatzung, die drei- bis vierhundert Mann betrug, zu einem äußerst hitzigen Kampfe, worin eine große Anzahl Vitalianer verwundet und erschlagen wurde. Sie errangen endlich aber dennoch den Sieg, nahmen 200 Schweden gefangen und brachten den reichen Raub nach Wismar, wo er unter großem Jubel nach der Liekendeler Weise unter allen Genossen vertheilt wurde.

Wie schon hieraus erhellt, duldete man jetzt schon wieder den Aufenthalt der Vitalienbrüder und den Verkauf ihrer Raubwaaren selbst in mehren Hansestädten. In andern dagegen wurden sie noch als Räuber vertrieben und verfolgt. Bei Danzig z. B. wagten mehre Jahre hindurch zahlreiche Rotten dieser Raubgesellen sich bis in die Gegend von Hela, ja selbst bis auf die Rhede von Danzig heran und nahmen so oft die mit Getreide und andern Gütern beladenen Schiffe weg, daß der Rath der Stadt sich endlich genöthigt sah, wieder eine Anzahl Wehrschiffe auszurüsten und sie in die Nähe von Hela zu legen, um das Raubvolk von der Küste zurückzuhalten. An die alten Verordnungen gegen Seeräuber und ihr schnödes Raubgewerbe ward auf den hanseatischen Tagfahrten kaum jetzt mehr gedacht; niemand kümmerte sich mehr darum, sie zu beachten und aufrecht zu erhalten. Überhaupt galt im Verhalten gegen den alten Raubfeind

keine Regel und Ordnung mehr. Das Vitalianervolk selbst war hier Freund, dort Feind. Als im Jahre 1430 während einer Tagfahrt der Städte Lübeck, Wismar, Lüneburg u. a., wo über den Abschluß eines Friedens mit dem Könige von Dänemark verhandelt ward, eine Anzahl dänischer Schiffe in den Belt hineinsegelte, um sich der Insel Alsen, an der östlichen Küste Holsteins, zu bemächtigen, ließen eiligst die Grafen von Holstein das dortige Schloß Sonderburg mit einer starken Mannschaft von Vitalienbrüdern besetzen, und da auch Lübeck, Hamburg und Lüneburg bald noch bedeutendes Hülfsvolk sandten, so ward die Insel so trefflich vertheidigt, daß die Dänen nicht landen konnten und ohne Erfolg zurückkehren mußten. Hatten sich hier die Vitalienbrüder als wackere, tapfere Krieger gezeigt, so bewiesen sie sich im folgenden Jahre gegen Dänemark wieder als furchtbare Seeräuber, denn ein aus Wismar ausseglender Haufe, an dessen Spitze als Hauptleute Heine von Schouwen und Hans Klockener standen, thaten lange Zeit durch Raub und Plünderung den drei Reichen unermeßlichen Schaden; kein dänisches Schiff, auch selbst die größten nicht, waren vor ihnen sicher. Bemächtigten sie sich eines Schiffes, so musterten sie die Schiffsmannschaft; alle die, welche ihnen für ihre Befreiung wenig oder nichts geben konnten, warfen sie über Bord oder hauten ihnen die Köpfe ab; die Reichen und Vermögenden dagegen hielten sie gefangen, bis sie sich durch bedeutende Geldsummen lösen konnten. „Summa", sagt der Chronist, „der Schaden, welchen diese Leute von Wismar den drei Reichen dies eine Jahr hindurch anthaten, war so groß, daß, wenn alle Hansestädte solchen Schaden den drei Reichen zuzu-

fügen sich vorgenommen hätten, so hätten sie so viel, als durch diese Vitalienbrüder geschah, nicht ausgerichtet. Aber freilich", fügt er dann hinzu, „war damit auch verbunden, daß diese Gesellen von der Art und Gewohnheit der Vitalienbrüder nicht lassen konnten", d. h. daß sie den Kaufmann und Seefahrer der Hansestädte ebenso beraubten und umbrachten, wie deren Feinde. Wie die Hansestädte und die Holsteiner, so hatte auch der König Erich von Dänemark solcher seeräuberischen Schnapphähne viele in seinem Dienste. An der Spitze eines solchen Haufens stand im Sommer des Jahres 1432 ein Ritter, genannt Herr Bruder Swens. Der König selbst bespeiste vorher dieses Räuberhauptmannes Schiffe, als er sich auf die See auslegen wollte, um Schiffe aus Preußen und Livland und überhaupt aus allen Seestädten, die ihm begegneten, aufzugreifen. Zu ihm gesellte sich noch ein anderer Ritter, Erich Krummendik geheißen, der gleichfalls zu Raub auf eigene Abenteuer ausgezogen war. Es dauerte nicht lange, so begegneten ihnen vier reich beladene Schiffe aus Riga. Sie griffen sie rasch an; das eine Schiff entkam mit Beihülfe der Liekendeler aus Wismar durch die Flucht, die drei andern aber fielen den Raubrittern in die Hände, die eiligst ihre reiche Beute mit mehr als hundert Gefangenen nach Dänemark zurückbrachten. Kaum war der Raubgewinn unter die Raubgesellen vertheilt, als die beiden Räuberhauptleute, durch das Glück verlockt, sich von neuem zur Abfahrt rüsteten; ihre Raubrotte hatte sich noch vergrößert, denn die glückliche Beute führte ihnen allerlei loses und lediges Volk zu. Sie steuerten abermals auf die hohe See aus. Mittlerweile aber hatte jenes vierte entflohene Schiff die Nachricht von dem See-

raube nach Lübeck gebracht. Als man hier vernahm, daß die Raubritter sich von neuem in die See gelegt hätten, ließ der Rath mehre Schiffe aus Reval, die eben da waren, und vier seiner eigenen großen Schiffe zum Seekriege in aller Eile ausrüsten, sodaß sie schon nach wenigen Tagen wohl bemannt unter der Führung mehrer seekriegskundiger Hauptleute aus der Trave auslaufen konnten. Unter großen Anstrengungen gegen Wind und Sturm gelang es ihnen endlich sich den dänischen Raubschiffen zu nähern. Der Ritter Erich Krummendik aber verlor alsbald den Muth, als er die großen feindlichen Wehrschiffe herankommen sah, und zog sich mit seinem Volke zurück. Bruder Swen dagegen achtete der Stärke des Feindes nicht weiter; in Hoffnung des Sieges und Gewinnes suchte er die Seinigen zu ermuthigen. „Fürchtet euch nicht, liebe starke Gesellen", redete er sie an, „alle jene Schiffe, die wir sehen, sollen heute noch unser sein; je größer sie sind, desto mehr haben wir Gewinn an ihnen." Als die Wehrschiffe sich ihm näherten, griff er sofort eins der letztern an, weil er am Bord desselben niemand weiter als blos die Schiffsleute und Matrosen sah, denn die Wäppner hatten sich zum Theil niedergelegt, zum Theil unter das Verdeck versteckt. Kaum aber war das Schiff angegriffen, so sprangen sie alle hervor und setzten sich mit ihren Büchsen, Armbrüsten, Streitärten und andern Waffen zur Wehre. Zu gleicher Zeit stürmte auch die Mannschaft eines andern Wehrschiffes auf die Dänen ein; es kam zu einem äußerst heftigen Kampfe, bis es den Wäppnern der Wehrschiffe endlich gelang, auf das feindliche Schiff hinüberzuspringen; viele von den Raubgesellen

wurden im Gefechte erſchlagen, gegen 240 gefangen genommen, darunter auch der Ritter Bruder Swen ſelbſt, bei dem man eine Summe von vierhundert Gulden fand. Siegerfreut kehrten die Wehrſchiffe nach Lübeck zurück. Als die Nachricht ihrer Ankunft ſich in der Stadt verbreitete, zog das Volk in Haufen aus, um den berüchtigten Räuberhauptmann einzuholen. Lübecks Thürme wurden mit den Gefangenen angefüllt. Man behielt ſie indeß nicht lange; nachdem man ſie alle geſchatzt, ließ man ſie gegen Löſegeld nach Hauſe ziehen. Nur der Hauptmann wurde eine Zeitlang noch feſtgehalten, bis auch er durch eine bedeutende Summe ſich loskaufte. Es war dies aber zugleich auch einer der letzten ſeeräuberiſchen Kämpfe im holſteiniſchen Kriege, denn der bald darauf zwiſchen dem Könige Erich und dem Grafen Adolf von Holſtein abgeſchloſſene Friede ſetzte auch den Räuberfehden in dieſen Gegenden ein Ziel.

Während nun aber die Hanſeſtädte ihre ganze kriegeriſche Thätigkeit mehre Jahre hindurch faſt ausſchließlich nur gegen den König von Dänemark gerichtet gehabt, bot ein neues wildes Kriegsgetümmel in Friesland auch den Vitalienbrüdern wieder neue Gelegenheit zu ihrem gewohnten Rauf- und Raubhandwerke dar. Der mächtige Häuptling Focko Ukena zu Leer hatte ſich nicht damit begnügt, ſeinen Feind den Häuptling Occo vom Brockmerlande in der Schlacht zu überwältigen und gefangen zu nehmen; das ganze Brockmerland war ihm zur Beute geworden; die wichtigſten Beſitzungen Occo's wurden unter Focko's Bundesgenoſſen vertheilt, und damit das alte Stammhaus vom Broke gänzlich vertilgt und vergeſſen werde, hielt er nicht blos den unglücklichen gefangenen Häuptling fort

und fort im Kerker, ſondern nahm ſelbſt den Titel eines Häuptlings vom Broke an. Alles mußte ihm im Lande Huldigung und Gehorſam ſchwören. Schon unter dieſen Kämpfen hatten mehre Häuptlinge, wie Imelo von Oſterhuſen, Imelo Abdena, der ſeinem Vater dem Propſt Hisko als Häuptling zu Emden gefolgt war, Sibeth von Rüſtringen u. a. von neuem Räuberhaufen in ihre Lande und zu ihrem Kriegsdienſte aufgenommen und die Städte Hamburg, Wismar und Roſtock, dieſelbigen alſo, die im Kriege gegen Erich von Dänemark ihre Häfen den Vitalienbrüdern gerne geöffnet, hatten den Häuptlingen deshalb ernſt und mit nachdrücklicher Ahndung gedroht. Focko's Macht, Reichthum und Stolz aber, ſeine unwürdige Behandlung Occo's vom Broke und die Meinung, daß er auf nichts anderes hinſtrebe, als ſich zum Oberherrn und Regenten von ganz Oſtfriesland aufzuwerfen, erweckten ihm bald unter den übrigen Häuptlingen eine große Zahl von Feinden. Sie traten zu einem Bündniſſe zuſammen und nannten ſich „die Bundesgenoſſen der Freiheit," um Focko's aufgetriebene Herrſchergewalt zu brechen und den ſtolzen Häuptling zu demüthigen. Auch hatte dieſes Bündniß ſchon die Folge, daß mehre Lande von Focko's Herrſchaft abfielen. An die Spitze des Bundes ward als Bundeshauptmann der Sohn des Häuptlings Enno von Gretſyhl, der wackere Edzard Cirkſena gewählt und ihm auch die Verwaltung des Brockmerlandes anvertraut, denn auch dieſes war von Focko ſchon abgefallen. So ſtand Partei gegen Partei; die mächtigſten Parteihäuptlinge auf Focko's Seite waren ſein Schwiegerſohn Sibeth oder Siebold Papinga auf dem Schloſſe Sibetsburg, Imelo von Oſterhuſen, Wiarda von Faldern und Imelo Propſt

und Häuptling zu Emden. Gegen den Letztern wollte der Bundeshauptmann Edzard die Bundesmacht zuerſt wenden, um ſich Emdens zu bemächtigen. Da die Stadt ſehr feſt war und nur von der Seeſeite her erobert werden konnte, ihm aber dazu die nöthigen Schiffe mangelten, ſo ſchloß er insgeheim mit Hamburg ein Bündniß. Dieſes war gerne bereit, ſich in die frieſiſchen Händel zu miſchen, theils weil es ſich gerne Emdens bemächtigen wollte, wo die Seeräuber lange wieder freien Markt für ihren Raub gefunden hatten, theils auch um den Häuptling Imelo dafür zu züchtigen, daß er die Piraten fort und fort in ſeinem Gebiete hauſte und hegte. Eilig ſandten daher die Hamburger eine Anzahl Schiffe nach Emden unter dem Vorwande von Handelsgeſchäften. Als ſie dort angelangt waren, ward Imelo auf eins der Schiffe geladen, bei einem Gaſtmahle ſtark berauſcht und an Händen und Füßen gebunden nach Hamburg abgeführt, wo er als Heger und Pfleger der Seeräuberei vierundzwanzig Jahre lang im Kerker ſaß, bis der Tod ſein Unglück endigte. Emden fiel darauf den Hamburgern in die Hände; ſie überließen zum Schein die Regierung eine Zeitlang Imelo's Mutter, bis nach deren Tod ſie ſolche ſelbſt übernahmen.

So war einer der mächtigſten Anhänger Focko's vernichtet. Bald darauf ward Focko's Burg ſelbſt angegriffen und hart belagert. Beinahe ein halbes Jahr vertheidigte er ſich mit äußerſter Entſchloſſenheit, bis endlich die ſchrecklichſte Hungersnoth einbrach und die Burg ſchon anfing, vom Geſchoſſe der Feinde von obenher über ihm zuſammenzuſtürzen. Da durchſchwamm er in finſterer Nacht den Schloßgraben und entfloh ins Münſterland.

Seine Burg fiel in feindliche Hände und wurde geschl
Er kehrte zwar bald darauf mit fremdem Hülfsvolke n
einmal nach Friesland zurück; allein seine Kraft war
brochen und er vermochte sich nicht wieder zu sei
Macht emporzuheben. Nachdem hierauf die Hamburg
einige feste Burgen, als Leerort und Stichhausen erba
und stark bemannt hatten, um sich in ihnen sichere Ha
punkte für ihre im Lande liegende Besatzung zu versch
fen, nachdem ferner auch Focko's Sohn Uko, der sein
Vaters Partei noch mit zusammenhielt, überfallen un
erschlagen worden war, ward Sibeth Papinga's, Focke
Schwiegersohns, Demüthigung und Untergang beschlos
denn auch auf seinem Schlosse Sibethsburg hatten bis
her immer noch zahlreiche Scharen von Seeräubern
Aufenthalt und Schutz gefunden. Die Hamburger, Bre
mer, Sibeth's alte Feinde, und die Oldenburger rüsteten
eine ansehnliche Flotte; bei der Überfahrt trafen sie an
eine bedeutende Anzahl Piraten, die eben aus Friesland
zum Raube ausgelaufen waren; sie griffen sie an, über
wältigten sie, schlugen ihrer viele todt und nahmen an
dere gefangen, die nachmals in Hamburg ihren Tod un
ter dem Beile fanden. Als die Mannschaft der Flott
darauf landete, trat ihnen Edzard's Partei, der Bund der
Freiheit, zu Hülfe. Da die Mannschaft der Städte allein
schon zweitausend Streiter betrug, so ward ihre Kriegs
macht sehr bedeutend. Die Sibethsburg wurde zu Was
ser und zu Land belagert und bestürmt. Der Häuptling
selbst, der aus der Burg zuvor schon entkommen war,
suchte Hülfe bei Focko's Sohn Udo in Norden und meh
ren Andern seiner Partei. Sie zogen heran, um die
Burg zu entsetzen. Edzard aber, der Bundeshauptmann

ihnen mit seinem Streitvolke und dreihundert Schützen
Hamburg entgegen. Bei Vorden oder Bargerbur
es am 25. Juli 1433 zum Kampfe; der Sieg
wankte lange, bis endlich Sibeth selbst schwer verwun-
und seine Scharen überwältigt wurden. Sibeth fiel
Gefangenschaft und Udo von Norden blieb im Kampfe.
ibethsburg ward jetzt erstürmt und bis auf den Grund
dergebrochen. Sibeth überlebte seinen Sturz nicht lange;
starb bald darauf an seinen Wunden. Als nun der
ampf auch gegen die noch übrigen Anhänger Focko's,
gen die Häuptlinge Imelo von Osterhusen, Friedrich
n Larrelt, Reddert Beninga von Grothusen u. A. fort-
esetzt werden sollte, entflohen sie alle muthlos aus dem
ande theils nach Münsterland, theils nach Gröninger-
and, wohin sich auch der Häuptling Focko selbst begab.
Der Krieg endete somit, weil kein Feind mehr zu be-
kämpfen war und der Bund der Freiheit, an seiner
Spitze Edzard von Greetsyhl, stand nun mächtig da.

Da schrieb der Rath von Lübeck an die Hansestädte
in Preußen *): Lieben Freunde! Als wir Euern Ehrsam-
keiten im nächstvergangenen Winter schrieben und verkün-
digten, wie sich viele lose und böse Parteien in Friesland
versammelten, um den Kaufmann und gemeinen Wanders-
mann in der See zu beschädigen u. s. w., darauf Euere
Ehrsamkeiten uns unter andern Worten wieder schrieben,
daß wir Euch unsern Beschluß und Gutdünken schreiben
sollten, wie man solche Hülfe als zur Zerstörung der vor-

*) Wir schließen dieses Schreiben aus dem geheimen Archiv
zu Königsberg hier an, weil es über die oberwähnten Verhält-
nisse noch manchen nähern Aufschluß gibt.

berührten böſen und vergiftigen Parteien am allerbequemſten zu wege bringen möchte. Alſo, lieben Freunde, war nun die vorerwähnte böſe Partei ſo ſehr gewachſen und mächtig geworden, daß ſie großen Schaden zur See wärts that an jedermann, den ſie überkam, alſo daß gründlicher Verderb vor Augen war, hätte man dem mit der Hülfe Gottes an der Zeit nicht ernſtlich und kräftig mit Mannheit widerſtanden, als nun, Gott ſei deß gelobt, geſchehen iſt, denn unſere Freunde zu Hamburg, anſehend und beſorgend ſolchen verderblichen Quat, ſind mit großer Macht und Wehre allbereits lange Zeit nach unſerem Rathe und mit unſerer Hülfe in Friesland geweſen und verſtärken ihre Wehre noch von Tag zu Tag und haben mit der Hülfe Gottes Emden, Schloß und Stadt gewonnen, worüber ſie Leute verloren haben, doch von der Widerpartei blieben todt wohl bei ſechshundert Mann und dazu zwei der Oberſten der böſen Partei namhaftiges Geſchlechtes und mächtige Hauptleute, und ſind nun fort gereiſet vor Edenburg, anders genannt Sibethsburg, ein mächtiges Schloß, von wo der Kaufmann und gemeine Wandersmann zur See wärts von alten und langen Jahren her bis jetzt gröblich beſchädigt worden iſt, und ſie ſind dem genannten Schloſſe ſo nahe gekommen, daß ſie es mit der Hülfe Gottes wohl gewinnen werden, alſo daß, ob Gott will, Kaufmann, Schiffer und alle frommen Leute zur See wärts verkehrend deß mögen erfreut ſeyn und auch nach dieſer Zeit von ſolcher böſen Partei behütet und unbeſchädigt bleiben. Dieß hat unſern Freunden von Hamburg große Mühe, Arbeit und Verluſt ihrer Leute und uns mit großes Geld und Gut gekoſtet, als das wohl zu vernehmen und kenntlich iſt, und koſtet noch heutiges Ta-

ges großes Gut, damit sich die von Hamburg in große Last, Borg und Schulden gesetzt haben, wodurch ihre gute Stadt in ewigen Verderb kommen müßte, wenn ihnen und auch uns von den Städten, auf deren Trost, Hülfe und Wiederlage sie das nach unserem Rathe und unserer Hülfe gethan haben, darin keine Hülfe und tröstliche Wiederlegung geschehe, was sehr gegen Redlichkeit und ehrliche alte Gesetze der Städte wäre. Wiewohl nun, lieben Freunde, die von Hamburg und wir mit andern Städten, unsern Freunden, in dieser Gegend gelegen, darüber merklich gesprochen und auch diese Dinge doppelt überwogen haben, so können wir doch keine glimpflichere und bequemere Weise finden, damit die von Hamburg, unsere Freunde und wir kommen möchten zur Wiederlegung dieser vorberührten großen Kosten und auch derer, die wir in Vorzeiten zu Friesland thaten, wie ihr wohl wisset, als daß man einen Pfundzoll aufsetzte, zu Brügge in Flandern auszugeben, und bitten Euch, lieben Freunde, mit fleißigem Begehren, daß ihr der von Hamburg und unsern guten Willen, Fleiß, Kosten, Arbeit und Wohlthat, den Nutzen und Profit, der dem gemeinen Gute daraus gekommen ist, ansehet und gebet euern Willen und Vollbort dazu, daß der erwähnte Pfundzoll Fortgang gewinne, auf daß die von Hamburg und wir davon unserer großen Kosten, als wohl redlich und ehrlich ist, gütliche Wiederlage bekommen mögen und auch auf daß wir hier und andere Städte der Hanse, denen daran gelegen ist, das gemeine Gut in seinen anliegenden Nöthen zu beschirmen, desto williger und fleißiger seyen. Wir empfehlen Euch der von Hamburg, unsere und anderer

Städte, unserer Nachbarn, Begehren und Meinung. Dieß haben wir den Städten in Livland, unsern Freunden, auch also geschrieben, die das, als wir nicht zweifeln, wohl mit bewilligen. — Lieben Freunde, als dieser Brief schon bereit war, schrieben uns unsere Freunde von Hamburg, daß sie mit der Hülfe Gottes Silbethsburg gewonnen haben, des Gott gelobt sey. Geschrieben auf des heil. Kreuzes Tag Exaltationis 1433.

Friesland war jetzt beruhigt. Ein Friede, der im J. 1434 geschlossen wurde, enthielt nicht blos eine allgemeine Amnestie aller gegenseitigen Verletzungen und Beleidigungen, sondern gestattete auch allen flüchtigen Häuptlingen die sichere Rückkehr zu den Ihrigen. Der Häuptling Occo vom Broke ward jetzt mit Focko's Einwilligung aus seinem Kerker, in dem er so viele Jahre geschmachtet, befreit. Er, der letzte seines Geschlechtes, starb schon im Jahre 1435 kinderlos zu Norden und das einst so mächtige Haus vom Broke ging sonach mit ihm unter. Auch sein einst so gewaltiger Feind Focko Ukena überlebte ihn nicht lange; er endete sein kampf- und mühevolles Leben auf seiner Burg zu Dickhausen am 29. August 1435, und so waren in wenigen Jahren alle die mächtigen Häuptlinge, die über Friesland so viel Unglück und Verwirrung gebracht, dahingeschwunden. Das Land war von den Seeräubern gereinigt und befreit. Auch das alte Raubleben der Vitalienbrüder hatte jetzt ein Ende, denn wenn auch fortan noch hier und da auf der See einzelne Räuberhaufen umherzogen, so tritt ihr Wesen und Streben nicht mehr in der Eigenthümlichkeit, in der räuberischen Großartigkeit der Vitalienbrüder hervor und in die

litiſchen Verhältniſſe der nordiſchen Reiche, Städte und
änder greift ihr Raub- und Raufleben nicht weiter ein.
in klares Bild davon zu geben, wie dies über ein hal-
es Jahrhundert hindurch durch die Raubhorden der Vita-
ienbrüder im nordiſchen Länder- und Städteverkehr ge-
chehen war, iſt der Zweck dieſer geſchichtlichen Darſtellung.

II.

Randglossen eines Laien zum Euripides.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Digitized by Google

A. Einleitung.

So wie über den Werth und die Rangordnung der drei großen griechiſchen Geſchichtſchreiber die verſchiedenſten Urtheile ſind gefällt worden, ſo auch über die drei großen Tragiker. Manche haben dort einen regelmäßigen Fortſchritt vom Unvollkommenen zum Vollkommenen nachzuweiſen verſucht, während Andere das Aelteſte als das Vollendetſte bezeichneten und im Ablaufe der Zeit eine wachſende Ausartung zu bemerken glaubten. Noch Andere reden von einem Steigen, Culminiren, Sinken, und ſprechen dem in der Mitte ſtehenden Schriftſteller den Preis zu. Herodot's poetiſche Natürlichkeit, des Thucydides energiſche Staatsweisheit, des Xenophon harmoniſche Einfachheit haben Stimme und Urtheil des Einen oder des Andern gewonnen; während es nicht an Männern fehlte, welche beim Herodot anordnende Kunſt vermißten, oder die zu große Abſichtlichkeit des Thucydides tadelten, oder den Xenophon der Trockenheit und Parteilichkeit bezichtigten.

Daſſelbe finden wir hinſichtlich der Tragiker. Die Erhabenheit des Äſchylus, die zuſammenſtimmende Vollendung des Sophokles, die ſpruchreiche Gemüthlichkeit des Euripides iſt geltend gemacht worden, um jeden von ihnen

an die Spitze zu ſtellen und die beiden anderen als Nummer zwei und drei unterzuordnen. Eine ſo große Verſchiedenheit der Beurtheilung und Entſcheidung treibt zuvörderſt den Zweifel hervor: ob bei dieſen drei und drei großen Perſönlichkeiten von rechtswegen ein gemeinſames gleichartiges, allgemeines Maß anzulegen ſei? Ob ein ſolch abſtraktes, ich möchte ſagen blos quantitatives Verfahren nicht das Lebendigſte, Eigenthümlichſte unberückſichtigt laſſe? Ob verſchiedene Eigenſchaften, Qualitäten, als ſolche wirklich commenſurabel ſind? Ob neben dem, was ſich gleichartig meſſen und zuſammenſtellen läßt, das Ungleichartige nicht der genauſten Prüfung bedürfe und eben den weſentlichen Charakter eines beſtimmten, gegebenen Geſchichtſchreibers oder Tragikers ausmache?

So wie bei manchen Körpern oder Gegenſtänden, trotz alles Meſſens, Wägens und Zerlegens, unzerſtörbare, geheimnißvolle Elemente übrig bleiben; ſo in der Geiſterwelt jener Kern und jene Weſenheit großer Perſönlichkeiten: von einem Standpunkte aus das unerklärlichſte Geheimniß, von dem anderen die lichtverbreitende Offenbarung ſelbſt.

Um bis zu dem Kerne, zu dem Brunnquelle dieſer Eigenthümlichkeiten vorzudringen, um ein zugleich allgemeines und beſonderes Urtheil ausſprechen zu können, haben die philologiſchen Meiſter die gründlichſten und ſcharfſinnigſten Unterſuchungen angeſtellt. Auf dieſen Bahnen kann ich kein Anführer, und mag kein Nachbeter ſeyn. Ich bin vielmehr ein bloßer Theaterfreund, ein Mitglied der kunſtloſen Parterregemeine, welche (ſeit den älteſten, bis auf die neueſten Zeiten) ſich um tauſend tiefſinnige und wiſſenſchaftliche Erörterungen wenig oder gar nicht be-

kümmert, und nur das berührt, hervorhebt und bespricht was ihre Gedanken und Gefühle ethisch und ästhetisch anregt.

Ich beginne damit die Tragödien des Euripides nicht in der Reihefolge der Ausgaben, sondern in einer anderen vorüberzuführen, welche der innere Zusammenhang, oder die äußere Behandlungsart rechtfertigen dürfte. Am Schlusse dieser zerstreuten Bemerkungen findet sich dann wohl Gelegenheit zu einigen allgemeineren Betrachtungen über den Werth und die Stellung des, in unseren Tagen öfter angeklagten, als vertheidigten Dichters *).

B. Bemerkungen über einzelne Tragödien.

I. Iphigenia in Aulis.

Einige Beurtheiler haben die Iphigenia in Aulis dem Euripides abgesprochen, weil sie für den Dichter zu gut sey. Abgesehen davon, daß dieser Grund das zu Erweisende voraussetzt, könnten umgekehrt anders Gesinnte ihre Ächtheit aus den vorhandenen, oder hineingedeuteten Mängeln erweisen; z. B. daraus, daß der (an sich natür-

*) Vortrefflich bezeichnet Welcker (griechische Tragödien II, 460) Standpunkt und Richtung für eine neue, umfassende und allseitige Beurtheilung des Euripides. Dem Laien fällt es, als einem bloßen Theaterfreunde nicht ein, ultra crepidam hinauszugehen, und seine Plaudereien für mehr auszugeben, als sie sind.

liche und menschliche) Streit zwischen Agamemnon und Menelaos über die Opferung Iphigenia's, mehr im häuslichen, als im Heldenstyle und sogar vor Zuhörern geführt wird. Gewiß tritt in dieser Tragödie der Gegensatz des natürlichen Gefühls, und des offenbarten Gebots lebhaft hervor. Jenes wird von Klytämnestra und Achilleus vertheidigt; dieses (jedoch nicht ohne Schmerz) von Agamemnon. Das glaubende Volk endlich steht auf des weissagenden Kalchas Seite. Fehlt jener Glaube, und hält man, mit Achilleus (v. 956), Weissagungen solcher Art meist für Betrug; so weicht man nur der Gewalt, oder sieht nur Gewalt, die mit gleichen Mitteln zu besiegen sey.

Lobenswürdig ist die Art wie Achilleus seine Hülfe anbietet; zart daß er Iphigenia nicht sehen und dadurch den Schein erwecken will, als bedürfe es eines äußerlichen Mittels seinen Entschluß zu bestimmen; oder als sey Neugier mit im Spiele. Eben so richtig weiset er das erste Gespräch mit Agamemnon der Klytämnestra zu, welches auch (von ihrem Standpunkte aus) vortrefflich durchgeführt ist.

Man hat getadelt: der Charakter der Iphigenia falle auseinander, und die flehende sey von der sich aufopfernden ganz verschieden. Ich kann diesem Tadel nicht beistimmen *). Sehr natürlich bricht die Jungfrau, welche man statt zu dem erwarteten Traualtar, zum Opferaltare führen will, in Klagen und Bitten aus, und hält am Leben fest, das so viel Heiterkeit und Glück versprach.

*) Sonst ließe sich dasselbe von der Antigone des Sophokles behaupten.

Als sie aber sieht, daß ihre Rettung vielleicht dem edlen Achilleus den Tod bringen könne, ändert sich schon Standpunkt und Gefühl; wesentlicher wirkt die Überzeugung von der unabwendbaren Nothwendigkeit ihres Todes. Sie will das Unglück großartig ertragen; und aus diesem Willen heraus kommt ihr die Erleuchtung von dem Werthe, der Heilsamkeit, der Erhabenheit ihres Todes; sie geht über in lyrische Begeisterung und erscheint (auch ohne das Wunder ihrer Rettung) in Wahrheit siegreich und verklärt. So ist alles scheinbar Zwiespaltige, in höherem Sinne recht, und aus einem Stücke. Hätte Iphigenia bei der ersten Nachricht von ihrer anbefohlenen Opferung etwa schon sagen sollen: wie sie befehlen, es ist mir sehr angenehm, ich mache mir eine Ehre daraus! Wie unnatürlich, gefühllos, abgeschmackt hochmüthig! Oder hätte sie von Anfang bis zu Ende wimmern und jammern sollen; sie, Iphigenia, die Tochter Agamemnon's, die erste und edelste Jungfrau des glorreichen Hellas?

Wie verhält sich die Fabel von der Opferung Iphigenia's, zu der Erzählung von der Opferung Isaak's? Die Meinung: es sey ein Skandal, daß Götter (Jehova oder Diana) ein Verbrechen anbeföhlen, reicht so kurzweg nicht aus zur Ergründung des Inhalts und der Bedeutung. Bei den Griechen tritt der göttliche Befehl (oder die priesterliche Weisung) mehr heraus als ein Mittel zur Erreichung eines großen äußeren Zweckes, als ein Opfer zur Umstellung der Verhältnisse von Völkern und Staaten. In der jüdischen Erzählung wendet sich Alles mehr nach innen; es ist ein psychologisch-moralisches Experiment, über das Maaß des Gehorsams und der Demuth. Abraham besteht kurzweg die Probe; bei dem Griechen gestal-

tet ſich Alles mannigfaltiger: Klytämneſtra widerſpricht, Agamemnon kämpft für und gegen; nur in Iphigenia löſet ſich die herbe Diſſonanz zu ſchönem Wohllaut auf; die höhere Fügung und der freie Entſchluß verklären ſich zu Einem, und während Iſaak unthätig und getäuſcht zur Schlachtbank geht, tritt Iphigenia bei vollem Bewußtſein heiter und glorreich zum Altar. Die jüdiſche Erzählung legt allen Nachdruck auf den Gehorſam des Opfernden, die helleniſche dagegen auf die freie Beiſtimmung der zum Opfer Beſtimmten.

Klytämneſtra ſcheint nicht von der Rettung Iphigenia's vollſtändig überzeugt zu ſeyn (v. 1617). Wäre ſie es, ſo fielen die in anderen Trauerſpielen von ihr gegen Agamemnon ausgeſprochenen Klagen meiſt zu Boden; oder ſie müßten ſich vielmehr auf das gründen, was ſie über Tödtung ihres erſten Gemahls und Kindes in dieſer Tragödie dem Agamemnon (abweichend von anderen Erzählungen) bereits vorwirft.

II. Iphigenia in Tauris.

Wollen wir auch viele allgemeinere Einwendungen unerwähnt laſſen, z. B. über die (wenigſtens theilweiſe) Entbehrlichkeit des Prologs, die Ausdehnung der Erzählungen, die langen Wechſelreden Vers um Vers; ſo zeigt ſich doch Euripides in der Iphigenia in Tauris nicht als der am meiſten tragiſche (τραγικωτατος) Dichter. Licht und Schatten iſt zerſtreut und geſpalten und der Stoff aufgelöſet und vertheilt, daß es kaum zu einer großen Wirkung und tiefen Empfindung kommen kann. So bezieht ſich der weiſſagende Traum nur auf Oreſtes, wäh-

rend die Erinnrung an Agamemnon und Klytämneſtra zurücktritt und ihr Schickſal nur beiläufig verkündet wird. Auch von Elektra iſt erſt hintennach die Rede, und nur über Pylades wird am umſtändlichſten Erkundigung eingezogen. Das Tragiſche bricht mithin weder zugleich und mit überwältigender Kraft herein, noch iſt eine Steigerung deſſelben vorhanden; vielmehr wird es ſo zertheilt und abgeleitet, als ſollte eine zu ſtarke Erſchütterung vermieden werden.

Hie und da tritt der alte Stoff in ſeiner Herbigkeit heraus, Anderes iſt gemildert, oder der Sinnesart der euripideiſchen Zeit angepaßt. So z. B. daß Iphigenia nicht ſelbſt opfert, daß ſie überhaupt Menſchenopfer als einen verdammlichen menſchlichen Brauch (v. 391), nicht als eine göttliche Anordnung betrachtet u. ſ. w. Deßhalb, und aus vielen anderen Gründen kann man die Stelle v. 1460 nicht ſo verſtehen, daß Athene in Attika neue Menſchenopfer gründen wolle, vielmehr muß dieſelbe bloß von einer ſymboliſchen, andeutenden Handlung erkärt werden.

Nahe liegt die Frage: ob Iphigenia in Tauris, nach Charakter, Sinnesart u. ſ. w. dieſelbe ſey wie Iphigenia in Aulis? Zuvörderſt möchte ich behaupten: es müſſe dem Dichter erlaubt ſeyn, in einer zweiten Tragödie, bei einem neuen Anſatze, gewiſſe Veränderungen und Modificationen in den Charakteren vorzunehmen. Sie ſind hier aber wohl nicht ſo groß, als ſie beim erſten Anblick erſcheinen; oder es fehlt doch nicht an Gründen, ſie zu erklären. Iphigenia konnte ſich keineswegs auf der Höhe der Begeiſterung erhalten, zu welcher ſie ſich in Aulis hinaufgeſchwungen hatte. Die großen

Folgen, welche (wie ſie hoffte) aus ihrem edlen Entſchluſſe hervorgehen ſollten, ſind nicht weſentlich daran geknüpft, und die Rettung vom Tode iſt zugleich eine Beraubung des Ruhmes und der Theilnahme. Oder, wenn Diana ſie belohnen wollte, warum ſie von Ältern, Geſchwiſtern, Freunden, Bräutigam trennen, unter ein rohes Volk verbannen und ihr Menſchenopfer als Pflicht und Beruf auflegen, welchem Gräuel ſie ſelbſt kaum entgangen iſt? Nicht unnatürlich hat ſich eine Abneigung gegen die Griechen (insbeſondere gegen Helena, die Urheberin aller Übel) im Gemüthe Iphigenia's entwickelt; ja wir dürften uns kaum wundern, wenn neben dem Danke auch Vorwürfe gegen Diana hervorbrächen.

Die Löſung kommt (wie öfter beim Euripides) von oben herab, durch das Auftreten der Athene. Ich kann daran keinen großen Anſtoß nehmen, und wenn die Gegenwart es ſich, z. B. einige Male in den gluckſchen Opern, und ſehr oft in den Werken Calderon's gefallen läßt *); ſo mag es den Athenern noch weniger unnatürlich erſchienen ſeyn. Was jeder ſich ſelbſt ſagen kann und ſoll; was wir ſonſt wohl Vernunft, Ergebung, Schickſal nennen, was ſich im Innern vorbereitet und dann äußerlich wird; das ſtellt Euripides (und auch Äſchylos) als Symbol, Offenbarung, als Perſon vor Augen; und auf dem letzten Zuſammentreffen des göttlichen und menſchlichen Beſchluſſes beruht auch die rechte dramatiſche Löſung. — Freilich liegt in jeder Löſung wiederum eine neue Aufgabe verbunden; es kann zweifelhaft bleiben ob jene eine vollkommene ſey, und nicht unerwartete Diſ-

*) Z. B. in amado y aborrecido.

ſonanzen herausſtönen werden. So iſt z. B. in der Geſchichte der Pelopiden jeder Schluß (wie die Muſiker ſagen) nur ein Trugſchluß; und Euripides nimmt nicht an, daß der Spruch des Areopagus und der Stein Athene's, den Oreſt ganz und gar gereinigt und beruhigt habe. Ihm wird außer der Buße und Reue, noch eine That abgefordert, eine fromme Unternehmung auferlegt, wie wir Ähnliches ſelbſt in den chriſtlichen Bußſyſtemen finden.

Wenn Euripides die tragiſchen Stoffe der Sinnesart ſeiner Zeit näher rückte, ſie moderniſirte; ſo hat dies Göthe in der Iphigenia noch weit mehr gethan. Dies iſt zu loben, und nicht zu tadeln; während diejenigen, welche unſeres Dichters Werk als ein völlig antikes bezeichnen, ihren Beifall an unrechter Stelle ſpenden. Schwerlich iſt je ein Menſchen opfernder Scythenkönig ſo human und zahm geweſen, wie ihn Göthe darſtellt; ſowie umgekehrt eine offene Fehde gegen Thoas nicht zum Siege geführt, oder ſeine Ermordung die wenigen Griechen gerettet hätte. Soll aber ein Götterwort jenen beruhigen, ſo konnte es ihn auch erretten; mithin hat Euripides wohl die richtige Mitte ergriffen zwiſchen Göthe und Gluck. Überhaupt wäre es eine anziehende und lehrreiche Aufgabe, die drei Iphigenien von Euripides, Göthe und Gluck, bis ins Einzelne hinein miteinander zu vergleichen, und jede mit ihrem eigenen Maßſtabe zu meſſen. Statt des oberflächlichen Lobpreiſens, Unterordnens, Verdammens, müßte die Tiefe und Mannigfaltigkeit der Kunſtbehandlung nachgewieſen werden. Wie kann man, werden Etliche ausrufen, eine Oper (dieſen Unſinn), in die vornehme, edle Reihe der Tragödien aufnehmen?

Wie kann man (will ich eben so kühn entgegenfragen) wohl zweifeln, daß wir an den gluckschen Opern, die antike Tragödie in ihrer edelsten, musikalisch noch vervollkommten Gestalt besitzen?

III. Hekuba.

Wenige Prologe möchten sich so sehr entschuldigen lassen als der zur Hekuba; denn indem wir dadurch erfahren, was ihr bevorsteht, sie aber es kaum ahnet und dann erst allmählig erfährt, so erhöht sich unsere Sorge, unsere Theilnahme an der unglückseligen Mutter. Dagegen fragt sich: ob denn der Geist Polydor's den Prolog übernehmen kann und soll? — und warum nicht? Er schwebt wie ein dunkler Schatten dem Ganzen, von dem des Tages Licht sich entfernt, vorauf; ihm kommt es recht eigentlich zu umherzuwandeln und von seinem Schicksale auf der Oberwelt zu reden, denn er ist der Unterwelt noch nicht ruhig anheim gegeben, sein Leichnam liegt noch unbetrauert und unbeerdigt.

Kaum hat sich uns hierauf Hekuba als unglückliche Greisin gezeigt und Ahnungen mitgetheilt, so trifft die Nachricht ein, daß Achill's Geist die Opferung ihrer Tochter verlange, und schon naht Odysseus, um sie abzuholen. Hekuba's Mahnung, daß sie *ihn* einst errettet habe, ist ergreifend; indem aber Odysseus das Wohl des ganzen Volks über seine eigenen Wünsche und seine Theilnahme setzt, indem er zwar jedes *nicht* vorgeschriebene Opfer als Frevel zurückweiset, aus dem Verachten der Befehle von Helden dagegen das Verderben der Völker herleitet, bringt er auf die entgegengesetzte Seite ein Maaß von

Würde, ohne welche keine tragiſche Wirkung möglich iſt. Dennoch ſehn wir nicht, wie das erneute Flehen der Hekuba und die große Erinnerung an ſeine Kinder, den Odyſſeus unbeweglich laſſen könnte, wenn anders Polyxena, der mütterlichen Aufforderung gemäß, mit allen Gründen welche Lebensluſt und Unſchuld darbieten, auf ihn eindränge. Aber dieſe wendet ſich in würdevollem Andenken an ſchönere Zeiten zum Tode, und nur beim Abſchiede von der Mutter ergreift ſie eine weiblich-zarte, ſchöne Wehmuth, ohne daß ſie jedoch in Schwäche verſinkt. Nach der Abführung Polyxenens erſchöpft ſich Hekuba nicht in Klagen, ſondern ſchweigt nach einem kräftig herben Seitenblick auf Helena, die Urheberin ihrer Leiden; aber der Chor hebt jetzt ſeinen Geſang an, mit Recht nicht die Hekuba, — an deren Leiden er faſt gewöhnt iſt — beklagend, vielmehr an das eigene künftige Schickſal denkend. Dies Verbreiten des Intereſſe wird der Haupthandlung nicht nachtheilig, es erſcheint natürlich und zugleich als ein mildernder Ruhepunkt. Aber iſt nicht das ganze Stück eigentlich zu Ende? Was ſoll Hekuba noch leiden? Der Zuſchauer denkt ahnungsvoll an Polydoros, er will zunächſt wiſſen, ob Polyxena etwa gerettet ward, oder wenn ſie ſtarb, wie ſie den Tod litt, und wer die den Alten ſo wichtige Beerdigung übernahm? Talthybios tritt auf, und da ihm der Anblick der auf der Erde trauernden Hekuba noch nicht gewöhnlich, nicht alltäglich war, ſo ergreift ihn der Gedanke an die Hinfälligkeit alles Glückes, und mit Recht läßt ihn der Dichter darüber einige bedeutende Worte ſagen.

Die treffliche Erzählung vom Tode Polyxenens bewirkt Zweifaches:

Erſtens, zeigt ſie die Achaier nur dem höhern Ehrfehle, der Pflicht gegen ihren erſten Helden nachgeben, ſonſt voll ſchöner menſchlicher Theilnahme. Wir könnten ſie über die That nicht mehr verdammen und damit wäre die hier ſehr ſchwierige Aufgabe gelöſet, die gegenſeitigen Verhältniſſe würdig erſcheinen zu laſſen.

Zweitens, Polyxena ſtirbt einen freien Heldentod, und darin liegt die Verſöhnung fürs ganze Stück bis zu dieſem Punkte.

Warum ſchloß nun aber der Dichter nicht an dieſer Stelle? Iſt nicht die anziehendere Hälfte unbedenklich vorüber? Allerdings iſt ſie vorüber, und er konnte ſchließen, aber er mußte es nicht, und gäbe vielleicht zur Antwort: das Trauerſpiel wäre dann eher eine Polyxena als eine Hekuba. Für dieſe iſt eine Fortſetzung, eine Steigerung des Tragiſchen möglich und das Schickſal Polydor's erſcheint geſchichtlich, örtlich und zeitlich ſo nahe und richtig damit verbunden, daß es nirgends als an dieſer Stelle und zu dieſer Zeit zur Sprache gekommen ſeyn kann. Wir fragen den Dichter weiter: warum Hekuba noch in einem andern ſeiner Stücke klagend auftrete und ſo das Gewimmer unendlich werde? Vielleicht würde er erwiedern: wollt ihr mich deshalb, — gegen anderweite Beweiſe —, einer Armuth poetiſcher Erfindungen zeihen, ſo gibt dies eine Unterſuchung verſchiedener Art; keineswegs aber dürft ihr die Klagen zweier Stücke zuſammenrechnen und dann über beide urtheilen, als wären ſie eins. Jedes muß ſelbſtändig und für ſich ſo beurtheilt werden, als ſei das andere nicht vorhanden, und ſagt nicht einer eurer größten Kunſtrichter: „man höre der Hekuba des Euripides fleißig zu, und tröſte ſich immer, wenn man ſonſt

keine Königinnen hat sprechen hören" *). Die Erzählungen vom Heldentode Polyxenens bewirken in Hekuba zunächst eine Ermannung, sie zwingt sich zu allgemeinen Betrachtungen, sie ordnet das Nöthige wegen des Grabmahls, und nur die Erinnerung daß sie auch nicht einmal dieses würdig veranstalten könne, berührt sie von Neuem wehmüthig.

Rasch rückt jetzt der zweite Theil des Stückes vorwärts; Agamemnon erscheint und will zu schleuniger Bestattung Polyxenens auffordern, als Hekuba sich eben von dem Frevel Polymestor's gegen Polidoros überzeugt hat. Natürlich entstehn ihr Zweifel, ob sie in dem Zerstörer ihres ganzen Hauses den Rächer des letzten Sprossen erwarten dürfe; dagegen ist sie hart getadelt worden, daß sie bei anderweiten genügenden Beweggründen zur Theilnahme, an Agamemnon's Verhältniß zu Kassandra und an weibliche Liebesfreuden erinnert. Zur Rechtfertigung des Dichters ließe sich aber wohl sagen:

Erstens, macht sich Hekuba selbst Vorwürfe, daß sie der Cypris erwähnt, und sieht darin keinen Hauptbestimmungsgrund für den König; allein sie will lieber den Vorwurf tragen, etwas Überflüssiges gesagt, als etwas Wirksames übergangen zu haben.

Zweitens, was konnte den neuen Herrscher eher an die alten Feinde fesseln, eher für sie gewinnen, als die neuen Bande der Liebe, und ist es nicht unwürdiger wenn Kassandra als gemeine Beischläferin betrachtet, als wenn vorausgesetzt wird daß der König, welcher das Bett mit ihr besteigt, auch einer edleren Anhänglichkeit an sie und ihr Haus fähig sey?

---

*) Lessing's Dramaturgie II, 40.

Drittens, tritt dadurch der Gegenſatz der Beſtimmungsgründe für den König deſto ſchöner hervor, und ſeine Sorgſamkeit, daß die Hellenen nicht glauben ſollen das Verhältniß zu Kaſſandra leite ſeine Handlungsweiſe, zeigt daß es auch ihm nicht unbedeutend erſcheine. — Daraus aber erzeugt ſich ein neuer Vorwurf gegen den Dichter: wenn Agamemnon alſo nur als Herrſcher auftritt, warum übernimmt er nicht die Beſtrafung des Polymeſtor? Warum überläßt er ſie, ſelbſt ohne entſcheidende Billigung, der Hekuba und den Troerinnen? Wir antworten: weil den Hellenen, — welche von der Zerſtörung Trojas heimkehrten und ſo eben eine Tochter der Hekuba geopfert hatten —, die Ermordung ihres Sohnes keineswegs als ein Frevel erſchien, den ſie zu rächen die nächſte Verpflichtung hätten; ihnen und dem Könige genügte die moraliſche Mißbilligung. Wenn aber dort kein hinreichender Grund zur Volksrache ſtatt fand, ſo war allerdings für Hekuba Recht und Pflicht zur Familien- und Blutrache vorhanden; und das Gefühl des Rechts und der Pflicht, der heiße Wunſch nach Rache, gab dazu auch Kraft und Geſchick. Kein Dritter konnte ſich in dieſe Vollziehung einmiſchen.

Polymeſtor mußte aber furchtbar beſtraft werden, weil er nur dadurch Theilnahme erweckt und zu einer tragiſchen Perſon wird; darohne wäre er ſchlechthin ein Nichtswürdiger. Jetzt erſt, nachdem die Rache vollzogen iſt und Polymeſtor den Agamemnon zum Richter aufruft, beginnt deſſen Amt, und er übt es nach Anhörung beider Theile. Schwerer als alle anderen Einwürfe iſt vielleicht die Frage nach dem eigentlichen Schluſſe des Stücks, nach den Gründen und der Bedeutung der Weiſſagungen

Polymestor's: allein man wird dadurch an die Verkettung aller menschlichen Verhältnisse und die Lehre erinnert, daß vor dem Tode kein letzter Abschluß möglich sey; endlich ist ja der tragische Fabelkreis der Hellenen ein solcher wahrhafter Kreis, daß der Schluß des einen Trauerspiels nothwendig schon in den Anfang des andern hinüberspielt.

Späterer Zusatz.

Wie so oft fehlt auch in der Hekuba des Euripides die volle Einheit und Abrundung und der zweite Theil steht offenbar dem ersten nach, welcher durch edle, großartige, ergreifende Wehmuth kaum von irgend einem Gedicht übertroffen wird.

Warum hat Euripides (diese Frage kehrt besonders ob des geringeren Werthes der zweiten Hälfte immer wieder) nicht mit dem Tode der Polyxena geschlossen? Abgesehen von den bereits gegebenen Andeutungen, der nothwendigen Länge des Stückes, der Bezugnahme auf Hekuba und dgl. läßt sich das Verfahren wohl noch in anderer Weise erklären. Auf hellenischer Seite steht die Opferung Polyxenens, auf trojanischer Seite Polymestor's Bestrafung. Jene ist herber und grausamer, weil das Opfer unschuldig ist, wird aber begründet durch höhere Gebote und anerkannten Glauben. Polymestor hat dagegen seine Bestrafung zwar verdient, allein die Art und Weise, wie Hekuba und die Trojanerinnen dabei verfahren, ist verletzender als das Benehmen der Hellenen und Neoptolem's. Bedenkt man aber, welch unermeßliches Unglück über Hekuba herabstürzte und sie aufreizte, ohne daß sie je thätig, abwehrend und strafend eingreifen konnte; legt man ferner Polyxena's heldenmüthigen Entschluß in

die trojaniſche Wagſchale, ſo gleichen ſich Recht und Schuld, Wahrheit und Irrthum etwa aus. Beide Völker, Trojaner und Hellenen, ſollten durch die Doppelfabel einander ſchmerzlich aber doch würdig gegenübergeſtellt werden. Nur Polymeſtor iſt Träger und Darſteller der Barbarei, obwohl auch aus ſeinem Unglück heraus tragiſche Schatten emporſteigen, und ſich über die Geſtalt ſeiner obſiegenden Gegner weiſſagend hinlagern.

Wollte Euripides das Alles in wechſelſeitigen Beziehungen lehrreich und ergreifend vorüberführen, ſo mußten die beiden Hälften vereint bleiben. Doch könnte man hartnäckig weiter fragen: warum er die zweite Hälfte nicht der erſten voranſtellte, und eine Steigerung des Adels und der Schönheit, ſtatt der Abſchwächung eintreten ließ? Dann würde aber freilich auch das Verhältniß und die Theilnahme Agamemnon's ſich anders geſtalten müſſen, es würde das minder Kräftige dem Schöneren folgen und die Härte Hekuba's, vor dem aufreizenden Tode der Polyxena, weniger begründet und natürlich erſcheinen.

IV. Die Trojanerinnen.

Man hat dem Euripides vorgeworfen, daß in ſeinen Tragödien der Klagen zu viele wären. Wenn man aber dem Ehrgeize, dem Haſſe, der Rachſucht ſo viel Raum einräumt, und ihnen erlaubt ſich des Breiteren in allen Richtungen auszuſprechen; warum ſoll Mitleid und Wehmuth auf wenige Worte und Ausrufungen beſchränkt und jede Veränderung, oder Variation des Grundgedankens verdammt werden? Es gibt der Schmerzen welche ſich durch das ganze Leben hindurchziehen, nur zu viele, und die Tragödie iſt der Ort, wo ſie faſt allein eine künſt-

leriſche Verklärung und Verſöhnung finden können. Wenn bei dem kriegeriſch-kühnen Äſchylos das Erhabene und Furchtbare in den Vordergrund tritt; ſo erlaube man auch dem weicheren, zart und tief empfindenden Euripides, ſeiner Natur zu folgen.

Des Euripides Klagen (wendet man ein) ſind weibiſch, verzärtelnd, ermattend, abſchwächend; man führt die Trojanerinnen als einen Hauptbeweis dieſes Vorwurfes an. Mir erſcheint der Vorwurf ungegründet, der Beweis ungenügend. Und in gleicher Weiſe muß ich den Tadel ablehnen, es mangele dieſem Trauerſpiele an der nöthigen Handlung. Es iſt nur der letzte Akt zu der ungeheuren Tragödie von Ilium und ſeinem Falle. Wohin ſich der große Strom dieſer einzigen Geſchichte auch wende, wie er ſich auch vertheile; überall tragen ſeine Wellen noch blutige Leichen, zerſtören Jugend und Schönheit, und überlaſſen dem Dichter die ſchwere Aufgabe: das Geſtorbene zur Auferſtehung zu bringen und Licht über dieſe allgemeine Nacht des Untergangs zu verbreiten.

Was man Thaten, Ereigniſſe im gewöhnlichen Sinne des Wortes nennt, ſie liegen vor dem Anfange dieſes letzten Aktes; was noch folgt, iſt der nothwendige Nachhall aller Diſſonanzen. Ja wo eine ſich löſen will, tritt unausweichbar die zweite, die dritte herein und ergreift jedes theilnehmende Gemüth mit erneuter Kraft. Die Welt des Innern hat auch ihre Handlungen!

Es ſey, hat man bemerkt, in dieſer Reihefolge kein Fortſchritt, keine Steigerung. Der Fortſchritt von Einem zum Andern kann nicht geleugnet werden, und wie hier die Steigerung vom Schwächeren zum Stärkeren einzurichten ſey, darüber dürften (ſofern man die ganze Aufgabe nicht

zurückweiſen will) die Stimmen getheilt ſeyn. Alle Gründe und Elemente der Wehmuth und des Mitleids gehören zu einander, ſtammen aus einem großen Quelle, bilden ein untrennbares Ganzes. Wer kann ſagen: ich leide allein, oder mehr als die Andern? Zu wem kann ich ſagen: du leideſt weniger? Wer führt oder ſchließt den Reigen? Kaſſandra welche, trotz prophetiſcher Weiſſagungsgabe, dem entſetzlichſten Schickſale nicht entgehen kann? Andromache, des Gemahls, nun auch des Sohnes beraubt und dem Sohne ihres Todfeindes als Sklavin übergeben? Aſtyanax, durch wilden Übermuth, oder gemeine Furcht in erſter Blüthe der Jugend geopfert und im Schilde ſeines Vaters (dem einzigen Erbſtücke) begraben? Hekuba, der auf Erden nichts geblieben, als ein Reichthum an Schmerzen und Leiden, wie ihn die Welt niemals größer geſehen?

Während dieſer Reihefolge dunkler Nachtſtücke erhebt ſich der Brand von Ilium; es ſtürzen Mauern und Thürme; vom eigenthümlichen perſönlichen Schmerze, wenden ſich Alle zur Wehklage über des Vaterlandes allgemeinen Untergang und beſteigen die Schiffe um im fernen Lande, unter Feinden zu leben, bis die Noth jeglichen Tages und die Erinnerung an die Leiden der Vergangenheit, die Herzen bricht und den erwünſchten Tod herbeiführt! — Wahrlich, hier lernt man begreifen, warum Ariſtoteles ſagt: Euripides ſey der am meiſten tragiſche unter allen Dichtern!

Iſt denn bei dieſen erhabenſten Schmerzen von Verzärtelung und Verweichlichung die Rede? Keineswegs! Doch wußte Euripides ſehr wohl, daß man nicht in einer Farbe malen kann und ſoll. Daher ſtellt er mit philoſophiſcher Weisheit und erhabener dichteriſcher Begeiſterung,

die Seherin Kaſſandra gleich anfangs der Hekuba und allen Klagenden gegenüber; ſie überbietend im Schmerze, und zugleich ſie ſtählend und erhebend. Diejenigen, welche das Unglück heldenmüthig ertragen, ſind größer als die es zufügen, die Leiden der Beſiegten geringer als die Verbrechen der Sieger, und der ſcheinbare Untergang verwandelt ſich, von höherem Standpunkte aus betrachtet, in Glück und Triumph.

Überhaupt hat Euripides ernſte, ja tiefſinnige Gedanken (z. B. v. 884) zwiſchen die Gefühle hingeſtreut, um ihnen eine Art von Haltung zu geben, und ſchon deshalb möchte ich das Geſpräch zwiſchen Helena und Hekuba nicht verdammen. Zuvörderſt nimmt Helena zwiſchen Siegern und Beſiegten eine eigenthümliche Stellung ein, und läßt gleichſam einen Blick in eine dritte aber nicht fremde Welt thun. Vielmehr erläutern ſich alle Ereigniſſe an dem in Helena heraustretenden Beiſpiele, indem ſie mit Gewandtheit Mythos, Schickſal, Vorherbeſtimmung, Götterwille für ſich anführt; während Hekuba dieſe ganze Betrachtungsweiſe nachdrücklichſt verwirft, und Alles auf den menſchlichen Boden der Leidenſchaft und Zurechnung hinüberführt.

V. Andromache.

Es gibt Schickſale, welche ſchon in der kürzeſten Aufzählung und trockenſten Darſtellung, das Furchtbarſte offenbaren und jedes Gemüth zu tragiſcher Theilnahme bewegen. So der Gegenſtand dieſes Trauerſpiels. Achilleus tödtet den Hektor, und ſtirbt durch Paris, deſſen Bruder. Andromache, Hektors edle Gattin, wird Skla-

vin des Neoptolemos. Diesem Sohne des Achilleus gebier sie einen Sohn, was die Eifersucht Hermionens erregt, und den Tod des Neoptolemos herbeiführt. Welche Reihe von Thaten, und (damit nothwendig verbunden) welche Reihe von inneren Kämpfen und Gefühlen müssen sich in den Gemüthern entwickeln.

Das Herbeste, besonders in Hinsicht auf Weiber und Geschlechtsverhältnisse, möchte Euripides (v. 173) den Barbaren zuweisen. Offenbar herrschten aber auch innerhalb der hellenischen Welt Grundsätze, welche den Weibern nicht volles, gleiches Recht zugestanden. Was Gesetz und Sitte verweigerte, suchten die eifersüchtigen, mißhandelten Frauen dann durch List und Gewalt zu erreichen. Von dieser Stelle aus erklärt sich Vieles, was in unsern Tagen einer ganz anderen Beurtheilung unterläge.

Vergleichen wir die griechischen Tragiker, insbesondere den Euripides, mit Homer, so dringt die spätere Ansicht der Völker, oder der Philosophen, über Götter, Sittlichkeit, Ehe u. s. w. selbst in die Behandlung der alten Stoffe ein. Gleichwie diese, wie selbst die beglaubigten Geschichten geändert und umgestaltet werden, so ist auch eine neue Beurtheilung und Würdigung der Thatsachen nicht zu vermeiden.

Die Unparteilichkeit welche Äschylos gegen die Perser, Euripides gegen die Trojaner beweiset, ist dichterisch und moralisch zu loben, und sollte allen denen zum Vorbilde dienen welche irrig meinen, boshafte, oder hochmüthige Verkleinerung des Gegners erhöhe die eigene Größe. Ob die Verhältnisse der damaligen Gegenwart, nicht einige herbe Äußerungen des Euripides wider Sparta und die

Spartaner hervortrieben, läßt sich jedoch in Frage stellen (v. 448.).

Daß Charaktere, wie die des Menelaos und der Helena, allmählig immer strenger behandelt und beurtheilt wurden, hängt mit der stärker werdenden Reflexion und der sich allmählig entwickelnden, so eben erwähnten Weltansicht zusammen. Es ist nicht möglich, die aus edlem, wahrhaft menschlichen Gefühl hervorgehende Entrüstung über Menelaos' Thun und Lassen, beredter und eindringlicher auszusprechen, als dies von Peleus geschieht. Sehr geschickt läßt Menelaos in seiner Antwort das allgemein Menschliche, wie das ganz Persönliche zur Seite, und hält sich an das Volksthümliche, Nationale; welches allein einiges Gewicht in sich trug, obgleich der Antwortende zuletzt dennoch den Kürzern zog und sich beschämt zurückziehen mußte. Mehr zu ihrer Entschuldigung konnte die gereizte und verführte Hermione beibringen. Das Finstere, leidenschaftlich Gewaltsame der Tyndariden und Pelopiden hat Euripides mit Recht nirgends ganz ausgesüßt, oder Recht und Erfolg als gleichbedeutend durcheinander geworfen. Das wahre Übergewicht bleibt, trotz aller sie treffenden Unfälle, auf der Seite des Peleus und der Andromache.

Daß Racine in seiner Andromache ganz von Euripides abgewichen ist, gibt an sich keinen Grund gerechten Tadels; daß sich aber, abgesehen davon, gar viel gegen die französische Behandlung sagen läßt, dürfte kaum zu bezweifeln seyn.

VI. Elektra.

A. W. Schlegel hat die Choephoren des Äſchylos und die beiden Elektren des Sophokles und Euripides ſo genau, ſcharfſinnig und geiſtreich verglichen, daß es ſcheint es ſei kein Wort abzunehmen, oder hinzuzuſetzen. Ja es dürfte für Hochverrath an der Poeſie gelten, wenn man es wagte Zweifel gegen die unbedingte Vollendung der ſophokleiſchen Elektra zu äußern. Könnte indeß ein ſolcher Ketzer oder Hochverräther nicht ſagen: es wird verhältnißmäßig in der ſophokleiſchen Tragödie noch mehr geſprochen und weniger gehandelt, als in der euripideiſchen; die Erfindung der Todesnachricht iſt unnöthig, die Erzählung trotz aller Schönheit zu lang, ſowie für den beſſer Unterrichteten unwirkſam; der Schluß gewährt keine vollſtändige Löſung und Beruhigung u. ſ. w.

Will man dieſe und ähnliche Einreden auch als ganz unverſtändig von der Hand weiſen; ſo dürfte doch der Verſuch, den Euripides wenigſtens gegen einige Vorwürfe in Schutz zu nehmen, oder ihn zu entſchuldigen, beſcheidener erſcheinen und geduldet, wenn auch nicht gebilligt werden.

Allerdings war es kühn, daß Euripides, nach dem Äſchylos und Sophokles dieſen und andere Stoffe noch einmal behandelte *), daß er ſich auf einen Boden begab, wo man geneigt ward, ein anch' io sono pittore, ſtrenger als ſonſt zu betrachten und zu beurtheilen. Indeſſen wollte er hiermit keineswegs darthun, daß er daſſelbe beſſer oder auch nur eben ſo gut machen könne, als ſeine Mitbewerber; ſondern daß man die Aufgabe noch an-

*) So den Ödipus, die Antigone, den Philoktet.

ders aufzufaſſen und zu löſen im Stande ſei. Was Sophokles dem Äſchylos gegenüber durchführte, verſuchte Euripides gegen beide; und große Dichter könnten denſelben Stoff gewiß auf eigenthümliche und anziehende Weiſe ein viertes und fünftes Mal verändern und umgeſtalten.

Der Prolog des Mykenäers bringt uns ſogleich auf die Stelle, von wo aus wir das Abweichende und ſonſt Unverſtändliche, ſogleich überſehen und begreifen können. Aber eben gegen dieſen Mykenäer und Alles was ſich an ihn anreiht, richten ſich die Haupteinwendungen der Kritiker. Dieſer Bauer, ſagt man, zieht Alles aus der Region der Heldentragödie hinab in das gemeinſte Leben, in unnütze häusliche Diskurſe und flache Betrachtungen. — Wir wollen nicht alle Reden und Betrachtungen in Schutz nehmen, nicht die Miſchung der Stände im Allgemeinen billigen, noch die Tragödien aus geringen Perſonen und bedeutungsloſen Ereigniſſen aufbauen. Keine Regel iſt indeſſen ohne Ausnahme; wenigſtens wußte Euripides, was er mit dieſer Ausnahme wollte.

Wenn Klytämneſtra der Ermordung Elektra's widerſprach, wenn dieſe ihre Klagen und Vorwürfe niemals unterdrücken konnte, oder wollte; was war natürlicher, als daß man verſuchte ſie außer dem Hauſe in einer Weiſe unterzubringen, welche dem Skandal ein Ende machte, ohne Gefahren herbeizuführen. Mit einer ſolchen Verheirathung ſchien die politiſche Laufbahn der leidenſchaftlichen Feindin ein Ende zu nehmen. Wenn des Euripides Fabel auch nicht auf geſchichtlicher Wahrheit beruhen ſollte, fehlt ihr doch nicht alle geſchichtliche Wahrſcheinlichkeit; ja ſelbſt die bloße Erfindung kann man nicht überkünſt-

lich oder gemein nennen. In unseren Tagen hat Göthe die Katastrophe seiner Eugenia ganz in ähnlicher Weise herbeigeführt, und Louis Philipp vielleicht aus verwandten Gründen die Heirath der Herzogin von Berry befördert.

Diese Ausbeugung des Schicksals der Elektra, die Verbindung mit einem edeln und doch in keiner Weise ihr gleichstehenden und gleichfühlenden Manne, ist (abgesehen von einzelnen Worten und Zeilen) wahrhaft ergreifend und tragisch, ohne den weiteren Gang der furchtbaren Ereignisse in den höheren Kreisen zu unterbrechen und aufzuhalten. Darin, daß Elektra arbeiten, ihr Schicksal in ganzer Herbigkeit ertragen und zeigen will, offenbart sich ihr Stolz und ihr Haß; es wird zum bedeutenden Fingerzeige für das Folgende. Eben so wird das Idyllische, ja Ärmliche und fast Lächerliche, durch den Gegensatz zum Wehmüthigen; und auf diesem dunkelen Schatten spiegelt sich die Pracht Klytämnestra's desto schärfer ab. Gleicherweise stehen schon früher die Klagen Elektra's, den Aufforderungen des Chors zur Freude gegenüber. In der Rede Elektra's an den ungekannten Orestes (v. 300), und den Wechselreden Elektra's und Klytämnestra's zeigt sich endlich Euripides in seiner ganzen, ihm eigenthümlichen Größe.

Daß Elektra, als sie fremde Männer in der Nähe ihres einsamen Hauses sieht, im ersten Augenblicke Nachstellungen fürchtet, ist so natürlich als daß Orestes sich nicht zu erkennen gibt, bevor er des Mannes und der Umgebungen sicher ist. Die Wiedererkennung durch den Pfleger ist allerdings besser begründet, als wenn sie sich auf Haarlocken und Fußtapfen bezögen, was schon Aristoteles tadelt (Poetik c. 16). Mehr ließe sich gegen die

hinterliſtige Ermordung des Ägiſthos ſagen, wenn man ſie nicht als das Gegenſtück zu der Agamemnon's betrachten will. Vielleicht hat auch Euripides durch ſeine Behandlungsweiſe einiges Licht auf den ſonſt ganz ſchwarzen Charakter des Ägiſthos werfen und einige Theilnahme für ihn erwecken wollen.

Am Schluſſe der Elektra des Sophokles wird Ägiſthos zum Abſchlachten weggeführt. Iſt mit dieſer Diſſonanz das Stück wirklich ganz zu Ende gebracht; fehlt nicht vielmehr eine harmoniſche Beruhigung, oder ein ganzes Stück, wie es Äſchylos in den Eumeniden gibt. Daß Oreſtes und Elektra beim Euripides nach der Ermordung ihrer Mutter Reue zeigen, daß ihnen das Orakel des Apollo nunmehr in anderem Lichte als vorher, und nicht als volle Losſprechung erſcheint, iſt der ſinnlichen und ſittlichen Natur des Menſchen vollkommen gemäß. Es vernichtet keineswegs die Tragödie, ſondern zeigt ſie erſt im größten Maßſtabe und unergründlicher Tiefe. Über dieſe Geheimniſſe ſprechen die Dioskuren am Schluſſe merkwürdige Worte. — Dieſe erweiſen, welche Arbeit des Kopfes und Herzens damals Dichter und Philoſophen nicht ſcheuten, während wir oft Alles leicht aufs Reine und Feine gebracht wähnen, wenn wir jeden Knoten mit dem Worte Schickſal durchhauen.

VII. Oreſtes.

Man hat den Euripides getadelt, daß er die alten, heiligen, unantaſtbaren Sagen, Mythen und Fabeln willkürlich verändert habe. Wo gäbe es denn aber eine Sage, oder gar eine Fabel, die unveränderlich wäre, die

man nicht angetastet, oder umgewandelt hätte? Was man also anderen Dichtern erlaubt, ja dem Volke (bis zum Pöbel hinab) nicht verwehren kann, muß man billigerweise auch dem Euripides verstatten. Prüfung und Urtheil wäre also hauptsächlich auf den Werth der Änderungen oder Eigenthümlichkeiten zu richten, ohne sie im Voraus als etwas zu verdammen, das nicht da seyn sollte.

Loben möchte ich es zuvörderst, daß im Orestes die argivischen Männer sich in Bezug auf den Mörder seiner Mutter und ihrer Königin nicht ganz gleichgültig und unthätig verhalten, Urtheil und Strafe nicht bloß den Göttern und Eumeniden zuweisen, sondern selbst eingreifen wollen. Mitleid und Entschuldigung findet sich dagegen bei den argivischen Weibern; kein erkünstelter, sondern ein natürlicher Gegensatz.

Überhaupt ist (wie öfter beim Euripides) Handlung und Gedanke weniger auf dem Boden des Heroischen festgehalten, als auf den Boden des Menschlichen hinübergeführt; wobei allerdings das Erhabene, Übermenschliche zuweilen verschwindet, aber die Tiefe der Betrachtung keineswegs leidet, und andere verborgene, bedeutungsvolle Seiten des menschlichen Gemüths ans Licht gezogen werden.

So läßt Euripides äußerlich kein Furienchor auftreten; die Nemesis, die Furien wohnen vielmehr im Innern der Brust, im Bewußtseyn (ἡ συνεσις v. 394) der That, welche als nothwendig und zugleich als verbrecherisch erscheint. Gewöhnlicher Leichtsinn und scheinbares Raisonnement können dies Räthsel nicht lösen; doch hält diese Schwierigkeit den Euripides nicht ab, aus

der Tiefe ſeines Dichtergeiſtes Strahlen in jenes dunkele Land hinauszuſenden, welche den Mittelpunkt des Geheimniſſes mehr oder weniger enthüllen.

Daß unter ſo unzähligen Betrachtungen und Lehrſätzen im Euripides, manche flach, oder an unpaſſender Stelle angebracht ſind, läßt ſich nicht leugnen? Doch kann man auf ihn mindeſtens eben ſo gut, als auf den leichtſinnigeren, weniger gemüthlichen Arioſt, Göthe's Wort anwenden:

Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke,
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen.

Wenn von der Ermordung Klytämneſtra's geſagt wird: ſie ſey zwar gerecht, aber nicht ſchön (δίκαια μὲν, καλῶς δ'οὔ), ſo läßt dies einen Blick thun in eine Hauptgegend der griechiſchen Weltanſicht, welche vielen anderen Völkern immerdar völlig unbekannt blieb. Die geſammte römiſche Rechtsentwickelung z. B. hat keine Ahndung, daß die Schönheit in ſolchen Zuſammenhang mit der Gerechtigkeit treten könne und ſolle, daß es möglich ſey dieſe durch jene zu reinigen und zu verklären. Eine ähnliche bedeutſame Hinweiſung findet ſich (v. 599) auf den Unterſchied von nicht recht und nicht glücklich handeln; oder darauf: daß bei gleichen Geſinnungen, Urſachen und Vorausſetzungen, doch ſehr verſchiedene Folgen hereinbrechen und den Menſchen, trotz alles theoretiſchen Troſtes, zu Boden drücken können. Oder wäre es etwa daſſelbe, wenn Gretchen's Schickſal ſich nicht ſo furchtbar entwickelte, wie der Dichter es darſtellt; ſondern wenn ihr Fauſt eine gute Ausſteuer gegeben und ſie einen anderen Mann gefunden hätte?

Der Wechſel der Anſichten und Gefühle, welcher

aus Oreſtes hervorquillt iſt natürlich, und der Gedank erſchütternd, daß ſein eigener Vater ihn vom Muttermor würde abgehalten haben. Richtig unterſcheidet ferner Tro darus wie weit Oreſtes als Rächer ſeines Vaters geh durfte, und wo ſeine eigentliche Schuld, nach menſchli rechtlicher Betrachtungsweiſe, beginnt. Eben ſo natürli iſt es, daß Helena zugleich Theilnahme äußert für ihre Schweſter, ihren Neffen und ihre Nichte. Was die Ge waltthat auseinanderriß und feindlich gegenüber ſtellte, i bei ihr noch ein Einiges, durch Natur und Liebe Ver eintes.

Als die Gefahr dringender wird, weiſet Oreſtes auf Apollon als den erſten Urheber der That hin, und das ſchwer zu löſende Räthſel göttlicher Fügung und perſönlicher Zurechnung, drängt ſich noch einmal in den Vordergrund. Da ſich keine Löſung zeigt, geht Oreſt männlich gefaßt, Elekra weiblich klagend dem Tode entgegen. Sie will nicht durch die Hand Fremder, ſondern in ſeinen Armen ſterben; er weigert ſich ſchaudernd noch mehr Blut zu vergießen. In dieſem Augenblicke zeigt der mitſchuldige, gewandte, lebensluſtige Pylades, einen Ausweg durch Nothwehr, und zugleich die Möglichkeit einer Rache an dem unthätigen, eigennützigen Oheim Menelaos und der haſſenswürdigen Helena. Mit der Eröffnung dieſes Ausweges verſchwindet Niedergeſchlagenheit und Wehmuth, die herbe Kühnheit des Geſchlechts der Pelopiden tritt bei Elektra und Oreſtes wieder in den Vordergrund, und man kann die Frage nicht unterdrücken: ob nach ſo menſchlicher Behandlung aller Verhältniſſe, die Entwickelung und Löſung nicht ohne Apollon, dieſen deus ex machina, möglich geweſen wäre. Indeſſen weiſet auch

er auf die Nothwendigkeit einer neuen gerichtlichen Entſcheidung hin; die Berufung geht von Argos, an den Caſſationshof nach Athen. Dies Rechtnehmen, dies Plaidiren ſelbſt der Götter vor menſchlichen Gerichtshöfen, iſt eine ſehr ſonderbare, auffallende Wendung. Zur Hälfte erſcheinen ſie ſelbſt verantwortlich, ὑπεύθυνοι; zur Hälfte kann man es betrachten, wie eine Offenbarung des Göttlichen zur Erleuchtung des Menſchen.

Der Scholiaſt tadelt, daß außer Pylades alle Perſonen in der Tragödie φαῦλοι wären. Heißt dies theilhaft eines Verbrechens, ſo wäre auch Pylades nicht auszunehmen, wohl aber die am härteſten bedrohte Hermione. Sittliche Reinheit iſt aber von den tragiſchen Perſonen in der Regel gar nicht zu verlangen; ſie ſind zugleich rein, und unrein, und gereinigt. Erlaubt man ferner, die erwähnte menſchlichere Behandlung der Fabel, ſo ſind die Perſonen auch nicht zu geringhaltig, wie man φαῦλοι überſetzen könnte. Menelaos ſpielt öfter (ſo im Ajax des Sophokles) eine ſchlechte Rolle; wogegen Helena, über welche in jener Beziehung am meiſten zu ſagen wäre, ja ihrer legitimen Abſtammung halber, gerades Weges in den Himmel erhoben wird!

VIII. Der raſende Herkules.

Die Herakliden und der raſende Herkules haben eine auffallende Ähnlichkeit. In beiden Stücken ſuchen die Kinder des Herkules ihren Verfolgern zu entgehen, und wenn dort Jolaos über das Schickſal klagt, dann hier Megara und Amphitryon. Die Anmaßung des euryſtheiſchen Boten in den Herakliden, wird von der Härte des

Lykos in dem raſenden Herkules noch übertroffen, ja er möchten behaupten, dieſe übertreffe ſich ſelbſt und verfeh dadurch ihre Wirkung: denn warum könnte dem Er dringling das Wegräumen künftiger Gegner nicht genüg warum will er ſie grauſam verbrennen? Nach dieſ Härte, nach der ſtrengen Zurechtweiſung des Chors ſcheint es ſonderbar, daß Lykos ein Geſpräch geduld mit anhört (v. 232) welches die beleidigendſten Äußerun gen wider ihn enthält; nimmt man dagegen an er ge weg und komme erſt nachher (v. 331) wieder zurück, ſo dies nicht minder willkürlich, als wenn hier Alles be Seite geſprochen würde. Auch läßt ſich fragen: ob de über Lykos erzürnte, ſtets über Leibesſchwäche klagend unthätige Chor, durchaus kinderlos, oder ohne allen Ein fluß auf ſeine Söhne war? Ob denn von Seiten der Jüngern gar nicht gegen den Tyrannen gewirkt werden konnte? Nach dem Geſange über die Thaten des Her kules erſcheint nochmals Megara mit den Kindern und ſagt ſchöne, rührende Dinge; aber es wäre uns doch lie ber geweſen, wenn Herkules ſchon früher eingewirkt hätte.

Mit dem Tode des Lykos glauben wir endlich zu ſicherem Glück gekommen zu ſeyn, da ſtürzt durch Here's Zorn gegen Herkules ein ſchrecklicheres Unglück herein: der Retter wird zum Verderber, der Vater zum Mörder ſeiner Kinder. Iris und Lyſſa treten auf, wohl nicht mit viel wenigerm Rechte als die Eumeniden auftreten. Überhaupt waren dieſe Perſonen den Alten nicht abſtrakte Begriffe; wenn dagegen neuere Dichter bloße Begriffe zu Perſonen erheben, ſo müſſen ſich dieſe armen Kreaturen gewöhnlich auf eine erbärmliche Weiſe zwiſchen Leben und Tod hinquälen. Der geniale Übergang in dem Geſpräche

ier Beiden aus den Jamben zu Trochäen thut die öfte Wirkung; wogegen Zweifel entstehen, warum denn r Chor (v. 875) Alles schon im Voraus beklage, was ir erst erleben sollen? Die Erzählung von des Herkules Wuth, von seinem Schlafe, die Furcht vor seinem Erwachen ist furchtbar schön, und wenn man auch die Kriegsmacht des auftretenden Theseus entbehrlich nennen önnte, so bedarf man doch seiner Vermittelung. Wir assen uns durch die Klagen des Herkules rühren, und inden die Rede des Theseus gegen die Leitung der Götter gewaltig, obgleich nicht prometheisch; die Gegenrede des Herkules möchte dagegen weniger an ihrer Stelle seyn. Endlich folgt dieser dem treuen Freunde zur menschlichsten Stadt, er will sich dort sühnen und das Gethane vergessen. Das gibt einen Schluß, auch keinen ganz schlechten Schluß; aber er steht zurück gegen den Ausgang der Eumeniden und des Oedipus in Kolonos.

Und wie unendlich steht wieder die Bearbeitung des Seneca gegen die Euripideische zurück. Iris und Lyssa sind weggestrichen, dagegen eine prologirende Juno hinzugekommen, welche über die Unzucht des Zeus ein Langes und Breites klagt. Lykus will erst Megara heirathen, dann tödten; Theseus ist gleich Anfangs ohne genügende Veranlassung zur Hand, Herkules wüthet auf der Bühne selbst und Theseus sieht mit den Anderen zu: — Bombast und Schwulst vom Anfange bis zum Ende.

Nur noch eine Bemerkung: Amphitryon ist bald auf die Schwägerschaft des Zeus stolz, bald schimpft er auf ihn, und Herkules versichert verdrießlich, er halte den Zeus nicht für den rechten Vater u. s. w.; kurz Amphitryon erscheint einem Manne gleich, den ein König gefäl-

ligſt zum Hahnrei gemacht hat und der ſich heute e darüber zeigt, morgen ſich ſchämt. Man kann gr großen Sinn in dieſe Hahnreigeſchichte hineinlegen, a der natürlichſte Gedanke iſt gewiß der häufigſte: desh möchte Amphitryon auf die Neuern nicht leicht eine gr tragiſche Wirkung machen, ja er ſoll ſie nicht mach und es wird uns ohne dieſe zweideutige Hiſtorie nicht edlern tragiſchen Stoffen fehlen.

IX. Die Herakliden.

Die Herakliden ſind in gewiſſem Sinne ein Gel genheitsſtück, und dieſe Bemerkung führt uns zu nah liegenden Fragen. Wird ein Stück deshalb ſchlech weil es bei einer äußeren Veranlaſſung gedichtet iſt? Sind alle Veranlaſſungen nothwendig herabziehend, er drückend? Können ſie nicht erhebend und begeiſternd ſeyn? Iſt denn die Gelegenheit immer ſo eilig, daß dem Dichter keine Zeit bliebe irgend etwas Tüchtiges zu liefern? Hat nicht jedes Stück irgend eine äußere Veranlaſſung, welche die innere Kraft des Dichters in Bewegung ſetzt und ihr eine beſtimmte Richtung gibt? — Es kann ſich unſeres Erachtens eben ſo gut eine erhabene Veranlaſſung zu einer kleinen Kraft geſellen, als eine unſcheinbare Veranlaſſung mit einer großen Kraft verbinden. Die größte Veranlaſſung mit der größten Kraft vereint, gäbe dann das vollendetſte Kunſtwerk; wogegen bei dürftigen Veranlaſſungen und geringen Kräften, für die Dichtkunſt die ſchlimmſte Zeit einbricht. Der Tadel von Gelegenheitsſtücken hat im Allgemeinen wohl keinen genügenden Grund, und geht nur daraus

vor, daß man in der Regel diejenigen so benennt, wo die Veranlassung bedeutender hervortritt, als die Kraft des Dichters, oder seine Geschicklichkeit sie zu benutzen, wo keine Erweckung des Gemüthes, sondern eine dramatische Zwangspresse Statt gefunden zu haben scheint. Aber das Mißverhältniß, welches aus der Größe der Veranlassung und einer geringen Behandlung entsteht, gibt den Gelegenheitsgedichten nicht allein den Namen, da jene dann, diese vortrefflich seyn kann, ohne daß man die Benennung änderte; — so wird jeder Göthe's „Was wir bringen", ein Gelegenheitsstück, und ein treffliches Gelegenheitsstück nennen. „Eben deshalb (könnte aber Mancher erwiedern) weil die Gelegenheit hier durchaus dramatisch ist und so zu sagen mit der Behandlung rein aufgeht; in den meisten Fällen ist dagegen die dramatische Behandlung unnatürlich und das schlechte Stück läßt sich von der gewaltigen Veranlassung nur forthelfen, oder es nimmt den Mund voll, um einem gleichgültigen, unwerthen Ereignisse Wichtigkeit und Würde zu geben. Das Drama ist über oder unter der Veranlassung; mithin jedesmal ein Mißverhältniß vorhanden, und jedesmal dem Stoffe eine Wendung gegeben, welche der Dichter frei von dem Zwange der Gelegenheit nicht gewählt, sondern undramatisch genannt haben würde. Hauptsächlich ist dies bei den Stücken der Fall, welche sich die vornehmsten dünken, den Staat, Staatszwecke und Patriotismus zur Schau tragen, und indem sie die Kunstzwecke unterordnen, das Recht auf ein Kunstdaseyn verlieren."

Wahr, aber nicht durchaus wahr: denn was zuerst die Stücke betrifft, welche etwa bloß Hochzeitens oder Kindtaufens halber an Höfen gemacht worden sind, oder

noch gemacht werden, so sollte der Dichter hiebei den Stoff wohl frei behandeln und nur eine örtliche Nutzanwendung beifügen, welche sich dereinst ohne Zerstörung des organischen Baues herausnehmen ließe. Was ferner die vaterländischen Stücke betrifft, so werden sie zwar mit Recht verurtheilt, wenn geistesarme Dichter damit ihre Blöße bedecken und das Urtheil bestechen oder zurückschrecken wollen; allein es gibt auch eine Theorie der Absonderung aller Kunst vom Staate, welche nicht ein Quentchen mehr werth ist, als das entgegengesetzte Gerede der patriotischen Bettelpoeten. Staat und Religion und Kunst gehen Hand in Hand, und wo diese jene nicht zurückspiegelt, wo die Natur jener nicht aus der Kunst wieder erkannt werden kann, fehlt allen das eigenthümliche Leben. Ein und dasselbe Stück kann nicht chinesisch und hellenisch, brittisch und französisch seyn und soll es nicht seyn, und wer da will daß allen Bäumen eine Normalrinde wachse, der weiß bloß von der Rinde. Das Drama insbesondere kann und soll auf das Volk wirken, es kann vaterländisch seyn, nicht allein unbeschadet, sondern im höchsten Einverständniß mit den Kunstzwecken.

„Zugegeben, aber man soll nur den Patriotismus nicht merken, es soll den Personen nicht auf Rock, Weste und Beinkleidern geschrieben stehn, sie wären Patrioten, und wären da, um Patrioten zu seyn.“ Richtig, sie sollen sich den Patriotismus nicht bloß angezogen haben, sondern wirklich haben; aber wenn sie ihn haben, mag man es auch tüchtig merken, im Drama wie im Epos. Oder wäre in Göthe's Hermann und Dorothea die stete Hinweisung auf Weltbegebenheiten, der deutsche Patriotismus, ein Fehler und nicht vielmehr, — wie ein gro-

ßer Kunſtkenner richtig bemerkt —, die erhabenſte Begründung des Ganzen? Oder wäre es ein ſchlechtes Werk, weil man es ein Epos nennen könnte, geſchrieben auf Veranlaſſung der franzöſiſchen Revolution? Wahrlich, die größte Veranlaſſung kam hier zum größten Dichter, und der obige Satz findet ſich hier beſtätigt. Aber auch überall beſtätigt, z. B. im Shakſpeare und bei den Hellenen. Die Verherrlichung Athens, die Erinnerung an die Thaten, die Verfaſſung, die Freiheit, die Großmuth tritt, wo ſich nur irgend eine Gelegenheit findet, mit Pracht, mit Nachdruck, mit Innigkeit hervor, z. B. in den Perſern, den Eumeniden, dem Oedip von Kolonos und in ſo vielen euripideiſchen Stücken; was wäre endlich Ariſtophanes ohne den Staat und die Politik. — Es gab eine Zeit, — hoffentlich iſt ſie ganz vorüber —, wo viele Deutſche ohne organiſchen Staat, ſcheinbar nur um Eſſens, Trinkens und Beſchlafens halber zuſammen lebten, ohne Politik oder mit einer falſchen behaftet waren, überbeſcheiden von der Hoheit ihrer Vorfahren und der Herrlichkeit deutſcher Nation ſchwiegen und ſich ohne Mühe alles deſſen entäußert zu haben ſchienen, was ſo auf ſie hätte wirken können wie jene Dramen auf die Athener. Dagegen rühmten ſie ſich der Eigenſchaft des weichen Thones, welcher jeden Eindruck fremder Formen willig annimmt und nie halsſtarrig widerſteht; ſie quälten ſich weltbürgerlich die Schau- und Schattenſpiele aller Völker und aller Zeiten, der Vor- und Mitwelt, zur Bewunderung der Nachwelt vor und auf ſich ſpielen zu laſſen! Man ſoll fremde Naturen erkennen und würdigen, aber nicht mit falſcher Selbſtverläugnung die ſeine verhelleniſiren, verſpanieriren oder gar verhinduen.

Doch zurück zu den Herakliden. Das Stück beginnt raſch und ſchreitet ohne Abſchweifungen vor. Kopreus der Herold des Euryſtheus, will Jolaos und die unerwachſenen Nachkommen des Herkules auf atheniſchem Boden gewaltſam verhaften; er ſtellt die Hülfloſigkeit der Vertriebenen und die Macht ſeines Herrn einleuchtend gegenüber, und wir fürchten daß die Heiligkeit der Altäre dem nichts gelten werde, welcher ſo oft gegen das Recht frevelte. Da tritt der Chor zur rechten Zeit dazwiſchen und als Kopreus auch dieſen hart und barſch anredet und es nicht der Mühe werth findet ſich mit ihm einzulaſſen, naht Demophon, der König, vor dem ſowohl Kopreus als Jolaos ihre Sache geſchickt ausführen. Im Einverſtändniſſe mit dem Chore erklärt ſich Demophon für die Herakliden. aus Ehrfurcht vor Zeus, um alter Blutsfreundſchaft und Dankbarkeit willen, endlich, weil es der Freiheit Athens unwürdig ſey Gewaltthätigkeiten zu verſtatten; nur der Weg des Rechts (v. 253) bleibe dem Euryſtheus offen. Als aber Demophon über den hartnäckigen Widerſpruch des Kopreus erzürnt und im Begriff iſt Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, erinnert ihn der Chor atheniſcher Greiſe ſchön an die Heiligkeit des Herolds.

So wären wir über die erſte Frage beruhigt, ob Athen ſich für oder gegen die Herakliden erklären werde, da tritt eine neue Gefahr hervor: Euryſtheus naht mit dem Heere. Es werden indeſſen Gegenanſtalten getroffen und wir vertrauen der guten Sache, bis ein Orakel alle Hoffnungen zerſtört: die Götter verlangen das Opfer einer Jungfrau, Athen ſoll, Athen will es nicht bringen, Athen kann nicht mehr retten. Alle ſind rathlos, da

naht Makaria, herzugetrieben von innerer Theilnahme und Herzensangſt, hört das Geſchehene, entſchließt ſich zu ſterben: und zwar keineswegs ſo von heiler Haut, es iſt keineswegs ein bloßer Einfall; ſondern ſie weiß in hoher Beſonnenheit, daß, und warum es ihr zukommt ſich zu opfern, ſie freut ſich auf den Tod, ſie weiſet mit Recht den Vorſchlag des Jolaos zurück, da das Loos entſcheiden zu laſſen, wo die freie Opferung nur Werth hat und allein den Göttern genügen kann.

Allerdings erinnert die Opferung Makaria's an die Polyxenens, allein bei mancher äußeren Ähnlichkeit findet ſich eine bedeutende innere Verſchiedenheit: Polyxena ſtirbt urſprünglich von außen beſtimmt und für fremde Zwecke, Makaria opfert ſich dagegen nach eigenem Entſchluſſe und für die Geliebten. Unbezweifelt hat das Intereſſe des Stücks damit für uns den höchſten Gipfel erreicht; aber nicht bloß das Intereſſe nimmt nunmehr ab, ſondern auch die Behandlung erſcheint mangelhafter. Auf die Nachricht, Hyllos komme mit einem Heere, wird Alkmene gerufen und ihr Vieles erzählt; aber von Makaria's bevorſtehendem Tode weiß ſie nichts, und erfährt auch nichts. Dieſe Unnatürlichkeit läßt ſich dadurch keineswegs rechtfertigen, daß der Dichter uns Klagen nach Weiſe der Hekuba erſparen wollte; denn erſtens war hier eine Verſchiedenheit der Behandlung ſo gut möglich, als bei Polyxenens und Makaria's Tode, und zweitens ſind die langen Reden und Rüſtungen des Jolaos weder anziehender noch natürlicher. Wie kommt er auf einmal zu ſolchem Kriegseifer? und wenn er ihn hat, wenn er nachher noch Heldenthaten üben ſoll, warum ſtellt ihn der Dichter ſo hinfällig dar, anſtatt ihn und die Hand-

lung raſch fortzuführen? Sonderbar genug hat man gemeint, dieſe Umſtändlichkeit ſey fein begründet, weil ſich nur dadurch die erforderliche Zeit für die Rüſtungen zur Schlacht finde; — und dieſe Zeit hilft dann auch der Chor redlich hinbringen, welcher gleich Jolaos fechten will, aber ſich nicht von der Stelle rührt. Die Beſchreibung der Schlacht iſt lang aber nicht deutlich, epiſch aber nicht dramatiſch, und weder Demophon noch Hyllos noch Jolaos, laſſen ſich wieder ſehn. Makaria's wird in der Erzählung des Boten an Alkmenen nur ſo dunkel erwähnt, daß man kaum weiß ob von ihr oder von einem Thiere die Rede iſt; aber freilich war dies zweite Nothmittel erforderlich, wenn Alkmene in Unwiſſenheit bleiben ſollte. Für den Zuſchauer ſcheint indeſſen ſelbſt aus dem Wenigen auf unangenehme Weiſe hervorzugehn, daß man den einzigen Wunſch der Jungfrau, nicht von Männerhänden zu ſterben, keineswegs erfüllt hat.

Das Wunder, welches die Gottheit des Herkules bekräftigen und Jolaos ſtärken ſoll, läßt uns kalt; dagegen fragen wir: ob Hyllos denn vor und ohne Opferung Makaria's den Zweikampf mit Eurypſtheus in der Hoffnung des Erfolgs wagen konnte? War dies möglich, wozu die Opferung? War es unmöglich, wie konnte Hyllos ſo tollkühn ſeyn, wie konnte man ihn darüber in Unwiſſenheit laſſen? Eurypſtheus iſt edler als Polymeſtor, dagegen ſeine Gefangennehmung und Beſtrafung keineswegs von der inneren Nothwendigkeit wie die des thraciſchen Königs. Dieſe Art der Löſung ward vom Dichter offenbar nur in politiſcher Hinſicht und als eine Vorbedeutung für die damalige Gegenwart erwählt; die Athener, im Kriege gegen Sparta, konnten noch eine Feſt-

haltung, eine Steigerung des Intereſſe fühlen, wo wir uns über Mattigkeit beklagen und behaupten müſſen, die äußere Veranlaſſung habe die innere Kraft des Dichters bezwungen und ihn von dem nahe liegenden höhern Kunſtzwecke abgeführt.

X. Die Phönissen.

Während Etliche behauptet haben: dies Trauerſpiel ſey das beſte unter allen euripidiſchen, möchte ich einige Zweifel dem Lobe voranſtellen. Was zuvörderſt den Prolog betrifft, ſo will ich nicht allein die, im Allgemeinen dawider aufgeſtellten Einreden hier zur Seite laſſen; ſondern auch zugeben, daß er die Unkundigen (als ein gleichſam erläuterter Komödienzettel) oft einfacher und beſſer auf die rechte Stelle hilft und au fait ſetzt *), als wenn man dieſe unentbehrlichen Erläuterungen zerſtückelt und an unpaſſenden Stellen im Dialog anbringt. Künſteleien dieſer Art verdienen wohl noch weniger Billigung, als wenn man das, was der Haupthandlung vorhergeht und aus ihr ſelbſt nicht klar wird, eben ganz einfach voranſchickt. Konnte aber Euripides die Schickſale des Ödipus nicht als bekannt vorausſetzen? War es ferner nöthig dem epiſchen Prologe der Jokaſta, gleichſam einen dialogiſchen der Antigone und des Pädagogen, und einen dritten lyriſchen des Chors folgen zu laſſen? Iſt nicht hiedurch die ganze erſte Hauptabtheilung, oder der erſte Akt, mit Vorbereitungen angefüllt, welche die eigentliche Aufgabe und

*) Die Trachinierinnen haben auch einen Prolog und was Ajax (v. 410 u. f.) ſpricht, läßt ſich ebenfalls ſo betrachten.

Haupthandlung wenig weiter führen. Warum werden die ſieben Hauptanführer vor Theben erſt vom Pädagogen und nachher vom erzählenden Boten beſchrieben; welche beide Verſuche hinter der bewundernswerthen Gegeneinanderſtellung im Äſchylus zurückſtehen.

Das Schlußchor des zweiten Akts, welches von der ältern Geſchichte Thebens handelt, könnte als Prolog vor dem Prolog des erſten Akts hergeſagt oder geſungen, und dem Polyneikos ſein Examen der phönicischen Weiber erſpart werden. Warum iſt überhaupt dieſen der Chor zugetheilt, von thebaniſchen Männern und Weibern aber ſonſt nirgends die Rede?

Schlachten ſind auf der Bühne allerdings ſchlecht anzuſehen, auch wollten die Griechen überhaupt Vieles nicht ſehen, was die angeblich Zarteren und Gebildeteren jetzt aushalten. Deßungeachtet fällt es auf, daß der vierte Akt faſt ganz mit Erzählungen angefüllt iſt, und Antigone im fünften Akt dem Ödipus Manches noch einmal erzählen muß, weil er im vierten nicht mit zugehört hatte; welcher dann nicht unterlaſſen kann auch noch einmal über ſeine früheren Schickſale, klagenden Bericht zu erſtatten. Das Stück ſchließt mit einer Art von Prolog zu zwei neuen Trauerſpielen, einem unausbleiblichen Ödip in Kolonos und einer Antigone.

Um dieſen Tadel zu mildern und näher zu beſtimmen, läßt ſich andererſeits ſagen: Jokaſtens Prolog bezweckt nicht ſowohl die Zuhörer mit gewiſſen Thatſachen bekannt zu machen, als ihre eigene Stellung und Gemüthsſtimmung auszudrücken; noch mehr lehrt das Geſpräch Antigone's die Verhältniſſe und Gefühle kennen, woran ſich die lyriſchen Ergüſſe des Chors ſehr natürlich

anſchließen. Daß fremde Weiber dieſe Theilnahme ausſprechen, die Stadt aber wüſt und leer erſcheint, und ſelbſt Polyneikos dieſe Einſamkeit fürchtet, zeigt ſchreckhaft die Auflöſung aller bürgerlichen Verhältniſſe und ſteigert die bangen Ahndungen. An einem ſo entſchiedenen Charakter wie Eteokles muß alle Beredſamkeit ſcheitern, und doch mildert die Wendung daß er das Vaterland vertheidige, ſeine Schuld, und legt tragiſch einen Theil derſelben in die Wagſchale des Polyneikos.

Gewiß iſt, ungeachtet aller Zweifel und Bedenken, der Untergang eines ganzen Königshauſes und ſo vieler Helden und Kämpfer tief erſchütternd; nur kann man in den Schlußworten des Ödipus: „man müſſe ſich der Nothwendigkeit unterwerfen", keine volle Löſung erkennen. Vielmehr enthalten ſie ein neues Räthſel, ſchwerer zu begreifen und zu entziffern, als das der Sphinx. Nicht bloß das Furchtbare, ſondern auch das kurzweg als unſittlich zu Bezeichnende (Menſchenopfer, Mord, Ehebruch, Blutſchande u. dgl.) geht in vielen tragiſchen Fabeln der Griechen nicht vom Menſchen und ſeiner Sündhaftigkeit aus, ſondern es wurzelt und entſpringt außerhalb ſeiner Kräfte und ſeiner Zurechnung. Es wird abwechſelnd den Göttern oder dem geſtaltloſen Schickſale zugewieſen, was aber, wie geſagt, bei der gewöhnlichen Behandlungsart die Dunkelheit vermehrt, anſtatt Licht zu verbreiten.

XI. Die Flehenden.

Das damalige Verhältniß von Athen zu Argos, hatte einen Einfluß auf die Entwerfung dieſes Trauerſpiels. Es war in gewiſſem Sinne ein Gelegenheitsſtück,

wie die Herakliden, und erlaubte den Athenern, ja allen Griechen ernſte Lehren an das Herz zu legen über verdammliche Kriegsluſt, ſchlechten Ehrgeiz, Gefahren übermäßigen Reichthums und übermäßiger Armuth, Verführer des Volkes u. ſ. w. Euripides zeigt ſich hiebei keineswegs als feigen, ſchwächlichen Schmeichler: er dringt auf Tugend und Mäßigung, er lehrt daß nur aus Anſtrengungen (v. 577) das wahre Glück erwachſe. Er weiß daß der Mittelſtand zum Wohle jedes Staates unentbehrlich ſey und von ihm Rettung und Erhaltung des Ganzen hervorgehe (v. 244); er ergreift geſchickt die Veranlaſſung, ſich über die Licht- und Schattenſeiten der Monarchie und der Demokratie auszuſprechen. Mag dies Erörtern, dies Diſſeriren, mit der allgemeinen Neigung der Athener und der perſönlichen des Euripides zuſammenhängen; es iſt doch auch ein Weg, dialogiſch und dramatiſch vorwärts zu kommen, und Wahrheit und Recht zu finden. Wenigſtens ſcheint es mir: dies ſcharfe, fortſchreitende Verfahren ſey immer noch dem Rhetoriſiren ins Blaue hinein vorzuziehen, welches bei Franzoſen und Italienern (und auch bei Deutſchen) ſoviel Beifall gefunden hat. Zurechtweiſungen über Staat und Politik, Krieg und Frieden, welche Ariſtofanes mit kühnem Übermuthe austheilt, werden hier in beſcheidener, jedoch deutlicher Weiſe eingeflochten.

Theſeus tritt beſonnen und feſt auf, ſondert unparteiiſch das Unrecht des Adraſtos, von dem gemeinſam Helleniſchen, dem Menſchlichen, und will nur dies vertreten und aufrecht halten. Erfüllung der Geſetze löſet aber nicht alle Mißklänge und Leiden; es liegt in jener kein allgemeines Heilmittel wider dieſe, und ſo lange es Per-

sönlichkeiten gibt, können Abstraktionen und Regeln nicht unbedingt herrschen. Euripides, der über diese unergründlichen und unerschöpflichen Gegensätze so viel gedacht und gefühlt hatte, läßt deshalb Evadne und ihren Vater Iphis mit ihren Doppelansichten und Wünschen gerade in dem Augenblicke auftreten, wo durch Theseus und die Athener alles Wesentliche ausgeglichen, alles Mögliche erreicht schien. Den Kampf zwischen Göttern und Menschen stellt Euripides oft in den Hintergrund, und Menschen sind die Haupteinwirkenden auf Menschen. Ja, noch Späteres vorbildend, legt er den Kampf in das Gemüth des Einzelnen; und so findet Evadne durch freie Selbstbestimmung und Aufopferung für sich die Lösung, für Andere die Belehrung. Darum ist ihr Auftreten kein hors d'oeuvre, ihr Schicksal kein zufälliges; sondern beides gehört zur Gesammtaufgabe und allseitigen Entwickelung.

Unter den vielen, über Euripides herrschenden Vorurtheilen, findet sich auch das: er sey ein ungerechter Feind und Ankläger der Weiber. Allerdings fehlt es bei ihm da nicht an scharfen Bemerkungen, wo sich angemessene Veranlassung darbietet; im entgegengesetzten Falle mangelt es aber auch keineswegs am Lobe. So heißt in diesem Trauerspiele (v. 1101) eine Tochter die größte Freude eines bejahrten Vaters, und Theseus bezeugt (v. 294) daß Weibermund oft Weisheit gesprochen habe. Starke Vertheidigungen der Weiber gegen die Männer finden sich im Jon v. 398 u. 1094, u. s. w. Lassen wir aber all das Einzelne, so wäre der Weiberhasser doch oft ganz aus seiner Rolle gefallen, da er recht eigens darauf ausgeht, Frauen wie Evadne, Polyxena, Hekuba,

Andromache, Alceſte, Antigone zu verherrlichen. Will jemand die Medea als Gegenbeweis anführen, ſo kann man auch Shakſpeare um der Lady Makbeth willen einen Weiberhaſſer nennen. Wenn endlich Euripides in den ſiebenzehn auf uns gekommenen ächten Trauerſpielen, die Chöre vierzehn Mal den Weibern und nur drei Mal den Männern anvertraut; ſo möchte man daraus um ſo eher eine Vorliebe für die Weiber ableiten, da in der That mehre Male ein männlicher Chor faſt natürlicher, oder wenigſtens eben ſo natürlich geweſen wäre. Sofokles hat in ſieben Trauerſpielen nur zwei weibliche Chöre, und Ariſtofanes könnte, aus vielen Gründen, eher als Euripides, ein Weiberfeind genannt werden.

XII. Medea.

Während viele neuere dramatiſche Werke faſt nur auf Überraſchung und Effekt berechnet ſind, werden dieſe bei den Alten oft durch Prologe und Bekenntniſſe (wie in der Medea) vorſätzlich faſt ganz vernichtet. Dort kann die Wirkung groß ſeyn, aber nur einmal ſtatt finden; hier beruht ſie auf tieferer Entwickelung und kann ſich nicht abſtumpfen. Dem Chore iſt deshalb zuweilen die Rolle der ſpäteren Vertrauten zugewieſen; ſo daß er (die lyriſchen und mythologiſchen Beiwerke zur Seite laſſend) über die Sache mitſpricht von der es ſich handelt, wenn er auch nicht zum eigentlichen Handeln kommt. So verwandeln ſich in der Medea die anfänglich allgemeinen Betrachtungen des Chors, bei dringenderen Verhältniſſen und ſteigender Gefahr, in Rathſchläge; als ihm endlich der Glaube entſteht: es ſey ſeines Amtes einzu-

eifen und die Verbrechen zu verhüten, ist jedoch Alles
on geschehen und vorüber. Weiter bringen es freilich
e vereinzelten Confidenten auch nur selten; sie bewegen
ch in der Regel wo nicht willen- doch thatenlos um die
ntscheidenden Hauptpersonen und dienen nur zu wechsel-
itiger Abspiegelung.

Medea ist gewiß ein böses Weib, ja eine Verbre-
herin; keineswegs aber ohne Veranlassung, keineswegs
hne Kraft und Größe, wie so viele bloß niederträchtige,
erruchte Personen, welchen manche neuere Schriftsteller
Hauptrollen in ihren Dramen zutheilen. Euripides legt
viel Nachdruck darauf, daß Medea eine Barbarin, keine
Griechin sey; doch würde sie mit Klytämnestra ungefähr
auf gleicher Linie zu stehen kommen. Ursprünglich war
jene ein reineres, edleres Gemüth; wenigstens weiset sie
selbst darauf hin (v. 225), daß die Schlechtigkeit ihres
Mannes und die Gewalt der Ereignisse sie verderbt und
hinabgezogen hätten.

Schon das erste Gespräch zwischen der Amme und
dem Erzieher versetzt uns sehr geschickt in die rechte Stim-
mung und läßt die Gefahren der Zukunft voraussehen;
noch klarer spricht sich die bedrängte, verwiesene, mit dem
Tode bedrohte Medea selbst aus. Doch umfaßt ihr erster
Racheplan noch nicht ihre Kinder, und man hofft, es
könne vielleicht eine Verständigung mit Jason eintreten.
Anstatt zu beschwichtigen, erhöht aber ihre Zusammenkunft
den Zorn und die Rachsucht. Ganz natürlich: denn in-
dem Jason die Sache auf einen Boden hinüberspielt, wo
Ehe und persönliche Verhältnisse anderen Planen und
Zwecken ganz untergeordnet werden, kann er Medea nicht

überzeugen; ſie muß vielmehr um deſto feſter und kühner werden.

Die ganze Tragödie hat einen raſchen Fortſchritt, einen trefflichen Dialog, eine löbliche Verwickelung. Der Kampf der Leidenſchaften iſt meiſterhaft entwickelt, die Erzählung vom Tode des Kreon und der Glauke furchtbar erhaben, und die Rettung der Medea im Drachenwagen die rechte Löſung.

Dennoch bleiben mehre Zweifel über einzelne Theile des Trauerſpiels und einzelne Beweggründe in demſelben. Warum entgeht Jaſon, der Schuldigſte, einer unmittelbaren Strafe? Anfangs (v. 374) hat Medea die Abſicht, auch ihn zu tödten. Ändert ſie dieſen Plan, weil ſie ſpäter ihre Kinder auch dieſem Schickſale unterwirft, und ſcheint ihr die Strafe am härteſten, wenn Jaſon Alle überlebt?

Sie klagt über den Mangel an Einnahmen, Beſitzthümern, Schutz u. ſ. w.; und kann doch bald nachher die koſtbarſten Geſchenke machen, und beſitzt in ihren Zauberkräften Mittel, jeder Gefahr und Strafe zu entgehen. Sie redet ſich auf: ſie müſſe ihre Kinder tödten, weil Jaſon ſie ſonſt (nach dem Tode des Kreon und der Glauke) umbringen würde. Warum ſetzt ſie dieſelben aber nicht neben ſich in den Drachenwagen und errettet ſie von aller Gefahr, während ſie den Vater durch die bittere Trennung von ihnen beſtraft? Unverſtändig kann man dieſe und ähnliche Fragen nicht nennen, wohl aber unpoetiſch. Hätte ſie Euripides berückſichtigt, ſo wäre eben der Charakter der Medea ein ganz anderer, das als Thatſache Erkannte wäre in Zweifel geſtellt und die furchtbare Leidenſchaft abgeſchwächt worden. Die Kinder eines ſol-

chen Vaters werden von einer solchen Mutter gehaßt, sie kann sie nicht zurücklassen und eben so wenig mit ihnen leben.

XIII. Hippolytus.

A. W. Schlegel hat in einer scharfsinnigen Abhandlung für jeden Unbefangenen erwiesen: der Hippolyt des Euripides sey in sehr vielen Beziehungen der Phädra des Racine weit vorzuziehen. Die angeblichen Verbesserungen des Letzten haben das Edlere, Einfache, Natürliche verdrängt, und nicht einmal das Pikante, sondern nur das Widrige, Gemeine und Rhetorische an die Stelle gesetzt. Beim Euripides verräth Phädra ihr Geheimniß nicht selbst dem Hippolyt; sondern es wird gegen ihren ausdrücklichen Befehl von der Amme ausgeplaudert. Der Wunsch obzusiegen und rühmlich zu sterben verläßt sie keinen Augenblick; und sie entschließt sich erst zur Rache, als sie glaubt, ihre Ehre sey darohne gar nicht zu retten. Von gewöhnlicher Eifersucht ist dagegen beim Euripides gar nicht die Rede. Mit Recht tritt Phädra schon am Schlusse des dritten Aktes vom Schauplatze ab, um dem größeren und reineren Charakter Platz zu machen. Solger sagt: (Schriften II, 534) „mir war immer die Pedanterei zuwider, mit welcher Hippolytus den philosophischen Sonderling spielt.“ — Ich kann diesem Vorwurfe nicht beistimmen. Soll ihm denn (wie beim Racine) eine gewöhnliche Liebschaft zugewiesen werden? Oder soll er nur aus Phlegma und Faulheit der Weiberliebe fern bleiben? Er gibt sich nirgends für einen Philosophen und Sonderling, und wenn er in dem Augenblicke wo ihn die Amme

zur Blutſchande auffordert, heftiger gegen die Weiber ſpricht als ſonſt ein wohlgezogener Mann es wagt, ſo iſt dies wohl ſehr natürlich und dramatiſch zu rechtfertigen. Tadel würde es nur verdienen, wenn er im Allgemeinen ein erkältetes und menſchenfeindliches Gemüth zeigte. Aber ſelbſt in dem Augenblicke wo er ſchrecklich mißhandelt wird, bleibt er noch edel, liebevoll, gemäßigt, und die Ausſöhnung mit ſeinem Vater iſt eine der ſchönſten, mildeſten Auflöſungen herber Leiden, die auf der Bühne vorkommen.

Ja meines Erachtens liebt Hippolyt: nur nicht ein Mühmchen oder Kouſinchen wie Aricia, ſondern eine Göttin, die Diana. Seine Jagdliebe oder Jagdluſt iſt nicht die eines jungen Feldjägers der Haſen hetzt, oder eines alten Förſters der Dachſe gräbt: der Mittelpunkt ſeiner lyriſchen Begeiſterung iſt die ſchönſte aller Jungfrauen die den Olymp bewohnen, und ſein keuſcher Sinn wird eben von ihrer Jungfräulichkeit am meiſten angezogen. Ohne die Bezugnahme auf Diana, würde ſeine Jagdluſt bald verſchwinden, und Gefühl und Begeiſterung einen anderen Gegenſtand der Thätigkeit und des Preiſes ſuchen. Daher iſt es hart daß Diana ihren Liebling nur rechtfertigt, nicht rettet, und ihr zu ſpät Kommen damit entſchuldigt: bei Götterhändeln ſey das Syſtem der Nichteinmiſchung (Nonintervention) angenommen (v. 1328); wovon jedoch auf dem Olympe (wie auf Erden) ſonſt ſo viele Ausnahmen ſind gemacht worden. Nicht unnatürlich ſagt deshalb der Chor in Bezug auf dieſe Grundſätze: ich zürne den Göttern (v. 1146), und Theſeus verlangt: die Götter ſollten weiſer ſeyn als die Menſchen (v. 120).

Man kann in dieser Richtung noch weiter grübeln. Venus will den Hippolytus dafür strafen, daß er Weiberliebe verachtet. Warum ließ sie nun nicht ihn in unerlaubter und unglücklicher Liebe durch das Wunder entbrennen und zu Grunde gehen, wodurch sie Phädra verführt? Warum diese als Opfer fallen lassen, in einer Weise, welche den Hippolytus vollkommen berechtigt sich noch mehr denn zuvor, von der Venus und den Weibern abzuwenden und sie zu hassen?

Die Lehre: daß man der Liebe nicht widerstehen könne und das Sichunterwerfen der eigentliche Triumph und das Edelste sey — war den Alten fremd. Liebe solcher Art erscheint selten als Beweggrund und Mittelpunkt ihres Lebens und ihrer Tragödien; oder wo etwas Ähnliches (wie hier in der Phädra) hervortritt, gilt es für einen Zwang von außen, welcher Freiheit und Selbstbestimmung vernichtet. Wie so oft beim Euripides, findet sich auch hier (v. 253 u. f.) eine in gewissem Sinne weissagende Stelle. Der Mensch solle selbst in der Liebe Maaß halten, damit nicht Einer dadurch Verderben über Zweie bringe. Wer bis in das innerste Mark der Seele dringen, alle Verhältnisse aufs Genaueste erforschen und durchforschen wolle, gerathe eher in Leid als in Freude, und fördere eher die Krankheit als die Gesundheit. — Liegt hierin nicht der Kern einer Hauptrichtung der neueren Dichtkunst ausgesprochen, von Hamlet an bis zu Woldemar, Werther und den Wahlverwandtschaften? Wenigstens zeigt sich in jener Warnung keine verweichlichende, unthätige Richtung der Sittenlehre.

Und doch erneut sich die Anklage über die Unsittlichkeit des Euripides gerade hier in verstärktem Maaße, weil

Hippolytus v. 612 ſagt: die Zunge ſchwur, der Geiſt hat nicht geſchworen. — Dem Vertheidiger des Dichters kann es jedoch nicht ſchwer fallen zu zeigen: daß (wie ſchon Hugo Grotius bemerkte) Hippolytus nur ſagen will, er ſey getäuſcht worden und habe vorausſetzen müſſen, der Eid beziehe ſich auf etwas ganz Anderes. Vers 656 erklärt er aufs Deutlichſte er wolle, ungeachtet der Überraſchung, ſein Wort halten und ſchweigen. Daß dies nicht bloße Worte ſind, ſondern der tiefſte Ernſt zum Grunde liegt, erweiſet ſein (durch Eidbruch zu vermeidender) Untergang. Selbſt Phädra's beſſeres Bewußtſein zwingt ſie (v. 380) ſich im Sinne der ſtrengſten Sittenlehre auszuſprechen.

XIV. Jon.

Es iſt ein ſtarker Beweis für den Werth des Euripides als Dichter, daß Racine's Verſuch ihn zu verbeſſern im Ganzen ohne Zweifel mißlungen iſt. Für einen ähnlichen Verſuch, den Jon umzuarbeiten, ließe ſich zuvörderſt anführen, daß dieſes Trauerſpiel, ungeachtet einzelner großer Schönheiten, dem Hippolytus nachſteht; allein weder Euripides, noch A. W. Schlegel haben die Übelſtände ganz hinwegſchaffen können, die in dem Stoffe ſelbſt liegen. Die Schwängerung der Kreuſa durch den Apoll, die immer wiederkehrende Erzählung des verdrießlichen Herganges, das Paroli des Xuthus, die Verſuche, dieſen zu beruhigen oder zu betrügen u. dgl. durchdringen die Dichtung beider Bearbeiter mit ſo viel Unſchönem und Widerwärtigem, daß die glänzende Jugend des Jon, die Vater- und Mutterliebe, die Ausſicht auf eine große Zu-

kunft, und die vornehmen Reden der Athene oder des Apollo, das Unbequeme und Störende jener Bestandtheile nicht aufheben, oder vertilgen können.

Daß A. W. Schlegel den Chor wegließ, ist für unsere Zeit nicht zu tadeln; zweifelhaft erscheint es dagegen ob damit viel gewonnen ward, daß er die Berichte des euripideischen Boten, den Hauptpersonen in den Mund gelegt? Ja des Erzählens ist überhaupt bei Schlegel noch mehr als bei Euripides. So über die Höhle und das Orakel des Trophonius, und die Bekanntschaft des Xuthus mit der Bacchantin; so der lange Bericht des Xuthus über das Fest, während er eilen sollte die Ermordung des Sohnes, oder der Gattin zu verhindern, so der lange Monolog der Kreusa am Anfange des vierten Akts.

Dadurch, daß Xuthus beim Euripides nach der entscheidenden Entdeckung nicht wieder auftritt, löset sich die Schwierigkeit nicht, sondern sie wird nur auf die Seite geschoben. Eben so wenig hilft der Beschluß (obwohl Götter und Menschen ihn einstimmig fassen): daß man den Gemahl belügen wolle. Denn die, dem tödtlichen Hasse so schnell folgende innige Liebe zwischen Kreusa und Jon, muß ihm unbegreiflich bleiben und im sechsten, siebenten ꝛc. Akte wird es an Hauskreuz nicht fehlen, selbst wenn die von Allem unterrichteten Weiber schweigen und nicht plaudern.

Athene erscheint beim Euripides im Auftrage Apollons, vigore commissionis. Dieser findet es unbequem, sich mit seiner alten Geliebten in Erörterungen einzulassen. Bei Schlegel hat er mehr Muth: er zeigt sich in höchsteigner Person, verweiset Kreusa und auch den vor-

und wir wiſſen doch immer noch nicht, wie es geſchehen werde. Der Gegner des Pentheus, ſo ſagt man, iſt ja nicht der allesvermögende Gott ſelbſt, ſondern der Gott in Menſchengeſtalt, und daraus folgt, daß er die Sache nicht mit Gewalt beendigen, ſondern den Pentheus dahin bringen will, daß er ſich frei überzeuge und glaube. Hierauf erwiedern wir: Dionyſos ſpricht gleich Anfangs nur vom Strafen, nicht vom Überzeugen, und gegen ſeine ganze Verfahrungsweiſe möchte ſich Manches einwenden laſſen. Sie iſt zuvörderſt nicht rein menſchlich, denn er löſet ſich und die Bacchantinnen durch Gottesкraft von den Banden und vermag Wahnſinn zu erregen. Ferner fragen wir: ob es wirklich zum Zwecke nothwendig war, daß Pentheus und Agave wahnſinnig werden mußten? und ob jener Unrecht hat wenn er dem fremden, keineswegs als Gott erkannten Feinde, nicht mehr nachgeben will, als dem Kadmos und Teireſias? Dionyſos der Gott kann Wahnſinn erregen, er kann, ja er ſoll ſtrafen; wozu aber das täuſchende Verbergen, das hinterliſtige Anſchmiegen, der heimliche Hohn, der bittere Spott? (v. 911, 935.) So bereden, ſo wirken Götter, ja ſo wirken edle Menſchen nicht. Wahrlich er iſt nicht der mildeſte Gott (v. 789), er iſt mehr als ein harter und eifriger Gott, der (v. 22) um ſeinen Dienſt in Hellas auszubreiten, nicht mit Belehren, ſondern mit Strafen beginnt; und mit welchen Strafen, und gegen ſeine Verwandten! Wir ſtimmen dem Chore, dem Kadmos bei, welchen die Verſchuldung zu gering, die Strafe zu groß erſcheint; wir finden die Zweifel des Pentheus keineswegs übereilt, ſondern ächt gottesfürchtig und be-

aupten, auf anderem Wege hätte Dionyſos den größten Verehrer an ihm gewinnen können und ſollen.

Allerdings kann man antworten: das Schickſal will es ſo! — aber wir glauben hier nicht an dieſe fernher, unfehlbar wirkende, nothwendige Macht; ſondern es kömmt uns vor, als mache Dionyſos mit großer Mühſeligkeit etwas, was wohl anders hätte ſeyn können und was uns nur als Schickſal untergeſchoben wird. Endlich, wozu redet Dionyſos noch hart gegen den armen Kadmos, warum verfolgt er den treu Gläubigen, den er ſelbſt lobte? (v. 10.) Warum ſtößt er den Greis hinaus unter Fremde und Feinde? Die Entſchuldigung dies ſey geſchichtlich, möchte zuerſt ungeſchichtlich ſeyn; und dann gehört ja das Unkünſtleriſche für den Dichter niemals zur Geſchichte. Wenn nicht die hinter Vers 1319 angenommene große Lücke dies Alles gut gemacht hat, ſo möchten wir in den Schlußworten des Stücks „es iſt nun einmal ſo gekommen", nicht blos eine Schlußformel, ſondern auch eine Rechtfertigungsformel ſehen; aber freilich eine ungenügende. Wenn auch Dionyſos verwandelt, das heißt nicht als voller Gott auftreten konnte und ſollte, ſo folgt daraus doch nicht daß eine würdigere Haltung für ihn unmöglich war; und warum beließ es der Dichter nicht bei ſeinem göttlichen Verſchwinden, nach der wunderbar eindringlich beſchriebenen, die Verehrung gegen ihn magiſch erhöhenden Götterthat? Warum holte er ihn noch einmal herbei, um Reden zu halten und gerechte Vorwürfe anzuhören, welche in der Sache nichts ändern und zur Löſung nichts beitragen.

Außer dieſen Bedenken über die Behandlung des Dionyſos, ſtoßen mehre auf über die Behandlung des

Chors. Er beſteht (v. 1023) nur aus fremden Bacchantinnen, Dionyſos erzählt ſie wären ihm gefolgt und er fordert ſie (v. 60) zum Chorgeſang auf. Wir müſſen annehmen daß die Bacchantinnen dies hören, weil es ſonſt in den Wind geſprochen wäre und der Geſang auch ſogleich beginnt; allein im Fall ſie den ganzen Prolog hören, ſo wiſſen ſie ja daß Dionyſos in Menſchengeſtalt zu ihnen ſpricht, ſie kennen den Plan der Rache gegen Pentheus. Dies ſteht aber durchaus im Widerſpruche mit ihrem ſpäteren Benehmen, ihrer Sorge bei Dionyſos' Gefangennehmung, der Erwähnung deſſelben als ſey er in fernen Landen (v. 548); es ſtimmt nicht mit den Reden des menſchlichen Dionyſos, der zu den Bacchantinnen von dem Gotte wie von einem Dritten ſpricht. Dieſe Bedenken löſen ſich, wenn man annimmt daß der Chor nicht den ganzen Prolog hört, ſondern erſt nach dem fünf und funfzigſten Verſe auftritt; aber dann fragt ſich wieder: weshalb folgten denn die Weiber von Lydien bis Theben einem bloßen Menſchen, und woher entſtand das, ſelbſt dem Pentheus zu Ohren gekommene Gerücht: Dionyſos ſey da? (v. 238.) Blieb denn der Chor wirklich ununterbrochen auf der Bühne? Kadmos und Teireſias nehmen ja gar keine Kenntniß von ihm, und doch waren die fremden Bacchantinnen in Theben keine gewöhnliche, unbemerkenswerthe Erſcheinung. Nicht weniger fällt es auf daß Pentheus, der gegen die thebaniſchen Bacchantinnen ſo äußerſt aufgebracht iſt, der ſie verhaften will, der nach dem Dionyſos ſeine Diener ausſchickt, ganz allein gegen die fremden Bacchantinnen ſo geduldig iſt wie ein Lamm; daß er ſich von ihnen gute Lehren geben, ja einen langen Chor (v. 366 — 425)

rſingen läßt, der ihm ſehr anſtößig ſeyn mußte. Oder ar Pentheus hinweggegangen, damit ſie ſingen konnten nd kam er genau wieder als ſie fertig waren? Die Be=erkung, daß ſein Zorn ſich zunächſt gegen das Haupt er Verwirrung und die einheimiſchen Anhängerinnen ichten müſſe, dürfte doch kaum eine ſolche Gleichgültig=eit gegen die ihm keck entgegentretenden Fremden begrün=den. Eher möchten wir darin eine geheime Andeutung der Macht der Bacchantinnen finden, daß Pentheus nicht einmal die nächſten Umgebungen ſeinem Sinne gemäß reinigen kann; wenn anders die Erklärung nicht noch na=türlicher bleibt, daß der Dichter in Noth war, wie er den Chor los werden und ihn wieder herbeiſchaffen ſollte. Gleich unbegreiflich würde es ſeyn, warum Pentheus den befreiten Dionyſos nicht noch einmal zu feſſeln ſucht, warum er ſeinem Verſprechen, nicht zu fliehen, (v. 588) Glauben beimißt; erblickte man nicht ſchon früher in ſei=nen Anſtrengungen und ſeinem Angſtſchweiße an der Krippe, meiſterhaft dargeſtellte Regungen des Wahnſinns, Spuren der übermächtigen Einwirkung eines Gottes.

Mehre Chöre zeigen eine auffallende Verſchiedenheit (v. 850—900, 965—1012) des Styls, ein Theil iſt dithyrambiſch, der andere unbacchantiſch betrachtend; doch muß man billigerweiſe bedenken, daß unmöglich das ganze Stück in einer Farbe gehalten werden konnte, daß die Trennung in Halbchöre wahrſcheinlich den Gegenſatz einer Seits heraushob und dennoch anderer Seits wiederum milderte, daß endlich die Begebenheiten auch zu all=gemeinen Betrachtungen aufforderten. Wir übergehen minder wichtige Fragen, z. B. über die unerwarteten Weiſſagungen des Chors (v. 970), über die weit herge=

holten Fragen des Kadmos an Agave, (v. 1263), über den Grund der wunderbaren Herſtellung ihres Verſtandes, über des Teireſias und Kadmos ſicheres Beiwohnen eines Bacchusfeſtes, über die Fähigkeit der, doch zur Strafe raſenden Bacchanten, Wunder zu thun (v. 693) u. ſ. w. — Aber ungeachtet aller Ausſtellungen, die ſich gegen das Stück machen laſſen, reißt es doch mit ſich fort; das Wunderbare, Enthuſiaſtiſche, Geheimnißvolle zieht ſich regſam und anregend durch das ganze Trauerſpiel, und wenn wir einmal die Zweifel über die innere Nothwendigkeit des Ganzen bei Seite ſetzen, ſo gibt es wenig erhaben Schrecklicheres und vollkommener Dargeſtelltes, als den Tod des Pentheus, die Verblendung der Agave, und den Jammer des Kadmos.

Späterer Zuſatz.

Vom gewöhnlichen Standpunkte aus, ſind die vorſtehenden Einwendungen, beſonders über die Motive und den Zuſammenhang des Stückes, erheblich. Allein was auf jenem Standpunkte als Tadel erſcheint, iſt erlaubt, ja es wird zum Lobe, wenn man die Bacchantinnen als ein dem Märchenhaften verwandtes Werk betrachtet und das Wunderbare als ſolches anerkennt, anſtatt mit demſelben zu rechten. Manche Werke der höchſten Begeiſterung und dichteriſchen Kraft, erheben ſich freien Fluges über den mühſamen Grundbau wohlerwogener Motive. Sie bedürfen derſelben nicht, weil ihre Beglaubigung und ihr Werth eben auf ganz anderen Anſchauungen und Eingebungen beruht.

XVI. Alceſte.

Kein Trauerſpiel iſt ſo räthſelhaft, ſo ſchwer zu verſtehen und zu begreifen als dieſes; ſobald man den gewöhnlichen Maßſtab der Beurtheilung anlegt. Faſt nur die Klagen und der Abſchied Alceſtens ſind in edlem, wahrhaft tragiſchem Style. Die Veranlaſſung des ganzen Hergangs, Kampf und Entſchluß liegen eigentlich vor und außerhalb der Tragödie; ſie beginnt mit der Kataſtrophe. Der dem Apollon zugewieſene Prolog gibt hierüber keine genügende Auskunft; ja das Geſpräch mit dem Todesgotte zeigt ihn ſchwach und ungöttlich. Oder, müſſen die öberen Götter auch die Macht der unteren öfters anerkennen; ſo liegt doch eine Art Widerſpruch darin, daß Apollon den Herkules als den Stärkern anerkennt, und auf ihn als den wahren Retter hinweiſet. Anſtatt ſich an das Nähere anzuſchließen, oder daſſelbe zu erläutern, ſpricht der Chor an einer Stelle, wo man es am wenigſten erwartet, nur von Apollon's Hirtenthume und Admetos Heerdenreichthume. Und ſo ließen ſich der Zweifel und Bedenken noch mehre anführen.

Mit dem Auftreten des Herkules kommt allerdings ein neues Element der Thätigkeit in das Stück; anſtatt ſich jedoch zum Erhabenen hinzuwenden, tritt das Tragiſche nunmehr faſt ganz in den Hintergrund. Obgleich dem Admet das Herz voll war, ging ihm der Mund doch nicht über: er verhehlt dem Herkules ſeinen Verluſt und beide becomplimentiren ſich über Wohnung und Speiſung. Trotz aller Höflichkeit war Admet innerlich doch wohl ob der unerwarteten Einquartierung übeln Humors, den er nun an ſeinem alten Vater ausläßt, und ihn,

gleichwie seine Mutter, grob behandelt, weil sie (die alten Leute) nicht für den jungen frischen Herrn Sohn sterben gewollt. Pheres, seiner väterlichen Autorität eingedenk, wäscht hiefür dem Sohne tüchtig den Kopf, und der Chor bemüht sich vergeblich die Eiferer zu beschwichtigen. Ja in seinem Zorne sagt Admet (fast ein irish bull): ich glaube, ich bin aus Sklavenblut, und heimlich der Brust meiner Mutter untergeschoben worden (v. 641).

Unterdessen speiset Herkules allein in dem ihm angewiesenen Flügel der Wohnung, trinkt mehr als nöthig, greift nach allen Sachen, ist grob und gibt den Dienern als Lebemann epikureische Regeln. Endlich erfährt er daß Alceste gestorben ist und wandert muthig von Tische gerade in die Unterwelt, während Admet vom Begräbnisse zurückkehrt und im reuigen Andenken daß er so grob gegen seinen Vater gewesen, pater peccavi (v. 958) sagt. Thanatos, mit welchem anzubinden Apollo Scheu trug, wird von Herkules leicht bezwungen; und dieser treibt, seinem jovialen Charakter treu bleibend, allerhand Spaß mit Admet; insbesondere daß er ihm bis zur Rückkunft aus Thracien ein junges Mädchen nöthigen Falls in seinem Schlafzimmer verwahren solle. Endlich wird Alceste erkannt; sie schweigt aber, entweder weil sie (wie es heißt) erst nach dreien Tageu reden darf, oder weil sie sich nicht sogleich in den scherzhaften Ton der Oberwelt finden kann.

Dies Alles hat der Dichter gewollt, und ohne Zweifel mit Bewußtseyn gewollt. Dann hat er, werden Manche sagen, das Unrechte gewollt, und Begriff und Wesen der Tragödie leichtsinnig zerstört. Könnte denn aber Euripides von diesem leicht ausgesprochenen Verdam-

mungsurtheile nicht appelliren? Es ist viel zu wenig aus der unermeßlichen dramatischen Literatur auf uns gekommen, als daß wir wissen könnten wie die Griechen über die Verbindung des Tragischen und Komischen, des Ernstes und Scherzes dachten, was sie versuchten, wie viel sie sich erlaubten. Das Erhabene und das Geringe geht nach Zeit und Ort und Personen so vielfach nebeneinander und durcheinander, daß nicht die Natur, sondern die Kunst und noch mehr die Kritik, eine Sonderung angeordnet hat. Mag dies als Regel gelten; sie hat aber auch Ausnahmen, wo dann die Nebeneinanderstellung beider Bestandtheile ganz eigenthümliche Lichter zeigt und Schatten wirft. Was sich im Shakspeare und Calderon häufiger findet, hat Euripides wohl schon vorbildlich angedeutet. So ergäbe sich hier, wie so oft, daß er unter den Tragikern der am Meisten weissagende, prophetische ist, und Gestaltungen einer spätern Zeit bereits in höchst merkwürdigen Keimen und Bildern bei ihm zu Tage kommen. Gewiß ist Alceste weder eine Tragödie, noch eine Komödie, noch ein Satyrspiel im gewöhnlichen Sinne, sondern zeigt eine eigenthümliche, sehr merkwürdige Behandlungsweise. Neben dem Adel, der Erhabenheit, der Wehmuth, steht heiterer Scherz und humoristische Parodie, und beide Richtungen und Stimmungen greifen so ineinander, daß weder die eine noch die andere, wenn man sie vereinzelt ins Auge faßt, Natur und Inhalt des Werkes genügend erklärt. Auch ward ja dasselbe nicht als Satyrspiel, sondern anstatt eines Satyrspiels aufgeführt, und das Abweichende von dem Gewöhnlichen schon im Alterthume anerkannt.

XVII. Helena.

Euripides behandelt die Geſchichte der Helena in dieſem Schauſpiele ganz abweichend von Homer und von der gewöhnlichen Anſicht. Iſt dies aber erlaubt? und wenn auch kein Verbot dagegen ſtatt findet, läßt es ſich rechtfertigen? Und warum nicht? Dieſer Theil der mythologiſchen Fabel hatte weder ein ſolches kanoniſches Anſehn, daß Abweichungen von demſelben als religiöſe oder äſthetiſche Ketzereien verfolgt werden dürften, noch iſt die Grundlage dieſer Behandlung willkürlich vom Dichter ausgeſonnen; vielmehr hatte ſchon Steſichorus dieſe abweichende Sage benutzt, für welche eine claſſiſche Stelle im Herodot zeugt. Die Frage, ob die Behandlung vollkommen ausgefallen ſey, darf alſo wohl mit der andern, ob ſie überhaupt zu verſtatten war, keineswegs zuſammen geworfen werden, und während man leugnet daß hier Frevel gegen die Mythologie ſtatt finde, kann man doch am Stücke ſelbſt mancherlei ausſetzen.

Wir wollen nicht mit dem Prolog rechten, der uns Dinge erzählt welche nicht zunächſt hieher gehören, und andere dagegen verſchweigt die uns mehr angehen dürften; wir wollen nur darauf aufmerkſam machen daß ſelbſt hier, wo die Fabel von der gewöhnlichen ſo ſehr abweicht, das Stück dennoch ohne jenen Prolog verſtändlich bleibt, Euripides alſo noch andere Gründe für die Prologe gehabt haben muß, als den, ſich dadurch bloß die Einleitung, die Expoſition zu erleichtern.

Aber warum ſchloß ſich der Dichter nicht näher an die Erzählung Herodot's an, welche Helena in Ägypten läßt, aber an ihrer Stelle ein durch Götter erzeugtes

Schatten = oder Trugbild nach Ilion ſendet, welche mit ſehr erheblichen Gründen beweiſet, daß Helena nie in Troja war. Konnte nun nach Eroberung der Stadt den Griechen nicht endlich die Überzeugung entſtehn, daß Helena wirklich in Ägypten zurückblieb? konnte Menelaos nicht durch Berichte veranlaßt werden, ſie dort zu ſuchen? konnten die Hellenen nicht in ihrem Unglauben an die frühern Verſicherungen der Feinde von der Abweſenheit Helena's, den ſelbſtgeſchaffenen Grund ihrer Unfälle ſehen? Allein das gab einen einfachen natürlichen Plan, welcher dem Dichter zu proſaiſch erſchien, und doch möchte ſich vielleicht beweiſen laſſen, er ſey tragiſcher geweſen. — Wie dies zu beweiſen ſey? — Zunächſt damit, daß in der That des Euripides Helena keine Tragödie geworden iſt, daß ſich nirgends, — ſelbſt da nicht, wo Helena davon ſpricht, ſie wolle ſich umbringen —, eine tragiſche Stimmung unſerer bemeiſtert. Gehn wir in's Einzelne. Die Fabel iſt mehr als fabelhaft: denn daß die Götter den Popanz der Helena nach Ilion geſandt hätten, damit um Nichts und wider Nichts Streit entſtehe, ſcheint uns reine Willkür, keine ächte Schickung, kein πεπρωμενον; der teleologiſche Zweck (v. 38) dadurch die zu dicht neben einander wohnende Überzahl der Menſchen dünne zu machen, will uns noch weniger als göttlich bedünken; das Verlangen endlich, ſich für die glücklich conſervirte Keuſchheit der Helena ſo ganz außerordentlich zu intereſſiren, iſt wohl für uns zu ſtreng, da ja ſelbſt ihr Gemahl ſich darüber zufrieden gegeben hatte. — Aber die Götter wollten einmal ihre Keuſchheit durchaus erhalten: — nun gut, wir haben nichts dagegen, finden es aber doch hart, daß man die arme Frau wenigſtens ein Dut-

zend Jahre als Strohwittwe allein läßt, damit ſie keuſch bleibe und die überflüſſigen Menſchen von der Erde hinweggeſchafft werden. Alle dieſe Willkürlichkeiten fallen nach Herodot's Erzählung weg: da iſt kein Popanz, kein überzählig Menſchenvolk, keine ungöttliche Einwirkung der Götter, ſondern aus einfacher Verknüpfung der Begebenheiten geht Alles natürlich hervor.

Setzen wir aber das Wunderbare bei Seite, ſind denn die Menſchen, ſo fragen wir weiter, an ihrer Stelle? Zuerſt erſcheint Teuker. Woher dieſer? Er iſt über Ilion unterrichtet, und doch nicht recht unterrichtet; er fragt, wer Herr des Pallaſtes ſey, und weiß es nachher ohne daß es ihm Jemand geſagt hatte (v. 68 und 144); er will Theonoe's Weiſſagungen vernehmen, kehrt aber ſogleich um, als er hört Theoklymenos ſey den Fremden nicht hold. Freilich, das Umkehren konnte ihm nicht ſchwer werden, denn er kam bloß, — wir merken's wohl —, um Helena in Sorgen zu ſetzen und uns mit ihr. Seltſam aber, daß der Dichter ihn überhaupt bemühte. Der Schiffbruch des Menelaos iſt nicht unnatürlich, bei einem veränderten Plane mußte er ſogar nach Ägypten ſteuern; aber daß Teuker anders woher zu derſelben Stunde anlangt, ſetzt uns in Verwunderung, aus der indeſſen Nichts entſpringt was den Tadel vertilgte, der mit dieſer Verwunderung nothwendig verbunden iſt. Wäre es nicht weit einfacher geweſen, wenn ein aus dem Schiffbruche des Menelaos Entronnener die Nachricht ſeines Todes gebracht hätte, würde nicht Helena weit beſtimmter daran geglaubt haben?

Wenn wir uns über Teuker's Anweſenheit beruhigen, ſo darf es uns nicht wundern, daß ein altes Weib als

Thorwächterin und Abhalterin der Griechen auftritt; es kam darauf an, daß Menelaos gerade so viel von ihr höre, als Helena vom Teuker. Ist endlich nicht sogar Theonoe entbehrlich? Eine Erkennung beider Gatten ließ sich ohne sie bewerkstelligen, die Hindernisse von Seiten des Königs bleiben mit ihr oder ohne sie, die Hindernisse, welche dagegen von ihrer Seite entstehn, muß sie ja selbst wiederum beseitigen. Ob nun bei diesen Verhältnissen die Theilnahme welche ihre spätere gefährliche Lage erweckt, die übermäßige Verwickelung des Plans aufwiegt, welche durch sie entsteht, wollen wir nicht entscheiden. Helena hält den Menelaos für todt, und dieser kann die Nachrichten welche die Alte ihm über jene mittheilt, nicht begreifen: er weiß nicht, ist die ilische Helena gefangen, ist eine zweite vorhanden, kurz er geräth durchaus in Verwirrung. Helena dagegen erfährt durch die vorlaute Erzählung des Chors von den Weissagungen Theonoe's, Menelaos sey noch am Leben, aber schiffbrüchig. Sie muß in jedem Augenblicke seinem hülfsbedürftigen Auftreten entgegensehn, und doch hält sie unwahrscheinlich den am Altar hülflos Sitzenden, für einen zu gewaltsamen Raub von Theoklymenos Abgesandten. Wenn der König überhaupt hätte Gewalt gegen sie brauchen wollen, so würde er nicht so viele Jahre gewartet, er würde längst zweckdienliche Mittel angewandt und nicht jetzt einen zerlumpten Menschen dazu ausgeschickt haben. Eine eigentliche Erkennung ihres Gatten tritt nach Empfang der Weissagungen Theonoe's nicht mehr für Helena, sondern nur für Menelaos ein; der Dichter wollte zweifache Gemüthsbewegungen haben und trennte das, was leicht zusammengefallen wäre; oder viel-

mehr er machte drei Löſungsſtufen, drei Peripetien: erſtens durch Theonoe's Verkündung, zweitens durch Helena's und Menelaos' Geſpräch, endlich, — denn dieſer bleibt zum Theil ungläubig — durch die Nachricht des Boten vom Verſchwinden des trojaniſchen Trugbildes der Helena. Wir glauben auch dies, zu dem Vielen was wir im Stücke glauben müſſen, verhalten uns aber umgekehrt wie Menelaos: dieſer zweifelt nämlich ſo an der wahren Helena, wie wir an der falſchen zweifeln möchten.

Gern ſchritten wir nun zu dem vor, was, wie ſich ahnen läßt, noch bevorſteht; aber wir müſſen es verzeihen, daß die ſeit ſo vielen Jahren getrennten Eheleute ſich mancherlei erzählen und ganz eigentlich ein Duett mit einander ſingen, daß Menelaos ſich doch auch endlich nach Helenens Keuſchheit erkundigt, daß dieſe ihrem Gatten erſt vorſchlägt er möge ſich nur, wenn ihm ſeine Haut lieb ſey, ohne ſie davon machen, daß ſie ſich aber dann wechſelsweiſe auf Tod und Leben Treue ſchwören. Es iſt ferner nicht genug daß Menelaos und Helena und wir wiſſen, wie es mit den Dingen ſteht, auch der Bote will es hören, und er ſtellt Grundſätze über Orakel und Gottesverehrung auf, die uns beweiſen daß es billig war die Wünſche eines ſo verſtändigen Mannes zu erfüllen!

Endlich naht die Gefahr für Theonoe; die Allwiſſende läßt ſich aber nicht an der ſonſt lobenswerthen Auseinanderſetzung Helena's genügen, ſondern verlangt, auch Menelaos ſolle reden und zeigen, ob er im Stande ſey etwas Tüchtiges vorzubringen. Es geſchieht mit rhetoriſchem Geſchick, auch nicht ohne Würde; doch iſt Theo-

e's Antwort noch besser gelungen, und wir wünschen
ir, daß ihr der Vorsatz über Festhaltung ihrer Jung-
auschaft eben so gelingen, daß sie in dieser Hinsicht Zu-
auen zu sich selb stfassen möge. [1])

Theonoe also will die Gattin dem Könige nicht ver-
uhen, aber mit dieser Sorge ist die andere nicht geho-
en, wie wollen sie dem Mächtigen entfliehen? Mene-
aos — wir sehen es — hat, so schön er auch sprach,
ie Tramontane verloren, denn es fällt ihm ein den Kö-
ig zu ermorden; — als werde Theonoe dies ihrem Bru-
er eben so verschweigen, wie den Umstand daß der
Fremde kein Bettelmann sey, als habe dieser dadurch
Schiffe, Mannschaft u. s. w., als werde er nicht von
den Ägyptern unfehlbar todt geschlagen werden. Helena
weiset ihn in diesen Beziehungen zurecht, worauf er um-
gekehrt nun in so viele Bedenken geräth daß sie am
Ende ganz billig sagt, er müsse selbst etwelche lösen.
Endlich wird der bessere Plan geschickt ausgesonnen und
durchgeführt, nebenbei Theoklymenos auch um einiges
Gut gebracht; deßungeachtet folgen noch zwei Haupt-
sachen nach der Entfernung des Menelaos und der He-
lena. Erstens will der König seine Schwester ihres
Schweigens halber tödten und wird nur mit vieler Mühe
durch den Chor davon abgehalten; wir für unseren Theil,
bleiben jedoch ziemlich gelassen, weil wir wissen daß die
noch mehr wissende Theonoe, nicht ihr Verderben auf
diese Weise selbst bereitet haben würde. Zweitens erschei-
nen die Dioskuren und erzählen das, was Theonoe hätte
sagen können, oder was der König sich selbst sagen konn-

1) V. 1014. *πειράσομαι δὲ παρθένος μένειν ἀεί.*

te, nämlich: daß der Himmel es so [illegible], und Menelaos an seine Frau ein näheres Recht habe, als Theoklymenos.

Und was geht nun aus dem Allen hervor? Unbedenklich daß Helena keine vollkommene Tragödie ist. Wie aber, wenn Euripides uns mit diesem Beweise auslachte und behauptete: es solle auch gar keine Tragödie seyn. Daß Helena unter diesem Titel geht, beweiset nur daß es keine Komödie der alten Schule und kein satyrisches Drama ist, daß man nicht so leicht als jetzt für Abweichendes besondere Benennungen erfand: — was ist aber zuletzt am Titel und dem regelrechten Eintheilen und Unterbringen gelegen? Fallen nicht die meisten Fehler dahin, wenn man das Stück als ein Schauspiel mittlerer Art betrachtet? Das Interesse wird hier zwar geweckt und es erscheinen Gefahren, aber wir sind von vorn herein schon gewarnt, uns nicht im tragischen Eifer zu übernehmen; Alles geht zuletzt ohne Unglück ab, auch der König, — wir sind davon überzeugt —, gibt sich zufrieden daß Helena nicht von ihm zur Bigamie gezwungen wird. Der Chor, welcher von Dingen singt, die zum Theil wenig mit dem Stücke zusammenhängen, könnte mit geringen Veränderungen ganz wegbleiben, oder auch, für den Liebhaber solcher Personen, in eine Vertraute verwandelt werden; beides ohne Nachtheil für das Stück. Die Liebe des Theoklymenos endlich, besonders aber die Intrigue gegen ihn, kann im Schauspiele weit eher als im Trauerspiele statt finden. Gehn wir aber noch einen Schritt weiter und nehmen an: Helena sey das Ähnliche, ein Analogon von einer romantischen Oper; so ist jedes Wunder, jede verwickelte Verwickelung, wenigstens

it eher als auf irgend eine andere Weise, gerechtfer-
;t und die Vorsätzlichkeit, die Besonnenheit, mit wel-
er der Dichter überall das Wunderbare, das Verwik-
lte vorzieht, beweiset, daß er von den gewöhnlichen
ormen durchaus abweichen wollte.

Es sind in der Helena gewiß unbedingte Fehler,
elche keine Annahme vertilgt, aber viele beweiset man
ohl erst selbst hinein, wenn man sie als Tragödie be-
rtheilt. So wie der Cyclops als Übergang und Ver-
nittelung verschiedener Kunstformen höchst merkwürdig
rscheint, so auch Helena. In ihr liegen die Wurzeln
igenthümlicher Gestaltungen, von ihr aus ließe sich ein
Übergang zu sehr abweichenden und merkwürdigen For-
men der Neuern nachweisen; die dem Alterthume viel-
leicht keineswegs so ganz fehlten, als man bei der Dürf-
tigkeit des Überbliebenen annimmt. Aber auch zugege-
ben, diese Formen waren damals nicht vorhanden, so
kann doch jede Erscheinung, welche dahin deutet, nicht
doppelten Tadel verdienen, sondern sie muß doppeltes In-
teresse erwecken.

XVIII. Der Kyklop.

Wären mehre satyrische Dramen auf uns gekommen, so würden wir besser im Stande seyn über ihre Natur, und insbesondere darüber zu urtheilen: ob sie vorzugsweise hervorgingen aus äußeren, geschichtlichen Veranlassungen, oder ob sie in der ächten Kunstentwickelung selbst, eine natürliche und nothwendige Stellung einnehmen und behaupten können.

Betrachten wir den Kyklopen, so ergibt sich deutl-

daß viele ſeiner Beſtandtheile in einem eigentlichen Trauerſpiele gar nicht zu brauchen waren, ſo insbeſondere die trinkluſtigen, feigen Satyrn. Eben ſo wenig reicht der nüchterne, und noch weniger der betrunkene Kyklop in jene Region. Andererſeits iſt das Auffreſſen der Gefährten des Odyſſeus, und das Blenden des Polyphem gewiß nicht komiſch, oder ſpaßhaft, ſo daß es in einem heiteren Luſtſpiele Platz finden könnte.

Iſt denn nun aber dieſe Mitte des ſatyriſchen Dramas wirklich eine glückliche, und nicht vielmehr eine ſchwankende, negative; während das eigentlich Poſitive, Inhaltreiche entweder der Tragödie, oder der Komödie anheimfällt? Wenigſtens bleibt es merkwürdig, daß in allen anderweiten Entwickelungen der dramatiſchen Dichtkunſt, nichts erſcheint was dem helleniſchen Satyrſpiele zu vergleichen wäre. Wohl aber tritt in neuern Zeiten das Tragiſche und Komiſche viel näher aneinander, erläutert die Mannigfaltigkeit des Lebens, und läßt Lichter und Schatten ſchneller wechſeln, als es die Großheit der ſophokleiſchen Tragödie erlaubt. Was Euripides in der Alceſte und Helena wagte, greift mehr in die Zukunft hinein und bildet neue Formen mehr vor, als was die ſatyriſchen Spiele darbieten, oder vermuthen laſſen.

XIX. Rheſus.

Wenn man, wie beim Rheſus, auch nur einen Augenblick lang zweifelt, ob er vom Sophokles oder Euripides herrühre, ſo folgt wohl daraus, daß ihn keiner von beiden geſchrieben haben könne. Der Erſte unbezweifelt nicht: denn der ganze Bau des Stücks, die

Haltung der Charaktere u. ſ. w., iſt ſo gar nicht in ſeiner vollendeten Weiſe, daß die Ähnlichktit einzelner Verſe und Anſichten keine Erwähnung verdient, oder auf dieſe Art ſich wohl darthun ließe, er habe alle Trauerſpiele des Euripides gedichtet. Rheſus iſt aber auch kein Werk des Letzten: denn weil alle Verzeichniſſe eine euripideiſche Tragödie unter dieſem Namen aufführen, beſitzen wir die ächte noch nicht, und wenn ein Paar Sternbilder darin genannt werden, die wohl jeder Hirte kannte, ſo folgt daraus keineswegs daß ſie nur der Schüler des Anaxagoras entworfen haben könne. Will man ferner die Stimme des großen Scaliger für die Unächtheit auch nicht viel gelten laſſen, weil er an Seneca's Trauerſpielen mehr Gefallen als an den helleniſchen fand; ſo wird doch Valkenaer's Ausſpruch in philologiſcher Hinſicht genügen, und Beck's Nachweiſung der Mängel des Stücks erſcheint ſo vollſtändig, daß ſich wenig möchte hinzufügen laſſen.

Aber wie, wenn andern Kunſtrichtern die eine geringere Meinung vom Euripides hegen, jene Nachweiſungen der Mängel gerade als Beweiſe der Ächtheit gelten? Wir würden entgegnen: Fehler hat Euripides allerdings und ſelbſt große Fehler, aber nicht alle und jede Fehler, nicht hier zu verwickelte Verwickelungen und dort gar keine Verwickelungen, nicht hier übermäßige Rührungen und dort (v. 907) Gleichgültigkeit ſelbſt bei natürlichen Veranlaſſungen zur Theilnahme. Es erſcheinen bei ihm Perſonen zwar unerwartet, aber ſie wirken, wenn ſie einmal da ſind; er liebt zwar Epiſoden, aber ſie ſtehn doch nicht ganz vereinzelt, ſondern es geht ein verknüpfender Faden durch das ganze Stück: man vergleiche zum Bei-

ſpiel die beiden Haupttheile der Hekuba mit der Geſchichte des Dolon und Rheſus.

Hier läßt ſich kaum entdecken, was das Stück eigentlich wolle: erſt glaubt Jeder aus der lauten Ankündigung der Wache und dem Muthe Hektor's werde etwas hervorgehn, allein es erfolgt Nichts; dann laſſen die breiten Geſpräche des prahleriſchen Dolon und der ſogar ihm zu Ehren angeſtimmte Chorgeſang vermuthen, er ſolle die Dinge in Bewegung ſetzen; ſtatt deſſen wird ſpäter nur gelegentlich geſagt: man habe auf ihn gewartet, er ſey aber mit ſeiner abgeſchmackten einfältigen Liſt in's Verderben gelaufen. — Eine an ſich gute aber hier unpaſſende Erzählung von der Ankunft des Rheſus führt zu etwas Neuem, zu großen Reden, wo jener ſich gewaltig rühmt und der Chor ihm weit mehr als dem Hektor zutraut; endlich aber gehen Alle zu Bette, wahrſcheinlich auch die Wache. Jetzt kommt Odyſſeus und Diomedes, ohne recht zu wiſſen was ſie wollen, Dolon entfernte ſich gerade eine Minute vor Rheſus' Ankunft und kann ihnen mithin darüber nichts beichten, im trojaniſchen Lager dürfen ſie ohne Lebensgefahr nicht viel fragen: da erſcheint denn zu ihrem Beſten Minerva als Minerva, der arme Paris dagegen, der ſo gelegentlich hören will ob etwas vorgeht, wird von ihr in Cypris Geſtalt ſehr zweckdienlich zum Narren gehalten. Hektor, [illegible]e Wache, der Chor, alle ſind abweſend, bis das Ge[illegible]ch mit Paris zu Ende iſt, und währenddeſſen brin[illegible]. [illegible]dyſſeus und Diomedes auch Alles mit ungemeiner [illegible]ri[illegible]t zu Stande. Zwar verhört ſie der Chor, vo[illegible]ieder zur Hand iſt, allein Odyſſeus gibt zwei[illegible]r Lesart —, für Rheſus aus und

wird, ſo ſtockfinſter iſt's, nicht wieder erkannt, obgleich der Chor erſt wenige Augenblicke vorher ebenfalls in der Nacht den Rheſus ſah und beſang: oder nach einer andern Lesart meint die Wache ſo ganz aus freien Stücken, der ihnen ganz Unbekannte — habe wohl den Rheſus erſchlagen! Sie läßt ihn aber dennoch, weil er das Feldgeſchrei weiß, mit deſſen Pferden davonlaufen. Der Stallknecht des thraciſchen Königs hatte ſich erſt zu Bette gelegt, nachdem er die Pferde abgefüttert und den um das Lager ſchleichenden Kundſchaftern zugeſchrien hatte, ſie möchten ſich in Acht nehmen; ward aber, als er ſpäter Geſchrei hörte und herzueilend ſich einmiſchen wollte, ſchwer in der Seite verwundet. Deßungeachtet kommt er als Bote, erzählt ein Langes und Breites und ſagt zuletzt verdrießlich zu Hektor: er, Hektor, habe den Gaſtfreund ermorden laſſen. Dieſer, der früher barſch gegen Äneas war und dann ihm beiſtimmte, auf Rheſus loszog und vom Chore Lehre annahm, antwortet jetzt: es ſey nicht wahr und er habe dazu keine hinreichende Gründe. Dem Chore fallen die Verhörten, dem Stallknechte die umſchleichenden Fremden nicht bei, vielmehr geht er fort, und wir, die wir Alles wiſſen, gingen auch gern; allein da kommt die Muſe, Rheſus' Mutter, in der Luft angefahren, erzählt wie ſie und ihres Gleichen die Dichter erzögen, wie ſie um ihre Jungfrauſchaft gekommen ſey, wie ſie vom Papa Alimente verlangt und dieſer das Kind in eine ſehr gute Penſion gethan habe; Hektor wird über das gar zu viele Reden verdrießlich (v. 952), der Chor hört auch nicht recht hin, und obgleich ſonſt mit Redensarten gleich bei der Hand, hat er doch keine Luſt etwas zu erwiedern. Da fällt endlich Allen das Beſte bei,

nämlich: daß der Morgen anbreche und Feinde zu bekämpfen wären; und damit hat das Trauerſpiel ein Ende. — Oder vielmehr kein Ende, ſo wie keinen Anfang und keine Mitte; denn wo fände ſich überhaupt das Tragiſche? Etwa darin, daß ein Spion umgebracht, oder daß ein Feind erſchlagen wird? Oder daß eine Muſe um ihre Keuſchheit kommt? Oder daß Alle eine unruhige Nacht haben?

Das Ganze iſt offenbar das Übungsſtück eines Schülers, der Homer's trefflichen Geſang dialogiſirte; und ſo haben wir denn eine Reihe nächtlicher Scenen, bei welchen wir hübſch den geſchichtlichen Faden, der das Zuſammengewürfelte verknüpft, im Gedächtniß behalten müſſen. Für Einzelnheiten zeigt jener Schüler zwar Anlagen, weiß aber vom Grundbau einer Tragödie Nichts, und fährt ſich ſo feſt daß er mehre Male Götter und Muſen herbeiruft, um ihn wieder flott zu machen; eine ſolche Barmherzigkeit wird aber dem Dichter, der nicht in ſeinem Reichthum opfernd, ſondern ärmlich und hülfsbedürftig auftritt, von Rechtswegen durchaus abgeſchlagen.

C. Ergebniſſe und allgemeine Betrachtungen.

Es ſey erlaubt den vorſtehenden Bemerkungen über die einzelnen Tragödien des Euripides, einige allgemeinere Betrachtungen anzureihen.

Jedes größere dramatiſche Kunſtwerk bedarf gewiſſe Abſchnitte, Ruhepunkte, Abtheilungen, Akte, Scenen. Es fragt ſich, welche waren den Alten eigenthümlich, und welche finden ſich in ähnlicher Weiſe bei den Griechen und bei den Neuern? Dort wird die Regel aufgeſtellt, daß mehre Stücke als Trilogien, oder Tetralogien mit einander verbunden waren; während ſolch Verhältniß in unſeren Tagen, nur als ſehr ſeltene Ausnahme hervortritt. Jene griechiſche Einrichtung, oder Eintheilung beruhte indeſſen gewiß auf verſchiedenen Gründen. Entweder war die Fabel oder Handlung in einem Stücke nicht vollſtändig zu Ende, ſondern nur zu einer Art von Trugſchluß gebracht; ſie ward deshalb im zweiten Stücke wieder aufgenommen, fortgeführt und erſt im dritten, vierten Stücke völlig beendet und abgeſchloſſen. Oder, wo der Umfang einer Fabel dies nicht verlangte, wurden wohl mehrere Fabeln verwandten und ſich erklärenden Inhaltes in den einzelnen Stücken neben einander geſtellt. Nicht minder haben die, bei den Wettkämpfen aufgeſtellten Forderungen auf dieſe Behandlungsweiſe hingedrängt, wogegen es zweifelhaft bleibt, ob, ich möchte ſagen Reflexionen a priori, wohl die Behandlung eines Gedankens, eines Grundſatzes, einer Leidenſchaft, in mehren Tragödien nebeneinander veranlaßt haben.

Gewiß iſt es etwas Anderes, ob Stücke nur deshalb zu Trilogien und Tetralogien gerechnet wurden, weil man ſie miteinander aufführte, oder weil ihr innerer Zuſammenhang Gründe darbot ſie als Trilogien, oder Tetralogien nebeneinander zu ſtellen. Ich kann mich nicht überzeugen daß jene Drei- oder Viertheilung, ein noth-

wendiges, unbedingtes, überall befolgtes Gesetz gewesen wäre.

Manche Trauerspiele des Euripides (z. B. die beiden Iphigenien und Orest) stehen in einem innern Zusammenhange, werden aber nicht derselben Trilogie beigezählt. Die meisten seiner Tragödien erscheinen dagegen so abgeschlossen, daß man kein vor oder nach, kein früheres oder späteres Stück vermißt. Fände man die zum Prometheus, oder den Flehenden gehörigen Tragödien auf; sie würden den Zusammenhang und das innere Wesen der äschyleischen Tragödie mehr aufklären, als wenn die Tetralogien des Euripides wären erhalten worden. Ja diese Tetralogien scheinen keinen nahe liegenden, wesentlichen Zusammenhang nachzuweisen, oder zu bezwecken; es läßt sich vielmehr vermuthen, Euripides habe auch hier einen neuen Weg eingeschlagen, nach Mannigfaltigkeit gestrebt und Entgegengesetztes nebeneinandergestellt. Nur einzelne seiner Stücke scheinen auf eine Fortsetzung (so die Phönissen auf eine Antigone) hinzuweisen.

Ob und wo in den griechischen Trauerspielen Abschnitte anzunehmen seyen, beruht theils auf der Art der hellenischen Darstellung, theils auf dem inneren Bau der Fabel selbst. Wollen wir den Schluß eines Aktes dahin setzen wo die Bühne leer, oder die ausnahmsweise auf ihr bleibende Person doch ganz unthätig war; so findet sich, wie scharfsinnig nachgewiesen ward, der Ruhepunkt oder die Sonderung allemal bei und nach einem, nicht sowohl in die Handlung eingreifenden, als vielmehr nach einem allgemein gehaltenen großen Chore. Obgleich bisweilen schwer zu entscheiden ist, welcher von beiden Klas-

sen ein Chor angehört; erhält jene Regel doch eine neue Bestätigung, wenn wir von der Art und Weise der Aufführung ganz absehen, und nur den Gang der Fabel und die Abschnitte ihrer Entwickelung im Auge behalten. Gewiß hatten die Trauerspiele bei den Griechen (nach unserer Redeweise) nicht gleich viel Akte, und deren Länge war sehr verschieden; gewiß sind die von manchen Herausgebern des Euripides gemachten Abtheilungen sehr willkürlich, und der Schluß eines sogenannten Aktes nicht selten dahin gelegt worden, wo höchstens das zu Ende war, was man jetzt eine Scene zu nennen pflegt. Doch sind dies allerdings Begriffe, welche einer nähern, nicht hieher gehörigen, wissenschaftlichen Begründung bedürfen.

Über die Entstehung und Bedeutung des Chors in der alten Tragödie, ist so viel geforscht und gesagt worden, daß ich einige Bemerkungen nur mit Scheu auszusprechen wage. Wäre jede Tragödie einer Oper, und der antike Chor einem vorzugsweise und wesentlich musikalischen Chore gleich zu setzen, so erklärte er sich von selbst, oder bedürfte vielmehr keiner Erklärung; er wäre für die damalige und für jede andere Zeit, bis auf den heutigen Tag, vollkommen gerechtfertigt. So wie er war, erscheint er aber in der Kunstgeschichte nur bei den Griechen; er ward abgeschafft und nie wiederhergestellt; ja die in unseren Tagen gemachten Versuche einer Erneuung und Wiederherstellung, sind als völlig mißglückt zu betrachten. Hieraus folgt, daß sein Daseyn und seine Natur nicht sowohl auf allgemeinen und nothwendigen Kunstgesetzen, als auf geschichtlichen und volksthümlichen Verhältnissen beruhe. Mag die demokratische Verfassung Athens, mag der Wunsch mitgewirkt haben

beruhigende, allgemeinere Betrachtungen auszuſprechen; ſchwerlich wäre hieraus der Chor entſtanden, wenn er nicht in den feſtlichen Spielen und lyriſchen Ergießungen urſprünglich die Hauptſache geweſen wäre, zu denen ſich das Dramatiſche erſt hinzu fand und allmählig immer breiter machte.

Faſt in keiner griechiſchen Tragödie führt der Chor durch thätiges Eingreifen die Entſcheidung herbei; ja er ſagt ſchon in den Choephoren des Äſchylos:

„Laßt uns hinweggehn, denn das Werk wird nun vollbracht,
Auf daß wir ſchuldlos ſcheinen mögen dieſer That.“

Die Eumeniden können hier kaum als Ausnahme angeführt werden, da ſie eigentlich die Hauptperſonen, und keineswegs beruhigende Allgemeinheiten ſind, oder freundliches Wohlwollen zeigen. Schon Ariſtoteles ſagt nämlich in den Problemen (XIX, 48) „der Chor iſt ein unthätiger Pfleger, oder Sorger, (κηδευτὴς ἄπραχτος). Er zeigt blos Wohlwollen für die Gegenwärtigen.“ Dieſe Aufgabe iſt aber, in der That, kaum eine dramatiſche zu nennen. Auch rechtfertigen ſich die Chöre weniger auf dieſem Wege, als durch ihren unabhängigen, großen, dichteriſchen Werth. Doch blieb die Forderung nicht unnatürlich: ſie ſollten wenigſtens mit den Vorgängen in Zuſammenhang ſtehen. Von dieſer Regel weicht Euripides allerdings etliche Male, aber keineswegs immer ab; greifen doch ſeine Bacchantinnen z. B. mehr in die Handlung ein, als irgend ein Chor. Könnte er (oder einer ſeiner Freunde) aber nicht zur Rechtfertigung jener Abweichung ſagen: Glaubt ihr denn daß ich abſichtslos, daß ich aus bloßer Bequemlichkeit, oder aus Unverſtand ſo gehandelt habe? Eher könntet ihr mir den Vor-

wurf machen: ich sey nicht kühn und weit genug vorgegangen, sondern auf halbem Wege stehen geblieben. In einzelnen Fällen (wie in den Bacchantinnen, den Eumeniden, den Flehenden) ist ein Chor natürlich und nothwendig; in vielen anderen ist er nur der traditionelle Überrest einer einst herrschenden, durch den Fortschritt der dramatischen Kunst aber veralteten Form.

Was soll der Chor? An die Bacchusfeste erinnern? Das wäre eine sehr unzeitige Pietät. — Die Demokratie vorstellen, oder geltend machen? Diese Aufgabe wird nirgends wirklich gestellt und gelöset? — Den Zuhörern eintrichtern, wie sie denken und fühlen sollen? Es fehlt ihnen ja aber nicht an eigenem Verstande und Gefühle, auch ergiebt sich die rechte Stimmung und das rechte Urtheil am Besten aus dem dramatischen Handeln selbst. — Den Zuhörer idealisirt in die Tragödie selbst versetzen? Dies gäbe aber doch gewiß ein hors d'oeuvre und Flickwerke. — Das höhere substantielle Bewußtseyn darstellen? Steht denn aber die didaktische Reflexion höher, als das Handeln der Helden? Oder stellen etwa die Eumeniden, Bacchantinnen, Trojanerinnen, dieses substantielle Bewußtseyn dar? Will man umgekehrt lyrische und dithyrambische Ergießungen um ihres eigenen Werthes, um der Mannigfaltigkeit und Pracht, um des Herkommens willen beibehalten; so behauptet Euripides durch seine Praxis: man dürfe sie in freier Unabhängigkeit glänzend dazwischentreten lassen, aber nicht sich oder andern aufreden: bloß erkünstelte Verbindungen, seyen natürlich und nothwendig. Doch genug der, von scharfsinnigen Kritikern als oberflächlich bezeichneten Meinungen und Betrachtungen.

Dennoch liegt es in dem unausweichbaren Fortschritte der dramatischen Kunst daß einzelne Personen, individuelle Charaktere immer mehr in den Vordergrund treten, denken, fühlen, sprechen und handeln. Alle Mehrzahl, alles Gemeinsame, Allgemeine muß dagegen zurücktreten, oder wenn es sich geltend machen soll, und nicht von musikalischen Chören die Rede ist, durch einzelne Personen geltend machen und in ihnen abspiegeln. So könnte man vielleicht Polonius, Rosenkranz, Güldenstern, in gewissen Beziehungen als Repräsentanten einer Mehrheit, eines Chors betrachten.

Wenn Aristoteles den Äschylus lobt, daß er den Chor zurückgedrängt habe, so weiset dies schon auf die Bahn hin, wo selbst das Lyrische dem Einzelnen in den Mund gelegt wird. Und dasselbe ist hinsichtlich des Reflektirenden möglich.

Daß der zahlreiche Chor überall dabei ist, Alles hört, zu Jeglichem sein Wort giebt, liegt keineswegs in der Natur der Dinge; vielmehr muß man sich erst an dies Ungewöhnliche gewöhnen. Wird ihm doch mehre Male von den Hauptpersonen dringend empfohlen nichts auszuplaudern (z. B. im Hippolyt); wogegen er seinerseits jenen räth (so in den Choephoren des Äschylus) nicht zu laut und vorlaut zu seyn.

Wenn die Franzosen den Chor auf die Vertrauten zurückbrachten, so läßt sich nicht sowohl das Verwandeln der Vielheit in eine Einheit tadeln; als daß diese Einzelnen keine lebendige, thätige Personen, sondern oft nur ein Nothbehelf waren, um nicht Monologe gegen die stummen Wände herzusagen. Lehrt doch schon

Horaz: Actoris partes chorus officiumque virile defendat *).

Zwei, oft gleichzeitig aufgestellte Forderungen: der Chor solle thätig seyn, und er solle weise Betrachtungen anstellen; widersprechen sich untereinander. Denn die alten Männer und Weiber sind selten thätig, und die jungen selten weise. Auch läßt sich keineswegs durch alle Tragödien hindurch beweisen, der Chor sey der Ruhigere und Weisere. Die Wehmuth des Chors in den Trojanerinnen, seine Wuth in den Bacchantinnen, hat mit Ruhe und Weisheit gar nichts gemein. Warum soll auch der Chor überall denselben Charakter zeigen? Erhebt er sich nicht zur Individualität und wahrem Handeln, so wird er undramatisch, und gründet seine Rechte und Verdienste im Wesentlichen nur auf die hineintönende, musikalische Lyrik.

Von hier bietet sich der Übergang zu einigen Betrachtungen, über das Verhältniß der Musik zur Dichtkunst, insbesondere zu dem Trauerspiele der Griechen. A. W. Schlegel, Solger und Droysen **), erklären sich wider jede Vergleichung der alten Tragödie mit der neuen Oper; und im Ganzen und Großen muß man ihnen unbedenklich Recht geben, obgleich deshalb noch nicht alle Vergleichspunkte zu leugnen, oder alle Zweifel gehoben sind. Zuvörderst ist zwischen Oper und Oper (zwischen Gluck und Donizetti) ein, wo möglich noch größerer Unterschied, als zwischen einer äschyleischen und

*) Ars poetica 193.

**) Vorlesungen über die dramatische Literatur I, 101. Solger's Schriften II, 523. Droysen's Äschylus I, 190.

einer ſhakſpeariſchen Tragödie; wenn alſo die Analogie ungenügend und die Vergleichung lahm erſcheint, ſo kann doch die Annäherung oder Verſchiedenheit nicht überall gleich groß ſeyn. Ferner gingen diejenigen Männer, welche zuerſt in Italien den Worten muſikaliſche Begleitung beifügten, ganz eigentlich darauf aus die griechiſche Tragödie herzuſtellen, oder doch eine glänzende Vereinigung mehrer Künſte, als höchſte Stufe der Entwickelung wieder geltend zu machen.

Man mag nun Einfluß, Beſchaffenheit und Werth der Muſik in den alten Trauerſpielen ſo hoch, oder ſo niedrig anſchlagen als man irgend will; immer bleibt es unleugbar daß Muſik und Tanz mit der Dichtkunſt in einer Verbindung ſtanden, welche die neue Tragödie gar nicht kennt, ja verſchmäht. So bleibt alſo, trotz aller Verſchiedenheit, wenigſtens ein Punkt, wo die Zuſammenſtellung der Oper und der alten Tragödie nicht kurzweg zu verwerfen iſt. Vielmehr bietet ſich von hier aus Veranlaſſung zu weiteren Unterſuchungen.

Kein Theil des griechiſchen Trauerſpieles (dies nimmt man gewöhnlich an) blieb ohne alle muſikaliſche Zuthat; nirgends war Sprechen und Singen ſo verſchieden und entgegengeſetzt, wie in unſeren ſogenannten Operetten. Gewiß aber konnten Quantität und Qualität des Muſikaliſchen, beim Dialoge und den Chören nicht gleich groß; ſie mußten dort wohl geringer, als hier ſeyn. Nimmt man nun an: das, dem Dialoge hinzugethane Muſikaliſche, ſey ohne Harmonie und ſelbſt in der Melodie ohne Entwickelung und Selbſtändigkeit geweſen; ſo tritt zunächſt die Meinung hervor: man habe durch Flöten, oder andere Blaſeinſtrumente, den Schauſpieler in einem

bestimmten Tone erhalten, oder in einen anderen hinüberhelfen wollen. Ein so höchst einförmiges, völlig kunstloses Mittel, konnte aber nur stören und die Deutlichkeit der Rede nicht erhöhen, sondern vermindern; es konnte eben so wenig in anderer Weise einen tiefen Eindruck hervorbringen. Daher warnt auch Aristoteles (Problem. XIX, 9): nicht durch viele Begleitung die Stimme ganz zu verdecken. Welcher Schauspieler, welcher Vorleser würde eine Hülfe darin finden, wenn ein Instrument neben seiner Rede ununterbrochen, oder in Zwischenräumen c oder g aushielte? Das Erhöhen, oder Sinken der Stimme beim bloßen Sprechen, unterliegt ganz anderen Regeln und Intervallen, als denen der diatonischen oder chromatischen scharf gehaltenen Tonleiter. Bleibt der Redende fest in dem einen ausgehaltenen Tone, so wird dies eine unerträgliche Heulerei; geht er rechts und links nebenbei, so erhöht sich Mißklang und Verwirrung.

Sucht man diesen Übelständen durch die Annahme zu entgehen: die musikalische Hülfe sey nicht einförmig gewesen, sondern habe öfter abgewechselt; dann muß sich die Stimme des Schauspielers im Einklange mit den Flöten bewegt haben, was auf die Dauer nicht minder langweilig und unangenehm klingt. Thut man aber deshalb noch einen Schritt vorwärts, und erlaubt dem Schauspieler von den geblasenen Tönen in mannichfacher Art abzuweichen; wie will man alsdann dem entgehen, was man eben leugnete und als opernartig verwarf, dem Recitativ, der Melodie, ja sogar der Harmonie?

Es ist, wenn wir Inhalt und Würde des tragischen Dialogs betrachten, keineswegs anzunehmen, daß er in

der leichtſinnigen Weiſe des parlando in neuen italieniſchen Opern hergeplappert worden ſey. Er war (wie Schlegel mit Recht bemerkt) gewiß viel abgemeſſener und doch auch entfernt von den gelehrten Modulationen unſerer Zeit. — Bei dieſer Gewißheit, was bleibt dann aber von der zugeſtandenen Verbindung des Wortes und des Tons? Wie ſoll man ſich die dichteriſch muſikaliſche Vermählung denken, da alle bisherigen Verſuche auf Unſchönes, Störendes, Unmögliches hinauslaufen? Ich bin keineswegs im Stande alle ſich hier aufdrängenden Fragen und Schwierigkeiten zu löſen; ich will nur darauf aufmerkſam machen, daß ſie noch nicht gelöſet ſind. Und wie wäre dies auch möglich, da ja eine getrennte Betrachtung der alten Muſik, ohne alle Beziehung auf Dichtkunſt, noch nicht einmal zu ſicheren Ergebniſſen geführt hat.

Vielleicht kommen wir der Wahrheit am nächſten, wenn wir nicht Alles auf eine einzige Regel und eine durchaus gleichartige Behandlung zurückbringen wollen; ſondern zunächſt gewiſſe Stufen, oder ein Mehr oder Weniger der muſikaliſchen Zuthat, ſelbſt beim Dialog annehmen. Manche Theile wurden wohl bloß geſprochen, an anderen Stellen mag die Begleitung wo nicht in einem Tone, doch in einer Tonart feſt gehalten haben; oder ſie bezeichnete und verſtärkte die rhytmiſche Zeiteintheilung, oder ſie trat unabhängiger als Zwiſchenſpiel hervor.

Fern von der Anmaßung das Dunkel dieſes Heiligthums aufhellen zu wollen, erlaube ich mir nur, den Eingeweihten noch einige Zweifel vorzutragen. Die Griechen kannten die unwandelbare mathematiſche Grundlage der

Musik; sie wußten in welcher Reihefolge die Töne entstanden *), und in welchem Verhältnisse sie zueinander standen. Das heißt: in den Verhältnissen von 1, 2, 3, 4 erklang die Oktave, Quinte und Quarte, die Differenz zwischen Quinte und Quarte gab den ganzen Ton, die weitere Zahlenreihe hingegen die große und kleine Terz und durch Umkehrung die kleine und große Sexte. Das Abtheilen der Saiten nach höhern Ziffern führt endlich in Dissonanzen und aus der diatonischen Tonleiter, zu chromatischen und enharmonischen Intervallen. Zwei Tetrachorde bilden die Oktave, der reine Quintencirkel giebt aber zuletzt unreine Oktaven; deshalb muß (gleichschwebend oder ungleichschwebend) temperirt werden. Diese mathematischen Wahrheiten liegen der alten, wie der neuen Musik zum Grunde. Was soll nun aber jene, auf dieser Grundlage erbaut haben? Hier beginnen Zweifel, Unwissenheit und Unglaube.

Erstens, sollen die alten Tonleitern so kleine Intervalle aufgenommen haben, wie wir sie auf unseren Instrumenten niemals ausdrücken, oder ausdrücken können; etwa des Umfangs wie wenn ein Geiger, oder eine Sängerin nicht ganz richtig einsetzen, sondern schieben, ziehen, schwanken, oder wie man das schlechte Verfahren sonst nennen will. Ich kann nicht glauben, daß die Griechen in diesen kleinsten, mit allen übrigen in keinem harmonischen Zusammenhange stehenden Intervallen vorzugsweise Wohllaut gehört, oder vorzugsweise davon Gebrauch gemacht haben. Die diatonische Tonleiter ist keine willkürliche Erfindung; sie muß Allem zum Grunde lie-

*) Aristot. problem. XIX, 23, 35, 42, 51.

gen, was irgend verdient Muſik zu heißen. Dieſelbe Überzeugung hegt (wie ich erfreut nach dem Niederſchreiben dieſer Abhandlung ſehe) ein großer Kenner, Herr Hofrath Kieſewetter. Er ſagt in ſeiner Schrift über die neuere Muſik der Griechen S. 32: „Ich traue den alten Griechen ein viel zu richtiges Gefühl zu, als daß ich mich überreden könnte, ſie hätten von dem holprigen chromatiſchen und von dem träg heulenden enharmoniſchen Klanggeſchlechte, in der Ausübung der Kunſt jemals wirklichen Gebrauch gemacht."

Unſer Tetrachord iſt für dur: c, d, e, f, und für mol c, d, es, f. Als griechiſche Tetrachorde werden dagegen erwähnt (ſoweit es ſich mit unſeren Tonzeichen ausdrücken läßt): e, f, g, a, oder e, f, fis, a; oder e, eis, f, a. Die letzte Abtheilungsweiſe (¼, ¼, 2 Töne) die ſogenannte Harmonia (!), ſoll ſich erſt verloren haben, als von den Späteren die Kraft und Männlichkeit der Kunſt, in leichtes gefälliges Weſen ſey aufgelöſet und verdünnt worden. Einem heutigen Muſiker muß es völlig unbegreiflich bleiben, wie die beiden letzten Formen und Abſtimmungen der Tetrachorde größern Werken ſollen zum Grunde gelegt werden, wie man dieſe Intervalle anders als einmal ausnahmsweiſe und im Durchgange gebrauchen könne. In unſeren Tagen hat man, und nicht mit Unrecht, ein Aufopfern männlicher Kraft und Einfachheit, in dem übermäßigen Gebrauche chromatiſcher und enharmoniſcher Intervalle geſehen. Auch lebe ich wie geſagt (trotz aller entgegenſtehenden Behauptungen) der Überzeugung: die diatoniſche Muſik ſey die ältere, niemals ganz verdrängte; obgleich man ſpäter mehr chro-

matiſchen und enharmoniſchen Schmuck mag hinzugethan haben.

Ein anderer Zweifel entſteht bei den Berichten über die Verſchiedenheit des Charakters und der Wirkung der einzelnen Tonarten. Dieſe Verſchiedenheit ſoll lediglich darauf beruhen, daß jede Tonleiter bei einem andern Tone (d, e, f) beginnt und der halbe Ton, ſowie die beiden anderen Töne des Tetrachords in der diatoniſchen Tonleiter eine andere Lage erhalten. Allerdings iſt Anfang der Tonleiter und Lage der Töne nicht gleichgültig und (abgeſehen von Chromatik und Enharmonik) erfordert jeder der hierauf gegründeten, ſogenannten Kirchentöne, eine andere Behandlung. Allein deshalb den einen kriegeriſch, den andern weichlich zu nennen, den einen ſeiner Sittlichkeit halber zu empfehlen, den andern zu verbieten; — das kann Keinem einfallen, ſelbſt dann nicht einfallen wenn man, zur Schärfung der Charakteriſtik, die ungleichſchwebende Temperatur mit zu Hülfe nehmen wollte. Deßhalb glaube ich daß der Gegenſatz der doriſchen, phrygiſchen, lydiſchen Tonart u. ſ. w., nicht bloß auf der Stellung der Töne und den mathematiſchen Verhältniſſen beruhte; ſondern daß man darunter vielleicht den Gebrauch anderer Inſtrumente, gewiß anderer Melodien und Rhythmen verſtand, oder vielmehr ganz verſchiedenartige Kompoſitionsweiſen damit bezeichnete.

Daß übrigens die Zurückführung der Tongeſchlechter auf dur und mol, kein Rückſchritt oder Verluſt ſey, ſondern uns (ſchon durch Takt und Harmonie) mehr muſikaliſche Mittel und größere Mannigfaltigkeit zu Gebote ſtehen, läßt ſich erweiſen. Nur beruht der Charakter unſerer Tonarten (bei der gleichſchwebenden Temperatur)

keineswegs auf mathematiſchen Unterſchieden, ſondern auf vielen anderen Dingen, deren Entwickelung nicht hieher gehört.

Man hat ſich gewundert daß Oktaven, welche die Alten für die ſchönſte Symphonie hielten, von den neuern Tonſetzern verboten würden. Das Uniſono der Oktavengänge iſt aber nirgends verboten und die Oktave gilt jetzt, wie damals, für die vollkommenſte Conſonanz. Das Verbot der Oktaven, und noch deutlicher der Quinten, beruht keineswegs darauf daß man nicht mehre Conſonanzen hintereinander ertragen könne (denn dies geſchieht unzählige Male, in jeder mehrſtimmigen Muſik); ſondern es gründet ſich darauf daß widrige Sprünge in fremde Tonarten, daß Querſtände von jedem gebildeten Ohre verworfen werden. Quintenfolgen ſolcher Art, waren auch ſchon bei den Alten verboten *). Sobald übrigens die, zur Charakteriſirung der Tonart unentbehrlichen Terzen hervortreten, können durch Umkehrung die Sexten nicht lange ausbleiben. Wohl aber drängt ſich, bei mehrſtimmiger Behandlung, die Frage nach dem Conſoniren der Quarte hervor; je nachdem ſie eben als Quarte, oder als None erſcheint.

Wenn es heißt: der Zakynthier Pythagoras habe auf ſeinem Inſtrumente, durch leichte Bewegung des Geſtelles mit dem Fuße, in der doriſchen, lydiſchen und phrygiſchen Tonart geſpielt; ſo heißt dies keineswegs, er habe zugleich aus drei Tonarten, d, e, f, ſymphoniſch geſpielt; denn welche Intervalle man auch hier verbinden, koppeln will, es gäbe die gräulichſte Katzenmuſik. Unſere

*) Aristot. problem. XIX, 17, 18, 34, 41.

Pedalharfe erklärt dagegen vollkommen den Hergang. Ohne umzustimmen, oder gar ein zweites, drittes Instrument zu ergreifen, konnte Pythagoras in den zweiten, dritten Ton ausweichen; gleichwie man itzt auf dem Forte-piano aus 24 Tonarten spielen und dahin übergehrn kann. Von gleichzeitigen, in Consonanzen oder Dissonanzen nebeneinander herlaufenden Melodien, ist aber in alter und neuer Zeit nicht die Rede.

Eben so wenig glaube ich, daß wenn der Gesang in der äolischen Tonart geht, das Instrument gleichzeitig in der dorischen habe die Melodie führen können. Denn das hieße: die Begleitung habe sich in lauter reinen, oder falschen Quinten nebenher bewegt. Wohl aber könnte der Gesang in d geführt seyn und das Ritornell sich in a angeschlossen haben.

Horaz sagt:

Sonante mixtis [oder mixtum] tibiis carmen lyra
Hac Dorium, illis Barbarum. Epod. IX, 5.

Dies ist gewiß nicht so zu verstehen, daß eine Melodie sich in lauter großen, oder lauter kleinen Terzen nebeneinander herbewegt habe; wohl aber hat eine Verbindung der nächstverwandten Tonarten keine Schwierigkeit. Nimmt man an: das altdorische sei der phrygische, das altlydische (Barbarum) der ionische Kirchenton und stellt beide Tonleitern übereinander, so entstehen Gänge mit großen und kleinen Terzen abwechselnd, wie sie noch täglich vorkommen und keinem Bedenken unterliegen. Wenn bei Verbindung anderer gleich weit von einander entfernten Tonarten auch Quarten hervorzutreten scheinen; so steht dies in Verbindung mit der Benennung der Töne wo z. B.

in gewiſſer Beziehung cis und des daſſelbe und doch wiederum verſchieden ſind.

Auf dieſe Betrachtungen und Abſchweifungen wird man nothwendig hingedrängt, wenn man ſich das Verhältniß der Dichtkunſt und Muſik in der alten Tragödie deutlich machen will. Doch ich kehre zu meinem Hauptgegenſtande zurück. Wo der Chor in gewöhnlichen Trimetern am Geſpräche Theil nahm, unterſchied ſich die muſikaliſche Hülfe oder Begleitung, wohl nicht von der des Dialogs überhaupt. Doch muß man annehmen, daß alsdann nur Einer aus dem Chore, oder mehre nacheinander abwechſelnd ſprachen. Umgekehrt iſt es wahrſcheinlich, ja gewiß, daß die großen lyriſchen und dithyrambiſchen Chöre nicht (nach unſerer Weiſe zu reden) lauter Solos geweſen ſind; Behandlung und Wirkung ſtand vielmehr mit der Zahl des Chors in Verbindung, und bloß ſchweigende Figuranten, traten nicht an die Stelle thätiger Choriſten. Dieſe Gewißheit dürfte übrigens die Schwierigkeiten und Zweifel eher vermehren, als vermindern; zunächſt weil ſich ein Solo eben eher begreift und erklärt, als ein Chor.

Es läßt ſich einerſeits nicht leugnen daß die Lyrik der Chorgeſänge eine größere Zuthat, eine größere Quantität von Muſik zu erlauben, ja zu fordern ſcheint; andererſeits aber verlangen die verwickelten Conſtruktionen und kühnen Übergänge eine außerordentliche Deutlichkeit, damit nichts überhört, damit jedes Wort verſtanden werde. In unſeren Opern hilft man ſich mit dem Textbuche, oder es kömmt (wie nur zu oft) gar wenig auf die ſchlechten Worte an; hingegen haben die Griechen gewiß den Triumph ihrer Dichtkunſt niemals ſo verwiſcht, oder über-

täubt. Von fugirtem In- und Übereinandergreifen, von Nachahmungen in derselben Melodie, oder von Verbindung mehrer Melodien, konnte nicht die Rede seyn; denn diese Formen und Kunstmittel waren theils völlig unbekannt, theils hätten sie eben die poetische Wirkung ganz unterdrückt, ja zerstört. Weil man indessen diesen Überreichthum nicht kannte, oder nicht brauchen konnte, folgt noch nicht: daß die musikalische Zuthat fast nur ein Hervorheben des Metrums, ein schärferes und mehr punktirtes Scandiren gewesen sey. Das Metrum kennt nur lange und kurze Silben, im Verhältniß von eins zu zwei, oder (wie wir sagen können) von Vierteln zu Achteln. Gewiß ging man bei der musikalischen Deklamation über dies Verhältniß hinaus, verlängerte Gewichtiges zu halben und ganzen Taktnoten, und stürmte an andern Orten wie in Sechzehnteln, oder Zweiunddreißigtheilen vorwärts.

Wie hoch und wie tief die Instrumente gingen, ist zweifelhaft; der Umfang der Menschenstimme und das Verhältniß der männlichen zu der weiblichen, hat sich dagegen nicht geändert und begränzte den Umfang gewisser Kunstmittel. Fügen wir zu diesen Thatsachen einerseits den Mangel regelmäßigen Taktes, und andererseits den Reichthum an Rhythmen hinzu; so verdeutlichen sich unsere Vermuthungen und Ahndungen über die Musik in der Tragödie, obwohl wir sie nicht bis zur Klarheit erheben können. Insbesondere nicht über die Vielstimmigkeit des Chors. An mehre eigenthümliche durchgeführte, obligate Stimmen, ist nicht zu denken; dann bleibt aber nur die Einstimmigkeit (unisono), oder die Bewegung in Oktaven (all' ottava) übrig, was theils ärmlich erscheint,

stens einige Stellen aus ihren Werken nebeneinander aufführen.

1) Äschylos.

Es geschehe was verhängt uns vom Geschick ward,
Unumgehbar ist des Zeus ewiger, nie wankender Rathschluß *). —
Wo ist ein freundlich Wort von den Orakeln je
Den Sterblichen gesandt? —
— Es erfüllt das Verhängte sich doch,
Nicht Spend' und Gebet, nicht Zauber beschwört,
Nicht Thränen vertilgen den lauernden Zorn
Der sühnevergessenden Gottheit.

2) Sophokles.

Ein jeder lacht und jammert wies ein Gott ihm schickt. —
Die Gottheit stürzt ins Mißgeschick. —
Durch göttlichen Fluch getrieben. —
Siege stets mit Gott. —
Die Götter haben ihm (dem Ajax) den Tod gesandt,
Der Götter Rath sinnt Alles aus den Sterblichen —
Denn also wars (die Unfälle des Ödipus) den Göttern lieb.
In solch Unheil gerieth ich durch Götterleitung. —
Was der Götter Schluß verhängt, war nie ohne Erfolg. —

*) Flehende 1051. Agamemnon 1124, 68.

Wohl haben in dem was nun ſich begiebt,
Ein grauſames Loos ihm (dem Herkules) die Götter verhängt.
Was jetzo geſchieht bringt Leid auf uns,
Bringt Schmach auf ſie *) —

3) Euripides.

Niemand iſt glücklich ohne die Götter. —
Nichts iſt ſtärker als die Nothwendigkeit. —
Ein neues Weh führt über ihn die Gottheit herauf. —
Dem Verhängniß entfliehen iſt verwehrt und nicht Weisheit verjagt es. —
Götterverhängniß. — Gut iſt was Götter und Geſchick an uns gethan. —
Wie magſt du denn, ein Sterblicher, dich dem Geſchick
Unmäßig ſtreuben, dem auch Götter nicht entgehen. —
Denn dem Geſchick zu weichen, iſt Nothwendigkeit. —
Denn das Verhängniß ändert auch kein Himmliſcher. —
Ein ſchwacher, ungerechter Gott biſt du o Zeus.—
Vollbring was Zeus und das Geſchick beſchloſſen hat. —
Recht übt ein Gott wenn das Geſchick es fügt. —

---

*) Ajax 383, 611, 759, 765, 970, 1037. Ödip in Kolonos 964, 998, 1445. Trachinierinnen 1244.

So lenkte des Schicksals hohe Gewalt *)
Und Apollons unweises Gebot es. —
Wenn Einer die Unsterblichen zu Freunden hat,
Spricht ihm den besten Segensspruch sein eigen Herz.

Es hat zwar große Schwierigkeiten, aus den Worten welche dramatische Dichter ihren Personen in den Mund legen, auf ihre eigenen Überzeugungen zurückzuschließen; doch darf man (bei Betrachtung einzelner Stellen und der Werke überhaupt) wohl mit Recht annehmen, es gehe, bis auf einen gewissen Punkt, durch alle Dichter, eine gleichartige Ansicht und Weltbetrachtung hindurch; zuletzt aber sondere und gestalte sich dieselbe nach ihrer Persönlichkeit. Des Äschylus Stimme ertönt über das Verhältniß der Menschen zu Schicksal und Göttern auf eine andere, oder meist herbe und schmerzliche Weise; in Sophokles Dichtungen sind die Dissonanzen zwischen menschlicher Freiheit, göttlichem Willen und Schicksalsführung gelöst oder doch so weit gelöset als es im [illegible] möglich war. Auch wird bei ihm vorzugsweise Alles auf die Götter bezogen, und es [illegible] mehr eine höhere Leitung, denn ein unerklärliches Schicksal. Doch konnte auch Sophokles keine Tragödie ohne herbe Dissonanzen aufbauen; sie liegen aber nicht in den Thatsachen und Ereignissen, als daß Bezweifeln, Zweifel, Lehre, erklärend oder verhüllend hin-

*) Alceste 968. Herakliden 608, 615. Phönizierinnen 1206. Hippolyt 866. Rasender Herkules 907, 1299, 1337, 312, 348, 732. Elektra 1238, 1163, 1291. Helena 764.

Unbegnügt mit der Volksmythologie, unbegnügt mit ß dichterischer Wahrheit und Ineinanderfügung, ist das emüth des Euripides von den tiefsinnigen Forschun- n der weiter schreitenden Philosophie ergriffen. Neben, er über den hellenischen, vermenschlichten Göttern, fühlt er zeigt sich die Unentbehrlichkeit einer weisen, oder der ruck einer willkürlich allmächtigen Leitung. Sind diese öheren Räthsel einmal zum Bewußtseyn gekommen, so ssen sie sich nicht mehr übersehen, oder von der Hand eisen; es muß (sofern jene oft unlösbar erscheinen) der Boden, es müssen die Grundsätze des menschlichen Han- elns, mit desto größerer Sorgfalt erforscht und desto un- wandelbarer festgestellt werden: — eine Aufgabe, welcher Euripides bei den Verwickelungen seiner Tragödien weder entgehen kann, noch will; ja zu deren Lösung er einige Male mehr Raum verwendet, als dichterisch zu rechtferti- gen ist.

Wenn wir bei ihm keineswegs immer die volle Har- monie eines abgerundeten Kunstwerks (wie im Sophokles) antreffen; so kann man dies doch im eigentlichen Sinne nicht, mit F. Schlegel *), Mangel an Sittlichkeit nennen: es ist vielmehr unästhetisch, als unethisch. Denn es giebt Werke ohne Kunstwerth, bei trefflicher sittlicher Gesinnung; und Werke von großem Kunstwerthe, welche mit Recht und Sittlichkeit in scharfem Widerspruche stehen. Beides gehört freilich in höchster Stelle zueinander, aber es fällt doch nicht ganz zusammen. Eher kann man dem Euri- pides vorwerfen: er gehe nicht selten zu gerade auf das Sittliche los, lehre und predige es an passender und un-

*) Werke IV, 37, 80.

paſſender Stelle; weil ihm das Herz davon voll iſt, weil die theoretiſche Verklärung des Ethiſchen ihm imponirt, und er fühlt daß ſich die damalige Praxis nach der entgegengeſetzten Seite hinbewegt.

Leicht findet jeder die Fehler des Euripides, wo er z. B. ſich zu breit ergeht, von Dingen ſpricht die nicht ganz zur Sache gehören, und Bemerkungen anbringt die der Redende in dem Augenblicke wohl nicht ausgeſprochen hätte, oder die nur von der Oberfläche des Lebens abgeſchöpft ſind. Andere Male dagegen ſtehen dieſe Bemerkungen in merkwürdigem Zuſammenhange mit den damaligen Zeitverhältniſſen, oder ſie ſind für ſich angemeſſen, verſtändig, tiefſinnig, ja weiſſagend und in eine andere Welt hineinführend. So in Calderon's Leben ein Traum, wenn Euripides ſagt:

τις δ' οἶδεν εἰ τὸ ζῆν μὲν ἔστι κατθανεῖν,
το κατθανεῖν δὲ ζῆν? *)

Überhaupt vergißt man kleinere Ausſtellungen obiger Art, über den Reichthum und die Mannigfaltigkeit ſeiner Fabeln, und ſeine außerordentliche Kraft das Gemüth in den tiefſten Tiefen zu ergreifen und bis ins Mark zu erſchüttern. Wenn Ariſtofanes den Leidenſchaften bloßer Sinnlichkeit ſo viel Raum einräumt, mag man es dem Euripides um ſo mehr verſtatten die Leidenſchaften des Gemüths in vollem Umfange zu entwickeln, da dieſe ohne Zweifel ein Hauptbeſtandtheil der tragiſchen Charaktere ſind, und Ariſtoteles den Euripides eben in dieſer Beziehung, den tragiſchſten aller Dichter nennt.

Daß übrigens die Alten den Sophokles und Euri-

*) Platon's Gorgias 492.

pides nicht in einen solchen Gegensatz stellten, als wenn der letzte aller Einheit und Haltung entbehrte und nur im Einzelnen glänzte, geht aus mehren Stellen im Platon hervor. So macht Sokrates im Gorgias *), der Tragödie ganz allgemein den Vorwurf, daß sie hauptsächlich darauf ausgehe Lust zu erregen und den Zuschauern gefällig zu seyn. Er spricht keineswegs den Äschylus und Sophokles frei, um den Euripides einer doppelt zweideutigen und unsittlichen Richtung anzuklagen **). Ferner nennt er die beiden letzten im Phädros nebeneinander und sagt: Wie wenn jemand zum Sophokles, oder Euripides käme, sagend er verstehe über etwas Geringes ganz lange Reden zu sprechen, und auch über etwas Wichtiges ganz kurze, klägliche wenn er wollte, und im Gegentheil wieder furchtbare und drohende und was mehr dergleichen, und sich nun einbildete indem er dies lehrte, die tragische Dichtkunst zu lehren? Phädros. Auch diese o Sokrates, würden glaube ich jeden auslachen welcher glaubte die Tragödie wäre etwas Anderes als eine solche Zusammenstellung dieser einzelnen Stücke, wie sie einander und dem Ganzen angemessen sind.

Diese Stelle giebt mir Veranlassung zu einer, jedoch nicht ganz fremdartigen Abschweifung. Nachdem Sokrates gezeigt hatte daß die Kenntniß einiger Arzneimittel keineswegs hinreicht um ein ächter, wissenschaftlicher Arzt zu seyn, folgt jene Berufung an Sophokles und Euripides als zweites Beispiel, offenbar um in ähnlicher Art das Ungenügende solcher Kenntnisse und Übungen zu er-

*) Gorgias S. 502.

**) Phädros S. 268.

weiſen. Statt deſſen ſagt Phädros in Wahrheit: das lang oder kurz reden u. ſ. w. reiche hin den wahren Dichter zu machen. Iſt denn aber dieſe Beſchreibung der Tragödie und des Dichters genügend? Sollte man nicht den Text vervollſtändigen, oder irgendwie eine Verneinung einſchieben um folgende Erklärung zu erhalten: Sophokles und Euripides würden jeden auslachen, welcher glaubte die Tragödien wären nicht etwas anderes als eine ſolche Zuſammenſtellung dieſer einzelnen Stücke? Iſt ohne dieſe, ohne eine ähnliche den Sinn verdeutlichende Veränderung, das Folgende verſtändlich? Sokrates fährt nämlich fort: Sophokles oder Euripides würden jene Erklärer, oder Berichterſtatter herunterreißen u. ſ. w. Wo war denn aber hierzu Veranlaſſung und Gelegenheit, wenn beide Dichter jene Anſicht genügend gefunden und gebilligt hätten, ſtatt ihr zu widerſprechen und darüber zu lachen?

Gegen dieſe Anſicht iſt bemerkt worden: „Alle Kunſt ſoll ponere totam. Daher iſt ein Arzt, nicht wer einzelne Heilmittel, ſondern wer deren Verhalten zum ganzen Organismus kennt. Eben ſo iſt Tragiker nicht wem einzelne Reden gelingen, ſondern wer ſie zu einem proportionirten Ganzen zuſammenſtellt. Muſiker nicht wer einzelne Töne hervorbringt, ſondern wer Harmonien. Redner nicht wer in einzelnen Wendungen und Vortragsweiſen geſchickt iſt, ſondern wer alle zu einer eindringlichen Rede zuſammenwirkt. Glaubt einer das Gegentheil ſo iſt er im Irthume, ohne doch die Grobheit zu verdienen, zu der Phädros geneigt ſcheint.“ — „Die platoniſche Stelle (ſpricht ein anderer Meiſter) ſagt ſo viel als: Sophokles und Euripides würden lachen, wenn jemand die Tragödie

für eine bloße Sammlung von allerhand langen und kurzen Reden hielt, ohne zu bedenken daß dieselben auch zueinander gehörig passen und ein Ganzes geben müssen."

Diese Erklärungen suchen zu zeigen: daß sich aus der bisherigen Wortstellung bereits der richtige Sinn ergebe, sie legen einen besonderen Nachdruck auf die Schlußworte des Phädros von einer Zusammensetzung der Stücke, wie sie einander und dem Ganzen angemessen sind. Hiemit ist allerdings das Wesen und die Bedingung jedes Kunstwerks im Allgemeinen ausgesprochen; jedoch der eigentliche besondere Inhalt und das Lebensprinzip der Tragödie nicht genau angegeben, und es ließe sich eher ein platonischer Dialog, als ein Trauerspiel nach diesem Recept zusammenkünsteln. Ferner kann man nochmals daran erinnern: daß in allen übrigen, von Platon aufgeführten Beispielen, das Dargebotene immer das Ungenügende ist, bei der Tragödie aber das Genügende wäre. Auch wird der Zweifel verstärkt durch das von Platon in folgenden Worten ausgesprochene, letzte Ergebniß: „So auch würde Sophokles jenem, der sich gegen ihn rühmte, sagen, er habe die Vorkenntnisse zur tragischen Kunst, nicht diese Kunst selbst; und Akumenos der Arzt würde sagen, jener habe die Vorkenntnisse der Heilkunde, nicht die Heilkunde selbst."

Wenn Aristoteles in seiner Poetik (Cap. 6) behauptet: aus bloßem Hinundherreden, Sittensprüchen, Grundsätzen, Gesinnungen, erwachse noch keine Tragödie, sondern die Hauptsache sey Fabel und Handlung; so hat er allerdings Wesen und Inhalt dieser Dichtungsart genauer bezeichnet, als Platon in obiger Stelle, und vielleicht an

eine Berichtigung derſelben gedacht. Doch hatte Platon gar nicht die Abſicht die Sache hier genau und erſchöpfend zu behandeln; und anſtatt an ſeinen Worten zu kritteln, iſt es beſſer ſie nach dem Vorgange der Meiſter günſtig, utiliter auszulegen.

In meiner Abhandlung über die Poetik des Ariſtoteles habe ich darzuthun geſucht, wie deſſen Definition zu verſtehen ſey und behauptet: daß Göthe's ganz abweichende Erklärung, mit den Worten des Philoſophen unvereinbar ſey, ſo geiſtreich und inhaltsreich ſie auch ſonſt erſcheinen möge. Göthe *) ſchreibt hierauf an Zelter: „ich muß bei meiner Überzeugung bleiben, weil ich die Folgen die mir daraus geworden, nicht entbehren kann." — Zelter (der gar kein Griechiſch verſtand und nicht einmal wußte was Byzanz für ein Ding ſey) fügt hinzu: „Ariſtoteles iſt im Ganzen ſo deutlich, daß es unmöglich ſcheint ihn nicht zu verſtehen. Ich denke mir ihn vollkommen muſikaliſch." Die letzten Worte ſollen wohl imponiren; ſchwerlich aber hätte Zelter nachweiſen können, ob und was er ſich an dieſer Stelle dabei gedacht habe. Sein halb ſcherzhafter Bericht, wie ich gleichſam meine ganze Beweisführung zurückgenommen habe, iſt in keiner Weiſe der Wahrheit gemäß. Ich erklärte vielmehr: die Art wie Göthe meine ariſtoteliſirende Betrachtung ſeiner Werke aufgenommen habe, mache mir Freude; auch fände ich es natürlich genug, daß er ſich von einer für ihn brauchbaren Erklärung nicht losſagen wolle. Da er aber durchaus nicht erwieſen habe, daß Ariſtoteles hiemit übereinſtimme, müßte ich in dieſer Beziehung bei meiner früheren Anſicht verharren. —

*) Briefwechſel V, 355, 367, 371, 381.

An einer anderen Stelle kommt die Wahrheit unſeres Geſprächs mehr zum Vorſchein, wo Zelter ſagt: „Trügen wir unſere Überzeugung auch nur in den Ariſtoteles hinein, ſo hätten wir ſchon Recht; denn ſie wäre ja auch ohne ihn vollkommen richtig und probat: wer die Stelle anders auslegt, mag ſichs haben.“

Ich erwähne beiläufig noch einen anderen Punkt. Friedrich Schlegel ſagt*): Ariſtoteles habe Epos und Tragödie zuſammengeworfen, und ſey auf Jahrtauſende hinaus die Quelle aller dahin gehörigen, grundverkehrten Mißverſtändniſſe geworden. — Der Unſchuldige muß viel leiden! Wenn Ariſtoteles den inneren und äußeren Gegenſatz des Epos und der Tragödie auch nicht vollſtändig entwickelte, ſo hat er doch die weſentlichſte Verſchiedenheit ausgeſprochen, indem er das Erzählen, dem Dialoge und dem ſichtlichen Handeln gegenüberſtellte. Und wenn er auch mit Recht behauptet: daß gewiſſe äußere Mittel für beide Dichtungsarten dieſelben ſind, wußte er doch daß der Hexameter für die Tragödie nicht paßt, und dieſe einen ganz anderen Plan haben müſſe, als das Epos.

Doch ich kehre zu meinem Hauptgegenſtande zurück. Man hat glänzende Schilderungen der Zeiten des Äſchylus und Sophokles entworfen, die Zeit des Euripides aber als eine unſittliche, grundverderbte dargeſtellt. Nun ſtarben aber Sophokles und Euripides in demſelben Jahre und ſind im Weſentlichen Zeitgenoſſen, ſo daß ihre Verſchiedenheit nicht auf verſchiedenen äußeren Verhältniſſen beruht, und eben ſo wenig die Vollkommenheit, oder Aus-

*) Poetik c. 3, 18. Schlegel's Werke III, 103.

artung dieser Verhältnisse hauptsächlich von ihnen abzuleiten ist. Ihr Leben fiel gleichmäßig in die Zeit der höchsten Ausbildung und der stark hervortretenden Ausartung von Athen. Daß jene den beiden Dichtern sehr vortheilhaft gewesen ist, hat keiner bestritten, daß diese auch den Sophokles ergriffen, niemand behauptet. Desto heftiger ist Euripides angeklagt worden als ein Mitangesteckter, ja als ein Hauptbeförderer der Ausartung und Unsittlichkeit. Ich muß dieser Ansicht nochmals aus mehren Gründen widersprechen. Zuvörderst war keineswegs Alles und Jedes seit den Perserkriegen, oder seit Solon rückwärts gegangen und ausgeartet. Aus der Zeit wo man fast bewußtlos, durch Antrieb der Natur, das Rechte und Würdige ergriff, war man allerdings hinübergegangen in die Zeit der Gegensätze, des gespaltenen Bewußtseyns, und einer Trennung des Glaubens, Wissens und Handelns. Diese Gegensätze sind jedoch schon im Äschylus deutlich ausgesprochen: er bekämpfte oder ertrug sie, oder ward ihrer Herr mit erhabener Seele. Spätere Zeiten forderten und förderten ganz natürlich eine andere Lösung, die mit dem Sinne und den Sitten der Ausartenden und Hinabsinkenden freilich im Widerspruche stand, aber keineswegs immer die schlechtere, sondern auch nicht selten die höhere und tiefsinnigere war.

Gewiß ist es irrig den Euripides als bloßen Sophisten und esprit fort zu bezeichnen. In der allmähligen Veränderung und Umgestaltung der ethischen Ansichten (von Anaxagoras, bis Platon und Aristoteles) lag auch ein Fortschritt; und die ächte Sittlichkeit fast allein in der Zeit des Agamemnon, des Ödipus und ihrer Familien zu suchen und zu finden, wäre nicht viel an-

ders, als ſie in die Zeiten der Merovinger, der Brunehilde und Fredegunde verlegen.

Die Gottheit (ſagte Solon *), der Weiſeſte ſeiner Zeit zu Krösus) iſt neidiſch und Verwirrung erregend, oder wie man ταραχώδες überſetzen will. Sokrates ſagt hingegen **): kein Gott iſt jemals Menſchen mißgünſtig. Er iſt niemals auf keine Weiſe ungerecht, ſondern im höchſten Sinne vollkommen gerecht, und nichts iſt ihm ähnlicher, als wer unter uns ebenfalls der Gerechteſte iſt. — Ließe ſich nun nicht aus der Zuſammenſtellung und Betrachtung dieſer früheren und ſpäteren Ausſprüche folgern: die jüngere Tragödie müſſe viel großartiger, oder doch frömmer und ſittlicher ſeyn, als die ältere? Ließe ſich dies nicht um ſo mehr folgern, da Euripides keineswegs ein Verehrer der Sophiſten, ſondern des Sokrates war, und von ihm und Platon geehrt ward? Wie aber auch ſein Verhältniß zur eigentlich wiſſenſchaftlichen Philoſophie ſey, gewiß bekämpft er an ſehr vielen Stellen die verderblichen Richtungen ſeiner Zeit, anſtatt ihnen zu ſchmeicheln. Er klagt z. B.:

Keine göttliche Gränze trennt
Edle jetzt von Entarteten;
Wüſt umkreiſend vermehrt das Leben
Bloß nichtige Schätze ***).

Nur darf man nicht, verkehrter Weiſe, einzelne, dem Charakter der redenden Perſonen angemeſſene Sprüche,

---

*) Herodot I, 32.

**) Platon's Theätet 151, 126, 176.

***) Der raſende Herkules 665.

ihm zur Laſt ſchreiben. Muß ſich doch ſelbſt der Chor (welcher angeblich das Allgemeine und allgemein Gültige ausſpricht) nach Maßgabe ſeiner Natur und Stellung verſchieden äußern. In obigem Sinne ſagt Valckenaer *) vom Euripides: Gravissima religionis capita frequenter attigit. Osor formidolosae superstitionis, quae cives etiam atticos agitabat, de uno Deo universi conditore, de provida divinae mentis circa res humanas cura, de virtutis amore, de anima post funera superstite, de certo scelerum vindice, de proemiis piorum, de rebus divinis in universum sic sensit, ut solus ille poetarum sapuisse dignusque Socratis consortio fuerit visus Christianorum veterum eruditissimo Clementi Alexandrino.

Dem Allem widerſpricht A. W. Schlegel **) indem er ſchreibt: „Ariſtofanes hat mit unergründlichem Verſtande Alles erſchöpft, was ſich über die tiefe Verderbniß und innere Jämmerlichkeit des Euripides, ſowie über den Verfall der Kunſt durch ihn ſagen läßt.“ — Wenn man jedoch darüber einig iſt, daß der komiſche Dichter in ſeinen Wolken nur ein karikirtes Bild des Sokrates gezeichnet hat, warum ſoll dies hinſichtlich des Euripides nicht auch der Fall ſeyn? Vielmehr tritt die Karikatur hier noch deutlicher und ſchroffer heraus, als dort. Überall bewegt ſich indeſſen Ariſtofanes auf dem Boden dichteriſcher Heiterkeit und glänzenden Übermuths; er weiß die einzelnen, aus dem Zuſammenhange geriſſenen Beiſpiele zu einem ergötzlichen, hellen Spiele zu vereinen. Manche

*) Diatribe, praefatio.

**) Kritiſche Schriften II, 138.

der neusten Erklärer drehen und pressen dagegen so lange an diesen kühnen Scherzen, bis ihnen nur ein caput mortuum allgemeiner Reflexion und sogenannter Wahrheit übrig bleibt. Ja es verflog der Spiritus, das Phlegma ist geblieben. — Und das Alles geschieht zu derselben Zeit, wo man lächerlicher Weise den Aristofanes, als einen Propheten der höchsten, reinsten Sittenlehre anpreiset *). Wollte man statt dessen jene einseitige, abgünstige Weise heraus und hinein zu erklären, auf den Aristofanes anwenden, so bestände sein Wesen in bloßem, platten Skandale, und ein Tertianer könnte die tiefe Verderbniß und innere Jämmerlichkeit des Calderon erweisen. Dessen Prologe vor und in den Stücken, willkürliche Plane und Lösungen, Dei ex machina, lange Reden, künstliche Debatten, entbehrliche Abschweifungen, einseitige Grundsätze, abergläubige Lehren, lächerliche Spitzfindigkeiten, Alles weit über das am Euripides Getadelte hinausgehend; — was bliebe an dem hochgepriesenen Spanier übrig, wenn man jenes kritische Maß, und nur dasselbe bei ihm anlegte?

Nach den Äußerungen mancher Beurtheiler sollte man glauben, Euripides sey Kotzebue der erste, ja noch viel weniger als dieser. Wäre Kotzebue im Stande gewesen, auch nur eine Scene von solcher dichterischen Kraft und Lebendigkeit zu schreiben, wie der Tod des Pentheus in den Bacchantinnen, der Polyxena in der Hekuba, oder das Heldenlied der Kassandra in den Trojanerinnen; alle seine Widersacher müßten den Hut vor ihm abziehen und

*) Oder viele, zugleich ekelhafte und sittenlose Erzeugnisse der neusten französischen Bühne bewundert.

das Gewehr strecken. Wenn Euripides ein so verderbter, jämmerlicher Dichter ist, woher kommt es denn daß andere gerühmte Dichter noch nach 2000 Jahren seine Tragödien bearbeiteten und umarbeiteten, sie aber fast ohne Ausnahme verschlechterten und nicht verbesserten? Oder glaubt man die Trauerspiele Agathon's und anderer verlorenen Dichter, hätten denen des Sophokles näher gestanden, als die des Euripides? Vielmehr dürfte dieser in Achtung steigen und obsiegen, wenn man ihn mit jenen vergleichen könnte.

Euripides hat seine Wahl in Hinsicht der tragischen Stoffe auf nichts Geringeres gerichtet als Äschylus und Sophokles, und wenn er einzelne Charaktere (z. B. den Menelaos) minder großartig und mehr der neuern, zum Theil sehr wohl begründeten Ansicht gemäß darstellt, oder sich einen Anklang humoristischen Scherzes (z. B. beim Herkules in der Alceste) erlaubt; so entging er wenigstens dem Da capo einer angekünstelten Erhabenheit. Die Tragödie konnte (so erforderten es Zeiten und Personen) nicht auf derselben Stelle verharren; will man aber den Euripides ob seines Verfahrens kurzweg verdammen und den Fortschritt leugnen, welchen es in anderer Beziehung in sich schließt; so müßte diese Verurtheilung noch mehr den Menander treffen, welcher von der überkühnen alten Komödie fast nichts übrig ließ, sondern dieselbe bei ehrlichen Bürgersleuten unterbrachte, damit sie zahm werde und sich bessere.

Nur ein einziges Mal hat Euripides, in der Elektra, einen bloßen Landmann auftreten lassen, und ist wegen dieses Herabsteigens vom hohen Kothurn hinreichend verspottet worden. Was aber von einer Seite als ein Herab-

ſinken der Poeſie erſcheint, ſchließt diesmal auf der anderen eine dichteriſche Kühnheit in ſich. Ein Prinz mehr oder weniger auf der tragiſchen Bühne, hätte uns wenig Neues und Merkwürdiges ſagen und lehren können; jener edel gehaltene Landmann läßt uns dagegen einen Blick in eine andere, bisher ganz vernachläſſigte Welt thun, zeigt eine in der Natur begründete Ebenbürtigkeit und zugleich, mit großem Gewichte, das Trennende der Geburt und der bürgerlichen Einrichtungen. So wie Servius Tullius und Solon durch ihre Klaſſeneintheilungen, Hohes und Niederes in eine neue vermittelnde Bewegung ſetzten; ſo hat Euripides hier auf künſtleriſchem Boden eine neue Vermittelung mehr als angedeutet.

An ſich ſind die Perſonen in den Trauerſpielen der drei großen Dichter nicht höher oder niedriger, vornehmer oder geringer; die Verſchiedenheit entſteht alſo aus der Behandlungsweiſe. Daß Euripides überall die Wendung in das Gemeine, Ordinaire vorziehe, iſt kurzweg nicht wahr; ich darf beiſpielsweiſe nur an Hippolyt's edlen Sinn, an den großartigen Entſchluß der Iphigenia, Makaria und Polyxena, an die Würde des Theſeus, an die Weiſſagungen der Kaſſandra erinnern, welche an Erhabenheit und Tiefe ſelbſt den äſchyleiſchen auf keine Weiſe nachſtehen. Sogar Lyſſa zeigt ſich im raſenden Herkules edel geſinnt, bevor ſie den unabweisbaren Befehl vollzieht.

Allerdings läßt Euripides bisweilen ſeinem großen rhetoriſchen Talente zu freien, jedoch minder freien Lauf als Calderon, Alfieri, viele Franzoſen und einige Deutſche; nicht ſelten mag indeſſen der, ſchon von Ariſtoteles angegebene Grund (Poetik c. 9) mitgewirkt haben: daß die Schauſpieler (von denen gutentheils der Erfolg abhing)

lange Prachtreden und Scenen vom Dichter forderten. Dem verweichlichten Geſchmacke, welcher keinen tragiſchen ergreifenden Ausgang wollte (wie man, in unſeren Tagen, wohl Hamlet und Lear umänderte) trat Euripides, was Ariſtoteles lobend bemerkt (Poetik c. 13), mit Nachdruck entgegen. Des Philoſophen Tadel: daß er Manches nicht ſo gut ordne, bezog ſich auf dichteriſche Anordnung, Harmonie und gleiche Haltung, nicht aber auf geringe Geſinnung und anbrüchige Sittlichkeit.

Sophokles iſt ein Dichter von abgeſchloſſener, unbedingter Vortrefflichkeit, der Dichter ſeiner herrlichen Zeit. Euripides hingehen verſchmäht oft die bisher anerkannten Regeln und eine gleichartige Abrundung; denn er vertraut man werde ihn gern in neue Bahnen, in ungekannte Gegenden folgen, und um dieſer Entdeckungen in der dichteriſchen Gemüthswelt willen, es mit einzelnen Irrthümern und Mängeln nicht ſo genau nehmen. Er iſt nicht bloß ein Dichter ſeiner Zeit, ſondern auch der Zukunft. Daher blieb die hohe Vollendung des Sophokles allen ſpätern Dichtern ein noli me tangere, während ſo viele ſich dem Euripides anſchloſſen, ohne ihn je zu erreichen. Ein Glück daß dieſer ſeine Natur nicht verleugnete, ſeinen Nebenbuhlern nicht nachtreten, ſie nicht überbieten wollte: ein Original ſeiner Art iſt beſſer, als irgend eine Copie des Äſchylus, oder Sophokles.

Jeder von dieſen Meiſtern (ich ſchließe wie ich begann) hat ſeine eigene Natur, ſein eigenes Maß, ſeinen eigenen Werth, und Vorliebe für den Einen, oder den anderen nach Verſchiedenheit des Standpunktes und der Perſönlichkeit, iſt ſehr natürlich. Sie ſoll aber nicht zu Unbilligkeit und Mißdeutung verleiten, und ob der un-

leugbaren, leicht erkannten Fehler des Euripides willen, seine außerordentlichen Verdienste verkennen lassen. Mit Recht sagt Quintilian (X, 1, 26,) Modeste et circumspecto judicio de tantis viris pronunciandum est, ne, quod plerisque accidit, damnent quae non intelligunt. Ac si necesse est in alteram errare partem, omnia eorum legentibus placere, quam multa displicere, maluerim. Während einige Hyperkritiker aus einzelnen Mängeln, oder gar aus einzelnen bei Aristofanes aufbewahrten Versen, die allgemeine Stümperei, Plattheit und Dummheit des Euripides herausconstruiren, sagt Göthe *) in Bezug auf die Bruchstücke des Phaeton: „ich glaube hier eine der herrlichsten Produktionen des großen Tragikers vor mir zu sehen, wir müssen ehrfurchtsvoll an so köstliche Reliquien herantreten." — Er schreibt nach wiederholtem Lesen des Dichters **): „Des Euripides großes und einziges Talent erregte zwar, wie sonst, meine Bewunderung, doch was mir diesmal hauptsächlich hervortrat, war: das so gränzenlose, als kräftige Element, worauf er sich bewegt. Auf den Localitäten und auf deren uralten, mythologischen Legenden-Masse schifft und schwimmt er, wie eine Stückkugel auf einer Quecksilbersee, und kann nicht untertauchen wenn er auch wollte. Alles ist ihm zur Hand: Stoff, Gehalt, Bezüge, Verhältnisse; er darf nur zugreifen, um seine Gegenstände

*) Göthe's Werke XLVI. 39, 49. Noch stärker spricht er sich gegen manche Tadler des Euripides aus in Eckermann's Gesprächen II, 269.

**) Göthe's und Zelter's Briefwechsel VI, 343.

und Perſonen in den einfachſten Verlauf vorzuführen, oder die verwickeltſten Verſchränkungen noch mehr zu verwirren; dann zuletzt nach Maßgabe, aber doch durchaus zu unſerer Befriedigung, den Knoten entweder aufzulöſen oder zu zerhauen."

Endlich ſchreibt mir Ludwig Tieck, nachdem ich ihm vorſtehenden Aufſatz mitgetheilt hatte:

„Ja, mein Freund, es iſt wahr daß es zu meinen Vorſätzen gehört, einmal meine Meinung über die herrlichen Werke des Euripides auszuſprechen. In früher Zeit, als ich noch keinen Sinn für Äſchylus und Sophokles hatte, war es mir vergönnt, mich an den Gedichten des Euripides entzücken zu können. — Sie erinnern ſich meiner Freude über Ihren herrlichen und auch damals ſchon ketzeriſchen Aufſatz über den großen Dichter in Ihren Vorleſungen über die alte Geſchichte. Nur ſchienen Sie mir noch zu wenig zu ſagen, und ſo möchte ich Ihrer neueren mir mitgetheilten Darſtellung von meinem Standpunkte aus noch mancherlei lobend hinzufügen.

Warum denn nur nach Sophokles den jüngern Dichter meſſen? Dieſer vollendete Künſtler zeigt uns nur eine Form: in dieſer iſt er groß und unnachahmlich. Ob er ſie in allen Werken beibehalten? die wenigen überbliebenen können uns darüber nicht belehren. Die Schauſpiele des Äſchylus ſind in der Form mannigfaltig, ein jedes iſt anders komponirt und aufgefaßt. So auch Euripides, die faſt dreimal größere Anzahl ſeiner Tragödien belehrt uns über ſein Weſen, ſeine Abſicht und Kunſt vollſtändiger. Indem er neue Formen ſucht, die Tragödie dem Zuſchauenden menſchlich näher rückt, ein neues Element erſtrebt und es oft findet, anticipirt er gleichſam die

kunft und nähert ſich mehr wie einmal jener ſchwärmen-
, farbigen Poeſie der Neuern, die wir dem Sophokles,
chylus und den Römern gegenüber die romantiſche ge-
nnt haben. Ich meine, wenn der Fühlende, für Dicht-
nſt Begabte ſich ohne Vorurtheil oder Pedanterie un-
fangen den großen Erſcheinungen hingibt, ſo ſteht Euri-
des unſerer Gefühlsweiſe näher und iſt uns verſtändli-
er, als ſeine beiden großen Kampfgenoſſen. Wenn ich
ine Gedichte wie von dem Morgenroth einer ahndungs-
ollen Romantik übergoſſen nennen möchte, ſo denke ich
orzüglich an die wunderſame Helena, die erhabenen
Bacchen, die tief rührende und faſt humoriſtiſche Alceſte,
den groß poetiſchen Hippolyt, deſſen Schluß mit dem
Hauche der Göttlichkeit himmliſch umweht iſt, den azur-
blauen hellen Anfang des Jon — welche Tragödie die
Trojanerinnen, Hekuba, der raſende Herkules! — Wie
ſeltſam von Waldgefühl und Einſamkeit erfriſcht Iphi-
genia in Taurien und Elektra! — Wie kindlich, hell,
erhaben Iphigenia in Aulis! — Wie ungeheuer die Phö-
niſſen?

War ich ſo glücklich, mich ſchon als Jüngling an
dieſen mächtigen und tiefſinnigen Werken begeiſtern zu
können, ſo iſt bei zunehmendem Alter meine Bewunde-
rung des großen Meiſters immer nur geſtiegen. Verſetze
ich mich in ſeine Zeit und Umgebung, ſo fällt auch faſt
jeden Tadel weg, den Philologen und Aeſthetiker gegen
ihn haben ausſprechen wollen. Unſere Kritik, die an
neuern großen Dichtern Reflexion und Rhetorik ſo oft
über die Gebühr bewundert, ſollte den großen Alten nicht
darüber hofmeiſtern, wenn er dieſem Gelüſte oft folgt.

Iſt freilich der Äſchylus für meinen Liebling zu

gut und zu poetiſch, und muß ihn die höhere Kritik deswegen dem Sophokles zuſchreiben, ſo iſt Alles, was ich geſagt, Geſchwätz, und Alles was ich im Euripides glaube gelernt zu haben, inhaltleere Thorheit: denn ich habe in dieſem jetzt ſo oft geprieſenen Dichtwerk immer nur ein Exercitium ſpäterer Zeit ſehen können.

Kann unſer Dichter nun, neben ſeiner Größe, tragiſchen Kraft und klaſſiſchen Vollendung noch auf Humor, romantiſche Malerei und Süßigkeit, auf Entdeckung und Ausführung von poetiſchen Schönheiten Anſpruch machen, die den hochgebildeten Griechen bis dahin fremd waren und doch ſogleich mit Freude von ihnen aufgenommen wurden, ſo iſt eine Charakteriſtik dieſes mächtigen Dichters keine leichte Aufgabe. Die Alceſte, wo ſich die Tragödie faſt mit der Komödie vermählt, kann ich bewundern; aber ſchwer iſt es, von dieſer Erſcheinung das Richtige auszuſagen, denn was der Dichter hier gewagt, iſt vielleicht noch mehr als Shakſpeare unternahm, der niemals ſeine ächte Tragödie auf dieſe Weiſe mit dem Humor vereinigte.

Andeutungen, wie Sie ſehn, lieber, treuer Freund, die ſich in einem Briefe nicht ausführen laſſen. Vielleicht wird mir der Tag von den Muſen gegönnt, dieſe Phantaſien der Kritik niederzuſchreiben. Göthe wie Hermann konnten auch, jener als Jüngling, dieſer als Greis, ihre Bewunderung des Dichters und ſeiner Alceſte nur andeuten. Aber meine erlebten Entzückungen, die ſeit funfzig Jahren wiederkehren, wird mir keine moderne Kritik wegdisputiren können."

III.

Ueber die

Epochen der Geschichtschreibung und ihr Verhältniß zur Poesie.

Eine Skizze

von

Johann Wilhelm Loebell.

An Ludwig Tieck.

Schon längst, mein theuerster Freund, hätte ich Ihnen für die schöne Gabe, mit welcher Sie vor zwölf Jahren unserer Freundschaft ein öffentliches Denkmal gesetzt, ein Gegengeschenk, so gut ich es vermag, machen sollen. Lassen Sie es sich gefallen, jetzt endlich vor dieser Kleinigkeit angeredet zu werden. So weit die Ausführung auch hinter hochfliegenden Plänen zurückbleibt, die ich darüber vor Jahren entworfen, darf sich die Abhandlung doch des Gegenstandes wegen an Sie wenden, da Sie, unter Wenigen ein Meister auf dem Felde des darin besprochenen Zusammenhangs, in seine Tiefen eingedrungen sind, und die herrlichsten Gestalten daraus hervorgezaubert haben. Wie Manches habe ich hier von Ihnen gelernt! Und wie Vieles auch sonst auf angränzenden Gebieten, nicht bloß aus Ihren gedruckten Werken, sondern auch aus den über Alles anre-

genden Gesprächen, die mir Ihre Freundschaft, welche ich zum schönsten Schmucke meines Lebens rechne, in reichem Maße gegönnt hat. In diesem Bewußtsein kann ich der schönen Erfüllung Ihrer damaligen Prophezeiung, „daß die Kraft der Gesinnung uns immer verbinden wird, ohne daß Mißverständnisse, wie sie bei vielen Menschen oft aus Leidenschaft, Eitelkeit oder Verblendung entstehen, uns jemals trennen oder irren können," nur mit der freudigsten Bewegung gedenken.

Bonn, den 25. Juni 1840.

Johann Wilhelm Loebell.

Jede hiſtoriſche Darſtellung höherer Art, diejenige nämlich, welche mit den Sachen auch den Geiſt zeigt, der in ihnen lebt, enthält außer der Abſchilderung der reinen Wirklichkeit auch ein Element, welches man ein ideales nennen kann, ich lieber und wie ich glaube bezeichnender ein poetiſches nenne, weil es ſich ſowohl in der Betrachtung und Bildung des Stoffs als in der Form der Rede der Art des Poeten nähert. Beide Elemente bedingen einander, und ſchlagen ihre Wurzeln in einander; die Geſchichte, wie ſehr ſie auch ſtrebt, die Wirklichkeit unvermiſcht wiederzugeben, muß von der Poeſie, in dem angegebenen, unten näher zu erörternden Sinne, durchzogen werden, ſo wie umgekehrt die Poeſie des Bodens der Wirklichkeit, welcher in der Geſchichte enthalten iſt, bedarf, ja ſo in ihm wurzeln kann, daß ſie die Stelle der Geſchichte vertritt. Und es wird dieſe Stellvertretung bei vielen Völkern, vermöge des in ihrer Jugendzeit vorzüglich herrſchenden poetiſchen Sinnes, der eigentlichen geſchichtlichen Darſtellung ſogar vorangehen.

Es bedarf daher der Satz, daß die Hiſtoriographie in annaliſtiſchen Anzeichnungen über merkwürdige Vor-

fälle ihren Anfang genommen hat, der Beſchränkung auf die Erſcheinung der proſaiſchen Form derſelben, um richtig zu bleiben; wenn damit aber etwa die Quelle der Geſchichte als einer Richtung und eines Bedürfniſſes des menſchlichen Geiſtes in der Dürftigkeit der älteſten Chronik aufgedeckt ſein ſoll, wird er völlig irrig. Die Chronik kann mit dem Gerippe der Geſchichte verglichen werden, aber die Vorausſetzung, daß das Gerippe früher da war, als der übrige Leib, würde eine ſehr trügeriſche ſein. In den Thieren ſind es die Knochen, die den Umriß des Ganzen geben, an die ſich die weichen Theile, in denen Leben und Bewegung wohnen, anſchließen. Bildet darum aber etwa die Natur im Embryo die Knochen früher als das Herz, den pulſirenden Mittelpunkt des Lebens?

Der Analogie der Natur folgen die großen Erſcheinungen auf dem Gebiete der geiſtigen Cultur, die nicht Producte des berechnenden Verſtandes ſind, ſondern Befriedigung tiefer Bedürfniſſe des menſchlichen Geiſtes und Herzens, denen das ſchaffende Talent entgegenkommt. Wo ſie hervortreten, enthalten ſie noch nicht die Fülle des Lebens, aber die Keime dieſer Fülle, nicht trockne, vom warmen Leben getrennte Umriſſe, in die es erſt gegoſſen werden ſoll.

Es iſt oft geſagt worden, daß die Geſchichte von der Poeſie ausgegangen iſt. Für die Griechen hat es namentlich Heyne gezeigt und Creuzer weiter entwickelt. Doch wird es bei einem Verſuche, den Zuſammenhang, der zwiſchen Geſchichte und Poeſie auch in der weitern Entwicklung blieb, nachzuweiſen, nicht unzweckmäßig ſein, auf dieſen Ausgangspunkt zurückzukommen und an ihn anzuknüpfen.

Mythisch-epische Periode.

Zeitalter, in welchen der erfindende und berechnende
erstand die vollkommene Herrschaft über den die Be-
hungen der Menschen zu einander durchdringenden In-
nct ausübt, achten Gegenwart und Vergangenheit ge-
ng gegen die Zukunft. Von dieser erwarten sie eine
och nie dagewesene Höhe der socialen Verhältnisse und
ie erwünschteste Behaglichkeit des Daseins. Ganz anders
ie Zeiten der Jugend des Geschlechts, wo die Noth des
ebens noch nicht so überhand genommen hat, um den
Menschen zu rastlosem Streben und Ringen zu treiben.
Mit Freude und Dankbarkeit hängt er an der Natur,
in allen Verhältnissen, unter denen er geboren und auf-
rzogen ist; dem positiven Boden des Daseins, in den
r hineingewachsen ist, der ihn liebend umfaßt und hegt,
glaubt er Alles schuldig zu sein. Autorität, Lehre, alte
Satzung sind die Leiter und Führer seines Lebens, dank-
bar blickt er zu den Vätern empor, die sie bewahrt, und
was sie selber von den Ahnen empfingen, treu überliefert
haben. So werden die Wurzeln aller Größe und Höhe
des menschlichen Daseins in der Vergangenheit gesucht.
Aus ihr stammt das Gute, das Heilige. Die Anfänge
des Geschlechts sind die begünstigteste, die glücklichste Pe-
riode, da würdigte Gott die Menschen mit ihnen in un-
mittelbare Verbindung zu treten, mit ihnen von Ange-
sicht zu Angesicht zu reden, ja die Götter vermischten sich
mit den Menschen und erzeugten die Heldengeschlechter,
die vermöge dieses Götterblutes allein würdig blieben, über
die Anderen zu herrschen. Von jenem goldnen Alter an
haben sich in abnehmender Stufenfolge die Zeiten verschlim-

mert, das Beſte, deſſen ſie ſich rühmen können, iſt ein Abglanz jener immer mehr erblaſſenden Herrlichkeit.

Wohnt nun das Erhabenſte und Theuerſte in der Vergangenheit, ſtammen aus ihr ſelbſt die Lehre und Ueberzeugung, welche den Menſchen über das irdiſche Daſein erheben und ihm ein höheres eröffnen: ſo wird es auch keine Kunde geben, die wiſſenswürdiger, anziehender, ein allgemeiner empfundenes Bedürfniß iſt, als die von der Vergangenheit, d. i. als die Geſchichte. Aber von welcher Art wird dieſe Geſchichte ſein? Wird ſie in der lebloſen Notiz über den Tod eines Königs, die Erhebung eines Oberprieſters beſtehen können? Wie vermöchte eine ſolche jenes Bedürfniß nur irgend zu befriedigen! Wird es eine Geſchichte ſein können nach unſerer Art, welche die Wirklichkeit nach allen ihren kleinen Zufälligkeiten, nach allen ihren Verwickelungen und Zerſplitterungen reproducirt? Selbſt wenn jene Zeiten ſolcher Darſtellungen fähig wären, würden ſie ſie verſchmähen, denn die Sehnſucht, die ſie zu der Vergangenheit treibt, würde hier eben ſo wenig geſtillt werden. Die Menſchen würden hier nur die Noth und die Sorge des Lebens, ſeinen ſich in dem Gewebe von tauſend unaufhörlich zerreißenden und wieder anzuknüpfenden Fäden langſam und mühevoll fortwindenden Gang wiederfinden, nicht die Fülle der Erſcheinung, die ſie anzuſchauen und zu umfaſſen ſtreben. Es wird alſo eine Geſchichte ſein, die von dem Verwickelten auf das [illegible]fache, von dem Zufälligen auf das als nothwendig [illegible]ffene, von dem in weiter Ausbreitung Zerſtreuten auf Gedrängte und Zuſammengefaßte zu kommen ſucht, auch von dem geſtaltloſen Begriffe auf das Fleiſch [illegible]nd Bein der Perſönlichkeit.

Die geistige Thätigkeit, die eine solche Geschichte bildet, wird demnach zunächst eine die Wirklichkeit contrahirende, eine abkürzende sein. Sie stellt eine Reihe von Handlungen in einer einzigen Begebenheit, in der ihr Charakter vorzüglich lebendig heraustritt, dar; in dem Stammvater erscheint zugleich der ganze Stamm, in dem Helden zugleich das Heer, das er führt, die innerhalb eines einzigen Moments zauberhaft wirkende Göttermacht faßt die allmählich schaffenden Kräfte der Natur und des menschlichen Geistes zusammen, wie eine nur in der Mitte einer geistigen Bewegung stehende, ja vielleicht in der Wirklichkeit nie vorhanden gewesene Persönlichkeit die Resultate der einen ganzen Staat erfüllenden, über eine Reihe von Menschenaltern verbreiteten schaffenden Thätigkeit. Was aber von der Anschaulichkeit des lebendigen Daseins bei dieser Operation des Concentrirens verloren geht, ersetzt die entgegengesetzte, aber mit ihr auf ein Ziel hinstrebende Thätigkeit des Ausdehnens und Erweiterns. Die schaffende Phantasie umgiebt den allzu unscheinbar gewordenen Kern mit neuer Fülle; was in dem zu allgemein und leer gewordenen Umriß den Sinnen die reiche Gliederung des Lebens nicht mehr zeigt, malt sie aus, frei, aber nicht willkürlich, und nach dem Gesetze innerer Uebereinstimmung, ähnlich der Natur, in deren Bildungen jeder einzelne Theil dem Ganzen, zu dem er gehört, genau entspricht. Mit einem Worte, es wird diese Geschichte eine mythische sein, da eben in diesem wechselnden Contrahiren und Expandiren das Wesen und die Eigenthümlichkeit der mythischen Geschichte gegenüber der wirklichen besteht. Denn was das idealisirende Element, die Verherrlichung des Helden über die schon von ihm gefaßte

Vorstellung hinaus, welche man der Mythenbildung unterzulegen pflegt, betrifft; so ist diese im ächten Mythus nie eine absichtlich gesuchte, sie findet sich nur von selbst durch die in der zusammenziehenden Thätigkeit liegende Abstreifung des Zufälligen und Zurückschiebung des Unvollkommnen, um den Kern desto reiner schauen zu lassen. Uebrigens kommt der objective Inhalt der Geschichte jener Zeiten der mythischen Auffassung entgegen, da in den einfacheren und naturgemäßeren Zuständen und in der ihnen entsprechenden Handlungs- und Denkweise sich auch die Umrisse der Begebenheiten einfacher und übersichtlicher gestalten, und großartige Persönlichkeiten von selbst mehr hervorragen.

So lange nun die Thätigkeit, welche den Mythus erzeugt, eine wahrhaft lebendige ist, aus der innern Beschaffenheit der Zeit ohne bewußte Absicht mit Nothwendigkeit entspringt, wird die Darstellung desselben von selbst Poesie; in so fern er die Erzählung von Begebenheiten enthält, epische Poesie; weil in jener Jugendperiode der Völker jede Rede, die sich über das gemeine und alltägliche Leben erhebt, sich zur Poesie gestaltet, und das mythische Element und das poetische in der engsten Verwandtschaft stehen. Doch müssen wir allerdings die einfachere Gestalt der Sage, die auch schon poetischer Natur ist, von der sich weiter entwickelnden Poesie unterscheiden, welche, ohne jene innere Gesetzmäßigkeit zu verlassen, doch freier spielt und das Gewebe immer größer, reicher und bunter macht.

Kein Volk hat Gedichte, die uns diese Poesie und ihre Auffassungsweise in einer edlern und ausgebildetern Gestalt und auf einer höhern Stufe zeigen, als die home-

rischen. Die Frage nach der Art des historischen Bedürfnisses jener Bildungsperiode und ihrer Befriedigung kann nicht besser beantwortet werden als durch die Hinweisung auf diese ewigen Werke. Die historische Wahrheit der Begebenheiten, die ihnen zum Grunde liegt, wird sich in wenigen Zeilen niederschreiben lassen, aber die Größe und Bedeutung, das Verhängnißvolle aller dieser Thaten und Leiden, die Gemüthsart und die Leidenschaften der Helden, von denen die beiden hervorragendsten, der zornentbrannt und mit gewaltiger Kraft anstürmende und der listenersinnende die beiden Seiten des hellenischen Nationalcharakters auf das anschaulichste und lebendigste repräsentiren, enthalten eine detaillirte Wahrheit, die ihre Gewähr in sich selber trägt. Nehmen wir nun dazu, daß der Dichter in den Sitten- und Lebensschilderungen unabsichtlich das treueste Bild seiner eignen Zeit, einer höchlich zu bewundernden Cultur, Humanität, Milde, Anmuth, entworfen hat, in deren Mitte wir uns versetzt glauben; so werden wir gestehen müssen, daß wir hier unter der Hülle der freiesten Dichtung Geschichte haben, eine vor aller Aufzeichnung wahrer Begebenheiten, ja vor der Auffassung derselben in Geist und Gemüth entworfene, und doch Geschichte.

Alles zusammengefaßt, sieht man, wie sehr auch der Ernst des epischen Dichters seine Hörer anziehen, wie groß das Interesse sein mußte, welches er ihnen einflößte. Es war weit mehr als die Befriedigung eines müßigen Hanges, was sie bei ihm fanden. Er wirkte mit dem ganzen Zauber, welchen das Nationelle übt; in dem Wesen und Thun jener höchst populären Heroen erblickte die Nation sich selbst wieder, während ihre potenzirte Gestalt,

die glückliche Vorwelt, in der sie lebten, sie doch zugleich über das Gemeine und Alltägliche erhob. Eben so fand sie in den dem Heldenalter beigelegten Sitten die hochverehrte und angestaunte Vergangenheit sich auch wiederum verwandt und nahe gerückt.

Als diese poetische Geschichte bei den Griechen in der lebendigsten Blüthe war, gab es neben derselben, und noch mehrere Jahrhunderte nachher, so gut wie gar keine Anfänge einer prosaischen. Alles, was sich von Nachrichten über gemachte Aufzeichnungen finden läßt, beschränkt sich auf die Namen von Siegern in den Kampfspielen, von Königen, Obrigkeiten und Priestern, hier und da vielleicht mit Jahreszahlen, wozu einige Orakelsprüche, Gesetzformeln und Sprüche kommen. Nichts widerspricht der Behauptung des Josephus *), daß die Griechen bis nicht gar lange vor den Perserkriegen die öffentlichen Aufzeichnungen sehr vernachlässigt haben. Kein Wunder, da wol bei keinem andern Volke der leichte und häufige Gebrauch der Schrift so weit hinter einer hohen Culturblüthe zurückgeblieben ist. Otfried Müller, welcher die Nachrichten von jenen Aufzeichnungen in Bezug auf den Peloponnes mit der größesten Sorgfalt gesammelt hat **), sagt, wenn wir diese Monumente hätten, würden sie eine unverächtliche Grundlage der Geschichte in den drei Jahrhunderten vor dem Anfang der Historie geben, aber immer nur ein Gerippe. Mir scheint auch diese letztere Bezeichnung zu viel zu sagen, denn zu dem Begriff eines Gerippes gehört doch wol der Zusammenhang. Doch es sei

*) Contra Apion. I. p. 1035. Ed. Colon.

**) Geschichten hellen. Stämme, Bd. II. S. 129.

immer, daß sie ein Gerippe geschichtlicher Kunde wären, gewiß wären sie keines der Geschichtschreibung, keines, wovon diese Fleisch und Leben hätte ansetzen können. Denn wenn die Anzeichnung zu einer erweiterten Darstellung der Begebenheiten führen soll, muß sie doch, wenn auch noch so trocken und dürr, Begebenheiten enthalten, und diese stecken weder in Namenreihen noch in wortkargen Gesetzformeln, wie denn auch die Erhaltung des Andenkens von Ereignissen bei der Nachwelt gar nicht der Zweck dieser Monumente war. Gerade also von dem Volke, welches die Kunst der Geschichtschreibung erzeugt und zu hoher Vollendung gebracht hat, wissen wir es mit voller Gewißheit, daß sie nicht aus dem dürren Aste der Chronik hervorgeblüht ist.

Anders verhielten sich die Dinge im Orient. Dort hatten einige Völker, namentlich die Babylonier, annalistische Nachrichten ihrer Priester, die mehr enthielten als Namen und Zahlen und älter waren als Homer. Ist aber daraus eine historische Kunst hervorgegangen? Wie des Orients Geschichte im objectiven Sinne niemals eine der des Abendlandes vergleichbare gewesen, weil das Mark der lebendigen Erscheinung, die Mannigfaltigkeit des Individuellen, in ihm nie zu einer solchen Ausbildung gediehen ist; so hat er auch im subjectiven Sinne eine Geschichte, wie sie unsern Anforderungen entspricht, nie erhalten, und nie erhalten können; sie war eine Pflanze, die nur auf europäischem Boden und in europäischer Luft gedieh, und eine solche ist sie geblieben. Wol hatte auch die Poesie des Orients historische Elemente, sie treten uns im alten Testamente sehr lebendig entgegen, da aber diese Poesie der realen Gestaltung der Dinge nicht so entspricht wie bei den

Griechen, hat sie sich auch nicht leicht in Geschichte umsetzen können; die prosaischen Nachrichten aber, mit welchen die Asiaten den Griechen vorausgeeilt sind, haben diesen Durchbruch mehr zurückgehalten und verhindert als befördert. Wenn wir die verschiedenen Bestandtheile des alten Testaments mit einander vergleichen, so sehen wir daß es gerade die poetischen sind, die uns die anschaulichste Erkenntniß gewähren. Die Patriarchen in der Genesis stehen ungleich lebendiger vor uns als die spätern Könige, und weit weniger aus den der Geschichte der letztern gewidmeten Büchern als aus den Propheten lernen wir die innern Zustände des sinkenden Reiches Juda kennen. Auch im Berosus würden wir, wenn wir ihn hätten, eine lebendige Entwickelung vergeblich suchen; die wenigen Fragmente, die Josephus aufbehalten hat, zeigen dies deutlich genug.

Uebergangsstufe.

Das Erblassen und allmähliche Erlöschen des epischen Gedichts bei den Griechen war keine isolirte Erscheinung. Der ganze Geist der Zeit veränderte sich, mit ihm wurde auch das Bedürfniß nach geschichtlicher Kunde ein anderes und mußte nach einer andern Befriedigung suchen, welche durch allmählich Geister erweckt wurden, welche ihm entgegenkommend die eigentliche Geschichte schufen und ausbildeten. Von welcher Art war nun der Uebergang? Was leitete aus dem einen Elemente in das andere, verwandte, aber doch wesentlich umgestaltete hinüber? War das Interesse, welches man an der epischen Poesie nahm, nicht historischer Art, mußte eine solche Theilnahme jetzt erst neu

geschaffen werden; so konnte die alte Form immerhin erst später abgestreift werden, zuerst mußte, um die neue Erscheinung hervorzurufen, der Inhalt sich verändern: ging aber, wie wir behaupten, aus dem festen Glauben an die Wahrheit der alten Sagen die Befriedigung eines historischen Interesses durch sie hervor; so mußte das Umgekehrte geschehen, der veränderte Zeitgeist zuerst die poetische Form als eine durch überflüssigen Schmuck die Wahrheit verdunkelnde zu beseitigen streben, den Inhalt aber noch eine Zeit lang, als die Wahrheit in sich tragend, gelten lassen.

Und so geschah es. Weit eher als der Glaube an die Wahrheit der mythischen Sage erlosch die Mythen schaffende und ausbildende Geistesthätigkeit; schon die letzten Cykliker haben gewiß den vorgefundenen Sagenstoff einfach, obwohl noch in poetischem Gewande wiedergegeben; eines der ersten Geschäfte der sich bildenden Prosa war es, die in den epischen Gesängen enthaltenen Thatsachen und Ueberlieferungen in dem Gewande einfacher, schmuckloser Erzählung zu fixiren und auf die Nachwelt zu bringen. Dahin war die Absicht der Schriftsteller, welche man Logographen nennt, gerichtet, Strabo und Dionysius stimmen überein, ihre Thätigkeit als eine hauptsächlich darauf beschränkte zu beschreiben. Der Erstere *) sagt von Kadmus von Milet, Pherecydes und Hekatäus: sie haben, in die Fußtapfen der Dichter tretend, das Metrum aufgelöst, den poetischen Inhalt aber beibehalten; der Letztere **) von

*) I. p. 18. B.

**) De Thucyd. Judic. p. 819. Reisk.

den Geschichtschreibern vor Herodot und Thucydides überhaupt, daß sie die Sagen, ganz wie die Ueberlieferung sie enthielt, ohne etwas wegzulassen oder hinzuzufügen, niedergeschrieben. Den Worten Strabo's muß man eine ausgedehnte Bedeutung geben. Nicht bloß die metrische Form müssen die Logographen beseitigt haben, auch nicht bloß den poetischen Schmuck, sondern auch jene reichen Schilderungen von Sitten und Zuständen. Gerade das, was im Homer für uns das historischeste ist, war es für sie nicht, sondern die bestimmten Thatsachen wollten sie aufbewahren. Insofern leiten die cyklischen Dichter, bei welchen dieses Interesse gleichfalls das hervorragende gewesen sein muß, in sie hinüber.

Außer den Dichtern benutzten sie als Quellen die im Munde des Volks lebenden, der ursprünglichen Gestalt des Mythus in vielem Betracht ohne Zweifel näher stehenden Localsagen. Indem solche lebendige Ueberlieferungen als vergängliche erkannt werden und durch die Schrift befestigt werden sollen, entsteht die Litteratur, Erhaltung ist also eine frühere Richtung derselben als Fortbildung. Der Wunsch, seinen Sagen als niedergeschriebenen zu begegnen, war das, womit Griechenland diesen Schriftstellern entgegenkam, was Dionysius so ausdrückt, daß treuliches Wiedergeben von den Erzählern gewünscht worden sei. Was man über authentische Denkmäler, welche die Logographen als historische Quellen benutzt haben sollen, gesagt hat, beruht entweder auf täuschendem Schein *), oder

*) Wie dieser Schein, welchen zwei Stellen in der angeführten Abhandlung des Dionysius erregen können, durch richtige Interpretation aufgehoben wird, darüber sehe man Krüger, Dionys Halicarn. Historiographica. p. 70. 74.

ist als ein sehr unerheblicher und geringfügiger Anfang zu betrachten. Schon der Name, welchen mehrere Logographen ihren historischen Schriften gaben, Genealogien, zeigt, wie sie von den Sagen ausgingen, denn Genealogien waren der Faden, woran diese, immer das Allgemeine in das Persönliche verwandelnd, ihre Kunde anschlossen, und da der Natur der Sache nach nur Heroengenealogien weit zurückreichten, so mußte die Logographie sich damit in die völlig mythische Zeit verlieren. Nicht viel historischer können die von den Logographen mehrfach behandelten Städtegründungen (κτίσεις) gewesen sein; wir wissen ja, wie viele der dahin gehörigen Ueberlieferungen völlig sagenhafter Natur sind.

Auf den ersten Blick möchte man gegen diese Ansicht ein Fragment des Hekatäus anführen, worin er dem Glauben an die Wahrheit der Sagen den Krieg zu erklären scheint. Es bildete den Anfang seines Geschichtswerks und lautet folgendergestalt: „Dieses hier schreibe ich, wie es mir wahr zu sein scheint. Denn der Sagen der Hellenen sind viele und lächerliche, wie mich dünkt." Gewiß liegt in diesen Worten ein kritischer Vorsatz, und Hekatäus wird es an dem Bestreben, das Wahre vom Falschen zu sondern, nicht haben fehlen lassen, während seine Vorgänger noch den unerschütterten Glauben an die volle Wahrheit der Ueberlieferung gehegt haben werden. Daß die Kritik des Hekatäus aber auf richtigen Grundsätzen beruht und ihn weit geführt hat, können wir nach dem, was wir sonst von seinem Werke wissen, billig bezweifeln. Die Verwerfung einzelner Erzählungen kann aus dem erwachten Prüfungsgeiste stammen und ihn fördern, aber sie ist ein Schritt mehr zur Skepsis als zur

Kritik, sie kann weiter ausgebildet den ganzen Boden, auf dem die Ueberlieferung ruht, unterwühlen, ohne die Gründung einer neuen geschichtlichen Basis irgend herbeizuführen. Bis zu einer solchen Unterwühlung kam es nun bei Hekatäus nicht, er belächelte einen Theil, widersprach den größern Theil der Sagen und erklärte sie für Mährchen, den andern Theil behielt er bei und entfernte sich nicht vom logographischen Boden.

Dahin, diesen Boden mit einem andern, bisher verachteren zu vertauschen, wirkte weit mehr das geographische Werk des Hekatäus, eine Frucht seiner weiten Reisen. Den Zustand der Heimath in der Gegenwart beschrieb Niemand, weil man die Bekanntschaft eines Jeden damit voraussetzte, aber in der Ferne lernte man Merkwürdigkeiten der Natur und der Menschenwerke, Seltsamkeiten, Abweichungen von griechischen Natur- und Kunsterzeugnissen, griechischer Sitte und Denkweise kennen, welche für die Landsleute niederzuschreiben der Mühe werth schien. Dadurch lernte man den Blick auf die Gegenwart richten und auf eigene Anschauung und Erkundung als Quelle einer weiteren Ueberlieferung werthen Kenntniß.

Herodot.

Es war nun zunächst der Schritt zu thun, die Begebenheiten einer nahen Vergangenheit auch im Vaterlande in den Kreis des Erforschungswerthen und des durch Erkundung zu Erforschenden zu ziehn, ehe sie der umbildenden Sage anheimgefallen waren. Den Anfang dazu machten diejenigen Logographen, welche in ihren Werken von den gesammelten Sagen auf die Zeitgeschichte übergingen,

am meisten Dionysius von Milet, Charon von
sakus und Hellanikus gethan zu haben scheinen, ein-
und kurz und ohne eigentliches geschichtliches Leben,
aß man, wenn irgendwo, in diesen Anhängen zu den
graphischen Büchern eine chronikenartige Beschaffenheit
griechischen Geschichtschreibung, die ihrer höhern Aus-
ung voranging, sehen kann.

In einem viel umfassendern Sinne war es Herodot,
cher jenen Schritt that, und so, daß man ihn mit
cht als den Urheber der wahren Geschichtschreibung be-
chtet. Denn indem er die Geschichte der nächsten Ver-
ngenheit treu wiederzugeben strebt, zieht er sie nicht zu
ren und dürftigen Notizen zusammen, sondern entwirft
n Bild von ihr, welches an anschaulicher Lebendigkeit
it einer ächt poetischen Darstellung wetteifern kann.

Herodot steht an der Gränze zweier Weltalter. Das
reue Festhalten an Sitte und Tugend der Ahnen beginnt
zu schwinden, aber es ist noch nicht in dem Grade ge-
schehen, daß die zerrüttenden und auflösenden Folgen her-
vortreten, und dem unbefangenen Beobachter die heitere
Freude an der Welt und ihrem Lauf trüben können soll-
ten. Die alte Gläubigkeit ist erschüttert, aber die Art des
alten Glaubens treibt noch Sprossen. Derselbe für die
Gestalten und Formen der den Menschen umgebenden
Realität geschärfte Blick, der in dieser Zeit in der bilden-
den Kunst so große Wunder wirkt, eröffnet der historischen
Kunde eine neue Quelle und gibt ihrer Darstellung eine
noch ungeahnte Art der Wahrheit.

Herodots unschätzbares Werk ist ein treuer Spiegel
dessen, was eine so geartete Zeit von der Geschichte er-
wartete, und was ein reichbegabtes Talent, den das gleich-

geartete Bedürfniß nicht bloß zum Genießen und Betrachten, sondern auch zum Schaffen trieb, ihr entgegentrug. Verlassen hat er das logographische Element noch keineswegs, aber es ist ein anderes dazugekommen von einer Großartigkeit und Bedeutung, die es überflügelt. Sorgfältig unterscheidet Herodot die Art beider und der Quellen, woher sie stammen; seine Anschauungen, Urtheile und Erkundigungen von den Sagen, die er vernommen und nacherzählt *). Ueber die letzteren finden sich bald Aeußerungen oder Andeutungen von Zweifel, bald nicht. Er ging auf dem Wege des Hekatäus fort, einige Sagen schienen ihm unglaublich, andere nicht. Daß seine Kritik dabei keine helle war, zeigt schon Manches, was er unbedenklich in die ganz historischen Theile seines Werks aufgenommen hat, ohne sich über die Möglichkeit Scrupel zu machen, wie die Zahl des von Xerres nach Europa geführten Heeres. Angezweifelt aber oder nicht, immer blieb ihm die in der Ueberlieferung erhaltene Sage eine der durch eigene Anschauung und durch Erfragen von glaubwürdigen Zeitgenossen erlangten Kunde zwar keineswegs gleichzustellende, aber doch eine durchaus nicht zu vernachlässigende Quelle der Kenntniß von den menschlichen Thaten und Schicksalen, die Mittheilung bedeutsamer Sagen daher ein nothwendiger Bestandtheil eines historischen Werkes. Daß Herodot sie eingeflochten, um den Beifall der nach lieblichen Mährlein lüsternen Leser zu gewinnen, ist ganz irrig, wie überhaupt die Ansicht, daß er zur Ergötzlichkeit geschrieben habe, gegen welche sich

*) II., 99.

Dahlmann mit vollem Rechte erhebt. Es ist diese Ansicht aus der an sich richtigen, aber falsch gedeuteten und angewandten Vorstellung von der Verwandtschaft des herodotischen Werkes zur Poesie und namentlich zur epischen entsprungen. Man hat auf die Aehnlichkeit des Plans und der Anordnung mit dem Epos hingewiesen, aber diese liegen gar nicht so in der Natur des letztern, daß sie eine innere Uebereinstimmung beweisen könnten. Herodot hat sich so wenig für einen Fortsetzer der epischen Art und des epischen Geistes gehalten, daß er sich vielmehr als in entschiedenem Gegensatz damit befindlich betrachtete, wie schon aus der häufigen Einmischung seiner Person und der Hervorhebung seiner besondern Ansicht hervorgeht. Er will den Leser nicht, wie der Dichter, gefangen nehmen und fortreißen, er will ihn urtheilen lassen. Aber in der Fülle und Anschaulichkeit der Beschreibungen und Erzählungen wollte er nicht hinter ihm zurückbleiben. Nachdem die Geschichte des Gegensatzes mit der Poesie, der in den Logographen hervortritt, des Trockenen und Dürren in der Rede, nicht mehr bedurfte, weil in Stoff und Auffassungsweise ein höherer Gegensatz eingetreten war, konnte sie in der Form zu einem poetischen Element zurückkehren, ja es geschah mit innerer Nothwendigkeit von selbst, so lange noch die schöpferische Kraft vorhanden war, vermöge deren der sich zu einer würdigen Darstellung drängende Stoff die angemessene Form aus sich selbst erzeugt. Was uns im Herodot am meisten als poetisch entgegentritt, ist das aus dem Geiste des sich eben abschließenden Zeitalters stammende über Alles Frische, Unbefangene, Naive der Auffassung, welcher die Naivetät eines Redezaubers entspricht, dem in seiner Art nichts vergleichbar

ist. Es ist ein zwischen den lieblichsten Ufern sanft hingleitender Fluß von durchsichtiger Klarheit, in dem sich die nur von wenigen und seltenen Wolken unterbrochene Bläue eines warmen sonnigen Tages spiegelt.

Wie die Geschichte des Herodot, so stehen auch die Begebenheiten, welche sie beschreibt, an der Scheide zweier Zeitalter. Der Perserkrieg ist die höchste, aber auch die letzte Erscheinung des Griechenthums im alten Stil und Sinn. Man drückt sich schief aus, wenn man sagt, daß Herodot sich diesen Stoff gewählt habe; da die Großartigkeit der Begebenheit ihn so berührt hat, daß er dadurch zum Geschichtschreiber wurde, kann von einer Wahl nicht die Rede sein. Die Logographen hatten fast nur von einzelnen griechischen Städten geschrieben, nicht unnatürlich, da Griechenland vor den Perserkriegen sich politisch nur als ein getrenntes zeigte; diese Kriege ließen es als ein Ganzes erscheinen, dadurch und durch den weltgeschichtlichen Kampf, den dieses Ganze bestand, wurde Herodot weit über jene Schranken hinausgerückt, und wie er die Würde eines in ihm zum erstenmal hervortretenden universellen Geschichtschreibers begriff, zeigt seine große Unparteilichkeit, welche Dahlmann schön und gründlich nachgewiesen hat. Auch war er durch seine Lebensschicksale ganz der Mann, sich über den einseitigen Standpunkt einer Stadt oder eines Stammes zu erheben. In einer Stadt dorischen Ursprungs geboren, wandte er sich später zu den Joniern, in deren Mundart sein Werk geschrieben ist, und nahm nachher an der Gründung von Thurii Theil, zu welcher sich Griechen verschiedener Stämme vereinigt hatten. Das Schauspiel des völlig zerrissenen Mutterlandes war ihm dort, für eine lange Zeit wenig-

stens, genug in die Ferne gerückt, um ihm die Unbefangenheit des Blicks nicht zu trüben.

Thucydides.

Die Vorstellung, daß die Geschichtschreibung unter den Griechen sich allmählich entwickelt habe durch eine Reihe von Stufen, deren jede durch bestimmte Schriftsteller bezeichnet werden kann, welche immer auf einander Rücksicht genommen, erst auf die älteren Logographen die jüngeren, dann auf diese Herodot und auf diesen wiederum Thucydides, ist sehr übertrieben worden. Daß der letztere das Werk des Herodot nicht als ein Muster betrachtet, welches er durch kluge Benutzung übertreffen wollte, räume ich Dahlmann gern ein; man kann ihm sogar zugeben, daß Thucydides jenes Werk gar nicht gekannt habe, obschon der noch so häufig nicht benutzte Anlaß, es zu erwähnen, dies nicht vollständig beweist; absichtliches Verschweigen aus einer persönlichen Stimmung oder sonstigen äußeren Gründen, die darum noch nicht Verachtung des Vorgängers als eines Stümpers in sich schließen, sind nicht ohne Beispiel in der Litteraturgeschichte. Wenn aber Dahlmanns Aeußerung über das Verhältniß Beider, daß Jeder die Mittel und Formen der Darstellung, welche seinem Stoffe zusagten, wählte, so zu verstehen ist, daß sie die Einwirkung des Charakters und Geistes der Zeit auf diese Mittel und Formen ausschließt; so muß ich ihr widersprechen.

Allerdings war Thucydides nur dreizehn Jahre jünger als Herodot, und wie schnell auch der Umschwung in Gesinnung, Weltansicht und Denkweise, den Griechenland

damals erfuhr, vor ſich ging, ſo raſch war er nicht, daß ein ſolcher Abſtand an Jahren bedeutend hätte einwirken können. Wohl aber war er ſo raſch, daß der Ton der Zeit mit aller ihrer Trübe und Schwere ſo wie mit ihrer durchdringendern Schärfe der Betrachtung in dem ernſten Sinne des jüngern Mannes vollkommen durchklingen kann, während der ältere durch Gemüthsart und Lebensſchickſale hinter dieſer Entwickelung zurückbleibt, und ſich an die unbefangenere Art, von der ſeine Jugend noch den letzten verſchwindenden Glanz geſehen, ſo feſt ſaugt, daß ſein unter dem Einfluſſe dieſer Weltbetrachtung entſtandenes Werk auch ganz in ihren Ton ſtimmt.

Es iſt kein Grund vorhanden, die Nachricht zu bezweifeln, daß Thucydides ein Schüler des Anaxagoras war, welcher in Athen zuerſt Sinn und Geſchmack für philoſophiſche Betrachtungen erweckte und die Begierde, durch ſie Räthſel zu löſen, die der Glaube der Väter nicht aufgeworfen hatte. Mit dieſer Richtung waren die ſittlich-religiöſen Ueberzeugungen erſchüttert, ja faſt aus den Gemüthern verſchwunden, und wenn in den Verfolgungen, die Anaxagoras erfuhr, und in die man gern auch ſeine Freunde verwickelt hätte, ſich die Beſorgniß vor den Gefahren zeigt, die dem alten Glauben von den Neuerern drohten, ſo war doch auch in den Verfolgern dieſer Glaube nicht mehr wirkſam und thätig, es war nur eine Erſcheinung, wie ſie ſich in der Geſchichte bis auf den heutigen Tag wiederholt hat: ſtatt die alte morſch gewordene Gedankenwelt durch ächte Mittel neu zu beleben, glaubt man ſie durch Anſtemmen gegen neue Ideen retten zu können unter großem Beifall der Beſchränkten und der Bequemen. Aber auch in den Richtungen der

vorsokratischen Philosophie war kein Heil zu finden; sie vermochten, um Worte von Brandis *) zu entlehnen, ihren Begriffen keine Glauben entzündende Kraft zu verleihen, ihre Zweifel pflanzten sich fort, nicht die ihnen zum Grunde liegenden Ueberzeugungen. Aber es gab — wie selten diese Ausnahme auch gewesen sein mag — Einzelne, bei welchen diese Zweifel stark genug waren, den Götterglauben zu zerstören, ohne darum einer sophistischen Denkweise Raum zu machen, weil der Glaube an die Kraft und das Heil einer sittlichen Gesinnung in ihnen stehen blieb. Und ein solcher war Thucydides.

Voll von der Gabe der feinsten und schärfsten Beobachtung für das Staatsleben und seine Triebfedern, führt ihn die Betrachtung, daß mit dem beginnenden peloponnesischen Kriege eine Wendung der merkwürdigsten Art vorgeht, recht gemacht, in das Innere desselben zu dringen, auf den Entschluß, ihn der Nachwelt in einem großen Gemälde darzustellen, in das sie schauen möge, wie in einen Spiegel, und die mannigfaltigste Belehrung daraus gewinnen. Die Bilder, die Herodot uns vorführt, sind, von einem griechischen Standpunkt entworfen, doch von einem allgemein menschlichen Interesse erfüllt, es sind nicht sowohl die Staaten, die gegeneinander auftreten, als die Menschen in ihnen; und als Menschen weisen Pflicht, Klugheit und Erfahrung sie darauf hin, Gerechtigkeit und Mäßigung zu üben. Der Grieche war ganz mit dem Staate verwachsen, die Betrachtungsweise des Dichters

*) Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie, Thl. I S. 519.

mußte dieses Element zurückschieben, um den natürlichen Menschen ins Auge fassen zu können, und in dem gereif'ten Geschichtschreiber, dem die vielen verschiedenen Sitten, die er gesehen, in einer gewissen Zufälligkeit gegründet zu sein schienen, welche den einen Stamm zu dieser Lebensform führt, den andern zu jener, bleibt die erwachende Reflexion auf einem dem Dichter ziemlich ähnlichen Standpunkte stehen. Aber in dem großen Schritte, den sie jetzt weiter thut, wendet sie sich zu dem Leben im Staate hin, als zu der wesentlichsten Bedingung des socialen, in würdiger Thätigkeit hinzubringenden Daseins. Thucydides ist ganz Staatsmann, die Staaten gelten ihm mehr als die Individuen, er sieht in dem Streben eines wohlgelenkten Gemeinwesens, sich durch Klugheit und Kraft über andere zu erheben, kein Unrecht, da jeder größere Staat doch nun einmal entweder vorwärtsschreiten oder zurückgehen muß. Geht aber dieses Streben bis zur Ablegung der Scheu vor Freveln, so zerstört es die Gesinnung, mit dieser das Mark des Handelns, folglich auch den Staat. Wie die Menschen diesem durch Einsicht und Tüchtigkeit förderlich, oder durch Bosheit, Verblendung und Schwäche verderblich werden, das ist der Maßstab, den er an sie legt; und hier ist die erste große Entgegensetzung der geschichtlichen Auffassung gegen die poetische, von einer Bedeutsamkeit, wie im Herodot keine hervortritt.

Ein anderer Gegensatz folgt nicht minder natürlich und nothwendig aus den Zwecken und der Auffassungsweise des Thucydides. Die epische Poesie richtet sich aus den oben beschriebenen Gründen auf die Vergangenheit und trägt das Element der Gegenwart, das sie nicht ent-

behren kann, auf sie über; die Geschichte thucydideischer Art, welche den Menschen in der vollen Realität auffassen und darstellen will, welche der Fortschritt und die wachsende Verwickelung der socialen Verhältnisse geschaffen haben, muß sich an die Gegenwart wenden, Thucydides selbst noch weit mehr als etwa ein moderner Schriftsteller seiner Art, weil die bisherige Art der mündlichen und schriftlichen Ueberlieferung ihm aus der Vergangenheit für seinen Zweck nur Fragmente und Andeutungen darbot, die zu einem Ganzen verknüpfen zu wollen, ganz außerhalb der Bestrebungen und der Fähigkeit des Zeitalters lag. Der Satz also, daß die Geschichtschreibung zu einer prosaischen oder wissenschaftlichen geworden sei, weil sie die Gegenwart zum Stoff erwählt, wird umgekehrt richtiger lauten: der vorherrschend reflectirend verständige Charakter in den Gedanken und Thaten der Menschen führte von selbst auf ein großes Interesse für die Gegenwart und auf die Nothwendigkeit ihrer Betrachtung und Erforschung. Sonst suchte man durch den Ruhm der Vorfahren zu glänzen, man war entzückt, ihn durch den Mund der Dichter zu vernehmen. Jetzt sollte die Gegenwart auch die Quelle des Ruhmes werden, nach dem die Griechen so lüstern waren. Wegen der Großthaten, die wir vor den Augen Aller verrichten, werden wir von den Zeitgenossen und von der Nachwelt bewundert werden, sagt Perikles in der berühmten Leichenrede, wie Thucydides sie ihn halten läßt; wir bedürfen weder eines Homer noch eines sonstigen Lobredners, der mit Worten ergötzt, über die Thaten aber trügt.

Seinen großen Zweck, ein Bild des politischen und sittlichen Zustandes seiner Zeit zu entwerfen, hat Thucy-

dides immer vor Augen; in einer berühmten Stelle des dritten Buches faßt er die Zerſtörung aller Tugend und Treue, die er als Folgen des heilloſen Krieges betrachtet, in die nachdrücklichſten Worte zuſammen, die er auffinden kann. Aber Willkür ſollte von dieſem Bilde fern bleiben, der Leſer ſollte mit eigenen Augen ſehen und ſich aus den einzelnen Umſtänden überzeugen, daß es ein ganz nach der Wahrheit entworfenes ſei. Dazu gehörte ein Fundament von gewiſſenhafter Erforſchung der Wahrheit, wie es noch keiner vor Thucydides gelegt hatte, und wie es damals nur ein Zeitgenoſſe legen konnte. Als der entſchiedenſte Gegner alles Sagenhaften tritt er auf, mit unerbittlicher Strenge erklärt er ihm den Krieg. Und hier iſt der dritte Punkt, wo der Geſchichtſchreiber mit vollem Bewußtſein ein der poetiſchen Hiſtorie entgegengeſetztes Element ergreift. Darum zerlegt er die Thatſachen in ihre einzelnen Beſtandtheile, ein Verfahren, welches ohne das in der Eigenthümlichkeit ſeiner Darſtellung liegende ſtete Hineinblicken ſeines ernſten und würdigen Antlitzes zuweilen den Leſer ermüden würde. Irre ich nicht, ſo liegt auch hierin der Grund der ſeltſam beengenden und zerſtückelnden Eintheilung des Stoffes nach Sommern und Wintern, den man bis jetzt nicht befriedigend angegeben hat. Denn hätte es dem Thucydides wol entgehen können, daß eine Anordnung nach inneren Beziehungen den Forderungen des nach Einheit und Verknüpfung des Gleichartigen ſtrebenden Verſtandes entſprechender ſei? Er aber opferte dieſem großen Vortheile den Zweck, dem Leſer, zum Behuf einer objectiven Auffaſſung der Dinge, einen dem Eindruck, den der Zeitgenoſſe empfing, möglichſt gleichen zu bereiten. Darum

darf keine Begebenheit der andern voraneilen, nach kurzen Zeiträumen muß dem Leser das Gleichzeitige als zusammengehörig vor Augen stehen, wie vor der Seele des Zeitgenossen sich aus den von verschiedenen Punkten ausgehenden Erscheinungen das Bild des Ganzen gestaltete.

So weit ging das Bestreben dieses Genius, die Elemente, welche die Geschichte aus der Poesie in sich aufgenommen hatte, auszuscheiden, und mit welcher Energie er es verfolgte, kann keinem Leser, der die Aufmerksamkeit darauf richten will, entgehen. Hat er aber diese Ausscheidung vollständig bewirkt oder bewirken können? Ja hat er es durchaus auch nur gewollt?

Die Sprache des Werkes hat in ihrer dunkeln Kürze allerdings etwas Rauhes und Herbes, eher Zurückschreckendes als Anlockendes, aber doch zugleich etwas ungemein Gemessenes, Ueberdachtes, Prägnantes, Malendes und ist viel zu sehr Abdruck und Spiegel der in ihrer tiefsten Tiefe bewegten und zürnenden Seele des Schriftstellers, als daß man sie einer absichtlichen Vernachlässigung der Redeschönheit und des Wohllauts anklagen kann, wie man den Tonkünstler nicht tadeln darf, der Schmerz und Klage in einer dieser Stimmung entsprechenden und sie erweckenden Weise darstellt. Hierin wird also eher eine poetische Form zu finden sein, als eine der ruhigen Betrachtungsweise, die nur den Verstand in Anspruch nehmen und beschäftigen will, entsprechende. In die Augen fallender ist das Poetische in einzelnen Schilderungen des Schriftstellers und von Alten und Neuern bewundernd anerkannt. Man darf nur die Beschreibung der letzten entscheidenden Seeschlacht zwischen den Athenern und Syrakusern im siebenten Buche lesen, um sich zu überzeugen,

daß Thucydides sich hier ganz an das Gefühl seiner Leser wendet und folglich in die Fußstapfen des Poeten tritt.

Und nun jenes Bestreben, die Wahrheit der Darstellung durch eine Auflösung der Thatsachen in ihre Urbestandtheile vor den Augen des Lesers zu documentiren, hat er es durchführen können? Mit nichten. Nur die wichtigeren Begebenheiten finden wir auf diese Weise behandelt, die unwichtigeren hat er nur kurz berührt und mit wenigen Worten abgethan. Wie konnte er auch anders, wenn er nicht in eine unerträgliche Breite gerathen und dem Leser die Hauptsachen mehr verdecken, als in ihrer Bedeutung vor Augen führen wollte. Unter dem mannigfachen ungegründeten Tadel, welchen die seltsame, eigentlich ganz urtheilslose Beurtheilung des Werkes von Dionysius enthält, scheint mir der fast der unverständigste, daß Thucydides zurechtgewiesen wird, weil er die Beschreibungen bald ausdehnt bald zusammenzieht, bald in erhabener, bald in gesunkener Rede vorträgt. Denn in dieser höchst zweckmäßigen Vertheilung von Licht und Schatten, in dieser Abstufung der Töne zeigt sich in hohem Grade der Meister.

Eben dieses wird doch aber wol Niemand dem wissenschaftlichen Theile der Geschichte vindiciren. Die Erfahrungswissenschaft, die nach erschöpfender Gründlichkeit trachtet, hat kein Recht, an den Thatsachen und der ganzen Fülle der Erscheinungen, die sie zu beschreiben hat, das Geringste zu kürzen, wie unermeßlich ihr auch das Feld erscheinen mag. Ohne Zweifel würde auch der Historiker dem künftigen Forscher, dem er den Stoff überliefert, ein eigenthümlicheres und unabhängigeres Urtheil bereiten, wenn er eben so verführe. Aber eben weil er

nicht ein bloßer Stoffüberlieferer sein will, verfährt er nicht so, sondern geht einen großen Schritt weiter. Und indem er diesen nun thut, den einen Gegenstand in voller Beleuchtnng und mit genauer Detailschilderung erscheinen läßt, den andern mehr oder minder im Schatten, mit mehr oder minder angedeuteten Umrissen, den einen in den Vordergrund, den andern in den Hintergrund stellt, handelt er als Künstler, und weil als Künstler durch das Mittel der Rede, als Poet.

Bleibende poetische Elemente.

Mit dem Thucydides ist die Forderung an die Geschichtschreibung, ihren Stoff der sagenhaften Behandlung und der subjectiven Willkür zu entziehen, und die Darstellung aus Bildern, die den Thatsachen völlig congruent sind, entstehen zu lassen, an ihre Gränze gekommen. Insofern kann man sagen, daß Thucydides den Gipfel der Historiographie erstiegen und die ihm gestellte Aufgabe gelöst hat. So sind denn auch die poetischen Elemente, die wir bei ihm nachwiesen, stehen geblieben; wo wir sie vermissen, haben wir es entweder mit trocknen, dürren, geistlosen Erzählern, die den Namen der Geschichtschreiber nicht verdienen, zu thun; oder wir empfinden doch bei denen, welche wir anderer Eigenschaften wegen schätzen, einen peinlichen Mangel, wir fühlen auch unbewußt, daß das Werk hinter den Forderungen, die wir an die Geschichte zu machen berechtigt sind, zurückbleibe.

Aber es ist noch ein anderer, noch bedeutsamerer Punkt vorhanden, der als eine Gleichartigkeit oder doch Aehnlichkeit der Poesie und Geschichte zu betrachten ist,

der aber weniger in der Darstellung hervortritt, als vielmehr in dem Verhältniß des producirenden Geistes zu seinem Stoff, in der Behandlung desselben, in der Art und Weise des Schaffens und Bildens liegt.

Es beruht dieses auf der Unmöglichkeit, den Stoff der Geschichte, welcher aus gegenseitigen Beziehungen der Menschen zu einander und Wirkungen aufeinander besteht, folglich im Reiche des Geistes seinen Sitz hat, dem Betrachter in reiner Objectivität vor Augen zu bringen, wie den Naturgegenstand. Er hat immer den Durchgang durch den Geist des Darstellers gemacht, und hat sich hier nicht nur ohne dessen Zuthun nach Maßgabe seiner Individualität abgespiegelt, sondern wird mit bewußter Absicht in einen für die Darstellung tauglichen Gesichtspunkt gerückt. Indem der Geschichtschreiber die einzelnen Theile des Bildes, welches er entwerfen will, erforscht und betrachtet, bezieht er sie auf einen geistigen Mittelpunkt, mit welchem er sie durchdringt und von welchem sie das Leben empfangen, mit dem sie in dem Abbilde wieder erscheinen. Weit entfernt also bloßer Copist zu sein, ist der Geschichtschreiber Bildner im eigentlichsten Sinne des Worts, ein Bildner, der sich freilich streng an die überlieferte Wahrheit hält, aber immer zugleich aus seinem eignen Geiste suppliren muß, um die Mannigfaltigkeit auf die Einheit, die der Verstand fordert, zurückzuführen, sie aus der gefundenen Einheit wieder hervorgehen zu lassen und zu erklären, weniger allerdings durch ausdrückliche Worte, als durch den Geist der Darstellung. Verfährt denn aber im Wesentlichen der Poet anders? Der Unterschied zwischen diesem und dem Geschichtschreiber besteht nur darin, daß es ihm erlaubt ist, Züge zu er-

finden, welche den Mittelpunkt, auf den er die Erscheinung bezieht, deutlicher ins Licht treten lassen. Auch wenn er ganz erdichtete Personen und Begebenheiten behandelt, muß er denselben Gesetzen folgen, Mannigfaltigkeit und Einheit auf dieselbe Weise miteinander in Uebereinstimmung bringen. Die Einbildungskraft aber, welche ihn jene Züge erfinden und ein unvollkommen überliefertes Bild ergänzen läßt, darf auch dem Geschichtschreiber nicht fehlen, sonst würde es schlecht um ihn stehen, wenn er uns das Wesen von Zeiten anschaulich machen will, von denen wir nur unvollkommene oder entstellte Nachrichten haben, wohin keineswegs blos die mythischen vor der gleichzeitigen Geschichtschreibung fallenden Perioden, sondern auch ein großer Theil der seit dieser Epoche verflossenen Jahrhunderte gehören. Das Wesen der nur auflösenden Kritik gehört dem Verstande an, der kritische Geschichtschreiber, der auch wieder aufbaut und schafft, ist ohne Phantasie nicht denkbar. Kritik und Phantasie, wie sehr diese Geisteskräfte auch entgegengesetzt scheinen, müssen Hand in Hand gehen, wenn aus der Erklärung, Verknüpfung und Ergänzung von Bruchstücken verlorener Werke, oder kurzer und an sich ungenügender Berichte ein Bild des Ganzen hervorgehen soll. Aber auch bei einer relativ großen Vollständigkeit der Nachrichten wird diese Operation dem Geschichtschreiber nie ganz entbehrlich sein. Wer sich freilich begnügt, erzählte Thatsachen wieder zu erzählen, wird die Einbildungskraft nicht zu Hülfe nehmen; wer aber, ehe er die Feder ergriff, das Bedürfniß fühlte, die Gestalten, die er auftreten lassen will, erst leibhaftig vor die eigne Seele zu führen — und welcher große Ge-

schichtschreiber hat der dazu erforderlichen Zauberformel entbehrt? — der hat mit Phantasie geschrieben.

Diese Betrachtung steht freilich im vollen Widerspruch mit einem berühmten Ausspruch des Aristoteles. Im neunten Capitel der Poetik zieht der Philosoph eine Parallele zwischen der Poesie und der Geschichte, und nennt die erstere philosophischer und würdiger, weil sie die Begebenheiten darstelle, wie sie nach der Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit hätten geschehen können, die Geschichte aber, wie sie geschehen sind. Er macht also die Geschichte ausdrücklich zu einer trocknen Chronik und muß an Herodot und Thucydides keinen andern Maßstab gelegt haben, als den der Treue, mit der sie die Wirklichkeit copirten. Raumer, welcher in seiner Abhandlung über die Poetik die Würde der Geschichte natürlich verficht, sucht den Aristoteles wegen dieser Geringschätzung der historischen Kunst in den beiden bewundernswürdigen Musterschriftstellern dadurch zu entschuldigen, daß er auf ihre Anordnung, die ihn nicht befriedigt haben wird, hinweist. Aber diese Mangelhaftigkeit selbst zugegeben, hätte sie einem Aristoteles den über die bloße Mittheilung des Geschehenen hinausgehenden Geist jener Werke verhüllen dürfen? Gestehen wir lieber, daß wir uns hier eben so unbefriedigt fühlen, wie bei manchen andern Kunsturtheilen und Kunstansichten der Alten. Es dürfte dieses darin seinen Grund haben, daß in diesen Urtheilen die Poesie zu sehr als bloßes Product des berechnenden Verstandes betrachtet, der Wirkung der Begeisterung zu wenig zugeschrieben wird. Und da ist es denn allerdings wahr, daß sich die Gestaltung der Thatsachen für die Darstellung bei dem Dichter weit mehr als bewußte Operation

betrachten läßt, wie bei dem Geschichtschreiber, in dessen Geiste sie mehr aus innerer Nothwendigkeit entspringt. Immer wird es einer der Hauptunterschiede des Dichters und des Geschichtschreibers bleiben, daß dieser im Bewußtsein, vor Allem und als Grundlage, der Congruenz der Darstellung und der Wirklichkeit nachtrachtet. Würde er aber Gedanken und Streben diesem historisch Wahren widmen wollen, wenn es ihm nicht zugleich als das Wahrscheinliche und Nothwendige erschiene, und als solches zur Anschauung zu bringen wäre?

Wie nun die Poesie die Geschichte, insofern diese eine bildende und darstellende Thätigkeit ist, nie ganz aus ihrem Bereiche entläßt, so wirkt fortwährend ein poetisches Element ganz anderer Art im Stoffe der Geschichte, d. i. in der Ueberlieferung der Thatsachen an den Historiker, ein Element, der Mythenbildung nicht unähnlich, nur schwächer und gebrochener als diese. Es ist die Neigung, die vorzüglich im Volke lebt, auf einzelne hervorragende Häupter, oder auch auf Vereine und einzelne Massen, weit mehr zu häufen, als ihnen gebührt, indem man sie fast allein als thätig denkt; verwickelte Begebenheiten zu vereinfachen, ebenso die Eigenthümlichkeiten von Individuen oder von Völkern in einzelne Charakterzüge zu fassen und in pikante Reden zu kleiden, die Schicksale hervorragender Männer als frappante Situationen aufzufassen, oder auch zu solchen zu bilden, kurz, die Geschichte in das Anekdoten- und Novellenartige zu verwandeln. Der Reiz, der hierin für Die liegt, welche in der Geschichte nur das Einzelne, nicht den großen Zusammenhang sehen, macht, daß in dem Gedächtnisse Vieler oft gerade das am meisten haftet, was vor der

Kritik nicht beſtehen kann, und das nicht etwa bloß aus dunkeln und wenig bekannten Jahrhunderten, oder über Begebenheiten, wo mangelhafte gleichzeitige Aufzeichnung der Sage Raum giebt, wie z. B. bei der Gründung der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, ſondern auch über die allerhiſtoriſcheſten Zeiten. Was iſt z. B. aus der Geſchichte des Columbus bekannter als die Uebereinkunft, die er endlich mit ſeinem meuteriſchen Schiffsvolke geſchloſſen, umzukehren, wenn ſich binnen drei Tagen kein Land gefunden haben würde. Und doch lieſ't man davon bei keinem Augenzeugen, in deren Berichten ſie unmöglich fehlen könnte, wenn ſie wahr wäre; ſie iſt apokryph, obſchon ſie auch Robertſon aufgenommen hat. Man darf ſolche Erzählungen nicht mit reinen Erfindungen müßiger Köpfe in eine Claſſe bringen. Sie machen Zuſtände, Stimmungen anſchaulich, indem ſie ſie in eine beſtimmte Handlung verwandeln, in dem angeführten Falle z. B. die Unzufriedenheit der zaghaften und beſchränkten Schiffsleute, das feſte und zugleich klug beſchwichtigende Verfahren des Columbus, ſeine Zuverſicht, die der Erfolg krönt. Die Forderung, welche Ariſtoteles an die Poeſie ſtellt, iſt hier erfüllt, es iſt die Thatſache, wie ſie ſich unter den gegebenen Umſtänden und mit den Charakteren der handelnden Perſonen nach der Wahrſcheinlichkeit hätte ereignen können.

Wie vieles Andere dieſer Art ließe ſich nicht noch anführen! Wer kennt die trügeriſche Krücke nicht, durch welche Sixtus V. Papſt wurde? Die Kritik Leti's, der die Welt mit dieſer artigen Erzählung bekannt gemacht hat, hat Schröckh in ſeiner Biographie begonnen, ohne damit, wie es ſcheint, Eindruck zu machen; jetzt, nach-

rm Ranke sie durch Aufzeigung der apokryphen Quelle eti's siegreich vollendet hat, wird wol Niemand mehr aran glauben. Es knüpft dieser treffliche Forscher eine llgemeine Bemerkung daran, der meinigen ähnlich. Die Historie, sagt er, so wie sie in das Gedächtniß der Menchen übergeht, berührt allemal das Gebiet der Mythologie. Nur kann ich eben dieses mit ihm nicht „auffallend" inden. Vielmehr finde ich es natürlich, ja gewissermaßen nothwendig, daß die Geschichte, so wie sie der Zucht und Obhut der Kritik, die wahrlich nicht mühelos über sie errungen worden ist und nicht mühelos behauptet wird, entwächst, zu ihrer ursprünglichen Quelle und Auffassungsweise zurückkehrt. Es liegt ein starker Beweis für ihre wahre Abstammung darin.

Vermöge der großen Gewalt, welche das Novellenartige auf die Menschen übt, schleicht sich aber auch die aus der Luft gegriffene Erfindung, ja selbst was sich als Erdichtung gibt, in die für wahr geltende Geschichte ein. Saint Real mochte seinen Roman vom Don Carlos immerhin selbst historische Novelle überschreiben, er hat wesentlich dazu beigetragen, der Welt lange die verkehrteste Meinung von diesem Prinzen aufzuheften.

Sehr ungern läßt man berühmte Männer durch den gewöhnlichen und natürlichen Lauf der Dinge aus der Welt gehen. Cicero hat gewiß nur halb Recht, wenn er von einigen griechischen Schriftstellern sagt, sie ließen den Themistokles an getrunkenem Ochsenblut sterben, weil sich bei einer gewöhnlichen Todesart kein rhetorischer und tragischer Schmuck anbringen ließ. *) Es hatte sich vielmehr

*) Brutus c. 11.

schon die ihnen zugekommene Ueberlieferung durch den
des Außerordentlichen so gestaltet. Gustav Adolphs
ist viel zu verhängnißvoll, um ihn einer feindlichen K
zuzuschreiben. Die Phantasie kann sich bei einem ge
nen Zufall nicht beruhigen. Wie viel mächtiger ist
Eindruck des schauerlichen im Finstern schleichenden
raths. Kommt nun erst politische Leidenschaft und Pa
lichkeit dazu, so ist nichts schwerer als der einfachen We
heit den Sieg über jenen unwiderstehlichen Reiz zu
schaffen. Bis auf den heutigen Tag müssen die aus
Mitte einer bedeutsamen Laufbahn gerissenen Fürsten u
Feldherren dem Gift erliegen, die in einer bedenklich
Lage rechtzeitig gebornen Prinzen untergeschobene Kinder s

Nehmen wir diese Leidenschaftlichkeit und jenen Ha
zusammen, so sehen wir, daß auch die verfälschte Zeitg
schichte nicht immer unbedingt als das Werk absichtliche
Entstellung zu betrachten ist. Es giebt Schriften, deren
Verfasser, halb von Anderen, halb durch sich selbst ge
täuscht, die Thatsachen, die sie vorbringen, ziemlich tre
wiedergeben, aber durch Hinwegsehen über alles Unbequeme,
und durch den Taumel einer falschen Begeisterung über
die Wurzeln und Motive der Handlungen verblendet,
seltsame Ideale erzeugen. Man sehe nur jene so begieri
gelesenen, leider auch geglaubten Lebensbeschreibungen des
gestürzten Kaisers an. Nicht nur Großheit, sondern Wohl
wollen, Edelsinn, Menschenliebe ist Alles in ihm. Wie
Liebe zum Vaterlande allein ihn bewog, es den Händen
Unfähiger zu entziehen, wollte er auch andere Völker durch
seine Herrschaft beglücken, aber man faßte ihn nicht. Die
alte Schlange hörte nicht auf, zu undankbarem Auflehnen
wider ihn zu reizen, und doch erlag er zuletzt den Waf-

sen des ganzen wider ihn verbündeten Europa nicht. Nur durch hämischen Verrath konnte er, wie Siegfried, fallen. Wir nennen den ersten Frankenkaiser, wie er im Pseudoturpin erscheint, einen mythischen; und doch dürfte er dem, welchen Einhard beschrieben, kaum unähnlicher sein, als dieses Bild des letzten Frankenkaisers dem wahren.

Es ist das Geschäft der ächten Geschichte, diese Wahnbilder zu zerstören, und nicht immer ein leichtes. Noch lange ist die Wahrheit nicht so ergründet, wie sie es durch den gehörigen Gebrauch der vorhandenen Mittel sein könnte. Aber auch wenn sie es der Hauptsache nach einmal sein wird, wird doch die Geschichte vermöge des, diesem ihrem objectiven Elemente gegenüber als ein subjectives zu bezeichnenden, nicht aufhören, ein Gewebe der Penelope zu sein, wie sie es bisher war zum Erstaunen der Unkundigen und zum Verdrusse Derer, welche nicht begreifen, daß auch hier das Streben größer und fördernder ist, als das Ruhen im Erreichten.

Das Drama und seine Bedingungen.

Nachdem ein Bedürfniß für das Vernehmen wahrer Geschichte entstanden war, welchem Herodot und Thucydides auf eine so großartige und befriedigende Weise entsprachen, war die erzählende Poesie völlig in den Hintergrund gedrängt. Die Bestrebungen, sie neu zu beleben, welche im Jahrhundert dieser Männer, obschon von talentvollen Dichtern, wie Panyasis es war, gemacht wurden, mußten mißlingen. Die alten mythischen Stoffe waren erschöpft und konnten, um den Reiz der Neuheit zu gewinnen, nicht ohne einige Willkür behandelt werden.

Aber nicht nur diese neuen Dichter blieben wirkungslos, auch Homer entzückte nicht mehr, riß nicht mehr fort, wie sonst. Es fehlte der Glaube an die reale Wahrheit des Vorgetragenen, und die ideale Wahrheit der innern Uebereinstimmung vermochte man als eine von jener getrennte nicht aufzufassen. In diesem Gefühle versuchte es Choerilus der Samier, in einer dem Homer an Simplicität nahe kommenden Sprache *), die Perserkriege zu besingen; aber der Versuch, dem Epos die Gegenwart oder nahe Vergangenheit zuzueignen, scheiterte noch entschiedener, weil das, was schon Stoff für die nach möglichster Congruenz mit der Wirklichkeit strebende Darstellung geworden war, hier in eine Form gezwängt werden sollte, welche der Auffassungsart eines längst verschwundenen Culturzustandes angehörte. Auf diese Weise wie auf jene konnte die epische Poesie nur als eine gelehrte und künstliche noch angebaut werden, einem wahren, in dem Bildungszustande der Nation liegenden Bedürfniß nicht mehr entsprechen. Als die Lyrik in ihrer Blüthe die lebhafteste Theilnahme fand, hatte sie nicht versäumt, sich gleichfalls des historischen Elements zu bemächtigen, aber der Natur der Sache nach konnte es in ihr nie mehr als Nebenwerk sein. Sollte nun der Poesie, so lange sie noch eine lebendige aus frischem Quell rinnende war, dieser große Grundbestandtheil bewahrt werden, so mußte sie sich eine neue Form dafür suchen, und diese war das Drama.

Den Glauben, der für den epischen Dichter verloren ist, bringt der dramatische für sich von neuem hervor, in-

*) *Naeke*, De Choerili aetate etc. p. 65.

dem er durch die kühnste aller poetischen Fictionen die Entfernung in Zeit und Raum aufhebt und den Zuschauer sehen läßt, was jener ihm nur erzählt. Denn wenn er sich dieses unermeßlichen Vortheils mit Einsicht, Begeisterung und Kunst zu bemächtigen weiß, so nöthigt er für die Stunden, in denen sein Zauber waltet, den Zuschauer, an ihn zu glauben, das heißt, die Wirkung der unmittelbaren Anschauung wird zu einer so mächtigen und unwiderstehlichen, daß das Bewußtsein der Täuschung ganz in den Hintergrund tritt, der Antheil an dem gegenwärtigen Vorgange aber bis in die Tiefen der Seele dringt und sie erfüllt. Indem der Dramatiker die Begebenheiten auf ihre ganze Ursprünglichkeit zurückführt, verbindet er die für den spätern Epiker getrennten Glieder der erscheinenden Wirklichkeit und der idealen, poetischen Forderungen gemäßen Wahrheit wieder unmittelbar. Die Form des Gedichts gibt dem Zuschauer die dazu erfoderliche Geistesrichtung, denn wer einer Erzählung zuhört, ist es sich bewußt, wenn er nicht kritisch auflöst, den Gedanken vom Erzähler zu empfangen, wer dem vor seinen Augen Vorgehenden zuschaut, will selbstthätig das Gemüth der Handelnden erforschen und das Innere mit dem Aeußern verknüpfen. Diese Stimmung des Zuschauers, die als eine zweite, innere Täuschung zu betrachten ist, zu erhalten, die Spiegelung der Handlung in der Seele des Dichters zu verdecken, darum Alles an lebendige Handlung zu knüpfen, um aus Handlungen, nicht aus Schilderungen und Entwickelungen von Gemüthszuständen die Einheit des Ganzen hervorgehen zu lassen — ist die tiefste Kunst des Dramatikers, das, was ihn am wesentlichsten vom erzählenden Dichter unterscheidet.

Wegen des großen Einflusses, den Geschichte und Drama auf einander üben, sei es erlaubt, bei den Bedingungen des letztern hier noch zu verweilen.

Erwägen wir, daß zur dramatischen Poesie diese beiden Erfordernisse gehören: das eines lebendigen, poetisch-geschichtlichen Sinnes und Bedürfnisses, und das des klarsten Auges für geistige Individualitäten und der geübtesten Fähigkeit, sie ganz aus ihnen selbst heraus darzustellen; so ergiebt sich, daß es nur gewisse Gränzepochen im Leben der Völker sein können, wo sie recht aus dem innersten Triebe des Zeitgeistes heraus gedeiht. Denn die Cultur hat entweder den Höhepunkt, wo die Kunst der vollsten Aneignung des von dem geistigen Urstrome des Traditionellen und Typischen frei gewordenen Objects fähig ist, noch nicht erreicht; oder, wenn er erreicht ist, geht das Verlangen nach Uebereinstimmung zwischen dem Natur- oder Geschichtsobject und der künstlerischen Darstellung schnell in eine platte Wirklichkeitsforderung über, welche den poetischen Sinn schwächt und endlich tödtet.

An und für sich aber wird die Berührung und Begegnung dieser beiden Sinnesarten und Fähigkeiten noch keineswegs hinreichen, eine Blüthe der dramatischen Poesie hervorzurufen, es muß eine besondere Richtung und Beschaffenheit der Nation vorhanden sein, die sich dieses Glückes erfreuen soll. Wenn nämlich schon die Poesie überhaupt das allgemein Menschliche nur in dem volksthümlich Besondern auffassen und darstellen kann, so ist dies ganz besonders in der dramatischen der Fall, deren Gestalten ja nothwendig wie die lebendigsten so die individuell abgegränztesten sein müssen. Vollkommen wahr und treffend kann aber ein Volk solche nationelle Bilder

nur von sich selbst entwerfen, es muß also die Eigenthümlichkeit desselben eine würdige und bedeutsame, von Cultur und Geist durchdrungene sein; und wenn die Schilderung mit wahrer Lust und Freude, mit jenem innigen Behagen geschehen soll, die zur Frische des Kunstwerks gehören, so ist dazu erforderlich, daß das Volk auf seine Eigenthümlichkeit mit einem gerechten, stolzen Selbstgefühl blickt, welches das Glück und die Vorzüge keines andern Volkes beneiden darf, da es in ihr ein befriedigendes Gut besitzt.

Nur da, wo bei einem höher begabten Volke jene Gränzepoche der Geistesrichtungen mit einem solchen Selbstgefühle zusammentritt, sind die Bedingungen zu einer Schaubühne, an der das Volk durch Genuß und Antheil selbst schaffend wirkt, vorhanden. Ich sage einer Schaubühne, denn wo immer die dramatische Poesie naturgemäß und großartig hervortrat, hat sie in der bestimmtesten Beziehung zu einem realen Theater gestanden.

Hieraus geht hervor, warum eine wahre und ächte Blüthe des Dramas zu den seltensten Erscheinungen in der Culturgeschichte gehört, und wie einerseits Ernst, Einsicht, Begeisterung, denen das vaterländische Gefühl fehlt, andererseits eine hohe Meinung von der eignen Nation, welcher der ächte poetische Schwung fehlt, nur Annäherungen zu einer Blüthe des Theaters bilden können, wo im erstern Falle ein zu großes Uebergewicht des idealen Elements über das reale, im letztern das Umgekehrte stattfinden wird. Auch wird dadurch klar, warum die Griechen, bei welchen beide Elemente sich durchdrangen, erst zur Zeit der Perserkriege ihr großes Drama erzeugen

konnten, und warum es mit dem peloponnesischen wieder erlöschen mußte.

An einem andern Orte *) habe ich nachzuweisen gesucht, daß die, wenn sie sich in reichen mannigfaltigen Erscheinungen entfaltet, nicht minder als die des Dramas seltene, Blüthe der bildenden Kunst sich gleichfalls nur da findet, wo die beiden Perioden der jugendlichen Begeisterung und die der Mühe um genaue Auffassung der Dinge in ihrer objectiven Wahrheit durch Berührung ineinander übergehen, daß aber dies nicht durch die vorherrschende Richtung auf das Nationale, sondern vielmehr durch den das rein Menschliche erkennenden und hervorhebenden Blick bedingt ist. In der That ist unter den modernen Völkern keines, welches den Doppellorbeer eminenter Erzeugnisse auf beiden Gebieten davongetragen hätte. Nur den Griechen war dies vergönnt, weil sie beide einander scheinbar widersprechende Erfoderniſſe in sich vereinigten. Denn das war das Einzige, das ist das Unerreichbare der alten Hellenen, daß sie die eine Richtung nicht auf Kosten der andern ausbilden durften, daß sie in beiden zugleich groß waren. Nie hat ein anderes Volk den allgemeinen Typus der Menschheit, ihre edelste Form und Schönheit so rein dargestellt wie die Griechen, und doch hatten andererseits ihre Kunsterzeugnisse auch wiederum ein so entschieden nationales Gepräge, wie kaum die eines späteren, weil sie auf kein anderes blickten, wie unmittelbar oder mittelbar die folgenden Culturvölker auf sie.

Ich komme von dieser Abschweifung auf die Historie

*) Reisebriefe aus Belgien, S. 289 fg.

zurück. Das Element derselben muß im Drama vorwalten wie im Epos; denn wie ein tief liegendes inneres Bedürfniß, große Begebenheiten in einem würdigen Spiegel zu erblicken, auf einer frühern Culturstufe zum epischen Gedicht führte, so auf einer spätern ein ähnliches Bedürfniß zur dramatischen. Dort verwandelte sich die Geschichte auf dem poetischen Gebiete in Epos, hier in Drama. Und wie der Sinn, der sich der Vergangenheit des Heroenzeitalters, der mythischen Periode zuwandte, zwar nicht mehr mit der alten Kraft wirkte, aber doch noch immer lebendig war, fand auch die Tragödie Boden und Stoff am natürlichsten in derselben Periode. Nur bei Begebenheiten so colossaler Art, daß die Verwickelungen, welche ihren Platz in der prosaischen Geschichte gefunden hatten, sich von den großen Umrissen leicht ablösen ließen, konnte die tragische Dichtung auch die Gegenwart darstellen, wie Aeschylus in den Persern. Oder es wurden gerade diese Verwickelungen, an denen die Gegenwart sich abmüht, allein hervorgehoben und in poetischer Weise auf ihren Ursprung, auf die mangelhafte, belachenswerthe Seite des menschlichen Daseins zurückgeführt. Sie fielen daher der komischen Dichtung zu, die also auch in ihrer Art auf historischem Boden steht.

Andererseits wurde auch wieder die Geschichtschreibung wesentlich von der dramatischen Poesie berührt, und erst von diesem Standpunkte aus läßt sich die Charakteristik des Thucydides vervollständigen. Denn auch in seinem Werke ist der dramatische Geist, der die Poesie umgestaltete, lebendig, mag nun die in der Zeit liegende Richtung auf dem verwandten Felde Aehnliches hervorgetrieben haben, oder mochte der Eindruck der großartigen Dich-

tungen, die der Jugend des Geschichtschreibers die würdigste Geistesnahrung boten, mächtig genug gewesen sein, in die Farbe und Haltung seines Werkes zu dringen. War doch die Zeit mit der dramatischen Auffassungsweise und Form so erfüllt, daß sie zur philosophischen Darstellung den Weg fand; wie hätte die Geschichte sich ihrem Einflusse entziehen mögen! Es lebt aber das dramatische Element im Thucydides innerlich in der großen Objectivität des Werkes, vermöge welcher der Autor sich fast ganz zurückzieht, und dem Leser die handelnden Personen und streitenden Parteien selbst vorführt; in der Form in den Reden, welche vermöge dieser Betrachtung wol eine tiefere Bedeutung gewinnen, als man ihnen gewöhnlich giebt. Die Unterredung zwischen den atheniſchen Abgeordneten und den Meliern im fünften Buche ist eine ganz dramatische Scene. Mag der Geschichtschreiber sich in den mitgetheilten Reden auch noch so sehr an die Nachrichten über den Inhalt der wirklich gehaltenen angeschlossen haben; er konnte nicht umhin ihnen aus seinem eignen Geiste Zusammenhang, Rundung, Farbe und Form zu geben.

So ist also die Geschichtschreibung bei den Griechen nicht bloß aus der Poesie hervorgegangen, sondern auch, so lange sie noch reifte und wuchs, unter dem Einflusse der Entwickelung und des Stufenganges derselben geblieben.

Die späteren Griechen.

Auch das hat Thucydides mit der Blüthe des Dra- gemein, daß eine Geschichte seiner Art und Kunst

nur entstehen konnte an der Gränze, wo das Vorwalten des Instincts und der Contemplation in das Vorwalten der Reflexion übergeht. Nach seinen Zeiten fehlt diese Durchdringung, die historische Kunst wird mehr gesucht, als daß sie ein Product des die Geschichte in seiner Weise auffassenden und darstellenden Zeitgeistes wäre. Wahrhaft große Geister sind immer beides: besondere Geschenke der günstigen Gottheit und Gipfelpunkte der in der Zeit verbreiteten und herrschenden Ideen; in den Perioden der Reflexion, des Sinkens, tritt das letztere Element zurück, die Individuen trennen sich von ihrer Zeit und schlagen besondere Wege ein. Wir sehen daher schon bei den Griechen fortan die Geschichtschreiber ihre Zeitalter weit weniger als früher repräsentiren, und bei den andern Völkern prägt sich auch die Nationalität in ihnen weniger scharf aus, weil jede höhere historiographische Thätigkeit unmittelbar oder mittelbar, bewußt oder unbewußt, von den Griechen abhängt. So hört denn mit dem Thucydides die Bezeichnung der Epochen der Geschichtschreibung auf, zusammenzufallen mit der Schilderung ihrer ersten Meister; daher darf auch dieser Versuch über jene nun kürzer werden und den angekündigten Charakter der Skizze tragen, über den er bis jetzt, um das Princip, von dem er ausgeht, zu begründen, hinausgegangen ist.

In den Perioden sinkender Nationalkraft zeigt sich das Talent nicht nur herabgestimmt, sondern auch mit sich selbst entzweit; der Weg, den es zu verfolgen hat, steht ihm nicht mehr mit unzweifelhafter Gewißheit vor Augen. Die Reflexion spaltet die großartige Einheit von Stoff, Gedanken, Zweck, Darstellung in verschiedene Richtungen. Dies ist der Geist, unter dessen Einflüssen

Xenophon zum Geſchichtſchreiber wurde. Als praktiſcher Philoſoph will er das Staatsleben und deſſen Entwickelung nicht von der im Volke gegebenen hiſtoriſchen Baſis, ſondern von Theorien und Idealen abhängig machen, ein Beſtreben, welches der unbefangenen Auffaſſung geſchichtlicher Verhältniſſe nicht förderlich iſt, den Blick für ſie vielmehr abſtumpft. Darum gehen auch die politiſche Lehre und die hiſtoriſche Compoſition, die im Thucydides ein Ganzes bilden, bei ihm getrennt aus einander. Denn einen ſo reichen Stoff die Zeit, die er geſchichtlich behandelte, für Staatslehren auch darbot, er wußte ihn für dieſen Zweck nicht zu gebrauchen, er bedurfte eines Ideals und ſchrieb die Cyropädie, die man mit Unrecht einen hiſtoriſchen Roman genannt hat, da die Erdichtung und Ausſchmückung nicht zu Gunſten des poetiſchen, ſondern des didaktiſchen Elementes geſchehen iſt. Schon daraus erklärt ſich das Dünne, oft Dürftige in den helleniſchen Geſchichten, dann aus der — um mich gelinde auszudrücken — verſchobenen Stellung Xenophons zu ſeiner Vaterſtadt. So verderblich wirkte die unglückliche Parteiung der Zeit auf die Geſchichtſchreibung, die ſie in Zweifel, Schwanken, Halbheiten brachte, wie den Staat ſelbſt. Wie ungleich vorzüglicher iſt Xenophon da, wo das politiſche Intereſſe in den Hintergrund tritt, in der Beſchreibung des Feldzugs, der Griechen aus Barbarenhänden rettete! Hier hat er ſich als Menſch wie als Autor ein ſchönes Denkmal geſetzt, obſchon die Gattung der hiſtoriſchen Memoiren, die er hier gründete, ſich für die moderne Zeit doch weit mehr eignet, als für die antike, wo ſie auch zu den Erſcheinungen des ſich trennenden und ſpaltenden Lebensganzen gerechnet werden muß. Ueberhaupt war es eine

Zeit des ersten Hervortretens von Keimen und Gestalten, die auf die Zukunft hindeuteten, wo sie mit ihrer weitern Entfaltung und Entwickelung auch erst ihre Rechtfertigung erhalten konnten.

Bei aller anmuthigen Einfachheit und Natürlichkeit der Sprache fehlt der xenophontischen Darstellung der volle kräftige Brustton, der aus einer andern Betrachtungsart und einer andern Persönlichkeit des Schreibenden hätte stammen müssen, womit zugleich das poetische Element zurückgedrängt war, und von den Lesern nicht anders als schmerzlich vermißt werden konnte. Wie nun der oberflächlicher gewordene Sinn stumpf ist für die Unterscheidung des Inneren und Aeußeren, glaubte die Historiographie die Kraft und den Schwung, die ihr abhanden gekommen, wieder finden zu können in der damals mit so großer Vorliebe betriebenen Rhetorik, wo Stil und Geschmack in Gewandung und Faltenwurf ersetzen sollten, was den Formen der nackten Glieder an Großheit, Freiheit und Frische fehlte. Die Rhetorik bedurfte, um einen würdigen Stoff zu gewinnen, der Geschichte ebenso, wie diese jener; die meisten Schüler des Isokrates waren Geschichtschreiber *). Die wenigen erhaltenen Fragmente und die Urtheile der Alten reichen nicht hin, uns von der Art und Kunst dieser Autoren eine vollständige Vorstellung zu geben; das aber können wir im Allgemeinen aussagen, daß sie in dem Gewählten des Ausdrucks und der Sprache, in dem mit Studium und Absicht angebrachten und vertheilten, zuweilen jedoch schon an das Ueberladene und

*) *Ruhnken*, Hist. crit. orat. gr. p. LXXXIII.

Schwülſtige ſtreifenden, Redeſchmuck das Künſtleriſche der Geſchichte geſucht haben müſſen. Aber in der beginnenden Manier kann außer dem Verführeriſchen auch noch etwas Großes liegen, und vielleicht würden wir mehr als in den Fragmenten davon ſpüren, wenn uns ein ganzes Buch des Theopompus übrig geblieben wäre, der an Kraft ſeinen Meiſter übertroffen hat. Der überſchwengliche Reichthum dieſes Geſchichtſchreibers an Abſchweifungen und Epiſoden kann in ſeinem Stoffe und ſeiner Behandlungsweiſe die Erklärung und Rechtfertigung nicht finden, die dem Herodot zu gute kommen; es zeigt dieſer Reichthum vielmehr deutlich den Rhetor und Sophiſten, der vor Allem liebt ſich über anziehende Gegenſtände mannigfacher Art vernehmen zu laſſen, ohne Rückſicht auf die Geſetze der hiſtoriſchen Anordnung und Einheit. Aber dieſer Sinn war wol damals überhaupt ſchon ziemlich verſchwunden. Auch hat es Theopompus, um die Leſer anzuziehen und zu ergötzen, nicht verſchmäht, viele mythiſche und fabelhafte Erzählungen einzuflechten, die er ohne Zweifel, um der Kritik nicht zu verfallen, viel entſchiedener wie Herodot als ſolche angegeben haben wird, wodurch ſie denn aber nur um ſo einleuchtender als müßiges und ungehöriges Beiwerk erſcheinen mußten. So zeigte ſich denn in dem von ihm angeſchlagenen, unſtreitig viel nachgeahmten Tone die beſtimmteſte Abweichung von den Grundſätzen und der Art des Thucydides.

Dagegen ſuchte ſein Zeitgenoſſe und Mitſchüler Ephorus eine Verbindung des mythiſchen Sagenſtoffes mit der Geſchichte, aber auf die willkürlichſte Weiſe, indem er nämlich, wie Otfried Müller ſagt: „mit der Verkennung des Sagencharakters überall hiſtoriſchen Zuſammenhang

hineinzwängte und dann die Lücken der Tradition durch Raisonnement zu ersetzen strebte." So ist er das Haupt einer Schule geworden, die es verschuldet, daß Diejenigen, die ihrer Willkür entgegenstreben, von Vielen am meisten der Willkür angeklagt werden.

Lust an Prunk, an schönem kunstvollen Redeerguß, Gewalt über die Sprache, Schaustellung einer gewiß oft sehr bedeutenden Virtuosität in einzelnen Schilderungen, ohne daß sich das Einzelne zu einem künstlerischen Ganzen rundete, wird im Allgemeinen der Charakter der Geschichtschreibung zur Zeit Alexanders gewesen und ziemlich weit über die Diadochenzeit hinaus geblieben sein, mit einem nach der verschiedenen sittlichen Gesinnung der Schriftsteller sehr verschiedenem Maße von Treue und Wahrheit.

Gegen diese herrschende Richtung erhob sich nun der Schriftsteller, über den es uns nach langer Zeit wieder vergönnt ist, ein selbständiges Urtheil zu fällen, Polybius. Es darf nicht Wunder nehmen, daß er fast alle Geschichtschreiber, die er anführt, bekämpft, da er den Zustand der Historiographie in seiner Zeit als einen krankhaften, durch falsche Rhetorik äußerlich übertünchten, innerlich aber von sophistischer Lüge angefressenen betrachtet, und gern die Gelegenheit ergreift, die ganz entgegengesetzten Grundsätze und die Methode, denen er folgt, ins Licht zu setzen. Wie Thucydides auf Wahrheit dringt gegen Die, welche leichtgläubig Sagen für Geschichte nehmen, so Polybius gegen Die, welche sie aus Gleichgültigkeit oder Parteilichkeit vernachlässigen, oder der Wirkung, die sie beabsichtigen, aufopfern. Am merkwürdigsten ist hier eine Stelle *),

*) II, 56.

wo er dem Phylarchus vorwirft, er habe es in seiner Geschichte darauf angelegt, durch pathetische Schilderungen von Jammerscenen, Thränen und Klagen, die Leser zu rühren und zum Mitleid zu bewegen. Phylarchus, meint er, sei hier in das Gebiet der Tragödie übergegangen, und setzt bei dieser Gelegenheit die Zwecke der Tragödie und der Geschichte einander so entgegen, daß jene den Hörer für die Gegenwart erschüttern und auf sein Gemüth wirken, diese den Wißbegierigen für alle Zukunft unterrichten und überzeugen, jene vermittelst des Ueberredenden und Einnehmenden, diese durch die Wahrheit wirken wolle. Man hört hier jenen Satz des Aristoteles durchklingen, auf den Polybius durch mannigfache Erfahrungen von dem falschen und verderblichen Uebergreifen der Geschichte auf das Gebiet der rhetorisch wirkenden Poesie wohl mit mehrerem Rechte kommen konnte, als der Stagirit selbst; nichts desto weniger verkannte auch er, daß das Wahre, in großartiger Einfachheit hingestellt, nicht minder erschüttern und das Gemüth in Anspruch nehmen wird, als das Wahrscheinliche, welches der Dichter sucht und bildet, wenn der Geschichtschreiber dieser Region des menschlichen Daseins und seiner Schicksale nicht etwa mit Absicht aus dem Wege geht. Dies ist aber eben die Vorstellung des Polybius, daß sie gar nicht in den Bereich des reinen Geschichtschreibers gehöre. Die großartige Idee der Wahrheit, die beim Thucydides in ihrer Reinheit auftritt, war bei ihm zu einem erstarrten und einseitigen, daher nüchternen Begriffe geworden. Dahin führte ihn seine Weltbetrachtung, und auf diese die große, höchst imponirende Erscheinung seiner Zeit, die Erringung r Weltherrschaft durch Rom. Zu zeigen, wie dieses

wunderbare Ereigniß sich zugetragen, welche Ursachen es herbeigeführt, ist, wie er selbst schon im Eingang sagt, der Hauptzweck seiner Geschichte, und am Schlusse weist er nochmals auf diese Einsicht, als auf die schönste und nützlichste Frucht seiner Mühe hin *). Nun leitet er alle Erfolge Roms von seinen Staatseinrichtungen, die Güte der Verfassungen und Sitten überall von der Weisheit der Gesetzgeber, die das Zweckmäßigste anzuordnen wußten, her. Den Einfluß natürlicher Ursachen leugnet er nicht, glaubt aber, daß es nur klug angewendeter Mittel bedürfe, um ihn zu überwinden und zu beseitigen **). Ist nun der berechnende Verstand zum obersten Princip der Weltbegebenheiten gemacht, so darf man diesen Berechnungen nur folgen, um alle ihre Gründe zu enträthseln. Darum sehen wir den Polybius so sehr auf die Hervorhebung der ursachlichen Momente dringen, deren Entwickelung er das vorzüglichste Erforderniß der Geschichtschreibung nennt ***). Dadurch wurde er der eigentliche Urheber der sogenannten pragmatischen Geschichte, welche, so wichtig und bedeutungsreich das Element auch ist, das sie hervorhebt, doch der Tiefe wie der Unbefangenheit der geschichtlichen Darstellung den empfindlichsten Abbruch thut, indem sie die Wirkungen des fort- oder zurückschreitenden Zeitgeistes, des Völker-

---

*) Script. vet. nova coll. e Vatican. cod. Ed. Maio. T. II. p. 461.

**) Man sehe z. B. was er IV, 21. von dem natürlichen Charakter der Arkader und von der Wirkung der Musik auf sie sagt.

***) III, 32.

lebens, das Geheimnißvolle in den individuellen Richtungen, alle in der Tiefe gährenden Kräfte ignorirt, oder in den Hintergrund schiebt. Söhnt Polybius selbst für diese Einseitigkeit aus durch seine Einsichten, seinen hellen Blick und scharfen Verstand, die zuweilen eine Aussicht auf Dinge gewähren, die außerhalb des Kreises seiner bewußten Absicht liegen; so tritt sie in manchem seiner Nachahmer als eine unleidliche Zerstörerin aller Unmittelbarkeit, alles echten historischen Geistes auf.

Ob Polybius eine eigentliche Schule gestiftet, kann wegen der vorherrschenden Richtung auf das Rhetorische billig bezweifelt werden, aber von großem Einfluß waren seine Lehre wie sein Beispiel, wie besonders in neueren Jahrhunderten, die ihn übermäßig verehrten, so auch schon im Alterthum. In den Forderungen, welche Cicero in einer bekannten Stelle *) an die vollkommene Geschichtschreibung stellt, wird die Regel des Polybius sehr entschieden hervorgehoben. Und so muß man sich die folgende griechische Geschichtschreibung als eine zwischen dem rhetorischen und dem pragmatischen Elemente bald schwankende, bald beide zu vereinen und zu verschmelzen strebende vorstellen, mit sinkender, doch zuweilen durch besondere einzelne Talente über den umgebenden Strom des Verfalls hervorragender Kraft und Virtuosität, leidlich zum Theil noch bis in die byzantinische Zeit hinein.

Wir haben daher hier nur noch eines Geschichtschreibers besonders zu erwähnen, des Plutarch nämlich, weil er einen eignen Weg einschlug, und vermöge des-

*) De orator. II, 15.

selben in der modernen Zeit einer der vielgelesensten und einflußreichsten Schriftsteller des Alterthums geworden ist. In der Schrift „Ob die Athener durch Krieg oder durch Weisheit berühmter gewesen", wo er der von Simonides herrührenden Vergleichung der Malerei und der Dichtkunst erwähnt, zieht er, gewiß nicht ohne einen Seitenblick auf Polybius und die durch ihn eingeschlagene Richtung, die Geschichtschreibung ausdrücklich zur Poesie, indem er aus ihr seine Beispiele schöpft und von ihr vor allem poetische und malerische Wirkungen fordert. Derjenige sei der beste Geschichtschreiber, dessen Erzählung Gemüthsbewegungen und Personen zur Anschauung bringt wie ein Gemälde. Thucydides wenigstens, fügt er hinzu, hat immer nach einer Darstellung gestrebt, welche den Hörer zum Zuschauer macht und in dem Leser die Leidenschaften und Erschütterungen hervorruft, die der gegenwärtig Gewesene empfand; worauf er Beispiele aus diesem Schriftsteller anführt. Mit keiner geringern Autorität also als der eines solchen historischen Heros waffnet sich Plutarch, um der Geschichte die poetischen Bestrebungen und Wirkungen zu vindiciren, welche die Verstandes- und Nützlichkeitsforderung mächtig und mit Erfolg zurückgedrängt hatte.

Er selbst rang zwar nicht nach der eigentlich historischen Palme, aber in seine Biographien, in welchen er um so eher einen freiern Weg einschlagen zu dürfen glaubte, zog er ein Element, welches wir von einer andern Seite her ein dem Poeten und seinem Bedürfniß verwandtes nennen dürfen. Der Standpunkt nämlich, auf den sowohl die Betrachtung des tiefen Verfalls alles politischen Lebens als seine eigne Richtung und Ansicht

ihn ſtellten, ordnete die Verhältniſſe der Menſchen im Staate ihrer ſittlichen Beſchaffenheit unter, und beſtimmte danach die Bedeutung und das Intereſſe der Geſchichte. Daher jene von ihm ſo reichlich eingeſtreuten Züge, welche den Staatsmann und Helden nicht als Glied, Leiter und Führer einer ſocialen Verbindung, ſondern als Menſchen zeichnen. Die Poeſie aber, die ihn gleichfalls ſo auffaßt und der anderen Beziehungen ſich nur bedient, um dem Individuum eine beſtimmte, ſcharf begrenzte Geſtalt zu geben und den Einfluß der äußeren Verhältniſſe auf das rein Menſchliche zu zeigen, findet in denſelben Zügen den ihr angemeſſenen Stoff. Dieſes individuelle, perſönliche Leben macht ſich zwar überall geltend, aber in den Großthaten und ihren Erfolgen wird es oft nicht entdeckt und bemerkt, und Plutarch hat gewiß Recht, wenn er in der Einleitung zum Alexander ſagt, daß eine wenig bedeutende Handlung, eine Rede, ein Scherz von einem Charakter oft ein beſſeres Bild geben, als mörderiſche Schlachten und Städtebelagerungen. Aber mit dem ernſten und ſtrengen Antlitze, wie ſie dem Thucydides erſchien, auftretend, verſchmähte die Muſe der Geſchichte ſolche Charakterzüge, ein mal weil ſie eben die Wirkungen der Handlungen auf die ſocialen Verhältniſſe in den Mittelpunkt zu ſtellen gebot, dann weil die Wahrheit ſolcher einzelnen Sittenzüge und Reden ſo ſchwer zu ermitteln iſt. Plutarch dagegen entfernte ſich von dieſer Strenge theils in der beſtimmten und bewußten Abſicht, ſeinen auf das Sittliche gerichteten Zweck dadurch zu fördern, theils unbewußt fortgeriſſen von demjenigen Intereſſe an dieſem Beſtandtheile der Geſchichte, welches man uns ein halb poetiſches zu nennen erlauben mag. Denn es liegt in dieſen Anekdoten,

frappanten Handlungen, novellenartigen Begebenheiten etwas so allgemein Ansprechendes, ja es ist ein so wesentliches Bedürfniß, sich große Männer menschlich dadurch näher zu rücken und begreiflich zu machen, daß die Kritik hier nie einen vollständigen Sieg davontragen, vielmehr das ewige Recht dieser Erzählungen, auf das menschliche Gemüth zu wirken, sich immer wieder geltend machen wird. Weniger weil Plutarch überhaupt Charaktere treffend zu zeichnen verstand, als weil er auch mit diesen Mitteln zeichnete, haben seine Biographien einen so außerordentlichen Beifall gefunden. Den Menschen zu begreifen, wie sein Wollen, Streben, Handeln durch so viele außer ihm liegende Einflüsse der Natur und des Geistes, durch sein Volk, dessen Charakter und Entwickelung, die herrschende Richtung der Zeit, bedingt sind, das ist die Sache eines ernsten und mühevollen Studiums; ihn zu betrachten, wie er auf seiner Persönlichkeit ruht, eine Erholung für Freistunden, welche ernsten und heiteren Spielen des Geistes und den Gebilden der Phantasie den willkommensten Anknüpfungspunkt darbietet.

Die Römer.

Von anderer Art als bei den Griechen sind bei diesem Volke die Anfänge der Geschichte gewesen. Hier finden wir sehr früh priesterliche Jahrbücher, die wir uns als äußerst dürr und trocken vorzustellen der Natur der Sache nach ein Recht hätten, wenn sie auch nicht ausdrücklich so beschrieben würden. Und gesetzt auch, daß die echten der alten Zeit im gallischen Brande nicht untergegangen seien, man folglich an ihnen bis in die Periode

der Könige hinein eine unverächtliche Grundlage für eine chronologische Geschichtsübersicht gehabt habe; ein im Volke vorhandenes historisches Bedürfniß lebendiger Art können sie nicht befriedigt haben. Vielmehr bezeugen Art und Inhalt der überlieferten Geschichte der ersten Jahrhunderte, daß es neben ihnen Sagen und Erinnerungen poetischer Färbung gegeben hat, unzweideutig; wenn schon der Streit darüber, ob diese Ueberlieferungen in Liedern, epischen Gesängen mehr oder weniger ähnlich, erhalten worden sind, oder nicht, schwerlich auf eine entscheidende Weise zu schlichten ist. Ueberhaupt bleibt, wohin man sich bei der Beantwortung dieser Frage auch wenden möge, immer etwas Räthselhaftes in Bezug auf die Urquellen der ältern römischen Geschichte übrig. Es kommt in den Nachrichten über die Verfassungsentwickelung vor der gallischen Zerstörung Umständliches vor, welches man weder als unecht und ersonnen betrachten, noch füglich, sei es als aus annalistischen Aufzeichnungen, oder aus Liedern, oder aus lobrednerischen Familienberichten geschöpft ansehen kann.

Wie dem auch sei, die Verbindung eines annalistisch-prosaischen und eines sagenhaft-poetischen Elements hat in Rom bei dem Eintritt der historischen Ueberlieferung in die Litteratur vorgewaltet; Form und Darstellung waren dürr und herbe, auch für die Erzählung der Sagen kam Alles auf den Inhalt an, so daß man die Uebereinstimmung, welche Cicero zwischen diesen ältesten Geschichtschreibern und den griechischen Logographen findet, vollkommen begreift. Dennoch hat allmähliche Entwickelung aus der einfachen Wortkargheit der alten Chronik an der Bildung der höhern römischen Historiographie wenig Antheil gehabt, da diese aus griechischen Mustern hervor-

gegangen ist, welche erst Cicero's Zeitgenossen mit einer Kraft zu assimiliren und mit einer Virtuosität sich anzueignen verstanden, von der die früheren Geschlechter bei aller Kenntniß jener Literatur noch weit entfernt gewesen waren. Das nationell Eigenthümliche in Sinn, Auffassungsweise und Darstellung, welches die römischen Meister in die griechischen Formen gossen, würden sie ohne jene ungelenken Vorgänger wol ziemlich auf dieselbe Weise hineingebracht haben, so daß der Einfluß derselben nur als ein untergeordneter erscheinen kann.

Daher findet, nachdem diese vollkommene Ausbildung der Rede einmal eingetreten ist, innerhalb der Grenzen der sich über anderthalb Jahrhundert erstreckenden Blüthenperiode der römischen Historiographie keine Entwickelung und Aufeinanderfolge verschiedener Stilarten und Tonweisen Statt; Alles hängt von der individuellen Stimmung des Schriftstellers, seiner persönlichen Richtung, seinem besondern Talente ab. Nur am Schlusse der Periode läßt sich im Tacitus die Zeit und ihr Einfluß spüren. Cäsar und Sallust waren Zeitgenossen, Livius schon ein Jüngling, als Jener starb, und wie verschieden sind sie doch! Naturgemäßer Entwickelung nach hätte Livius dem Sallust vorangehen müssen. Dieser Letzte ist, wie die Alten schon bemerkten, der römische Thucydides, auch hat er so sehr gestrebt es zu sein, daß er bei aller sonstigen Vortrefflichkeit doch keineswegs die Eigenthümlichkeit in die Historiographie gebracht hat, die man von dem Urheber ihrer classischen Vollendung unter den Römern erwarten sollte. Es ist in der Haltung des Thucydides etwas an den römischen Ernst Streifendes; vielleicht ist Sallust seinem Muster näher gekommen, als einer von den Griechen,

Digitized by Google

die ihn zum Vorbild genommen; den Eindruck der Großheit und der erhaben ruhigen Seelenſtimmung, der uns aus dieſem entgegentritt, gewährt er freilich nicht. Cäſar iſt als Memoirenſchreiber bedeutender als Xenophon; in der außerordentlichen, ſeiner Zeit ſonſt fern liegenden Einfachheit und Leichtigkeit der Sprache, ohne dabei irgend, ſei es in das Nüchterne oder in das Geleckte zu verfallen, ein ungemeiner Künſtler.

Den Livius hat Quintilian dem Herodot gegenübergeſtellt, ein Urtheil, welches auf den erſten Blick wenig für ſich zu haben ſcheint: da der Grieche uns in ſeinem Werke das einfachſte Abbild des Geſchehenen und Erkundeten gibt, mit keinem andern Schmuck, als der ſich auf das natürlichſte von ſelbſt dazu findet; der Römer hingegen voll Studium, Abſicht und feiner Berechnung der Wirkung iſt, beide daher die verſchiedenſten Epochen der Abſpiegelung von Weltereigniſſen in Schriftwerken repräſentiren. Sehen wir aber hiervon ab, und auf die Stimmung hin, die beide Schriftſteller in dem Leſer erwecken, ſo bleibt ſo viel wahr, daß darin kein Römer dem Herodot ſo nahe kommt als Livius. In Beiden nämlich treten die Beziehung der einzelnen Welt- und Lebensbilder auf das Ganze, der Ernſt, die Schwere des Gedankens zurück gegen die Friſche, Lebendigkeit und Anmuth, mit welchen jene einzelnen Bilder hervortreten. Die Schilderungen des Livius locken mit einem unwiderſtehlichen Zauber, das Prachtvolle, Volltönende ſeiner Sprache iſt mit einer wunderbaren Lieblichkeit verſchmolzen, ſein Mund iſt der ſüßeſte, durch den die Muſe der Geſchichte je geſprochen. Schön und richtig hat Niebuhr ihn mit den Malern der venetianiſchen Schule verglichen,

er hat ihren Glanz, ihre schwellende Fülle, ihre Weichheit; auf gewisse Weise erinnert er aber auch an Correggio, da auch das Schmerzvolle, ja Düstre durch das heitere Licht seiner Farbengebung gemildert erscheint. Rhetor ist Livius allerdings, insofern er den Schmuck sucht und ihn reichlich anbringt, aber geadelt ist das rhetorische Element durch den großartigen Sinn des Autors und das Maß, welches das Gesuchte und Schwülstige fern hält; es ist eine bewundernswürdige Linie, auf welcher er hier steht. Ueberhaupt haben sich die Römer durch groß und edel gehaltene Rhetorik ein unsterbliches Verdienst um die Geschichtschreibung der folgenden Zeiten erworben. Innerlich regiert und geleitet aber ist Livius von zwei anderen Elementen. Zuerst von dem poetischen. Mit Poesie ist sein Werk in dem oben angegebenen Sinne ganz durchdrungen, und so sehr ist seine Seele damit erfüllt, daß kritische Forschung, welche die Bilder, die er vorführen will, in ein ungewisses Licht rücken oder ganz auflösen könnte, wenig Raum darin findet. Innere Beziehung und Bindung aber gewinnen diese Bilder und Gestalten durch das zweite Element, das Vaterländische, welches bei den Römern eine ganz andere Geltung gewinnen mußte, als je bei den Griechen stattfinden konnte. Diese sahen ihre Nation fast unaufhörlich zerrissen und entzweit; jene durch alle Kämpfe ihrer Stände und Parteien doch immer die Einheit der großen Roma hindurchstrahlen, die in der Herrschaft über andere Nationen eine so bedeutende Realität und Wirksamkeit gewonnen hatte. Nicht also jenes großartige Schweben über dem Gegenstande, wie es sich bei Herodot und Thucydides findet, darf man bei Livius suchen, vielmehr finden wir den Schriftsteller ganz hin-

gegeben jener Selbstüberschätzung, durch welche sich das römische Volk zur Unterdrückung anderer berufen glaubte, einem Patriotismus voll Parteilichkeit, die wir ihm aber seiner persönlichen Stellung wegen leicht vergeben, da er ohne Selbstsucht mit Begeisterung auf dem Altare des Vaterlandes opfert. Darum wohnt dieser Begeisterung auch eine Kraft bei, die selbst in späten Zeiten und unter anderen Nationen wiederum Wärme erzeugt, und darum hat auch bei diesen die so stark aufgetragene parteiische Farbe des Livius seiner großen Popularität keinen Eintrag zu thun vermocht.

Mehr als die übrigen römischen Geschichtschreiber durch die Zeit, in der er lebte, bedingt, steht Tacitus da. Dieses Zeitalter, von eben so vieler Ermattung als Sünde, eben so vieler Feigheit als Gräueln erfüllt, konnte von einem fühlenden und tiefen Geiste nicht ohne den Wiederschein der Schmerzen, die ihm die Versenkung in dasselbe erregte, also nicht ohne eine starke Färbung von Subjectivität und nicht ohne Pathos beschrieben werden. Der Zorn und das Mitgefühl, welche die Seele dieses großen Geschichtschreibers stets bewegen, lassen in seinen Werken einen sentimentalen Ton durchklingen, der dem Alterthum sonst fremd ist, und der in dieser einzig dastehenden Verbindung mit großartiger Gemessenheit, Gedrungenheit, Gravität und inhaltschwerstem Wortausdruck seinen Werken den eigenthümlichen Reiz und Zauber gibt, welche den denkenden Leser in so hohem Grade an sie fesseln. Ob dem Geschlechte, unter welchem Tacitus schrieb, Belehrung noch frommen würde, stand dahin; hervorgehen konnte sie nur aus schwerer geistiger Züchtigung, welche ohnehin ein nothwendiger Act der Gerechtigkeit erschien. So

mußte sich dem Tacitus ganz von selbst die Vorstellung von einer strafenden und rächenden Befugniß der Geschichte bilden; sie sitzt zu Gericht und spricht ihr unbestechliches Urtheil im Namen der Zukunft, eine Idee, die auch schon in moderne Vorstellungsweisen hinüberspielt.

So bilden diese beiden Zeitgenossen, Plutarch und Tacitus, die letzten unter den Alten, welche die Geschichtschreibung eigenthümlich und unabhängig auffaßten, indem sie, jeder in besonderer, ja entgegengesetzter Weise, von dem in der lebendigen Periode der antiken Welt herrschenden Geiste abwichen, einen Uebergang zur modernen, zu ihren Bestrebungen, Vorstellungen, Richtungen und Neigungen.

Das Mittelalter.

Auf dem Gebiete der Geschichtschreibung aber gestalteten sich diese der modernen Welt eigenthümlichen Ideen und Richtungen am wenigsten zu besonderen Formen. Ist die neuere Zeit auf irgend einem Felde vom Alterthume abhängig und zugleich hinter ihm zurückgeblieben, so ist es auf dem historiographischen der Fall, in sofern nicht bloß von Gedanken, Einsichten, Kritik, umfassenden Kenntnissen, sondern von der Darstellung in dem Geiste und der Form eines Kunstwerks die Rede ist. Eine Charakteristik der Epochen der Historiographie, welche sich vorzugsweise auf diesen Standpunkt stellt, kann daher mit dem Alterthume füglich abschließen; das hier noch Folgende verzichtet auf jeden andern Anspruch, als auf den, welchen einzelne Bemerkungen machen dürfen. Eine eigentliche Geschichte der modernen Geschichtschreibung hat ein ganz

anderes Ziel zu verfolgen. Sie bildet eine schöne, aber, wenn sie mehr sein soll als eine durch tönende Phrasen bedeckte Zusammenstoppelung fremder Urtheile, sehr schwierige und mühevolle Aufgabe, deren befriedigender Lösung noch eine lange Reihe einzelner Forschungen und Monographien vorangehen muß.

Die umgebenden, stoffartigen Verhältnisse und der in den Völkern herrschende Sinn wirkten schon im Beginn der mittelalterlichen Geschichtschreibung auf ihre Form und Gestaltung weit weniger ein, als die letzten Erscheinungen der erlöschenden antiken, wie ich neulich an einem andern Orte näher zu erörtern Gelegenheit gehabt *). Sie wurde am meisten gepflegt auf romanischem Boden, dessen Cultur die absterbende römische ist. Lange ehe die Barbaren kamen und herrschten, war sie barbarisch geworden durch Ermattung des Geistes und der Fähigkeit, durch dürre Trockenheit und Geschmacklosigkeit. Von Menschenalter zu Menschenalter wird der Verfall größer und beklagenswerther, es wachsen Gleichgültigkeit für die Aufbewahrung des Geschehenen, Unfähigkeit zu beobachten, das Beobachtete in Gedanken zusammenzufassen, für die Gedanken Wort und Ausdruck zu finden. Im siebenten Jahrhundert ist die niedrigste Stufe erreicht, die ärmlichen und verwirrten Nachrichten, welche Gleichzeitige über die Begebenheiten desselben aufgesetzt, gleichen der Rede des kindisch gewordenen, kaum mehr verständlichen Greises.

Als nun Sinn für Bildung und Streben danach sich wieder zu regen begannen, sehen wir zwar schon unter

*) Gregor von Tours und seine Zeit S. 443 fg.

den Zeitgenossen Karls des Großen auch die Geschichtschreibung einige edlere Früchte tragen, aber tiefe Wurzeln zu schlagen und ein rechtes Leben zu gewinnen, vermochte sie nicht.

Wol konnte das Mittelalter auf den Gebieten der Religion, der Philosophie, der Kunst eigenthümliche Blüthen treiben, Genien erzeugen, Virtuositäten hervorrufen; denn hier genügt es, wenn der bevorzugte Geist in eine Richtung ganz versenkt und von Begeisterung für sie erfüllt ist. Aber um die Geschichte mit Glück zu bearbeiten, ist ein Einheitspunkt erforderlich, in dem sich die Bestrebungen verschiedener Art vereinen und von dem Schriftsteller zusammenfassen lassen, und dieser fehlte im Mittelalter, wenigstens im Bewußtsein der in seiner Mitte Lebenden. In der Zeitferne mag man seine verschiedenen Töne sich zu einem Accord verschmelzen, seine Dissonanzen sich in Consonanzen auflösen hören, die Mitlebenden konnten, um im Gleichniß zu bleiben, nur dem Fortgange der einzelnen Stimmen folgen.

Während im Alterthum das Leben im Staate und der Göttercultus in der engsten Verbindung standen, forderte im Mittelalter die sich der Religion hingebende Richtung mehr ein Abwenden von dem Staate und seinen Interessen als Theilnahme an ihnen. Die socialen Verhältnisse der Kirche traten den politischen feindlich entgegen; auch die edelsten Gemüther konnten Versöhnung zwischen beiden nicht finden. Und innerhalb des Staatslebens trat der tief wurzelnde Hang, die kleineren und engeren Kreise der Provinz, der Stadt, der Corporation mit Vorliebe zu umfassen und ihnen die besten Kräfte zuzuwenden, einem großartigen Interesse für das Ganze, für

das Reich hemmend in den Weg. Hier gab es nicht nur, wie in der alten Welt, Parteien, die auf demselben Boden stehend und nach demselben Ziele strebend, miteinander rangen, sondern man befand sich von vorn herein auf ganz anderen Gebieten, zog von den Höhepunkten, auf die man sich gestellt, ganz andere Kreise um sich. Wie hätte man da zu einem historischen Grundton kommen können! In den Zeiten vorherrschender Reflexion kann der nach Einheit strebende Verstand das sich in der Wirklichkeit Spaltende für die Darstellung zu einem Ganzen vereinen; den Perioden der Contemplation müßte es sich schon von selbst als ein solches darbieten, um in der Schilderung ein Abbild zu erhalten.

Auf die Gestaltung der Form und Darstellungsweise mußte ein anderer Zwiespalt noch hemmender wirken. Der Einfluß der antiken Cultur hat auf die moderne höchst ersprießlich und befruchtend gewirkt, ihr Elemente zugeführt, die sie aus sich selbst nie erzeugt haben würde; aber die naturgemäße Entwickelung der ihr eigenthümlich und ursprünglich zugehörenden hat sie verhindert. Der Kampf und das Schwanken, welche dadurch entstanden, zeigten sich besonders auf dem Gebiete der Geschichte nachtheilig. Neben der annalistischen Thätigkeit der gelehrten Geistlichen in der gelehrten Sprache erhielt sich im Volke das Andenken an hervorstrahlende Begebenheiten in sagenhafter Weise, und fand als epische Poesie Form und Darstellung, aber nicht so durchgreifend und mit so allgemeiner Theilnahme wie bei den Griechen, weil bei einem großen Theile gerade der Gebildeten das poetisch-historische Interesse durch jene prosaische Bearbeitung geschwächt oder absorbirt war. Zwei Richtungen und Formen, jede einer ganz andern Ent-

wickelung angehörend, durchkreuzten sich und thaten ihrem Gedeihen gegenseitig Eintrag. Darum konnte aus dieser Poesie, so großartig sie auch war, keine prosaische Geschichte wie bei den Griechen sich entwickeln; es stand diese vielmehr auf einer Grundlage, die bei den romanischen wie bei den reingermanischen Völkern keine nationale war. Da nun auch der Anbau dieser Historiographie zu kämpfen hatte mit der Beschränktheit des Gesichtskreises der Schreibenden, der Einseitigkeit ihres Standpunkts und ihrer Bildung, ihrer Unkenntniß und Geschmacklosigkeit, ihrer Unfähigkeit, ein Organ zu handhaben, welches zu durchdringen und sich anzueignen, es der Zeit an Sinn und Gewandtheit fehlte; so mußte selbst das Bessere, was hier geleistet wurde, zu einem matten Nachhall der Alten werden: und wenn sich auch einige wenige Schriftsteller, wie etwa Hugo Falcandus und Saxo Grammaticus, über dieses Maß erhoben, so blieben sie doch auch von einer, der veränderten Sinnesart und den veränderten geistigen Bedürfnissen irgend entsprechenden eigenthümlichen Entwickelung der Form weit entfernt. Ueber die Zeit, die der ihrigen vorangeht, begnügen sich diese Schriftsteller größtentheils ihre Vorgänger auszuschreiben oder in Auszüge zu bringen, und da sie zu diesem Behufe meistens von ihrer eigenen Erinnerung aufsteigend bis in die Zeiten der untergehenden antiken Welt zurück einen gleichzeitigen Chronisten an den andern reihen können, so stehen sie auf einer Grundlage wahrer, von Entstellungen und traditionellen Umgestaltungen freien Geschichte, welche das geringe Maß von kritischem Gefühl, das sie besaßen, ihnen nicht gewährt haben würde. Diejenigen, welche keine solche Vorgänger hatten, weil sie auf Zeiten zurück-

gingen, wo die Schicksale der germanischen Stämme noch von keinem Mitlebenden aufgezeichnet waren, schöpften, wie Paulus Diaconus und Saxo Grammaticus, aus Volkssagen und Liedern, und webten so ihren Werken einen reichhaltigen logographischen Bestandtheil ein, poetischer als er sich ohne Zweifel bei den griechischen Logographen fand, weil sie nicht wie diese darauf ausgingen, statt des ganzen Reichthums der Sage trockne Auszüge zu überliefern.

Naivetät und Unbefangenheit der Auffassung wird man von der Geschichtschreibung des Mittelalters am ersten erwarten, aber diese Eigenschaften wurden eben durch das fremde Organ, dessen man sich bediente, getrübt, und obschon die Meisten durch die Barbarei des Lateins, das sie schrieben, gegen die fremde Vorstellungsweise mehr gesichert waren, als sie es bei einem Eingehen auf seine echte Eigenthümlichkeit geblieben wären; so mußte doch die Unmittelbarkeit des Ausdrucks, welche die vaterländische Sprache gewährt, verloren gehen. Als aber das sich über immer weitere Kreise verbreitende Interesse für Cultur die Ausbildung der Vulgarsprachen für die Prosa herbeiführte, hatte sogleich, ja fast vor allen anderen Gebieten, die Geschichte ihren Antheil daran. So findet sich denn wie bei Snorro Sturleson, so bei Villehardouin, Joinville, Froissart, Villani, Muntaner und Anderen die dort vermißte Unmittelbarkeit und Naivetät des Sinnes und der Behandlung in größerem oder geringerem Grade, oft mit einer Tüchtigkeit und Frische, die für den Leser eben so anziehend und wohlthuend, als für den Forscher fruchtbringend sind. Den Herodot aber, mit dem sie sonst nach der Anschauungs- und Behandlungsweise auf einer Linie

stehen würden, erreicht doch keiner dieser Schriftsteller. Dazu fehlt ihnen die Rundung, das Weiche, der Färbenglanz, welche bei diesem unvergleichlichen Geschichtschreiber mit der alterthümlichen Einfachheit wunderbar verschmolzen sind. Von ihnen stehen den latein Schreibenden so wie dem Charakter der antiken Geschichtschreibung am nächsten die Italiener, da deren Prosa sich so entschieden unter dem Einflusse der römischen Sprache und ihrer Structuren bildete, und das Land voll von Erinnerungen an die alte Welt und ihre Herrlichkeit war; wie denn Giovanni Villani von sich selbst erzählt, daß ihn der Anblick der Stadt Rom, als er sie bei dem Jubiläum des Jahres 1300 besuchte, und der Gedanke an die Meister, die ihre Großthaten verewigt, zu dem Entschlusse gebracht haben, in dem Stil und nach dem Muster jener Autoren die Begebenheiten seiner Vaterstadt der Nachwelt zu überliefern.

So wenig ließ der Einfluß der alten Welt, das Gefühl, daß in der Großheit und Meisterschaft ihrer Formen eine ewige Schönheit liege, die moderne Welt los. Und wie viel stärker wurde dies Gefühl noch, als es sich seines Grundes klarer bewußt wurde, als der mächtig gewordene Trieb, in die Tiefen der Alten zu dringen, den Sinn für ihre Formen aufschloß und ihr rechtes Verständniß herbeiführte; und beides, Trieb und Einsicht, die Fähigkeit hervorrief, sich der Art und Kunst der römischen Blüthezeit mit einer Virtuosität und einem Geschmacke zu bedienen, als seien jene Formen zu neuem Leben aus ihren Gräbern hervorgestiegen!

Die classische Schule der Modernen.

Das Ringen um die alte Redekunst und der Geschmack dafür hatten in ihrer früheren Periode die Bildung der neueren Sprachen, wenn auch fremdartig und zum Theil im Widerspruch mit ihrem eigenthümlichen Geist gefärbt, doch im Ganzen gefördert und gehoben; in der zweiten Periode war dieser Einfluß ein hemmender, da viele der fähigsten Geister der Ueberzeugung lebten, die Redekunst der Römer könne auch nur in ihrer Sprache, als der edleren, erhabneren, kraftvolleren erreicht werden. Ein Glaube, der einzeln stehend freilich weder Bestand hätte gewinnen, noch Früchte bringen können, wenn nicht die beim Uebergange aus dem Mittelalter in die neuere Zeit herrschende Sinnesart und Anschauungsweise überhaupt sich zu der antiken zurückgewandt und dadurch eine Färbung erhalten hätte, welche die Schwierigkeit, sich in einer fremden Sprache nicht etwa nur mit Geschick auszudrücken, sondern die ganze Kraft und Fülle seiner Gedanken darin niederzulegen, sehr erleichtern mußte. Was innerlich jene Gedankenfärbung war, stellte sich äußerlich dar als das von einem fast ausschließlichen, begeisterten Studium der alten Meister unterstützte und gehobene Talent, ihren classischen Stil mit glücklicher Leichtigkeit nachzuahmen, ein Umstand, den Diejenigen übersehen, welche jetzt von demselben Pfropfreis noch immer dieselben Früchte erwarten, ohne zu bedenken, daß nun ein ganz anderer Baum dasteht, auf den es gesetzt werden muß.

Hatte nun schon im Mittelalter fast Alles, was sich der höhern Geschichtschreibung mehr oder weniger näherte, sich nach der Sonne der Alten hingewendet, Einige mit

vollem Bewußtsein und nicht ohne eigne Kenntniß der hochgepriesenen Meister, Andere, die sie nur von fern her kannten und wie im Dämmerlichte erblickten, doch in ihre Bahnen gezogen; so mußte der Einfluß jenes tiefen Eindringens in das classische Alterthum, welches man die Wiederherstellung der Litteratur genannt hat, auf die Geschichtschreibung ein um so größerer und bedeutenderer sein. Neben jener Pflege, die sie in den Muttersprachen fand, hatte die lateinische nicht aufgehört, als Organ für sie zu dienen, im vierzehnten Jahrhundert wird die bessere Schreibart allgemeiner, im funfzehnten tritt sie in ihr volles Licht. Beginnend etwa mit dem Leonardus Aretinus und hinabsteigend bis auf Grotius, findet sich eine über alle Länder Europa's, welche die litterarischen Bestrebungen theilten, verbreitete, höchst ansehnliche Reihe von Schriftstellern, die ihre in der Schule der besten Alten gebildete Redekunst — wobei sich nach individueller Neigung und Ueberzeugung der eine mehr an dieses, der andere an jenes Muster anschloß — und ihre Meisterschaft in der Behandlung der lateinischen Sprache an der Geschichte erprobten; nicht wenige mit entschiedenem Glück. Jovius, Foglieta, Johann Michael Brutus, Sepulveda, Mariana, Osorius, Belcarius, Thuanus, Sleidanus, Buchananus und so manche Andere, die hier genannt werden könnten, Männer, wenn auch an Gesinnung, Wahrheitsliebe, Treue und Parteilosigkeit verschieden, waren doch alle durch Geist und Geschmack ausgezeichnet, wohl vertraut mit den Forderungen, welche die Alten an eine historische Composition als an ein Kunstwerk machten, und bemüht, sie nach dem Vorgang und Beispiel ihrer Meister durch Fluß und Leben der Darstellung wie durch zweckmäßige Vertheilung

von Licht und Schatten zu befriedigen. Dem Inhalte nach ist wissenschaftliche Kritik nicht eben ihre glänzende Seite. Die Philologen jener Jahrhunderte drangen durch glücklichen Instinct in das Alterthum ein, ihr genialer Blick machte es ihnen verständlich; den Schriftstellern über die Geschichte der modernen Völker hingegen fehlte der Sinn für das Mittelalter, der nöthig ist, es auslegen zu können. Daher ihre Behandlung der früheren Jahrhunderte, wenn sie sie berühren, das bei weitem Schwächere in ihren Werken ist; die ihrer eignen Zeit aber durch Scharfblick, Geist und Urtheil zu dem Besten gehört, was auf diesem Felde überhaupt geleistet ist. Manche zeigen eine Unparteilichkeit, wie man sie von der durch so heftigen Meinungskampf zerrissenen Zeit kaum erwarten sollte. Mehr kann ihnen das Hineinspielen in einen Pragmatismus vorgeworfen werden, zu welchen sie und Spätere sich durch die übermäßige Verehrung des Polybius und seines Princips verlocken ließen.

Bei allem dem aber kann ihre Epoche doch nur als eine glückliche Wiederbelebung der antiken Historiographie auf einer gewissen mittlern Stufe ihrer Beschaffenheit, nicht als eine durch Eigenthümlichkeit des Geistes und der Form ausgezeichnete betrachtet werden. Um eine solche zu bilden, hätten diese Männer sich weit mehr in den geistigen Mittelpunkt ihrer Zeit stellen und aus diesem heraus schreiben müssen. Dazu fehlte ihnen aber noch weit mehr die Orientirung, das Bewußtsein von der Möglichkeit eines solchen Standpunkts, als die Fähigkeit, ihn aufzufinden, wenn die Entdeckungsreise dahin einmal unternommen worden wäre. Auch würde eine recht treue Abspiegelung des geistigen Kerns und Centrums der Zeit

in dem Geschichtschreiber durch die einseitige Begeisterung für das Alterthum, durch den, wenn auch mit noch so vielem Geschick gelegten und gefalteten, doch immer fremdartigen Mantel, in den man sich gehüllt hatte, gehindert. Darum mußte diese Historiographie auch der großen Befugniß entsagen, sich aus dem Volksleben zu erfrischen und wiederum dieses zu beleben und zu heben. Wirken konnte sie nur auf den Kreis der Eingeweihten, ihre Wurzeln nur schlagen in den Boden einer gelehrten Schulbildung, welche an Frische und mächtiger Schöpfungskraft die nationelle Entwickelung niemals erreicht. Und darum tritt auch das poetische Element bei diesen Autoren so zurück, weil es, wie die echte Poesie selbst, des Zusammenhangs mit dem Volksleben nie entbehren kann. Diesen Zusammenhang finden wir im Livius, daher die zündende Kraft, die ihm beiwohnt, während alle ihm auch noch so künstlich nachgebildete Rhetorik von dem Verstehenden genossen, ja bewundert werden kann, aber, weil sie von jener Wurzel losgerissen ist, nicht zu begeistern und fortzureißen vermag.

Die in den Landessprachen abgefaßten Geschichtsbücher standen größtentheils nur eben dadurch dem Volke näher, nicht durch Methode, Stil und Geist. Vielmehr flossen diese aus jenem herrschenden Geschmacke so in sie über, daß sie oft nicht viel anders wie Uebersetzungen oder Bearbeitungen lateinischer Originale klingen, wie Guicciardini, Paruta, Davila und viele andere Italiener. Wie aber stehen Machiavelli und Sarpi da? Sollten die Werke dieser großen Geister nicht Anspruch darauf machen dürfen, als eine durch einen besondern und neuen Charakter hervorstrahlende Epoche der Historiographie betrachtet zu

werden? Schwerlich auch sie, obschon sie an Eigenthümlichkeit und Tiefe des Geistes leicht alle Geschichtsbücher ihres Jahrhunderts, in welcher Sprache sie auch geschrieben seien, übertreffen. Machiavelli hat seinen Standpunkt weit über Polybius genommen und überflügelt ihn durch Kraft, Genialität, Klarheit, Durchschauung der Verhältnisse bis in ihr inneres Mark hinein, aber antik dem Geiste und Kerne nach bleibt seine Geschichtschreibung, da er weder ein anderes Ziel als sie verfolgt, nämlich das Heil der Menschen vor allem Andern als von dem Maße ihrer sich in den Staatsverhältnissen offenbarenden Weisheit abhängig darzustellen, und dieses auf keinen anderen Wegen zu erreichen strebt. Vom Thucydides, dem er sonst am meisten zu vergleichen ist, unterscheidet er sich durch größere Klarheit und Faßlichkeit; da er weniger als dieser von Resignation über das Unvermeidliche erfüllt ist, mehr noch zu ermuntern und neu zu beleben hofft. Vergleicht man die eingestreuten Reden mit denen dieses Meisters, so kann man den Vorzug des Griechen, sich einer Kunstform zu bedienen, die ihm aus dem Boden der Entwickelung seines Volkes entgegenwuchs, recht anschaulich erkennen. Denn die griechischen Reden sind nur Steigerung und Ausbildung der wirklich vorhandenen und gebrauchten Weise, die florentinischen hingegen Meisterstücke echter Beredtsamkeit, aber nicht Nachbildungen einer so vorhanden gewesenen, sondern nach Form und Stil frei geschaffene. Was Sarpi betrifft, so wurde er durch seinen Stoff freilich von der antiken Welt abgeführt; einigermaßen kommt er ihrer Betrachtungsweise aber dadurch wieder nahe, daß er innerhalb der religiösen Interessen die socialen doch ganz besonders in den Vorder-

grund rückt. Für die Form ſich eine neue Bahn zu brechen, konnte er in ſeinem Geiſte kein Bedürfniß empfinden. Die Großheit, Leidenſchaftsloſigkeit, Klarheit, Ruhe, die Einfachheit und Schmuckloſigkeit der Sprache, die wir in ſeinem unvergleichlichen Werke finden, zeigen, daß er ſich die Auffaſſungs- und Abſpiegelungsart der beſten Alten auf das innerlichſte zu eigen gemacht hat. Merkwürdig iſt es übrigens, daß dieſe beiden großen nichtproteſtantiſchen Geſchichtſchreiber, die von ſehr verſchiedenen Standpunkten aus und auf ſehr verſchiedenen Gebieten die Entwickelung der ſocialen Verhältniſſe als den Mittelpunkt des geſchichtlichen Lebens bezeichnen, darin übereinkommen, daß in ihren Darſtellungen der römiſche Hof als der Mittelpunkt des antiſocialen Elements erſcheint.

Auch in den anderen Landesſprachen ſchrieben die ausgezeichneteſten Hiſtoriker nach dem antiken Muſterſtil, bald kunſtreicher, wie der Holländer Hooft, bald einfacher und dadurch nationaler und populärer, wie der Portugieſe Barros. Andere ſchlugen zwar den chronikenartigen Volkston an, aber mit zu wenig Anmuth und Reiz, um der claſſiſchen Schule gegenüber Bedeutung gewinnen zu können. Ein Schriftſteller von Mark, Kraft und hiſtoriſcher Tiefe, der ſtatt nach antiker Wortpracht nach höchſter Simplicität und Naivetät des Ausdrucks und der Sprache ringt, wie Comines, gehört zu den größten Seltenheiten.

Shakſpeare.

Mitten unter allem dieſem Glanze, dieſer reichen Fülle der Hiſtoriographie ging ihr poetiſches Element am

leersten aus, weil der einheimische Volkston zu trocken, der vornehm classische zu fremd und rhetorisch prunkend war. Aber Historie und Poesie sind zu innig verwandt, als daß sie in den Zeiten, wo die letztere ein echtes Leben hat, nicht nach Berührung streben sollten. Im Mittelalter hatte das epische Lied ganz naturgemäß historischen Gehalt; jetzt, wo dieser Glanz verblichen war, geschah wiederum, was einst in Athen, daß das Drama diesen Gehalt an sich zog, aber die Berührung war inniger, weil eine großartige nationale Historie nicht daneben bestand, das Drama daher sich desto entschiedener an ihren Platz stellen konnte.

Am freiesten, kühnsten und tiefsten hat sich das moderne Drama unter einer wesentlich germanischen Nation entwickelt, wo die Poesie als eine volksmäßige sich von dem Einflusse des latinisirend antiken Elements mit allen seinen verführerischen Reizen am unabhängigsten erhalten konnte; und zwar unter der germanischen, welche von dem Realismus des romanischen Wesens genug in sich gesogen hatte, um in dieser großen Uebergangszeit ein schönes Gleichgewicht von Streben und Befriedigung, Kampf und Ruhe, Ernst und Heiterkeit, Grübeln und Genießen, Melancholie und Leichtsinn zu erzeugen. England unter einer angebeteten Königin, die seinen Kräften eine große Richtung gab, fühlte sich stolz und stark, und regte mächtig die Schwingen zum höchsten Fluge. Der Protestantismus, für den es kämpfte, war stark genug, die Geister von drückenden Fesseln zu entledigen, aber noch war jene Gestalt desselben, welche sich vom Leben und seiner Heiterkeit abwenden zu müssen glaubt und die freien Spiele der Kunst tödtet, nicht zur Herrschaft

gelangt. Es war eine Zeit kurzer, aber desto reicherer Blüthe, die alle Bedingungen zum Nationaldrama in dem oben entwickelten Sinne in sich trug, und das Glück wollte ihr so wohl, daß es in ihr einen der ersten Genien aller Zeiten geboren werden ließ, der sich dieser dramatischen Elemente mit dem erstaunlichsten Erfolge zu bedienen wußte.

Jedes Schauspiel ist Umwandlung einer Erzählung, die ursprünglich als unter ihrer eignen Form vorhanden betrachtet werden muß. Es kann nicht anders sein, als daß das entschiedene Bewußtsein von dieser Umwandlung, als eines bestimmten Actes der schaffenden poetischen Thätigkeit, den dramatischen Dichtern als ein höchst vortheilhaftes erscheint; sonst hätten die größten unter ihnen, denen doch Niemand ein reiches Maß von Erfindungskraft und Phantasie wird absprechen wollen, sich nicht am meisten und liebsten an vorhandene als Erzählung überlieferte Stoffe gehalten, da es auf den ersten Blick scheinen sollte, als störte diese Rücksicht die freie Verfolgung ihrer Zwecke. Unter den sämmtlichen Dramen Shakspeares sind nur etwa drei, deren gegebener Stoff sich nicht nachweisen läßt. Nun läßt sich bei den Dichtern der anderen Nationen, auch bei den Spaniern, in dem Verhältniß der dramatischen Bearbeitung zu dem Stoff eben kein Unterschied spüren, wenn er erdichtet, oder wenn er historisch ist, wol aber bei Shakspeare. Die Erfindung des erzählenden Dichters, die Novelle, die im mythischen Lichte erscheinende Geschichte behandelt er mehr oder weniger frei; in der Bildung der wahren Geschichte zum Drama aber bindet er sich möglichst an die wahre Begebenheit. So poetisch also erscheint dem großen, die Tiefen des Lebens mehr

als je ein Sterblicher in Poeſie übertragender Dichter die Geſchichte, daß ſie ihm, je wahrer ſie iſt, je weniger ſeines Schmuckes zu bedürfen ſcheint, und nur die Poeſie hält er für würdig, die Geſchichte zu behandeln, die ihre Zwecke zu erreichen weiß, indem ſie die Begebenheit nur abzuſchreiben ſcheint. Wie die größten Hiſtoriker des Alterthums die Adern ihrer Werke von poetiſchen Säften ſchwellen ließen, ohne daß ſie darum aufhörten, Geſchichte zu ſein, ſo ſind Shakſpeare's Schauſpiele voll von Geſchichte, ohne weniger Poeſie zu ſein. Durch die Betrachtung und Vergleichung beider ergänzt und befeſtigt ſich erſt die Ueberzeugung von der innigen Verwandſchaft beider Elemente.

Sieht man in den eigentlich hiſtoriſchen Stücken Shakeſpeare's, den engliſchen und römiſchen, von einigen komiſchen Gruppen ab, welche dem tragiſchen Ernſte als Gegenbild dienen ſollen, inſofern alſo auch die volle Wahrheit des Lebens ergänzen; ſo kann man fragen: was in ihnen iſt nicht Geſchichte, was nicht Poeſie? Die vereinte Kraft beider prägt uns die Natur der in ihnen vorgeführten Perſonen und ihre Schickſale von Jugend auf ſo tief und mächtig ein, daß, wenn bei abweichenden Ueberlieferungen in der engliſchen Geſchichte die kritiſche Forſchung ſich für eine andere als die vom Dichter angenommene erklärt hat, dennoch dieſe in unſerer Vorſtellung die Oberhand behält. Dieſen Eindruck bekennt ein Mann von ſich, der die beſten Kräfte ſeines Lebens an die möglichſt ſcharfe Ermittelung hiſtoriſcher Wahrheit geſetzt hat *).

*) Niebuhr, Römiſche Geſchichte Thl. III. S. 592.

Die Willkür in der Behandlung historischer Stoffe für das Drama täuscht sich, wenn sie glaubt, dadurch ihre Idee klarer und anschaulicher zu machen; gerade durch seine große Treue ist Shakspeare hier unendlich weiter gekommen, als sie; ja er hat dadurch, daß er sichs zum Ziel gesetzt, diese Idee vermöge ihrer wirklichen Erscheinung zur Anschauung zu bringen, Aufgaben gelöst, die zu den tiefsten der Historie in ihrer eignen Gestalt gehören, und deren Lösung nie auf befriedigendere Weise gelungen ist. Denn es hat ihn dieser Weg in das innerste Mark der Begebenheiten geführt, wo die wahre Unparteilichkeit erst möglich wird. Er verwandelt sich in eines Jeden Gemüth, er zeigt sich nie bitter oder leidenschaftlich gegen das Unrecht, er läßt Alles, was demselben zu gute kommen kann, mit der ganzen Fülle seiner erstaunlichen Beredsamkeit hervortreten, um durch den Kern der Gesinnung, durch die Früchte der böswillig, schwach oder unbesonnen vollbrachten That ein desto überzeugenderes Gericht zu üben. Hierin verfährt er ungleich historischer als manche berühmte Geschichtschreiber, die schon vom Anfang ihrer Erzählung an Licht und Schatten nach der Gunst oder Ungunst, die sie erwecken wollen, vertheilen. Shakspeare's Darstellung hingegen scheint Denjenigen seine beste Gunst zuzuwenden, die sich durch ihre That am nachdrücklichsten selbst richten. So begiebt er sich im Cäsar von vorn herein des unermeßlichen Vortheils, des Dictators Genie, Großheit, Menschlichkeit, Milde hervorstrahlen zu lassen, um die Mörder in Nachtheil gegen ihn zu setzen; von allem dem, von der Lichtseite der Zukunft, die sich Rom von ihm versprechen durfte, ist kaum im Vorbeigehen die Rede; die Republicaner hingegen legen

uns ihren Freiheitssinn, ihren Männermuth mit der größten Ausführlichkeit, in den schönsten Worten dar. Desto entschiedener entwickelt sich die Ueberzeugung, daß das halb frevelhaft, halb unbesonnen vollführte Unternehmen durch die Schuld seiner eigenen Urheber fällt, sie selbst richten ihre That, da der Gesinnung die Ueberlegung, der Ueberlegung die Gesinnung fehlt. Und was ist der großartigen Unparteilichkeit zu vergleichen, mit welcher in Richard II. die Geschichte durch den Mund des Dichters zu Gericht sitzt! Wenn der Jammer des von Allen verlassenen und verhöhnten Königs, die in den Staub getretene Größe, die Verletzung der geheiligten Majestät das tiefste Mitgefühl erwecken, wenn die letzten Acte als die beredtste Schutzschrift erscheinen, die je zu Gunsten der Legitimität gemacht ist; so ist dagegen in den ersten Acten das Gegenbild gegeben, und nichts gespart, um das volle Maß von Leichtsinn und Pflichtvergessenheit hervorzuheben, die einen solchen Abfall möglich und erklärlich, ja fast unvermeidlich machen. Alles mit so kräftigen und leuchtenden, als wahren und gemäßigten aus der Natur der Verhältnisse und Begebenheiten hergenommenen Farben. Wo ist der Historiker, der aus einer solchen echt historischen Behandlung eines geschichtlichen Stoffs nicht mit dem bestimmtesten Bezug auf die Lösung der Aufgaben, die er sich gestellt, lernen könnte!

Mehr dem Poeten als solchem eignend, doch gleichfalls sehr lehrreich für den denkenden Historiker ist die Art, wie Shakspeare eine lange Reihe verwickelter Begebenheiten zu einem kurzen übersichtlichen Gemälde gestaltet, in welchem die Einheit des Gedankens klar hervortritt. Doch läßt sich dies mit wenigen Worten nicht schildern,

es muß im Einzelnen beobachtet und zergliedert werden, das sorgfältigste Studium dieses Verfahrens ist mindestens ein überaus genußreiches, wenn man auch mit den darin liegenden Aufschlüssen über das Verhältniß von Poesie und Historie weiter nichts anzufangen wüßte. Nur das sei hier bemerkt, daß das großartige Abkürzen, das Zusammenziehen von Raum und Zeit, wodurch die Handlung in eine gewisse Mitte zwischen Wirklichkeit und Symbol tritt, nicht ohne Aehnlichkeit mit der Mythenbildung ist, daß diese Aehnlichkeit sich aber auch hierauf beschränkt, indem der tiefe Sinn, mit dem der Dichter in das Innere der Geschichte drang und das Wirkliche in seinem Verhältniß zur Idee faßte, ihn zu einem strengen Festhalten aller Grundzüge der Wahrheit führte, die der Mythus so oft bis auf einen unscheinbaren Kern verflüchtigt.

Um in einem solchen Sinne fortgeführt zu werden, war diese innige Vermählung von Poesie und Geschichte zu sehr an das Genie Shakspeare's geknüpft. Ihre Wirkung ist aber für alle Zeiten Dem gesichert, der sich ihr unbefangen und ohne Vorurtheil hingeben will.

Unfruchtbare Zwischenzeit.

Wenn seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts Oberflächlichkeit, Geist- und Geschmacklosigkeit, Steifheit und Herrschaft des Conventionellen auf den meisten Gebieten der Litteratur ihre verderblichen Folgen zeigten; so entging die Geschichtschreibung schon diesem allgemeinen Loose nicht, sie erfuhr aber auch besondere Hemmungen der bedeutendsten Art. Das herrschende System der ab-

ſoluten Monarchie ſtumpfte mit dem Sinn für ſtaatsbürgerliche Verhältniſſe und ihre Bedeutſamkeit auch die Theilnahme an den mächtigſten Bewegungen der Weltgeſchichte und an deren Zwecken ab: und da ſich in der vorigen Periode die Form der Hiſtoriographie ganz in den Dienſt der antiken Redekunſt begeben hatte; ſo zog nun das Verſchwinden der ins Große gehenden, genialen Philologie, an deren Stelle eine ängſtliche Mühe um das Aeußerliche und Kleinliche trat, auch ihren Fall nach ſich. Jenes Talent der Darſtellung erloſch mit dem Sinn für das Grandioſe ſeiner Haltung und ließ die Geſchichtſchreibung in trauriger Formloſigkeit zurück.

Das Beſtreben, den Alten nachzueifern, hatte zu umfaſſenden Unternehmungen angefeuert, und die Mühe um die Darſtellung, da ſie nicht ohne Begeiſterung war, auch der Auffaſſung des Stoffes einen ernſten und würdigen Charakter gegeben. Jetzt wurde das Intereſſe ein ganz äußerlich ſtoffartiges, und indem man ſich nicht mehr beſtrebte, die Forderung künſtleriſcher Darſtellung zu befriedigen, verſchwand auch der Sinn für hiſtoriſche Compoſition und höhere Würde der Geſchichte. Alles ging in vereinzelte Beſtrebungen auseinander, und was die geiſtvolleren Schriftſteller leiſteten, zeigte durch die gewählte Form ſchon, daß es jene Anſprüche aufgab. Es waren theils Denkwürdigkeiten, theils gelehrte und kritiſche Unterſuchungen über einzelne Punkte, beides alſo Vorarbeiten zu geſchichtlichen Werken, nicht Geſchichte ſelbſt. Was ſich für eine ſolche gab, war in der Regel die Arbeit beſchränkter Köpfe, die es im ſechzehnten Jahrhundert nicht gewagt haben würden, mit den Meiſtern dieſer Zeit in die Schranken zu treten. In geiſt- und lebloſen, über

Alles langweiligen Compilationen reihte man Thatsachen an Thatsachen, oft aus der zweiten und dritten Hand geschöpft und zuweilen selbst ohne das Verdienst, unter den Vorgängern die besseren und zuverlässigeren Führer gewählt zu haben. Die wenigen mit gelehrten Kenntnissen und einigem kritischen Sinn Ausgerüsteten, die sich mit solchen allgemeinen Arbeiten befaßten, erhoben sich doch nicht entweder über wässrige Breite, oder über Formlosigkeit der Darstellung. Die Verachtung, welche dieses dem Studium der Geschichte zuzog, trug dazu bei, den mit vornehmer Miene darauf blickenden historischen Skepticismus zu begünstigen, der ohnehin im negativen Charakter der Zeit lag und sich auch auf dem Gebiete der Philosophie geltend machte.

Und doch war es grade der tiefsinnigste Skeptiker jener Zeit, der nach einem langen Zwischenraum zuerst wieder ein historisches Werk schrieb, welches Forderungen an Form und Geist befriedigte. Aber eben weil Hume's Skepticismus ein viel tieferer war als der voltairische, konnte eine spöttische Behandlung der Geschichte nicht seine Sache sein, vielmehr legte er zwar den allerdings irre führenden Maßstab seiner Weltbetrachtung an die Ereignisse und Bestrebungen der früheren Jahrhunderte, aber mit würdigem Ernst, mit Ruhe und Besonnenheit. Darum hat sein Urtheil freilich nur da Bedeutung, wo allgemeine Grundsätze ohne Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit der Zeiten, ihrer Denkart und geistigen Bedürfnisse, geltend gemacht werden können, in solchen Fällen aber hört man in Hume den scharfen Denker nie ohne Belehrung reden. Hätte ihn seine abstracte Betrachtungsweise nicht über die Nothwendigkeit eines gründlichen

Quellenstudiums getäuscht, würde sich ihm für Manches ein anderer Standpunkt von selbst aufgedrängt haben. So aber begnügte er sich viel zu sehr, die Früchte des Fleißes sammelnder und bearbeitender Vorgängen zu ernten, aus dem von ihnen gegebenen Material Resultate und Betrachtungen zu ziehen, und ihre matte und schleppende Darstellung in eine lebendige, fließende und geschmackvolle zu verwandeln. Hume's Sprache, ein wahrer Spiegel seines Geistes, ist eben so bestimmt als klar, durch große Einfachheit und schmucklose Natürlichkeit einnehmend. Sein Landsmann Robertson steht ihm in der Auffassung und Behandlung des historischen Stoffes nahe, sein Verstand ist weniger eindringend, aber auch seine Einseitigkeit weniger scharf; die meisterhafte Darstellung ist nicht völlig so einfach, aber durch größere Anmuth und Lieblichkeit lockender.

Das bedeutende Verdienst, der Geschichtschreibung nach langer Zeit wieder Würde und Haltung gegeben und sie durch echte Beredsamkeit belebt zu haben, kann man diesen beiden Schotten eben so wenig absprechen, als den Wunsch unterdrücken, daß ihr ungemeines Darstellungstalent und ihr feiner Geschmack den folgenden Generationen geblieben wären. Doch finden wir in ihnen keine neue oder zu neuem Leben erweckte, großartige, von Innen heraus wirkende Idee, die sich fruchtbringend und zum Streben, Ringen, Bilden anregend hätte erweisen können.

Gibbon und Johann von Müller.

Wenn ich Gibbon nicht, wie es gewöhnlich geschieht, mit Hume und Robertson zu einem Triumvirat zusam-

menstelle, so kommt das von der Ueberzeugung, daß der Weg, auf den seine Eigenthümlichkeit und sein Stoff ihn brachten, ein von dem durch Jene eingeschlagenen wesentlich und durchaus verschiedener war, und daß er auf die Gestaltung der folgenden Historiographie weit mehr gewirkt hat als sie.

Man hat geglaubt, Gibbon durch die Benennung eines veredelten Voltaire zu charakterisiren, ohne zu bedenken, daß er, obschon die Bedeutung des Germanenthums und die Hoheit des Christenthums von ihm verkannt wurden, doch ganz erfüllt ist von der Idee der Würde der Geschichte, während der Franzose von allem wahrhaft Großen und Tiefen in der Entwickelung des Menschengeschlechts nur Kunde nimmt, um es zu verlachen und zu verhöhnen. Das Gefühl, welches Gibbon, als er unter den Ruinen des Capitols sitzend Barfüßermönche im Tempel des Jupiter die Vesper singen hörte, zu dem Entschluß, seine große Composition zu unternehmen, begeisterte, tönt durch das ganze Werk hindurch. Die Stimmung ist, wenn auch durch eine gewisse Heiterkeit verdeckt, wehmüthiger, elegischer Art, ausgehend von dem Schmerze, der Trauer des Schriftstellers um den Untergang des Alterthums mit seinen unersetzlichen Vorzügen, seiner Großheit, Harmonie, Klarheit, seinem Gleichgewicht des Geistigen und Sinnlichen, an deren Stelle er nur Barbarei, Roheit und eine trübsinnige Weltansicht getreten sieht. Die Sehnsucht nach der dahingeschwundenen Herrlichkeit trübt ihm den Blick für das Große und Tiefe in den nunmehr zur Herrschaft gelangten Kräften und die Unbefangenheit der Auffassung, aber die einseitige Beschränktheit des Urtheils über allgemeine Er-

scheinungen wird selten oder nie zu ungerechter Verkennung von Individuen, selbst nicht eifernder Orthodoxen, wenn sich ihren Tugenden eine rein menschliche Seite abgewinnen läßt, wie die Charakterschilderung des Athanasius schon allein beweist. Gibbons Ansichten von Kirchenthum und Feudalinstitutionen berühren sich mit denen des modernen Liberalismus, aber seine Gesinnung und Wünsche sind so wenig umwälzerisch, daß er sich in den Denkwürdigkeiten seines Lebens ausdrücklich zu Burke's Grundsätzen über die französische Revolution bekennt *).

Von der Geschichtschreibung, welche sich mit einer klaren Darstellung der Ereignisse begnügt, und es dem Leser überläßt, das Ergebniß zu ziehen, ist die gibbonsche ziemlich das Gegentheil. Dieses aber erzeugte sich mit einer gewissen Nothwendigkeit in einer Zeit, welche mit raschem Fluge vorwärts eilend die Muße nicht fand, in dieser objectiven Weise zu genießen und zu lernen, sondern den tiefern Inhalt der Thatsachen schon als gereifte geistige Frucht zu brechen begehrte. Gibbon unterbricht seine Erzählung nicht bloß durch Reflexionen, sondern er geht größtentheils von einer allgemeinen Betrachtung, einem Gedanken aus, mit dem er den Bericht durchdringt, so daß dieser zwischen Erzählung und Reflexion in der Mitte steht, zuweilen, um vollkommen verstanden zu werden, schon anderweitige Kenntniß der Thatsache fordert. Verliert die Darstellung dadurch an Unmittelbarkeit, Einfachheit, Natürlichkeit, so entschädigt sie dafür durch eine Fülle von Geist und von lichtvollen Bemerkungen. Ein

---

* Miscellaneous works, Ed. in 4. Vol. I. p. 181.

feines ironisches Lächeln, welches dem Erzähler oft um die Lippen schwebt, übt einen eigenen Reiz. Gegenstände, die sonst durch ihre Trockenheit ermüden, oder durch die dunkele Schulsprache, in die sie gehüllt werden, abschrecken, erscheinen hier gefällig und anziehend. Wir glauben es Gibbons Versicherung gern, daß er den Stil, in dem das Werk zu halten sei, nicht ohne Mühe und erst nach manchen Versuchen fand. Die Schwierigkeit lag eben in jener Eigenthümlichkeit der Darstellungsweise, und hat das neben der Gediegenheit, dem Geschmacke, der Eleganz darin herrschende Zugespitzte und Antithetische, das zu Abgewogene und Abgemessene erzeugt.

Eine in großer Ausführlichkeit gleichmäßige Behandlung des überreichen Stoffs würde das Werk ins Endlose ausgedehnt, eine raisonnirend compendiarische ihm die Lebendigkeit geraubt haben. Gibbon hat hier einen Mittelweg eingeschlagen, der um so bemerkenswerther ist, weil er ihn fast ohne Vorgänger betrat. Bald malt er aus, bald gibt er bloße Umrisse, wobei ihm jenes Durchdringen der Erzählung mit der Reflexion, jene halbe Voraussetzung der schon vorhandenen Kenntniß vortrefflich zu Statten kommt. Die Uebergänge sind so kunstvoll, daß, mit Ausnahme der letzten Theile des Werkes, wo die gänzlich veränderte Methode ausdrücklich angekündigt wird, der Leser den Unterschied der Behandlungsweise kaum bemerkt. Ein anderes Mittel, dessen sich Gibbon zum Behufe des Abkürzens mit dem größten Erfolge bedient, ist das Verlassen der chronologischen Aufzählung des Einzelnen, um das Gleichartige zu einem großen zusammenhängenden Gemälde zu verbinden. In dieser Kunst des lichtvollen und anschaulichen Gruppirens besitzt Gibbon eine ungemeine,

von keinem andern Geschichtschreiber erreichte Virtuosität, wie er denn in der höchst schwierigen Kunst des historischen Anordnens überhaupt als eines der ersten Muster zu betrachten ist.

Gibbons Art, die Geschichte zu behandeln, ist ungemein fruchtbar gewesen, obschon Viele, auf deren Compositionen er großen Einfluß geübt, sich dessen selbst nicht bewußt sind, weil sie sich ihm in der historischen Grundansicht entgegengesetzt fühlen, und von seinem rhetorischen Ton auf eine einfachere Darstellung und Sprache gekommen sind.

Gleichzeitig mit Gibbon wirkte für die Belebung der historischen Kunst mit nicht geringem Erfolge ein Deutscher, aber dem Engländer in Tugenden und Fehlern ziemlich entgegengesetzt.

Wir können Johann von Müller weder in der Forschung und Kritik musterhaft nennen, da beide oft auch mäßige Foderungen nicht befriedigen, hingegen bei einer leicht zu bewerkstelligenden Erweiterung des Quellenkreises in der Schweizergeschichte, gründlicherem und schärferem Gebrauch des benutzten und tieferem Eindringen in die Natur der Verhältnisse der Geschichtschreiber Manches richtiger aufgefaßt und geschildert hätte; noch in der Darstellung, denn sie ist sehr ungleich, erhebt sich bald, wenn der Stoff den Schriftsteller ergreift und fortreißt, und sinkt bald zu wahrer Mattigkeit und ermüdender Eintönigkeit herab, wenn er ihn nicht zu bewältigen und in Fleisch und Blut der Geschichte zu verwandeln weiß. So ist auch die Sprache zuweilen voll Kraft und Prägnanz und [illegible]isch wirksam, öfter rauh, holprig, ungelenk, mißle Nachahmung der Alten. Bei allen diesen Mängeln

aber tritt uns in der Geschichte der Schweiz eine Kraft der Gesinnung, eine Wärme und Begeisterung für das Große, oder als solches Aufgefaßte, entgegen, welche den Eindruck dieses Werkes auf die Zeitgenossen, ihren lebhaften Antheil daran vollkommen rechtfertigen. Ueberzeugt von der Nothwendigkeit, den ermattenden Menschengeschlechtern in den Großthaten und der Seelenkraft ihrer Ahnen einen Spiegel vorzuhalten, gab Müller seiner Geschichte eine Grundlage patriotischen Gefühls, welche das Gemüth ergreifen mußte; er trug wesentlich dazu bei, daß die Historiographie zu dem Bewußtsein erwachte, sie sei zu Höherem berufen, als die Kenntniß der Vergangenheit dem Gedächtniß zu überliefern. Der scharfen Zergliederung und Beleuchtung eines gegebenen Zustandes in seinen Einzelheiten ist Müllers Talent nicht gewachsen; aber große Gedanken = und Seelenrichtungen ganzer Generationen, den Geist der daraus erzeugten Einrichtungen faßt er mit seltener Innigkeit auf, und stellt sie mit einer oft ergreifenden Kraft des Ausdrucks dar. Diese Anschauungen kommen weit mehr aus dem Gemüth als aus dem zerlegenden und verknüpfenden Verstande, darum müssen wir Müller, bei allem Ungeschick in der Form, zu den Historikern rechnen, bei welchem poetisches Bedürfniß und poetische Auffassungsweise vorwalten. Dasselbe gilt von manchen sehr gelungenen Beschreibungen einzelner Vorfälle, Schlachtgemälden und Charakterschilderungen. So steht z. B. der Sturz Karls des Kühnen mit einem Leben und einer anschaulichen Wahrheit vor den Augen des Lesers, die nur ein poetischer Sinn dem Bilde verleihen konnten.

Das neunzehnte Jahrhundert.

Aber obschon diese Anregung und eine neue Epoche der Begeisterung für die Formen des classischen Alterthums sich nicht unfruchtbar erwiesen: entspricht doch den unermeßlichen Fortschritten, welche die historische Forschung, das Eindringen in Stoff, Geist und Bedeutung der Geschichte seit Gibbons und Müllers Zeiten gemacht haben, kein ähnliches Resultat auf dem Gebiete der Darstellung, und zwar wol eben hauptsächlich darum, weil sie dort so mächtig hervorgetreten sind. Der Geist wird von dem immer mehr anschwellenden Strome der Entdeckungen und Gebietserweiterungen ganz in jene Richtung getrieben, und die Masse ist zu gewaltig, als daß der formende Geist eine diesem sich nach allen Seiten ausbreitenden Inhalt harmonisch entsprechende Kunstgestaltung schon gefunden haben sollte. Ob die größere Bewältigung des Stoffes wieder eine gleichmäßigere Durchdringung beider Richtungen herbeiführen wird, muß die Zukunft lehren.

Alle großen Erscheinungen, durch welche seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die socialen Verhältnisse, die Richtungen und Bestrebungen der Menschen und die Wissenschaft umgebildet worden, haben auf jene Erweiterung der Geschichte Einfluß geübt. Durch die französische Revolution wurde der Sinn vom Aeußern der Staaten auf ihr Inneres, von den Kriegen auf die Verfassungen gelenkt; durch die Wiedererweckung vergessener und in falsche Verachtung gerathener poetischer Töne auf die Bedeutung und die Würdigkeit der Zeiten, die sie hervorgebracht; durch die vermehrte Sprachkunde auf Völker, die man sonst kaum vom Hörensagen kannte; durch die Phi-

losophie auf den großen Zusammenhang alles geistigen Lebens und auf die Nothwendigkeit, es in seinen verschiedenen Richtungen zu verfolgen und zu ergründen, und diese wiederum zu einem Ganzen, zu einer großen Einheit verknüpft darzustellen; durch die kritische Philologie auf sorgfältige Untersuchung des Fundaments vermöge scharfer Beurtheilung und Sonderung der Zeugnisse als unerläßlicher Vorarbeit. Von diesem letzten Punkte ist das Bestreben ausgegangen, an die Stelle der ausgemerzten Quellen unbekannt gebliebene glaubwürdigere aus dem Staube hervorzuziehen, mit einem Erfolge, der den Stoff ins Unabsehbare vermehrt und den Gedanken erzeugt hat, die geschichtliche Kenntniß möglichst auf unmittelbare, ohne den Anspruch historischer Form redende Zeugnisse zu bauen. Wenn diesem gewaltigen Stoffreichthum gegenüber bei Manchen die Rücksicht auf Composition und Kunstform mehr zurücktritt, als man es von einem Zeitalter, das zu einem solchen Bewußtsein ihrer Bedeutung gelangt ist, erwarten sollte; so muß man dies freilich beklagen, aber doch auch erklärlich finden, wenn ein von dem gränzenlosen Meere dieser Forschungen Zurückkehrender darauf verzichtet in der Beschreibung der gemachten Entdeckungen nach der künstlerischen Palme zu streben. Nur sollten solche Berichte nicht meinen, daß ihre Formlosigkeit das Streben nach der Form überflüssig oder unnütz macht.

Lebender zu erwähnen, trägt dieser flüchtige Umriß billig Bedenken, aber der Bedeutung eines um die neue Gestalt des historischen Strebens und seiner Früchte höchst verdienten Verstorbenen zu gedenken, ist auch innerhalb dieser engen Gränzen Pflicht. Daß von den Resultaten Niebuhrs über die älteren Jahrhunderte Roms Manches

als ein dauernder Beſitz für die Wiſſenſchaft ſtehen bleiben wird, iſt die Ueberzeugung Vieler; und wäre es ſelbſt nur die großartige Ehrenrettung des plebejiſchen Standes, eine Reſtitution, wie es in der Hiſtorie eine zweite nicht giebt: der Gewinn wäre bedeutend genug. Geſetzt aber auch, alle poſitiven Ergebniſſe der Unterſuchungen Niebuhrs müſſen aufgegeben werden; ſo wird in der Art und Methode dieſer Forſchungen der hiſtoriſchen Kritik das belehrendſte und anregendſte Muſter übrig bleiben. Von dieſer Seite betrachtet muß Niebuhr ein Leſſing der Geſchichte genannt werden. Auch ſind nach ſeinem Vorgang und Beiſpiel ſchon in der Bearbeitung anderer Perioden ſchöne Früchte gebrochen worden, mehr als die Meiſten wahrnehmen oder zugeben, ja an ſich ſelbſt bemerken. Denn das iſt eben das Siegreiche einer großen Methode, daß man ſie ſich theilweiſe, ohne es ſelbſt zu bemerken, aneignet, ja wider den eignen Willen aneignen muß. Ein ſolcher Grad von Scharfſinn in der Sonderung und Prüfung der Quellen, von ſteter Beleuchtung des zeugenden Autors, von Eindringen in ſeine Kenntniſſe und Stimmung, von Zurückführung der Zeugniſſe auf ihren genauen Werth, ehe ſie gebraucht werden, iſt vor Niebuhr nicht da geweſen, und wird den nur einigermaßen kritiſchen Leſer immer zur Bewunderung ſtimmen. Und dieſe Bewunderung wird nicht gemindert werden durch den gerechten Anſtoß an anderen Eigenthümlichkeiten des Autors, an dem Allzukühnen, Willkürlichen, Schwankenden mancher Hypotheſen, deren Vertheidigung zuweilen nicht nur einen herriſchen, ſondern ſogar einen leidenſchaftlichen Charakter annimmt. Deſto freier von Leidenſchaft und Vorurtheil ſind die politiſchen Grundſätze und leitenden

Ideen Niebuhrs, das Erzeugniß großen Verstandes, würdiger Gesinnung und reicher Lebenserfahrung. Keiner hat antike Staatsverhältnisse durch gründlich durchschaute und lebendig aufgefaßte moderne so treffend erläutert wie er. Dies sind Früchte nicht an den Bäumen der Schule gewachsen, und darum desto erfrischender und erquicklicher. Ueberhaupt hat Niebuhr darum so viel mehr geleistet, als bloße Schulgelehrte, weil er das Bedürfniß hatte, sich die Zustände und Gestalten der Vergangenheit auf das lebhafteste zu vergegenwärtigen, so daß er beschreibt, was er in seinem Innern vollkommen ausgebildet und lebendige Glieder regend vor sich sieht, und in dieser Beziehung das poetische Gebiet ganz nahe berührt.

Sonst kann sein Werk die Forderungen des künstlerischen Standpunkts schon darum nicht befriedigen, weil es kritische Untersuchungen in die Erzählungen einflicht. Ohne den Zufall, welcher den Verfasser zu öffentlichen Vorlesungen veranlaßte, würden wir sehr wahrscheinlich nur jene ohne diese erhalten haben. Die Neigung, die Geschichte in der Form der reinen Erzählung zu behandeln, ist in unsern Tagen grade nicht die vorherrschende, und die Scheu, in der Mitte einer so Ueberreiches darbietenden Litteratur durch abermalige Erzählung des oft Vorgetragenen den Ueberdruß des Lesers, der durch das Neue und Pikante befriedigt sein will, zu erwecken, ist fast zu groß geworden. Nun ist es sehr merkwürdig, daß Niebuhr, der in den Untersuchungen nicht nur den aufmerksamsten, sondern auch den mit dem ganzen bisherigen Stande der Frage vollkommen vertrauten Leser voraussetzt, der Erzählung nicht abgesagt hat, sondern Bekanntes, und nach einem Livius, von neuem erzählt, oft mit großem Glück.

Daher sein Stil, immer voll Kern und Mark, in anderen Schriften sich in seiner Eigenthümlichkeit gleich bleibt, in der römischen Geschichte aber als ein sehr verschiedener erscheint, bald durch zu große Kürze und Gedrängtheit dunkel und schwerfällig, bald fließend, einfach, klar und faßlich ist. So trägt dieser ungemeine Geist, in seinem Innern voll Einheit, in der Unvollkommenheit seiner Form die Spuren des durch die Richtungen der Zeit bedingten Auseinandergehens der historischen Elemente. Wie neben Niebuhr andere ausgezeichnete Deutsche bemüht gewesen sind, die zurückgedrängte Erzählungsform wieder in ihre Rechte einzusetzen; wie ihnen gegenüber ein höchst genialer Weg eingeschlagen worden ist, Thatsache und Reflexion zu verknüpfen — davon unterbleibt die nähere Bezeichnung aus dem schon angegebenen Grunde.

Ueberhaupt sind es die Deutschen, von welchen sowohl die höheren Aufgaben an die Historiographie gestellt sind, als ihre Lösung am fruchtbarsten und erfolgreichsten versucht. Die Engländer und Franzosen, so manches Dankenswerthe auch von ihnen durch Bereicherung des Stoffes, durch kritische Untersuchungen, durch zusammenfassende, auf das Innere der Verhältnisse gehende Darstellungen geleistet worden, sind doch hinter den Deutschen zurückgeblieben. Von den Engländern nimmt es am meisten Wunder, daß sie den im vorigen Jahrhundert so schön und glücklich betretenen Weg, die Geschichtschreibung durch Beredsamkeit und stilistische Sorgfalt zu heben, verlassen haben. Schreiben auch nicht alle ihre Historiker, wie man es grade Einigen der Gehaltvollsten vorwerfen kann, schwerfällig und geschraubt, so findet man doch nirgends Annäherung an Hume's und Robertsons glückliche

Leichtigkeit und Eleganz. Rührt dies von mangelndem Talente her, oder achtet man die ungezwungene Natürlichkeit der Schreibart gering?

Unter den Franzosen schreiben Einige gut, einfach und kräftig, nicht unwürdig des alten von ihrem Volke in der Beredsamkeit behaupteten Ruhmes, welche grade in der Geschichte bis zu den Zeiten der Revolution durch fade Weitschweifigkeit entstellt war. Andere aber haben über dem Bestreben, der Geschichte für ekele und verwöhnte Gaumen Reiz und Anziehungskraft zu geben, sich in eine recht stark ausgesprochene Manier verirrt. Sie spielen mit reichlich angebrachtem Witz und schneidenden Antithesen, sie berichten von früheren Jahrhunderten in einer aus heutigem und mittelalterlichem Französisch seltsam gemischten Sprache, sie glauben lebendig zu coloriren, wenn sie die Erzählung durch Costumbeschreibungen unterbrechen.

Dies ist glänzender Flitterstaat von einem als poetisch geltenden Gewande erborgt, kein innerliches poetisches Element. Daß wir dieses überhaupt in unseren Tagen in der Geschichte zurückgetreten finden, hat seinen Grund in jenem großen Uebergewicht des Stoffartigen. Auch von der Seite der Poesie her ist die Verbindung keine so innerliche und tiefe, wie in einigen früheren Perioden, wie sehr auch der äußere Anschein für das Gegentheil zu zeugen scheint. Das geschichtliche Drama kann in einem Zeitalter mächtig herrschender Reflexion die glückliche Unmittelbarkeit und Unbefangenheit, durch welche Shakspeare seine Wunder auf diesem Boden wirkte, unmöglich behaupten. Sollten aber die außerordentliche Fruchtbarkeit auf dem Felde des historischen Romans und der weit verbreitete Geschmack daran die Lebendigkeit der Verbindung

nicht beweisen? Wol das vorhandene Bedürfniß, und mehr ein dunkel gefühltes als ein richtig verstandenes, nicht die ihm entsprechende Productionskraft. Man muß unter den überreichen Erzeugnissen des historischen Romans zwei äußerlich gleich scheinende, im Grunde aber ganz verschiedene Arten unterscheiden. Die eine setzt auf willkürliche, hohle Erfindungen, um den Effekt zu erhöhen, historische Figuren als Staffage; man erblickt mitten unter jenen Larven berühmte Könige, Königinnen, Staatsmänner, Geistliche, Dichter, mit mehr oder weniger treu beobachtetem äußern Costum, aber ohne alle innere Wahrheit, Gestalten, die selbst ohne Leben, auch den erfundenen kein Leben verleihen können, sondern von ihm den Tod empfangen; eine grelle Decorationsmalerei ohne Geist, wie ohne leitenden Gedanken. In wenigen anderen Werken ist die Conception des Gedichts von echt geschichtlicher Anschauung und Begeisterung ausgegangen; der Dichter ist in die Zeit und ihre Bedeutung tief eingedrungen; alles Erfundene steht mit dem Wahren im ächtesten, innersten Zusammenhang, und dient, es zu erhellen und zu erklären; Poesie und Geschichte adeln und erheben einander gegenseitig. Wenn unsere Zeit diese beiden Arten so wenig zu unterscheiden vermag, so beweist dies, daß jenes Bedürfniß ein sich selbst wenig verstehendes, durch den Schein leicht zu befriedigendes ist, und daß ihr das wahre Verhältniß der beiden großen Culturelemente, deren Zusammenhang wir anzudeuten versucht, weder durch den Instinct, noch durch zerlegende Betrachtung klar geworden ist.

IV.

Italieniſche Diplomaten und diplomatiſche Verhältniſſe. 1260 — 1550.

Von

Alfred Reumont.

Die Meiſten haben ſich daran gewöhnt, den Weſtfäliſchen Frieden als die Periode zu betrachten, in welcher die Geſchichte der Diplomatie eine größere Bedeutung für die politiſche Geſchichte im Allgemeinen erlangt hat. Von Manchen wird noch die Zeit Heinrich's IV. von Frankreich eingeſchloſſen, und auch wol bis zu Karl V. zurückgegangen. Was darüber hinausliegt, wird im Durchſchnitt wenig beachtet. Ob, vor der angegebenen Epoche, Italien in dieſer Rückſicht im Auslande bekannter iſt, darüber wage ich nicht zu entſcheiden. Mir iſt wenigſtens nichts zu Geſichte gekommen, was mich dies vermuthen ließe. Wenn ich nun es verſucht habe, in den nachfolgenden Blättern eine leichte Skizze der diplomatiſchen Verhältniſſe in den bedeutenderen italieniſchen Staaten zu geben: ſo hat dazu namentlich der Wunſch mich veranlaßt, in einer Darſtellung von nur beſchränktem Umfange dieſe gewiß nicht unbedeutende Seite der vielgeſtaltigen und großartigen Regſamkeit hervorzuheben, welche von der Zeit an, wo der Einfluß der deutſchen Kaiſer ſo ſchwach ward, daß er die nazionale Geſtaltung der Halbinſel nicht mehr dauernd hindern konnte, bis zur Epoche, wo das Land wieder hineingezogen wurde in den Strudel der das Mit-

Digitized by Google

telalter begrenzenden großen politiſchen Umwälzungen, im italieniſchen Leben und Wirken ſich zeigte.

Die Aufmerkſamkeit, welche man neuerdings diplomatiſchen Schriften gewidmet hat und zu widmen fortfährt, konnte für die richtige Anſicht und Beurtheilung vergangener Zeiten nicht anders als die beſten Früchte tragen. In den beiden letzten Jahrhunderten ſind zahlreiche Staatsſchriften und Documente gedruckt worden, unter denſelben viele, die ſich auf Italien beziehen, ſei dies mittelbar oder unmittelbar, die Berichte und Briefe des Machiavelli, der florentiniſchen Geſandten bei Ferdinand dem Katholiſchen im J. 1506, des Grafen Caſtiglione, der Cardinäle Contarini, Pole, Morone u. A. über die kirchlichen Angelegenheiten unter Paul III. und ſeinen nächſten Nachfolgern (in den, aus Monſignor Lodovico Beccadelli's gezogenen Monumenti di varia letteratura von 1797), die des Herrn von Lanſac und des Franc. de Vargas über das Conzil von Trient, des Cardinal d'Oſſat und des Card. du Perron über die Verhandlungen zwiſchen Frankreich und den italieniſchen Staaten, namentlich Rom, unter Heinrich IV., des Card. Guido Bentivoglio, des Nunzius Caraffa, des Abbé Arnauld, einzelner venezianiſcher Relazionen und anderer Werke nicht zu gedenken, zu denen die Lettere dei principi, die Briefe des Coluccio Salutati, die Avignoniſchen Päpſte und die Miscellanea des Baluze (in Manſi's Ausgabe), Ribier's Lettres et Mémoires d'Estat und manches Andere theilweiſe zu zählen ſind Dieſen haben in neueſter Zeit zahlreiche andere, nicht minder wichtige ſich angeſchloſſen. Ich rechne dazu Manches in den durch Dönniges in Turin aufgefundenen Acta Hen-

rici VII., die Depeschen des Guicciardini, vieles in den beiden Bänden der Documenti di storia Italiana aus den pariser Bibliotheken, die Briefe des Monsignor d'Adda, die Berichte des Card. Franc. Buonvisi über seine Nunziaturen in Köln, Warschau und Wien in den J. 1670 ff., endlich die umfangreiche Sammlung der Relazioni Venete, deren Herausgabe in Florenz begonnen hat. Auf ähnliche Weise zeigt sich auch anderwärts lobenswerthe Thätigkeit. Es reicht hin an die von A. v. Gevay in Wien herausgegebenen Urkunden und Actenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Östreich, Ungarn und der Pforte im 16. und 17. Jahrhunderte zu erinnern, wie an die von der Commission für die Archive des Königreichs Großbritannien (Record Commission) begonnene Herausgabe des Recueil des dépêches, rapports, instructions et mémoires des ambassadeurs de France en Angleterre et Ecosse pendant le XVI siècle, welche mit der Correspondenz des Bertrand de Salignac de la Mothe Fénélon begonnen hat, welcher die Berichte des de Chatillon, de Marillac, de Saludie, de Noailles u. m. a. folgen sollen.

Wie vielen Nutzen neuere Geschichtschreiber aus diesen Documenten im gegenwärtigen Falle gezogen haben, beweisen, um nur Wenige zu nennen, Bucholtz Geschichte Ferdinand I., Capefigue's Histoire de la réforme, de la ligue et du règne de Henri IV., Alberi's Vita di Caterina de' Medici, Aug. Theiner's Schweden und seine Stellung zum heil. Stuhl, und namentlich die Fürsten und Völker von Süd-Europa von Rancke, der um das Studium dieser Schriften große Verdienste sich erworben hat.

Ich habe in der gegenwärtigen Skizze innegehalten bei der Zeit, wo die stabilen Missionen schon beinahe überall vorkommen, sowol weil dann ein Feld sich eröffnet, welches zu gewaltig ist, um es rasch zu durchfliegen, als auch, weil die Geschichte Italiens nach der Mitte des 16. Jahrhunderts beinahe allen nazionalen Charakter verliert. So habe ich mich denn über alles Spätere mit ein Paar kurzen Angaben begnügen zu müssen geglaubt. Zu einer Geschichte der italienischen Diplomatie, welche freilich eine ganz andere Arbeit sein würde, da ich jetzt nur einiges Wenige hervorheben konnte aus der großen Masse des Stoffes, finden sich vielleicht einmal Zeit, Gelegenheit und Hülfsmittel.

Rom, 24. Mai 1840.

Einleitendes.

Wenn auch zugestanden werden muß, daß die Diplomatie in den Formen, welche ihr heutiges Tages eigen sind, einer verhältnißmäßig neuern Epoche angehört: so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß der Ursprung derselben in den frühesten Zeiten zu suchen ist. Die Beziehungen von Städten zu Städten, Staaten zu Staaten, Nazionen zu Nazionen machten von jeher die Absendung solcher Personen, denen Aufträge zur Besprechung von Angelegenheiten, welche das Gemeinwesen betrafen, anvertraut wurden, zum Bedürfniß. Aus dem Bedürfniß entwickelte sich die Sitte, wie die allmälig fester sich constituirende Gestaltung dieses Zweiges der Staatsgeschäfte. Es ist überflüssig von diesen Verhältnissen im Alterthum zu reden, wo sie in den letzten Zeiten des republikanischen, wie in denen des kaiserlichen Rom zu einer bestimmten Form und Geltung gelangten, und wo die Rolle, welche diesen Gesandtschaften zukam, eine oft sehr wichtige war. Auch in der äußern Erscheinung sprach dies sich aus. Auf dem Forum Romanum, dem Platze, wo die öffentlichen Angelegenheiten verhandelt wurden, gab es eine Tribune für die Gesandten, durch die Übertragung des Namens Einer Nazion auf die übrigen die Grăcostasis

genannt, wie nachmals Conſtantinopel ein ähnliches, den Abgeordneten indeß auch zur Wohnung angewieſenes Gebäude das Xenodochium Romanorum taufte — eine Einrichtung, die von den mistrauiſchen Osmanen in ihrem Eldſchi-Khan nachgeahmt ward. Schon hier tritt eine Anſicht wie eine Erſcheinung uns in den Weg, welche in den neueſten Zeiten noch in gleicher Weiſe vorkommt. Niemals hat man den fremden Abgeordneten recht getraut: beinahe immer, im Gegentheil, Intriguen und geheime Abſichten bei ihnen geargwohnt. Wie heutzutage die osmaniſche Politik z. B. dem perſiſchen Botſchafter nicht geſtatten will, in Conſtantinopel ſelbſt ſeinen Wohnſitz zu nehmen, ſondern ihn nöthigt, von Scutari aus das europäiſche Ufer des Bosporus zu beſchauen; wie das Zuſammenleben aller fremden Miſſionen in der Vorſtadt Pera, dem neuen Eldſchi-Khan, urſprünglich nicht lediglich Sache des Zufalls oder Geſchmacks, oder die Folge von Sanitätsverhältniſſen iſt; wie ferner viele Regierungen es nur ungerne ſehn und, wenn es thunlich, ſelbſt zu hindern ſuchen, daß vertrauter Umgang zwiſchen Diplomaten und Einheimiſchen, in einzelnen Ständen wenigſtens, ſtattfinde: ſo war es bei den Oſt-Römern wol weniger Gaſtfreundſchaft als Eiferſucht und Beſorgniß, was ſie veranlaßte, die Geſandten gleichſam zu iſoliren durch Anweiſung einer eigens für ſie beſtimmten Wohnung. Wie in andern Dingen, verfahren die Chineſen bekanntlich auch hierin mit der ſtrengſten Conſequenz, und ſind alſo wahrſcheinlich die einzigen, welche ihren Zweck erreichen.

Die Sitte, Unterhändler und Bevollmächtigte zu ſenden, hat alſo von jeher beſtanden und erklärt ſich leicht durch das Bedürfniß wechſelweiſer Beſprechung und Verſtän-

digung. Stabile Gesandtschaften, welche fortwährend bei einem Fürsten oder einer Republik residirten, entstanden aber erst mit der Zeit, als die gegenseitigen Berührungen häufiger wurden und die außerordentlichen Missionen einander so rasch nachfolgten, daß man einsah, es sei einerseits praktischer, andererseits ökonomischer, für einen bestimmten Zeitraum eine, oder in seltnern Fällen mehre Personen mit der Wahrung der Interessen des Landes, dem sie angehörte oder angehörten, zu beauftragen. So viel mir bekannt, ist dies erst mit dem 16. Jahrhundert aufgekommen. Indeß finden wir nicht vor der Mitte desselben stabile Missionen an den Höfen der Mächte ersten Ranges, namentlich beim Papste und in Frankreich. Doch auch hier gibt's Lücken — bei allen übrigen um so bedeutendere. Vor 1530 scheinen die Venezianer gegen funfzehn Jahre lang keinen Gesandten in Deutschland gehabt zu haben; vor 1506 hatten die Florentiner während langer Zeit keine Mission in Spanien. Nicht zu reden von kleinern Mächten. Von 1497 bis 1539 war kein venezianischer Gesandter am Hofe von Savoyen, von 1530 bis 1560 keiner in Florenz. Bevor nun die stehenden Gesandtschaften Sitte wurden, pflegte man nur bei besondern Veranlassungen, mochten diese nun eigentlich politischer Natur sein oder aber in bloßem Ceremoniel bestehen, Missionen abzusenden und diesen die Ausrichtung irgend eines einzelnen Auftrages aufzugeben. War der Zweck erreicht, oder war zu dessen Erreichung keine Aussicht vorhanden und die Sache also auf eine oder die andere Weise abgemacht, so kehrte die Gesandtschaft nach Hause zurück, und es verging vielleicht eine lange Zeit, bevor eine andere ihr folgte. So wie in

den Jahrhunderten, von denen hier die Rede iſt, dem 13, 14. und 15. die Scheidelinie zwiſchen den einzelnen Ständen und Beſchäftigungen im Allgemeinen nicht ſcharf gezogen war, ſo beſtand damals als Regel, was ſich jetzt ſeltner und, genau betrachtet, nur als Anomalie findet. Es fehlte viel daran, daß die diplomatiſche Carriere als ſolche ſich wirklich conſtituirt hätte. Selbſt noch nicht im 16. Jahrhunderte. Hochgeſtellte Geiſtliche und Bettelmönche, Magiſtratsperſonen und einflußreiche Bürger wurden zu ſolchen Sendungen gebraucht, häufig auch Profeſſoren, namentlich die der Rechtswiſſenſchaft *). In den italieniſchen Republiken erklärt ſich dies leicht aus der Verfaſſung des Gemeinweſens,

*) Von Manchen nicht zu reden, die in den nachfolgenden Blättern vorkommen werden, finden wir im J. 1364 als bolognesiſchen Geſandten in Florenz Riccardo da Saliceto, den Nachfolger des berühmten Baldo. Der Grieche Emanuel Chryſoloras war gegen das Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts abwechſelnd Geſandter ſeines Kaiſers Johannes Paläologus in Italien und Lehrer der Eloquenz und griechiſchen Literatur in Florenz und andern Städten. Sein Landsmann Johannes Lascaris hielt in Florenz im J. 1492, dann zu Rom Vorleſungen über griechiſche Sprache und Literatur und Moralfiloſofie unter Leo X., ſpäter im J. 1520 zu Mailand auf Veranlaſſung König Franz I. während der franzöſiſchen Occupazion der Lombardei. Nachmals finden wir ihn als franzöſiſchen Geſandten in Venedig. Der Aretiner Antonio Roſelli, im J. 1466 geſtorben, wurde von Papſt Martin V. beauftragt, Ladislaus König von Ungarn gegen Kaiſer Sigmund zu vertheidigen, verſah dann mehre Miſſionen und wurde ſpäter Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft zu Padua.

wo mehr oder minder Alle abwechselnd Regierende und Regierte waren, alle Stände an den öffentlichen Angelegenheiten Theil nahmen und mithin die Kenntniß derselben sich bei allen verbreitet fand. Wenn wir selten Militärpersonen begegnen, so liegt dies an besondern Verhältnissen. Nachdem der Bürger aufgehört, beim Läuten der Feldglocke zu den Waffen zu greifen und dem Caroccio nachzuziehn, nachdem das Kriegführen ein Handwerk geworden war, erst regelloser Banden, dann der aus ihnen entwickelten Condottieren-Heere, die den Ruhm der italienischen Waffen im 15. Jahrhundert und den dreißig ersten Jahren des 16. aufrecht hielten: zu dieser Zeit, die mit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ihren Anfang nahm, war der Kriegerstand von allen übrigen so strenge gesondert, daß er lediglich innerhalb seiner Befugnisse zu bleiben genöthigt war. Der fremde Capitano hatte nichts gemein mit den politischen Angelegenheiten des Staates, dem er seine Dienste und seine Compagnie widmete. War seine Condotta zu Ende, so zog er anderswohin, und es mag nur selten vorgekommen sein, daß einer derselben der Stadt, für die er als Kriegsmann focht, eine so lebendige Theilnahme widmete, wie jener Parmigianer Bonifazio de' Lupi, Marchese von Soragna, der Stadt Florenz, welche ihm die Gründung eines ihrer großen Spitäler verdankt.

Von den frühesten bis zu unsern Zeiten haben die Italiener den Ruhm bewahrt, ausgezeichnete Diplomaten zu sein. Ich sage: den Ruhm. Denn wenn auch, was wol kaum der Fall ist, die gewöhnliche Ansicht von der Diplomazie sich aussprechen sollte in den Worten des Sir Henry Wotton: „An ambassador is a clever man sent

abroad to lie for his country", — wirkliche dem Vaterlande geleistete Dienste würden durch eine solche Ansicht nicht geschmälert. Zwei Dinge waren es namentlich, welche den Italienern hiebei zu Hülfe kamen. Erstlich die schon berührte Theilnahme so Vieler an den öffentlichen Angelegenheiten. Sodann die Trennung der Halbinsel in zahlreiche größere oder kleinere Staaten und Communen. Durch letzteren Umstand wurden die Berührungen außerordentlich mannigfaltig, denn anhaltend kamen Verhältnisse vor, bei denen zwei oder mehre Städte oder Staaten betheiligt und Besprechung, Verständigung, Übereinkunft, Abfindung nöthig waren. Freilich waren es sehr häufig Gegenstände von geringer Bedeutung. Aber es wurde dabei immer eine Einsicht in das Geschäftswesen gewonnen, das Talent für Unterhandlung wurde geübt, Kenntniß fremder Formen und Zustände erworben, die der Heimat auch wieder zugute kommen konnte, die Beobachtungsgabe geschärft, und die durch Praxis erlangte Kunde des Auslands, mit welchem nothwendige Verbindung bestand, unter einem möglichst großen Kreise der Bürger verbreitet. Wie unbedeutend also auch bisweilen der Gegenstand gewesen sein mag, der politische Sinn wurde dadurch gebildet, und wenn wir zu Ende des 13. Jahrhunderts Dante Alighieri als Gesandten beim Magistrat eines toscanischen Städtchens von etwa zweitausend Seelen, und zu Anfang des 16. Niccolò Machiavelli als Abgeordneten an ein Minoritenkloster zu Carpi finden, so zeigt uns der Umstand, daß mit Missionen dieser Art die nämlichen Personen beauftragt wurden, die vorher und nachher die Interessen der Republik bei Päpsten, Kaisern und französischen Königen vertraten:

wie man den weniger glänzenden Auftrag nicht minder würdig erachtete geſchickter Ausführung als den erheblichern.

Zu dem Zwecke, einer Überſicht der diplomatiſchen Verhältniſſe in Italien in den beiden letzten zum Mittelalter gerechneten Jahrhunderten und in der erſten Hälfte des ſechzehnten als Vorerinnerung zu dienen, mögen dieſe Bemerkungen genügen. Es handelt ſich nun darum, die drei Staaten vorzuführen, welche in der politiſchen wie in der Bildungs-Geſchichte Italiens die wichtigſten Rollen geſpielt haben. Es ſind drei: Florenz, Venedig und Rom. In den beiden erſten kommt am meiſten nazionales Element zum Vorſchein — wir finden hier Florentiner und Venezianer. Rom zog fremde Kräfte an ſich, wie und wo es konnte. So ſteht es denn bei weitem weniger abgeſchloſſen da.

Florentiner.

In den Zeiten, wo unſere Detailkunde von italieniſchen Angelegenheiten durch zahlreiche Chroniken in der Vulgarſprache genauer wird, finden wir die Florentiner als gleich eifrige wie ausgezeichnete Diplomaten. Als Papſt Bonifaz VIII. im erſten Jubeljahr, 1300, die Geſandten von vielen Nazionen vor ſich ſah und fand, daß zwölf derſelben aus Florenz waren, nannte er die Florentiner das fünfte Element. Denn ſie dienten in öffentlichen Angelegenheiten, außer ihrer Vaterſtadt, den Königen von Frankreich, von England, von Böhmen, von Neapel und Sizilien, den Della Scala von Verona, dem Hospitaliter-Orden Sanct Johann des Täufers, ja dem

Herrſcher Rußlands und dem Tartarkhan. Dieſer Ruhm iſt den Florentinern auch in ſpätern Zeiten geblieben, und ohne Ende iſt die Reihe der Namen, welche ihre Jahrbücher bieten. Nie vielleicht iſt der Eifer im Unterhandeln gleichgekommen dem, welchen dies Volk an den Tag legte. Geſandtſchaft folgte auf Geſandtſchaft, gewöhnlich aus zwei, vier, ja acht bis zehn Perſonen beſtehend, eine Menge Bürger, die ſich in den Staatsgeſchäften ausgezeichnet und die wichtigſten Stellen in der Verwaltung bekleidet, Biſchöfe und andere Geiſtliche, öffentliche Lehrer. Man kann nicht anders als ſtaunen über die große Zahl berühmter Namen.

Nur einige derſelben können hier angeführt werden. Denn es wäre nöthig, eine Geſchichte der politiſchen Verhältniſſe von Florenz zu ſchreiben, ihnen ihr Recht widerfahren zu laſſen. So mögen denn nur die berühmteſten hier ſtehn, oder ſolche, deren Namen ſich an große Ereigniſſe oder an andere große Perſönlichkeiten knüpfen. Und da finden wir denn gleich in vorderſter Reihe Brunetto Latini, den Lehrer Dante's, der ihn ſo liebevoll begrüßt, als er ihn unter den Schatten findet [1]):

„Wenn alles mein Gebet erfüllet wäre,
Antwortete ich ihm: noch wär't ihr jetzo
Nicht aus der menſchlicher Natur verbannt;

Denn ſtets im Sinn bleibt, und ins Herz kommt nun mir
Das lieb' und gute väterliche Abbild
Von euch: wie ihr auf Erden ſtündlich, ſtündlich

Mich lehretet: wie ſich der Menſch verewigt!"

---

1) Hölle, XV. Geſ. 79 ff.

Es war im J. 1260, zur Zeit als durch König Manfred die Ghibellinische Partei in Süd- und Mittel-Italien das Übergewicht erhielt, als Brunetto abgesandt ward von den Guelfen, Hülfe zu suchen bei Alfons von Castilien. Aber schon in Ronceval ereilte ihn die Kunde von der blutigen Schlacht bei Montaperti und dem völligen Unterliegen seiner Partei, und mehre Jahre verweilte er darauf in Frankreich, bis 1266 nach Manfreds Tode die Guelfen nach Florenz zurückkehrten und Brunetto Secretär der Gemeinde ward — ein Amt, welches man damals das des Dittatore nannte und dem später so manche berühmte Männer vorstanden. Besonders aber zeichnete sich in gesandtschaftlichen Geschäften Brunetto's großer Schüler Dante Alighieri aus. Vierzehn Missionen werden erwähnt, denen Dante sich zum Besten seiner Vaterstadt unterzog. Ob die Aufzählung richtig, bleibt zweifelhaft. Folgen wir ihr aber, so finden wir Dante als Gesandten in Siena, Perugia, Venedig, zweimal in Neapel, beim Markgrafen von Este, in Genua, zweimal bei Carl Martell, dem König von Ungarn, beim französischen Könige, Filipp dem Schönen und viermal bei Papst Bonifaz VIII. Als er Florenz verließ, die letzte dieser Missionen anzutreten, war es auch das letzte Mal, daß er seine Vaterstadt betrat. Es war während des unversöhnlichen Zwistes, der in der Guelfischen Partei selber ausgebrochen war, welche sich in Weiße und Schwarze getheilt hatte. Beide Factionen suchten Papst Bonifaz zu gewinnen und sandten ihm Botschafter. Unter den Ambasciatoren der weißen Guelfen war Dante, der im Jahr 1300 das Priorat verwaltet hatte und großes Ansehn im Staate besaß. Wie hoch er seine

Stellung und ſeinen Einfluß ſchätzte, geht aus ſeinen Worten hervor, welche Boccaccio mittheilt. Als man darüber berathſchlagte, wer zum Papſte zu ſenden ſei, die Ankunft Carls von Valois als Pacier zu hindern, den die Schwarzen riefen, die Weißen nicht mochten: wurde von Allen geſagt, Dante ſollte das Haupt der Botſchaft ſein. Da ſprach er nach einigem Bedenken: „Wenn ich gehe, wer bleibt dann? Und bleibe ich, wer geht?" Doch ging er, mit zwei Genoſſen. Es war im Herbſte 1301. Der Zweck ward nicht erreicht. Der Papſt glaubte, ſeine Intereſſen würden in den Schwarzen kräftigere Vertreter finden; er wollte, wie er ſich ausdrückte, die Männer nicht aufgeben um der Weiber willen. Mit Hülfe des Paciers gelang es den Schwarzen, ganz Florenz umzuwälzen und ihre Nebenbuhler zu verdrängen. Dante, der in Rom geblieben, war einer der erſten, welche die Strafe der Verbannung traf. Am 27. Januar 1302 wurde er vom Podeſtà Conte dei Gabrielli aus Gubbio zu einer Geldſtrafe verurtheilt; als er ſich nicht fügte, ward der Bann über ihn ausgeſprochen. So endete ſeine öffentliche Laufbahn. Aber auch während der neunzehn Jahre, die er, ein Verbannter, umherirrend durch Italien und jenſeit der Alpen verlebte, hatte er mehr denn einmal Gelegenheit, ſeinen Freunden und Beſchützern in Unterhandlungen zu dienen. Kurze Zeit vor ſeinem Tode, der am Feſte der Kreuz-Erhöhung, den 14. September 1321, ſtattfand, befand er ſich in Venedig im Auftrage Guido Novello's von Polenta, des Beherrſchers von Ravenna, bei dem er in ſeinen letzten Lebenstagen freundliche Aufnahme fand.

Die beiden berühmteſten Schriftſteller, welche das

vierzehnte Jahrhundert nach Dante sah, Petrarca und Boccaccio, wurden gleich ihm in diplomatischen Geschäften gebraucht [1]). Der erstere gehört indeß nicht eigentlich hieher, wo von denen die Rede sein soll, welche im Dienste der Republik Florenz waren. Denn fast immer ferne von Toscana, welches einst seinen Vater in die Verbannung hatte wandern sehn, schloß er sich fremden Höfen an. So ging er nach König Roberts Tode im J. 1343 mit Aufträgen Papst Clemens VI. von Avignon nach Neapel zur Königin Johanna; im J. 1354, vom Erzbischof Gio. Visconti gesandt, nach Venedig zum Dogen Andrea Dandolo, und zwei Jahre drauf nach Prag zu Kaiser Carl IV., auf den Wunsch Galeazzo Visconti's, welcher des Kaisers Römerzug zu hindern suchte. Giovanni Boccaccio aber war um so eifriger im Dienste des florentinischen Gemeinwesens. Wir finden ihn zu verschiedenen Malen als Abgesandten, bei den Polentanen in Ravenna, bei den Päpsten in Avignon, selbst in Deutschland, als es sich darum handelte, der immer wachsenden Macht der Visconti ein Gegengewicht zu schaffen. Zuletzt finden wir ihn im J. 1368 als Gesandten bei Urban V., welcher in seinem Breve an die Prioren sagt: er habe ihren Abgeordneten gnädig empfangen, sowol in Berücksichtigung derer, die ihn gesandt, als aus Achtung für die Tugenden und Talente des Gesandten; sodann habe er die in ihrem Namen verständig von ihm vorgetragenen Dinge angehört und ihm das geantwortet, was er der Umgestaltung Italiens för-

1) Gaye, Carteggio inedito d'artisti dei secoli XIV, XV, XVI. Florenz, 1839. Bd. I, S. 521.

derlich glaube, an die er mit Gottes Hülfe ſich begeben wolle.

Gehn wir einige Schritte rückwärts, ſo finden wir während des Aufenthalts der Päpſte in Frankreich zahlreiche Geſandtſchaften der Florentiner an dieſelben. Schon im J. 1309 wurde Matteo Biliotti, Notar des Comune, zu Clemens V. geſchickt, um den Frieden mit der Kirche herzuſtellen, indem die Weigerung, den Legaten Cardinal Napoleon degli Orſini aufzunehmen, im J. 1307 der Stadt das Interdict zugezogen hatte[1]. Nachmals als die Guelfiſchen Republiken von den Visconti hart bedrängt wurden und Toscana in Gefahr war, ihre Beute zu werden, ging nach Avignon Geſandtſchaft auf Geſandtſchaft, während zu gleicher Zeit Carl IV. zum Römerzuge veranlaßt ward. Nicht minder nach der Thronbeſteigung Urbans V. (1362), als die Rückverlegung des heil. Stuhls nach Rom immer mehr in Ausſicht geſtellt wurde. Als Maeſtro Rinaldo da Romena, Lehrer der Theologie, im J. 1365 nach Avignon geſchickt ward, trug die ihm ertheilte Inſtruction ihm unter andern Dingen auf, er ſolle den Papſt erſuchen, dem Petrarca das erſte vacant werdende florentiner Canonicat zu ertheilen, da das Verlangen allgemein ſei, daß er zur Ehre von Florenz und um ſeiner eignen Ruhe willen dieſe Stadt, deren Bürger er ſei, zu ſeinem Wohnſitz erwählen möge. Das vom 8. April datirte Schreiben der Signorie an Papſt Urban ſpricht denſelben Wunſch

1) Die Miſſion war erfolgreich, denn des Papſtes Neffe, Arnald Cardinal von Pelagrue, Legat beim Kreuzheere gegen Venedig, erhielt Befehl, das Interdict aufzuheben.

aus [1]). Im J. 1366, als in Italien überall verkündet ward, der Papst werde Rom besuchen und im Verein mit dem Kaiser die Macht der Visconti zu brechen sich bestreben, ging eine neue Gesandtschaft der Florentiner nach Avignon, Urban V. in seinem Vorhaben zu bestärken und ihm die Hülfe der Republik anzubieten, falls er Galeeren oder Pferde brauche. Unter den Abgeordneten war jener Lapo da Castiglionchio, der Freund Petrarca's und der berühmteste Rechtslehrer seiner Zeit, welcher einige Jahre darauf (1378), bei jener gewaltsamen Reaction des niedern Volkes gegen die Herrschaft der großen Popolanen, welche man den Tumult der Ciompi nennt, als einer der einflußreichsten Anhänger der aristokratischen Partei der Albizzi verbannt wurde und im Jahr 1381 in Rom starb, wo er nicht lange vorher von Urban VI. zum Senator gemacht worden war. So wie Lapo 1366 nach Avignon gegangen, so stand er auch 1376—1377 an der Spitze der Gesandtschaft, welche nach Anagni sich verfügte, zu dem aus Frankreich angelangten Gregor XI., mit welchem die Florentiner seit längerer Zeit in arger Fehde lebten. Die Gesandten hatten den Auftrag, Frieden zu schließen: aber sie kehrten heim, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, obgleich sie fünf Monate in Anagni blieben. Als sie zurückgekehrt waren, wurde zwei Tage darauf das Volk nach dem Palast der Signorie beschieden und dort öffentlich vorgetragen, was die Gesandten mit dem Papste verhandelt und welcher Art die Forderungen des römischen Hofes seien. Der Papst ließ dann selbst eine Botschaft an die Florentiner abgehn: zwei

1) Gaye, Carteggio. I. 515, 516.

Mönche, ein Auguſtiner und ein Minorit, wurden dazu erſehn. Sie brachten Beglaubigungsſchreiben mit, nicht an die Signorie, ſondern an das Volk. So erlaubte man ihnen denn, dem auf dem Platze verſammelten Volke ihren Vortrag zu halten. Ihr Zweck ging nun dahin, die Schuld am Unfrieden der Signorie aufzubürden, das Volk aber zu gewinnen, indem ſie daſſelbe prieſen, als dem heil. Stuhl gehorſam und ergeben. Aber ſie erreichten ihre Abſicht nicht, auf ſolche Weiſe die beſtehende Regierung der großen Bürgerfamilien zu ſtürzen: denn im Volke fanden ſie keinen Anhang und kehrten unverrichteter Dinge zurück nach Anagni.

Zum beſſern Verſtändniß dieſer Vorgänge müſſen hier noch einige Worte über das Verhältniß der Florentiner zu Papſt Gregor XI. geſagt werden, um ſo mehr da daſſelbe Veranlaſſung gab zu einem der bemerkenswertheſten Vorgänge in der Geſchichte der florentiniſchen Diplomazie. Nicht über Gregor XI. perſönlich beklagten die Florentiner ſich, wol aber über die grenzenloſe Willkür ſeiner Legaten in Italien, namentlich des Cardinals Guillaume de Noellet, welcher aus Feindſchaft gegen die Republik Alles that, Unruhen im Innern zu erregen. Die Florentiner ſchritten zu Repreſſalien: die Unzufriedenheit im Kirchenſtaat kam ihnen zu Hülfe und bald loderte der Aufruhr in allen Städten. Der Papſt ſprach den Bann aus über Florenz: Donato Barbadori und Domenico Salveſtri wurden als Geſandte nach Avignon geſchickt. Es war im J. 1376. Sie ſtellten vor, wie die Florentiner ſich zu allen Zeiten, in Glück und Unglück, als getreue Söhne der Kirche bewieſen, und wie das feindſelige Benehmen der Stellvertreter des Pap-

ſtes Schuld ſei an allem Übel. Gregor aber wollte keine Vertheidigung anhören und ſprach im verſammelten Conſiſtorio, in Gegenwart der Geſandten, den feierlichen Bann aus über die Florentiner, in der ſtrengſten Form, nicht nur ihre Güter preisgebend, ſondern auch ihre Freiheit und ihr Leben. Da warf Donato Barbadori, ein kühner und leidenſchaftlicher Mann, unbedeckten Hauptes ſich nieder vor einem Bilde des Gekreuzigten, das im Saale ſich befand, und rief mit lauter Stimme: „An dich, Herr Jeſus Chriſt, appellire ich von dem ungerechten Urtheilsſpruch deines Statthalters, zu jenem grauenvollen Tage, an welchem du, als Richter erſcheinend, keinen Unterſchied machen wirſt. Respiciat me Deus salutaris meus, adiutor meus esto, ne derelinquas me, quoniam pater meus et mater mea derelinquerunt me.“ Erſt gegen Ende des folgenden Jahres, nach den bereits oben erwähnten fruchtloſen Verhandlungen, kam, beſonders durch Vermittlung der heil. Caterina von Siena, eine Einigung in Sarzana zu Stande. Als bald darauf Gregor XI. ſtarb (27. März 1378), ſandten die Florentiner an ſeinen Nachfolger Urban VI. acht Botſchafter, ihm ihre Anhänglichkeit zu bezeugen. Dieſe waren Donato Barbadori, Aleſſandro dell' Antella, Mainardo Cavalcanti, Pazzino Strozzi, Bindo de' Bardi, Vieri de' Medici, Matteo Arrighi, Stoldo Altoviti.

Den nämlichen Barbadori, der ſich ſo muthig und entſchieden gezeigt, traf ein trauriges Schickſal. Als im J. 1379 Carl von Durazzo nach Italien kam, um der Königin Johanna die Krone Neapel zu entreißen, wurde Barbadori mit Tommaſo Strozzi und Marco

Benvenuti zu ihm geſandt. Florenz war damals nach dem obenerwähnten Tumult der Ciompi, in einem faſt anarchiſchen Zuſtand, und die ariſtokratiſche Partei beſtrebte ſich, wieder ans Ruder zu kommen. Unter den Geſandten brach Unfriede aus: Barbadori wurde von Strozzi beſchuldigt, mit den Verbannten, namentlich mit Lapo da Caſtiglionchio, unterhandelt zu haben. Vergebens berief er ſich auf die Dienſte, die er dem Gemeinweſen geleiſtet und warf dem Volke ſeinen Undank vor. Mit Piero degli Albizzi und mehren andern der vornehmſten Bürger wurde er enthauptet.

Die zahlreichen Miſſionen bei italieniſchen Fürſten und Republiken während des vierzehnten Jahrhunderts müſſen hier übergangen werden, da ſie kein allgemeines Intereſſe darbieten. Die Zahl der Theilnehmenden war bei dieſen Botſchaften meiſt bedeutend, beſonders bei ſolchen, die zur Bewillkommnung, bei Thronbeſteigungen u. ſ. w. abgeordnet wurden. So gingen im J. 1381 zu Carl von Durazzo, nachdem er Neapel eingenommen, acht Geſandte, davon vier aus großen Popolanfamilien, die andern von niederm Volke; im J. 1347 zum König Ludwig von Ungarn, bei ſeiner Ankunft in Verona auf dem Zuge gegen Neapel, ſogar zehn Geſandte, alle aus den erſten Geſchlechtern, Albizzi, Corſini, Strozzi, Medici, Rucellai, Vettori, Adimari, Altoviti, Peruzzi. Tommaſo Corſini führte das Wort. Ein anderer Corſini, Pietro, Biſchof von Florenz, wurde im J. 1364 zu Carl IV. geſandt, der ihm und ſeinen Nachfolgern im Bisthum neben mehren Privilegien die Reichsfürſtenwürde ertheilte.

Das funfzehnte Jahrhundert ſah die diplomatiſchen

Beziehungen in ſolchem Maße ſich mehren, daß an eine Aufzählung auch nur der wichtigeren unter dieſen Geſandtſchaften hier nicht ferner gedacht werden kann. Statt deſſen mögen hier die bedeutendſten Männer namhaft gemacht werden, welchen die Republik Botſchaften anvertraute. Unter ihnen finden wir die beiden Capponi, Gino und Neri, in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts, jener geſtorben 1421, dieſer 1457, Beide zu den höchſten Würden gelangt und in den ſchwierigſten Angelegenheiten erprobt, gleich ausgezeichnet durch echten Bürgerſinn wie durch den Mangel an ſelbſtſüchtigem Ehrgeiz; daher redliche Vermittler und treue Bewahrer der angeſtammten Freiheit. Nicht minder hervorragend, wenn auch ihnen nicht gleich an Ausdauer, Palla Strozzi, durch Geſchlecht und Reichthum groß und einwirkend, thätig wie keiner neben ihm für die Bildungsanſtalten ſeiner Vaterſtadt, die ihm unendlich viel verdanken; ein Beſchützer der Gelehrten und Verehrer der alten Literatur, aber durch Unentſchloſſenheit die Hauptſchuld tragend an dem Sturze der neuen Ariſtokratie, wie die Partei der Albizzi ſich bezeichnen läßt — eine Schuld, die er durch das Exil ſühnte, die aber den Untergang des florentiniſchen Gemeinweſens entſchied. Ihm zur Seite ſtehend Rinaldo degli Albizzi, das letzte Haupt der Ariſtokratenpartei, nicht immer vorſichtig noch klug und hierin ſeinem Gegner Coſimo de' Medici nicht gewachſen; aber kühn und glänzend, und am Ende doch nur deßhalb unglücklich im gewagten Spiel, weil die, deren eigene Stellung und Intereſſen ſie zu ſtandhaften Bundesgenoſſen ihm hätte machen ſollen, ihn, wenn nicht gerade verriethen, doch im entſcheidenden Moment nur ſchlecht un-

terſtützten. Und nun Rinaldo's großer Widerſacher, Coſimo, beſonnen, ſchlau, berechnend, ohne wahren Adel des Charakters, aber keineswegs ohne tüchtige Eigenſchaften; den großen Familien feindlich, weil er von ihnen neues Eingreifen in die öffentlichen Verhältniſſe fürchtete, dem Volke ſchmeichelnd, weil er unter demokratiſchen Formen ſeinem Haupte die Obergewalt ſichern wollte; den Künſten hold wie den Wiſſenſchaften, und nicht ohne manchfaches Verdienſt um beide. Dieſe ſind die hervorragendſten Perſönlichkeiten in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, und in der That diejenigen, welche das Schickſal des ganzen Staates in Händen hatten [1]). Neben ihnen traten noch viele andere auf, von größerer oder geringerer Bedeutung: Giannozzo Manetti [2]), der Bio-

---

1) Gino Capponi wurde meiſt zu Aufträgen in Toscana ſelbſt gebraucht, ebenſo ſein Sohn Neri, der übrigens 1432 zu dem Condottiere Niccolò Fortebraccio geſandt wurde, 1439 nach Venedig, 1447 nach Rom zu Nicolaus V., 1450 nach Mailand zu Francesco Sforza. Palla Strozzi war 1410 in Bologna bei Papſt Alexander V., 1415 in Neapel bei der Königin Johanna II., 1419 bei Papſt Martin V., 1432 in Ferrara. Rinaldo degli Albizzi ging 1414 nach Neapel zur Königin Johanna und 1418 nach Mailand zu Martin V., der von Konſtanz zurückkehrte. Coſimo de' Medici war 1432 in Ferrara, 1437 in Venedig und wieder bei den Eſte.

2) Die Zahl der Miſſionen des Giannozzo Manetti wird auf vierzehn und mehr angegeben. Er war in Florenz 1396 geboren und ſtarb zu Neapel 1459. Nicolaus V. machte ihn zum Ritter: eine Auszeichnung, welche König Alfons von Neapel ihm 1445 angeboten hatte, als er bei Gelegenheit der Vermählung des Herzogs von Calabrien florentiniſcher Geſandter

graf Nicolaus' V., nach deſſen Papſtwahl er die Bewillkommnungsrede der florentiniſchen Botſchaft zu halten hatte; Niccolò da Uzzano, Agnolo Acciaiuoli, Lorenzo Ridolfi, Agnolo Pandolfini, Averardo und Lorenzo di Giovanni de' Medici (Coſimo's Bruder), Diotiſalvi Neroni und manche andere.

Weniger bedeutende Geſtalten treten uns entgegen in der zweiten Hälfte deſſelben Jahrhunderts, wenn Lorenzo de' Medici und Pier Capponi ausgenommen werden. Im Jahre 1478, als nach der Verſchwörung der Pazzi die Stellung des Hauſes Medici und die beſtehenden Verhältniſſe der Republik durch die Mishelligkeiten mit Papſt Sixtus IV. und mit dem Könige Ferdinand von Neapel ſehr gefährdet waren, vertrat Lorenzo die beiderſeitigen Intereſſen in eigner Perſon zu Neapel: ein ſelbſtgewählter Botſchafter, welcher der Signorie ſeine Abſicht erſt dann ankündigte, als er die Stadt ſchon verlaſſen hatte. Unter ſeinen Auſpicien wurde ſodann das Verſöhnungswerk, welches er in Neapel begon-

---

an ſeinem Hofe war, die er aber ablehnte, den Neid ſeiner Mitbürger nicht zu wecken. Dies gelang ihm dennoch nicht: denn wegen der Freundſchaft, die er bei ſeinen zahlreichen Legazionen mit Fürſten und Großen geſchloſſen, verurtheilte man ihn in ſeinen letzten Lebensjahren zu einer Geldſtrafe von 10,000 Goldgulden, worauf er freiwillig ins Exil ging, bis zu Nicolaus' V. Tode in Rom, dann in Neapel bei König Alfons lebte, der ihm ein Jahrgehalt von 150 Unzen Goldes anwies, was von ſeinem Nachfolger beſtätigt ward. Später wollten die Florentiner ſeine Gebeine haben, und an der Façade des Doms wurde ſeine Statue aufgeſtellt, die man jetzt in der Kirche ſelbſt ſieht.

nen, durch eine feierliche Botſchaft beim Papſte vollendet. Sie wurde gebildet durch Francesco Soderini, Biſchof von Volterra, der nachmals als Cardinal eine große Rolle ſpielte, Luigi Guicciardini, Ant. Ridolfi, Gio. Gianfigliazzi, Piero Minerbetti, Guid' Antonio Vespucci, Maſo degli Albizzi, Gino Capponi, Jacopo Lanfredini, Domenico Pandolfini, Gio. Tornabuoni, Ant. de' Medici. Bei Nacht langten die Geſandten in Rom an. Am folgenden Morgen empfing der Papſt, auf ſeinem Throne ſitzend, ſie unter dem Porticus der Peterskirche. Sie warfen ſich ihm zu Füßen, empfingen den Segen und wurden dann von Cardinälen und vielen Prälaten nach ihren Wohnungen geleitet. — Eine Heldengeſtalt, ſteht gegen das Ende dieſes Jahrhunderts Pier Capponi da, deſſen kühne Worte an Carl VIII. nicht vergeſſen werden können. Ihm wäre es bei einer ſeiner Miſſionen beinahe ſchlimm ergangen. Denn als er im J. 1479 in Lucca ſich befand, war er in Gefahr, vom Volke in ſeiner Wohnung ermordet zu werden, weil das Gerücht ſich verbreitet hatte, die Florentiner ſeien eingefallen in das luccheſiſche Gebiet. Doch zeigte ſich bald, daß es ein blinder Lärm war. Von den Günſtlingen der Medici muß Bartolommeo Scala, der Kanzler der Republik, genannt werden, welcher an der Geſandtſchaft Theil nahm, die im J. 1484 Innocenz VIII. zu ſeiner Erhebung auf den Stuhl Petri Glück wünſchen ging; und endlich möge des Luigi della Stufa gedacht werden, welcher im J. 1488 als florentiniſcher Geſandter Conſtantinopel beſuchte und bis nach Meſopotamien gelangte.

Lorenzo de' Medici war der letzte Mann des italienischen Mittelalters. Als er am 8. April 1492 auf seinem Landsitze Careggi verschied, rollte dumpf schon in der Ferne das Unwetter, welches sich Italien näherte. Der, welcher es heraufbeschworen, Lodovico Sforza, wurde selber mit fortgerissen in dem Wirbel. Wie aber der Zug König Carls VIII. nach Neapel dem italienischen Staatensystem eine ganz andere Gestalt gab, das Land fremdem Einflusse und fremder Waffengewalt öffnete in einem Grade, wie es seit den ersten Hohenstaufen nicht mehr stattgefunden, und die Saat ausstreute, welche aufschießend die Nazionalität und Unabhängigkeit Italiens erstickte: so führten seine Folgen, namentlich während der nächsten vierzig Jahre, Verhältnisse herbei, in denen Geist und Talente der Italiener einen unermeßlichen Spielraum vor sich sahen. Es war die unheilvollste Zeit, die nun begann: unheilvoll in ihrem Verlauf, denn man vernahm nur von Kampf, raschen Glückswechseln und Vernichtung; unheilvoll in ihren Folgen, denn was im Mittelalter Gutes und Großes sich herangebildet, ging unter in diesem wilden Toben, und das Schlimme blieb, mit einem Schein herkömmlichen Rechts und gesetzlicher Ordnung. Wie es aber immer der Fall in Zeiten der Aufregung, glänzende Talente entwickelten sich, bedeutende Charaktere kräftigten sich. Die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war die Zeit, in der die schönen Künste ihren Zenith erreichten, nicht plötzlich, denn es hatte eine stufenweise Entwickelung stattgefunden, aber darum nicht minder bewunderungswürdig; sie war die Zeit einer zweiten Blüte der Nazional-Literatur, welche seit Petrarca's Tode Rückschritte gemacht hatte. Die Politik, welche bis dahin

im Allgemeinen genommen faſt nur eine rein italieniſche geweſen, umfaßte nun, durch die Zeitverhältniſſe darauf hingewieſen, beinahe ganz Europa.

Florenz hatte daran thätigen Antheil. So kurz vor dem Aufhören ſeiner Freiheit, die nur noch dreißig Jahre währen ſollte, ſtrengte es noch einmal alle ſeine Kräfte an, und ſtand da, reich an Söhnen, die miteinander um den Vorrang der Fähigkeiten ſtritten, die, was ihre Geſinnung betrifft, nicht ſelten einen zweideutigen Ruf, beinahe alle aber hinſichtlich ihrer Talente und Geſchicklichkeit wohlerworbene Berühmtheit mit nach Hauſe brachten. Wenn hier genannt werden Pier Soderini, Niccolò Machiavelli, Francesco Guicciardini, Francesco Vettori, Roberto Acciaiuoli, Niccolò Capponi, Baldaſſar Carducci, Luigi Alamanni, Raffaello Girolami, ſo könnte dieſe Namenreihe um Vieles vermehrt werden. Aber ſie reicht hin, eine Menge Erinnerungen zu wecken.

Pier Soderini war kein großer Politiker und am allerwenigſten der Aufgabe gewachſen, als Gonfaloniere perpetuo in einem von politiſchen und religiöſen Parteien zerriſſenen Staate dieſen Parteien ſelbſt im Angeſichte des immer bedenklicher werdenden Kampfes des ganzen ſüdweſtlichen Europa die Spitze zu bieten [1]). Aber

1) Machiavell hatte von Soderini's politiſchem Scharfblick die allerungünſtigſte Meinung, und ſchrieb ihm den Umſturz der Regierung zu. Daher das bekannte Epigramm, welches er bei deſſen Tode machte:

La notte che morì Pier Soderini,
L'alma n'andò dell' inferno alla bocca;
Ma Pluto le gridò: Anima sciocca,
Che inferno? Va nel limbo de' bambini!

er war ein ehrlicher und uneigennütziger Mann — Eigenschaften, denen wir immer seltner begegnen. Seine persönliche Thätigkeit als Gesandter war gering: aber während seiner Verwaltung (1. Oct. 1502 — 30. Aug. 1512) folgten die wichtigsten Ereignisse eines dem andern. Nur mit zwei Worten braucht angedeutet zu werden, daß im J. 1494 Florenz die Medici vertrieb, daß 1498 Girolamo Savonarola den Flammentod starb, daß in demselben Jahre Ludwig XII. die Krone Frankreichs aufsetzte, 1501 Neapel aufhörte, ein selbständiges Königreich zu sein, daß 1503 Julius II. Papst wurde, daß 1508 die Ligue von Cambray geschlossen, 1509 Pisa von den Florentinern erobert wurde und 1512 die Medici nach Florenz zurückkehrten: um darauf hinzuweisen, welche ereignißschwere Epoche wir vor uns haben.

Diese Epoche war die Bildungsschule großer Staatsmänner. Machiavelli tritt zuerst hervor. Über seinen vielbesprochenen Charakter als Mensch und Schriftsteller etwas zu sagen, ist unnöthig [1]), da blos seine diploma-

---

1) Indem ich in dieser Hinsicht auf neuere Schriften verweise, namentlich auf Gervinus' vortreffliche Charakteristik der florentinischen Historiografie und Artaud's Buch: Machiavel, son génie et ses erreurs, kann ich nicht umhin, folgende höchst lebenvolle Schilderung von einem Zeitgenossen, dessen noch mehrmals gedacht werden wird (G. B. Busini), hier anzuführen. Sie ist vom 23. Januar 1549. „Machiavell floh aus Rom und kam hieher, nachdem die Freiheit wiedererlangt worden (1527). Er bemühte sich sehr darum, sein altes Amt als Secretär der Zehne wiederzuerhalten: Zanobi (Bartolini) und Luigi (Alamanni) waren ihm günstig, aber Messer Baldassar (Carducci) und Niccolò di Braccio waren ihm ent-

tiſche Wirkſamkeit in Betracht kommen ſoll. In ſeinem neunundzwanzigſten Jahre (1498) wurde er dem Kanzler der Republik, Marcello Virgilio Adriani, beigegeben, Secretär der Zehne der Freiheit und des Friedens, und von da ab immerfort zu Miſſionen gebraucht. Schon 1498 finden wir ihn in Piombino bei Jakob V. d'Appiano, welcher für Lodovico il Moro eine Schar von

---

gegen. Die Menge haßte ihn von wegen des **Principe**. Die Reichen glaubten, dies Buch ſei für den Herzog (Lorenzo de' Medici) eine Anleitung geweſen, ihnen all ihre Habe zu nehmen, die Armen, all ihre Freiheit. Den Piagnoni (Savonarola's Anhängern, zu denen Niccolò Capponi gehörte) ſchien er ein Ketzer, den Guten unehrbar, den Böſen noch böſer oder ſchlauer denn ſie. So haßte ihn denn ein Jeder. Zanobi aber und Luigi, in dankbarer Geſinnung, gedachten der empfangenen Wohlthaten und kannten nicht ſeine Laſter. Denn in ſeinem Alter war er ſehr unehrbar. Vor allen war er der Völlerei ergeben und bediente ſich gewiſſer Pillen, die er vom Zanobi Bracci erhalten, bei dem er oft eſſen ging. Er erkrankte theils aus Gram, theils wegen ſeiner Lebensweiſe. Er konnte es nicht mit anſehen, daß ſein Amt ihm vom Gianotto weggenommen worden war, der ſo tief unter ihm ſtand. — Während ſeiner Krankheit begann er dieſe Pillen zu nehmen, die ihn ſchwächten und das Übel vermehrten. So erzählte er denn jenen berühmten Traum dem Filippo, dem Francesco del Nero und Jacopo Nardi, und ſtarb voll Grolles und mit herbem Spott. Meſſer Piero Carneſecchi, der nebſt ſeiner Schweſter mit ihm von Rom nach Florenz reiſte, ſagt, daß er ihn immer ſeufzen hörte, nachdem er vernommen, wie die Stadt ſich frei gemacht. Ich glaube, ſeine eignen Verhältniſſe ſchmerzten ihn: denn in der That liebte er die Freiheit, und mehr denn auf gewöhnliche Weiſe. Aber es ſchmerzte ihn, daß er ſich mit Papſt Clemens eingelaſſen."

Hommes d'armes zur Belagerung Piſa's zu führen hatte; im Jahre 1499 in Forli bei Caterina Sforza Riario; 1500 in Frankreich bei Ludwig XII., welchem er über die im Lager vor Piſa zwiſchen den Florentinern und den franzöſiſchen Hülfstruppen ausgebrochenen Zwiſtigkeiten, denen die Aufhebung der Belagerung folgte, Auskunft geben ſollte; 1502 in Imola bei Ceſare Borgia, als dieſer die in die Falle gegangenen Condottieren ermorden ließ. Im J. 1503 war er in Rom während des Conclaves, in welchem Julius II. gewählt wurde, und im folgenden Jahre ging er von neuem nach Frankreich wegen der piſaner Angelegenheit. Dieſelbe Angelegenheit rief ihn 1505 nach Perugia, nach Piombino, nach Siena. Als im J. 1506 Julius II. von Rom auszog, aus Umbrien und der Romagna die kleinen Signoren zu vertreiben, deren angebliche Rechte meiſt auf Uſurpation beruhten, und die Republik ihm hundert Hommes d'armes dazu ſandte, ging Machiavell nach Rom und begleitete den Papſt auf ſeinem Zuge. Von neuem in Piombino und Siena 1507, begab er ſich im Jahre darauf nach Tyrol zu Kaiſer Maximilian, welcher im Februar ſeinen Römerzug begonnen, und mit welchem die Florentiner einer Beiſteuer wegen durch ihren Botſchafter Franc. Vettori unterhandelt hatten. Im J. 1509 finden wir ihn in Mantua, 1510 zum dritten Mal, 1511 zum vierten Mal bei Ludwig XII., diesmal wegen des Conciliabulums von Piſa, welches das völlige Zerwürfniß der Florentiner und namentlich des Gonfaloniere Soderini mit Papſt Julius, gegen welchen dies Schein-Conzil von fünf Cardinälen gerichtet war, herbeiführte, während es auf der andern Seite ſie, ihrer halben Maßregeln wegen, mit dem franzöſiſchen König verfeindete, deſ-

ſen Einfluß ſie vermocht hatte, dieſe Kirchenverſammlung in dem wiedereroberten Piſa zu geſtatten. Im J. 1512 wurde Soderini geſtürzt; die Medici kehrten nach Florenz zurück, Machiavelli wurde am 8. November abgeſetzt, zwei Tage darauf auf ſeine Villa in der Nähe der Stadt verwieſen, und der Eintritt in den Palaſt der Signorie ihm unterſagt. Wie er, im darauf folgenden Jahre, angeblicher Theilnahme an einer Verſchwörung gegen den Cardinal von Medici (Leo X.) wegen, eingekerkert und gefoltert ward, und dann, in ländlicher Zurückgezogenheit und ärmlichen Verhältniſſen, ſeine unſterblichen Werke ſchrieb, gehört nicht hieher. Der glänzendere Theil ſeiner politiſchen Laufbahn war vorüber. Dreizehn Jahre lang lebte er in gänzlicher Entfernung von den Geſchäften, die einzige Miſſion im J. 1521 an die Mönche in Carpi ausgenommen, von der ſchon im Vorbeigehn die Rede war. Noch in ſeiner letzten Zeit wurden ihm dann ein Paar diplomatiſche Aufträge gegeben, ſo die beiden in den J. 1526 und 1527 bei ſeinem Freunde Guicciardini, damals päpſtlichen Luogotenente beim Bundesheer — letzte Sendung zur Zeit, als der Connetable von Bourbon Florenz bedrohte — und endlich jene im Mai letztgenannten Jahres an Andrea Doria, der mit den franzöſiſchen Galeeren vor Civitàvecchia kreuzte. Dies war ſeine letzte Miſſion. Er erlebte noch die dritte Vertreibung der Medici (17. Mai), die Wahl Niccolò Capponi's zum Gonfaloniere und die Peſt, deren Verheerungen er in einem Briefe (an Filippo Strozzi?) ſo beredt ſchilderte, und ſtarb am 22. Juni in ſeinem achtundfunfzigſten Jahre [1].

1) Machiavell's Depeſchen finden ſich unter der Aufſchrift:

Wenn Machiavells Thätigkeit so groß war, wie sich schon aus dieser einfachen Angabe seiner Missionen ergibt, neben denen die zahlreichen Aufträge, mit welchen er nach verschiedenen Städten des Gebietes und wiederholt ins Lager vor Pisa zu den Kriegs-Commissarien gesandt ward, gleichfalls in Anschlag zu bringen sind: so kommt bei Guicciardini die bedeutende persönliche Stellung in Betracht. Denn während Machiavelli, so lange er im Dienste war, immer auf einem, wenn auch wichtigen, doch subalternen Posten blieb und bei seinen zahlreichen Missionen nie den Rang eines Gesandten oder Ambasciatore hatte: stieg Guicciardini zu den höchsten Würden und griff in das Getriebe der Politik ein wie keiner. Als Diplomat freilich weniger. Denn seine einzige eigentliche Mission war die nach Spanien im J. 1511. Er ging dahin als Botschafter, in einem Alter von 29 Jahren. Es waren die schon besprochenen Angelegenheiten des Pisaner Conzils, welche ihn dahin riefen. Die Aufgabe war nicht leicht: denn es kam darauf an, Florenz bei Ferdinand von Aragon zu rechtfertigen wegen

---

„Legazioni“ in allen Ausgaben seiner Werke. Sie enthalten einen reichen Schatz authentischer Nachrichten über die politischen Verhältnisse jener Zeit, sowie manchfaches Detail über Personen und Umstände, welches zum Theil in den nachfolgenden Blättern benutzt worden ist. Es fehlt viel daran, daß die gedruckten Depeschen vollständig oder richtig geordnet wären, auch nicht in der letzten florentiner Ausgabe von 1832. Nachforschungen nach Schriften des Machiavell in Bezug auf seine französischen Legazionen, welche der ehemalige Bibliothekar des Großherzogs von Toscana, Fr. Molini, in den J. 1831 und 32 in den pariser Bibliotheken anstellte, blieben ohne Erfolg.

ſeines Anſchließens an Frankreich, wozu Soderini immer gerathen und worauf er immer hingearbeitet, ohne ein entſchiedenes Eingehn in Frankreichs Intereſſen bewirken zu können. Es war eigentlich die gegen ihn im päpſtlichen und ſpaniſchen Sinne gebildete Oppoſizion, welche Guicciardini's Sendung durchſetzte. Während ſeiner Anweſenheit in Spanien ereignete ſich in Florenz die mehrerwähnte Staatsumwälzung, welche diejenige Partei, zu welcher Guicciardini ſeiner Neigung nach gehörte, ans Ruder führte, ſodaß es ihm leicht ward, in gutem Verſtändniß zu ſcheiden [1]). Seine ſpätere Wirkſamkeit als Staatsmann, im Dienſte der beiden Mediziſchen Päpſte, führte ihn auf ein anderes Feld, und als Gouverneur von Modena, von Parma, der Romagna und Bologna's, als Bevollmächtigter Clemens' VII. bei dem Heere der Lig-

---

1) Die offiziellen Depeſchen Guicciardini's nebſt einigen andern Briefen von ihm, welche ſich auf dieſelbe Miſſion beziehn, wurden nach den in ſeiner Familie aufbewahrten Handſchriften vom Prof. Roſini herausgegeben (Legazione di Spagna, di Francesco Guicciardini. Piſa, 1825.). — Drei zum Theil chiffrirte Depeſchen Guicciardini's an den Datar Clemens' VII, Matteo Giberti, im Auguſt 1526 aus dem Lager bei Mailand geſchrieben, während er Bevollmächtigter beim Heere war (ſie ſind unterzeichnet: Fr. de Guicciardinis Locumtenens) gab Perticari heraus (Opere del Conte Giulio Perticari. Bologna, 1839. Bd. II.). Ich kann nicht umhin, hier an einen im Febr. 1538 geſchriebenen Brief G's zu erinnern — obgleich er ſonſt meinem Gegenſtande fremd iſt — in welchem ſich kund gibt, wie der Schmerz über die Täuſchung, welche ihm von Seiten Cosmus' I. widerfahren, und der Ehrgeiz ſeine letzten Jahre quälten. (Mitgetheilt von Gaye in Molini's Documenti di storia Italiana, Florenz 1837. Bd. II.)

gegen Carl V hatte er Gelegenheit, an den wichtigsten Ereignissen dieser ereignißreichen Zeit (1515 — 1534) auf eine bisweilen entscheidende Weise Theil zu nehmen und die geheimsten Fäden derselben kennen zu lernen. Der Nachwelt blieb als Frucht davon das unsterbliche Geschichtswerk, welchem nur eines gleichzustellen ist, das des Thucydides, und in welchem der politische Scharfsinn, die genaueste Kenntniß der Personen und Verhältnisse und die richtige Würdigung der Stellung der Parteien auch dann allgemein bewundert werden müssen, wenn man an dem Detail der darin erzählten Ereignisse, namentlich der kriegerischen, kein großes Interesse nimmt.

Einer der angesehensten unter den Freunden des Machiavelli und Guiccardini war Francesco Vettori[1]), dem Letztern gleich einer großen Familie angehörend, und einer der geistreichsten und hervorragendsten unter denen, welche in Florenz eine Aristokratie mit den Medici wollten — eine Unmöglichkeit, weil von vorneherein die Größe der Medici auf Unterdrückung der vornehmen Familien berechnet und begründet war; ein Irrthum, an welchem Vettori wie Guicciardini zu Grunde ging. Francesco Vettori war verschiedene Male Botschafter: in den J. 1507 — 1508 bei Kaiser Maximilian, wie schon erwähnt wurde; 1513 für Papst Leo X. bei König Franz I., zu welchem er nochmals der Abkunft von Bologna wegen ging; 1523 für die Florentiner bei Papst Clemens VII. nach seiner Wahl, mit zehn Collegen aus den ersten Häusern. Als florentinischer Botschafter bei Franz I. hatte er die Heirath Lorenzo's de'

1) Geb. 1474, gestorben 1539.

Medici (Herzog von Urbino) mit Magdalena de la Tour d'Auvergne abgeſchloſſen. Schade daß von einem Manne, der an wichtigen Vorgängen einen bedeutenden Antheil hatte, nicht mehr Schriften vorhanden ſind, und daß in ſeinem Bericht über ſeine Geſandtſchaftsreiſe nach Deutſchland es ſich nicht um Zeitgeſchichte handelt, ſondern darin eine, übrigens mit manchem intereſſanten Detail über die durchwanderten Länder und ihre Bewohner bereicherte Schilderung von Reiſeabenteuern mit einer Menge luſtiger Hiſtörchen gegeben wird [1]).

Roberto Acciaiuoli war ein Glaubensgenoſſe der zuletzt Genannten. Unter den florentiner Familien war keine berühmter als die ſeine. Niccolò Acciaiuoli lenkte

---

1) Viaggio in Alemagna di Fr. Vettori, ambasciatore della Repubblica fiorentina a Massimiliano I. (Paris, 1837.) Ein Dialog über die Plünderung Roms im J. 1527, von Vettori, iſt beigefügt. Noch hinterließ er zwei Pareri sul reggimento di Firenze, eine Überſicht der Geſchichte Italiens von 1512 bis 1527 und eine Biografie Lorenzo's Herzogs v. Urbino. Das Sommario della historia seguita in quindici anni, beginnend mit der Schlacht von Ravenna, endend mit dem Aufſtande der Florentiner, von welchem Ranke (die Römiſchen Päpſte. Bd. III. Anhang) einige Auszüge gab, wird nach einer Handſchrift beim Fürſten Corſini gegenwärtig von mir für den Druck vorbereitet. — Paolo Vettori, Francesco's Bruder, General der päpſtlichen Galeeren, wurde auch zu Miſſionen gebraucht. Er ſtarb in Florenz 1526, als er ſich mit Aufträgen Clemens' VII. auf dem Wege befand, nach Frankreich zu gehn, um Franz I. zu ſeiner Befreiung (durch den Vertrag von Madrid, vom 14. Januar) Glück zu wünſchen. Statt ſeiner ging dann Meſſer Capino von Mantua. (Documenti di storia Ital. I. 200.)

Jahrelang unter der ersten Johanna das Schicksal des Königreichs Neapel. Die Acciaiuoli zählten Cardinäle und Erzbischöfe zu den Ihrigen, waren während siebzig Jahren Herzöge von Athen, Theben und Corinth [1]), verschwägert mit den Paläologen und andern regierenden Häusern. Robert Acciaiuoli diente gleich dem Guicciardini und Vettori unter Soderini, obgleich er wie sie dem Medizeischen Interesse anhing. In den J. 1507 — 1509 war er Botschafter der Republik bei Papst Julius II. [2]), 1511 bei Ludwig XII., 1523 bei Clemens VII. gleich nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl. Drei Jahre darauf sandte Papst Clemens ihn als seinen Nunzius nach Frankreich. Im October 1529, als die in Florenz herrschende Volkspartei die Vorstädte und Villen und Klöster in der Nähe der Stadt zerstörte, in Erwartung des Belagerungsheeres, verließ Acciaiuoli die Stadt mit vielen Anhängern der Medici. Später ward er einer der Räthe des Herzogs Alexander, aber gleich seinen Freunden kostete er die bittern Früchte seines Thuns und starb, von allen Geschäften entfernt, im J. 1540, arm, obgleich er ansehnliche Aemter verwaltet und die victrix causa die seine gewesen. Über seine Talente sind die Stimmen getheilt. Varchi nennt ihn „una delle più savie teste d'Italia", Castiglione hingegen, der mit ihm zu thun hatte, als er Nunzius in Spanien, Acciaiuol

1) Franco Acciaiuoli, der letzte Herzog von Athen, wurde 1463 von den Janitscharen erdrosselt.

2) Die Depeschen, welche Rob. Acciaiuoli während dieser Mission an die Signorie richtete (gegen 340), finden sich in der Privatbibliothek des Großherzogs von Toscana im Palast Pitti.

Nunzius bei Franz I. war, klagt und ſpottet abwechſelnd über ſeine Sucht, in anderer Leute Angelegenheiten ſich zu miſchen, und ſeine übergroße Meinung von ſich ſelber. „Parmi (ſchreibt er einmal an Nicolaus von Schomberg) che questo buon uomo mi tenga per una bestia e che pensi ch'io sia suo nunzio, e non del Papa.“

Die Reihe der Staatsmänner, welche beſonders in den erſten ſiebenundzwanzig Jahren des Jahrhunderts thätig waren und großentheils zur Mediceiſchen Partei gehörten, iſt hiemit beſchloſſen. Denn die vielen andern, welche der Republik als Diplomaten Dienſte leiſteten, kann ich nur im Vorbeigehn nennen, wenn es gleich unter ihnen nicht an berühmten Namen fehlt. So die beiden Rucellai, Giovanni und Palla (da der ältere, Bernardo, Schwager Lorenzo's des Erlauchten, eigentlich einer frühern Epoche angehört), Paolo Vettori, Gian. Vittorio Soderini, Piero's und des Cardinals Bruder, Lorenzo Lenzi, Giovanni Corſi, Francesco Gualterotti[1]), Matteo Strozzi, Gianbatiſta Ridolfi und viele andere, unter denen Filippo Strozzi nicht zu vergeſſen iſt. Ehe ich aber die Jahrbücher der florentiniſchen Geſchichte ſchließe, muß ich noch die Männer vorführen, welche im letzten Akt des Freiheitsdramas die Hauptrollen hatten. Vor allen Niccolò Capponi und Baldaſſar Carducci.

---

1) Die Depeſchen, welche dieſer nebſt ſeinem Collegen Salviati (von dem ſpäter die Rede ſein wird) während der Miſſion bei Ferdinand dem Katholiſchen, Könige von Aragon, in Neapel 1506 ſchrieb, wurden gedruckt in der Vita di Piero Soderini scritta dall' Ab. Don Silvano Razzi monaco Camaldolese. Padua, 1737.

Kaum war Rom vom Heere des Connetable erobert
. Mai 1527), ſo tumultuirte Florenz und verjagte die
edici. Am 31. Mai wurde Niccolò Capponi auf
i Jahr zum Venner gewählt. Über dieſen Mann
nn ich kein gegründeteres und ſchöneres Urtheil beibrin-
n, als die Worte, welche einer ſeiner Nachkommen über
n ausſprach [1]): „Niccolò hatte ebenſo große Erfah-
ung in den Geſchäften wie Aufrichtigkeit der Geſinnung.
Weder die eine noch die andere halfen ihm in dieſen
hwierigen Zeiten: ſein Leben war unglücklich, ſchwere
nklagen trafen ſeinen Ruf, und vielleicht ſchadete er ſei-
em Vaterland, er, der das Vaterland ſo innig liebte.
Er hatte Verſtand genug, den unaufhaltbaren Sturz der
Republik vorherzuſehn; nicht Kraft genug beſaß er, dieſen
Sturz zu einem glorreichen zu machen. War die Volks-
partei oft arm an Rath, ſo war in ihm nicht Kraft ge-
nug noch Weisheit, dieſe zerſtreuten Kräfte zu einem gu-
ten Ziele hinzulenken; ſie beſſer zu beherrſchen war nöthig,
eben ſo nöthig aber ſie zu gebrauchen. Ihm ward zur
Laſt gelegt, daß er ſie zu unterdrücken geſucht. Der
ſchlimmſte Plan von allen war der ſeinige, eine Einigung
mit Papſt Clemens zu verſuchen. Mit den Medici war
keine Einigung möglich und keine Theilung der Gewalt,
und der Partei der Optimaten fehlte es ſo an Kraft wie
an Einheit, die bevorſtehende Alleinherrſchaft in Schran-
ken zu halten. Und ein großer Theil des Volkes war
verderbt, und den Magiſtratsperſonen mangelte es an

---

1) Gino Capponi in den Documenti di storia Italiana, Bd. II. (zu einem Briefe Niccolò's an den Biſchof von Saintes.)

Einfluß oder an Tugend. Die wahre Kraft der Volkspartei ſchien verkörpert in Ferruccio [1]) und ging unter mit dieſem."

So war Niccolò Capponi. Nachdem er am 18. April 1528 ſeines Amtes entſetzt worden, wegen ſeiner Correſpondenz mit Salviati, des Papſtes Verwandten und Vertrauten, kehrte er ins Privatleben zurück, auch von der ihm feindlichen Partei geachtet. Hierauf nahm er Theil an der letzten Geſandtſchaft, welche die Florentiner vor ihrem Unterliegen anordneten. Am 29. Juni 1529 hatten Carl V. und Clemens VII. zu Barcelona ſich vertragen, am 5. Auguſt zu Cambray der Kaiſer und König Franz I. Die Florentiner waren ihrem Schickſal preisgegeben. Schon hatte Filibert von Orange, Oberbefehlshaber im kaiſerlich-päpſtlichen Heer, Befehl zum Aufbruch gegen die Stadt. Da verſuchte man das Letzte. Als der Kaiſer in Genua eintraf, begaben ſich zu ihm (30. Auguſt) vier Botſchafter von Florenz, Niccolò Capponi, Matteo Strozzi, Tommaſo Soderini und Raffaello Girolami. Unterwerfung unter des Papſtes Willen wurde zur erſten Bedingung gemacht. Die Botſchafter verließen den Kaiſer. Gequält durch trübe Ahnungen, kam Capponi auf dem Rückwege nach Caſtelnuovo in der Garfagnana: dort traf er zuſammen mit Michel Angelo Buonaroti, der aus Florenz geflohen war und berichtete, wie die Belagerung begonnen und Verrath ſich einige mit der Uebermacht der Waffengewalt.

---

1) Der letzte Feldherr der Florentiner, aus einem Zahlmeiſter der Truppen in wenig Wochen ein Held geworden, und der Stadt letzte Hoffnung.

Niccolò erkrankte vor Kummer und starb bald darauf zu Castelnuovo am 18. October.

Wenn Capponi zu den Gemäßigten unter den Gegnern der Medici gehörte, so war Baldassar Carducci einer der heftigsten unter den Arrabiati, wie diese Volkspartei noch seit Savonarola's Zeiten hieß. Schon 1497 war er Lehrer der Rechtsgelehrsamkeit an der nach Florenz verpflanzten Pisaner Universität gewesen, hierauf Professor zu Padua, wo er auf Veranlassung des damaligen florentinischen Gesandten in Venedig, Alessandro de' Pazzi, eingesperrt wurde, weil er von Papst Clemens VII. unehrerbietig geredet hatte. Nachmals lebte er in Florenz als Jurist. Die eigentliche demokratische Faction sah in ihm ihren Führer. Auch sein Bruder Francesco gehörte zu den Häuptern derselben. „Francesco Carducci — sagt ein Zeitgenosse, der all diese Personen genau gekannt und seine eigne Theilnahme an den Vorgängen von 1527 bis 1530 mit lebenslänglichem Exil büßte *) — Francesco war kräftiger und frischer von Geist und reicher an Ideen als Baldassar, aber dieser war der Freiheit und der Sache des Volkes mit ganzem Herzen ergeben, mehr denn jener, der gleichfalls gutgesinnt war, aber auch an seine eignen Angelegenheiten dachte und sich daher nicht so glühend zeigte, wie Messer Baldassar." Als Niccolò Capponi für das zweite Jahr zum Venner wiedergewählt wurde, war Baldassar Carducci sein Nebenbuhler und jener erhielt nur eine schwache Majorität.

---

1) Lettere di Gio. Batista Busini a Benedetto Varchi sugli avvenimenti dell' assedio di Firenze. (Herausgegeben von G. Rosini, Pisa 1822.) S. 15.

Um ihn zu entfernen, machte man ihn zum Botsch
in Frankreich. „Der Bischof Soderini (erzählt Bu
war Botschafter beim Könige, bat aber täglich um
Zurückberufung. So beschlossen sie denn, an seiner S
Messer Baldassar zu wählen, obgleich er schon über si
Jahre und es mitten im Winter war. Er hielt es
das Rathsamste, dem Neide zu weichen, und beschl
gehn, eine mannbare Tochter zurücklassend und tau
Scudi jährlichen Einkommens von seiner Advocat
Er ging nach Frankreich [1]), und daß es nicht an i
lag, wenn Florenz vom Könige mit leeren Worten h
gehalten und schmälich getäuscht ward, wurde auch
denen anerkannt, die nicht zu seiner Partei gehörten.
Wahrheit — schreibt Niccolò Capponi ihm am 29. N
1529 — wenn jene der Stadt in ihren Nöthen nicht
gesprungen, weder mit Geld noch mit Mannschaft,
hat man wenigstens gesehen, daß Ihr es weder an E
noch an Aufmerksamkeit habt fehlen lassen, was sehr
beachten ist. Wenn dieser Widerspruch zwischen W
und Handlung am dortigen Hofe die Folge von F
lässigkeit ist, so ist's schlimm; ist er Folge des Unver
gens, so ist's noch schlimmer [2])." Noch bis zum J

---

1) Die Depeschen Carducci's, bis zum 2. September 15
nebst vielen an ihn gerichteten Instructionen und Privatschr
von Niccolò Capponi, Raffaello Girolami, Fr. Carducci, T
maso Soderini, Donato Giannotti u. A. befinden sich in ei
alten Abschrift im Besitze des Marquis Gino Capponi. F
die genaue Kenntniß der Verhandlungen in Cambray sind
unschätzbar.

2) Daß Capponi klar einsah, wie es mit französischen V
rechungen stand, zeigt ein anderes Schreiben an Carducci v

vor der Bekanntmachung des Vertrags von Cambray wurden die Florentiner hingehalten. Wie wenig aber Carducci den schönen Worten traute, ergibt sich aus seiner Depesche vom 3. August, als die Domkirche zu Cambray schon festlich geschmückt war behufs der Verkündigung des Friedensschlusses: „Diese unsere Franzosen sind so unendlich schwächer als die Kaiserlichen, daß es ihnen fast unerläßlich ist, die Bedingungen anzunehmen, die ihnen gemacht werden. Da ich aber immerfort von Seiner Majestät und den Ministern eine fast ganz bestimmte Versicherung erhalten habe, daß wir unter ehrbaren und annehmlichen Bedingungen in den Vertrag mit eingeschlossen werden würden, so habe ich Eure Herrlichkeiten nicht entmuthigen wollen."

Und nun am 5. August: „Nicht ohne großen Schmerz komme ich Ew. Herrlichkeiten zu verkünden, auf welche erbarmungs- und treulose Weise der König und seine Räthe gegen uns gehandelt bei diesem Friedensschluß, tausend Versprechungen und Schwüren zuwider, wodurch sie sich verpflichtet, ohne die Zuziehung der Gesandten der Verbündeten nichts zu bestimmen. Aber ohne einem von uns etwas mitzutheilen, haben sie heute früh mit großer Feierlichkeit und großen Freudebezeugun-

---

den Bischof von Saintes: „Der Allerchristlichste hat den Herzog von Geldern (Carl v. Egmont), einen alten Freund Frankreichs, im Stich gelassen und genöthigt, des Kaisers Bedingungen anzunehmen; er hat Genua und Savona im Stich gelassen, und letztere Stadt hat ihm ihren Ruin zu danken. Ich sehe es ein, daß er, so viel an ihm liegt, auf gleiche Weise mit uns verfahren und uns der Willkür unserer Feinde überlassen wird." (Brief vom 22. Febr. 1529.)

gen den Vertrag und Frieden verkündigt, ohne daß wir eingeschlossen wären. So hat denn keiner von uns [die venezianischen Botschafter waren in derselben Lage] sich enthalten können, diesen Herren ihre Ungerechtigkeit vorzuhalten und den Lohn, den wir für unsere Anhänglichkeit an die Krone Frankreich und so viele Opfer und Leiden erhalten. Unserer Stadt wird dies ein ewiges Andenken sein und ihr und ganz Italien eine Warnung, wie viel auf französisches Bündniß, Versicherung und Eid zu geben ist. Auf unsere Klagen antwortete der Herr Großmeister [Montmorency]: Also wollt ihr uns hindern, unsere Söhne wiederzuerlangen? [1]) Sehet zu, daß ihr nicht statt Eines Feindes zweie bekommt. — Dies ruft mir die letzte Versicherung des Königes ins Gedächtniß, welche er in Gegenwart Bartolommeo Cavalcanti's aussprach, der sie Euren Herrlichkeiten gemeldet haben wird,

---

1) Bekanntlich waren des Königs Söhne als Geiseln für die Erfüllung des Madrider Tractats in des Kaisers Gewalt geblieben. Während der letzten Tage der Belagerung vernahm man in Florenz die Freigebung derselben. „Heute Morgen, meldet Carlo Capello am 14. Juli 1530, hat man durch Briefe aus Bordeaux vernommen, daß Sr. Allerchristlichen Majestät die Söhne wieder übergeben worden sind. Obgleich hier Alles über diesen König sich beklagt und man keine Hülfe von ihm erwartet, so hat man doch Freudenbezeugungen veranstaltet, mit Glockengeläute und einer feierlichen Messe." Die Armen! Sie hatten kein Holz mehr, um Abends Freudenfeuer anzuzünden; die Pest war seit mehren Tagen in der Stadt; Fleisch, Wein und Oel waren beinahe nirgend gesehn, Brod von Kleie wurde theuer bezahlt und man nährte sich von Ratten, da Pferde und Katzen schon aufgegessen waren. Alles dies berichtet der venezianische Botschafter.

ınd wodurch er die ganze Welt getäuscht haben würde, ndem er mit der größten Bestimmtheit und mit einem Eidschwur versprach: er werde sich mit dem Kaiser nicht ertragen und eher seine Kinder aufgeben, als das uns, seinen Bundesgenossen, gegebene Wort verletzen."

Welchen Eindruck dieser Bericht in Florenz machte, ersieht man aus einer Depesche des venezianischen Botschafters Capello [1]) vom 20. August: „Heute früh erhielten Ihre Herrlichkeiten Briefe von ihrem Botschafter Carducci, vom 5. dieses. Sie zeigten mir nicht nur dieselben, sondern gaben mir auch beiliegende Abschrift. Denn obgleich ich überzeugt bin, daß Ew. Serenität durch den Botschafter Giustiniano von Allem unterrichtet ist, habe ich doch nicht unterlassen wollen, zu größerer Vorsicht die Abschrift sogleich zu senden. Bestürzt über diese so böse Nachricht, deren man sich am allerwenigsten hätte versehen sollen, und beinah mit Thränen in den Augen, haben Ihre Herrlichkeiten mich gebeten, ich solle in ihrem Namen Ew. Serenität anflehen, in einer so dringenden Gefahr sie nicht zu verlassen. Wenn das florentiner Volk dieses Beistandes gewiß ist, versichern sie, werden sie sich aufrecht halten mit der Gnade Gottes, bauend auf die Gerechtigkeit der Sache, welche sie und Ew. Serenität vertheidigen zum eignen Heil und dem des gesammten Italiens. Nicht blos all unsere Habe, sagten sie mir, wollen wir aufs Spiel setzen, sondern auch sterben, wir Alten selbst auf den Mauern, die Waffen in der Hand zur Vertheidigung der Heimat. Denn jetzt erkennen wir die Wahrheit dessen, was Ihr

1) Relazioni degli Ambasciatori Veneti Bd. II. S. 199.

uns immer gesagt, daß unser einziges Heil ist in mannhafter Gegenwehr."

Baldassar Carducci starb in Frankreich im J. 1530. Ihn wie Capponi tödtete der Schmerz über das Schicksal seiner Vaterstadt. So verschieden diese beiden Männer auch in ihren politischen Ansichten waren: daß sie die Heimat aufrichtig liebten, bewiesen sie im Leben wie im Tode.

Von den vielen Übrigen, welche in dieser letzten Zeit im Auslande thätig waren für Florenz, Luigi Alamanni, dem Dichter, der eine nicht unwichtige Rolle spielte [1]), Lottieri Gherardi, Galeotto Giugni [2]),

---

1) Wegen der in den Rucellaischen Gärten angesponnenen Verschwörung gegen den Cardinal Julius von Medici hatte Alamanni 1522 Florenz verlassen müssen. Nach dem Aufstande von 1527 kehrte er zurück. Da er zum Vergleich mit dem Papste rieth, sah die demokratische Faction ihn sehr ungerne, obgleich sie ihn persönlich als ehrenwerth anerkannte. „Messer Luigi" sagt Busini (im VIII. Briefe) „handelte immer zum Vortheil der Stadt und war immer offen und ehrlich." Es war namentlich auf seinen Rath, daß die Botschaft an den Kaiser 1529 abging. In Genua und in Spanien, wohin er im nämlichen Jahre ging, leistete er nicht unwesentliche Dienste. Nach der Einnahme der Stadt verbannt, lebte er gewöhnlich am französischen Hofe, im Dienste der Dauphine, Caterina v. Medici. Bekannt ist seine Sendung durch Franz I. an Carl V. im J. 1544, und die Antwort, die er dem Kaiser gab, der ihn an seine Verse gegen die Aquila grifagna erinnerte. Er starb in Frankreich 1556.

2) Galeotto Giugni war während der Belagerung Gesandter der Republik am Hofe von Ferrara. Hier war es, wo er seinem Freunde Buonaroti Verzeihung für sein Ent-

Pier Fr. Portinari, Andreolo Niccolini u. m. a. kann ich nicht im Detail reden. Nur Raffaello Girolami muß ich noch vorführen, den letzten Venner vor der Übergabe der Stadt. Im Jahre 1522 war er Botschafter bei Carl V., dem er zu gefallen wußte; im August 1529 nahm er sodann Theil an der Gesandtschaft in Genua, von welcher schon die Rede war. Er war der einzige der vier Botschafter, der nach Florenz zurückkehrte. Als bald darauf (31. Dec. 1529) das Gonfalonierat Franc. Carducci's zu Ende ging, wurde Girolami an dessen Stelle gewählt. „Seine Rückkehr nach der Stadt (schreibt Busini dem Varchi), allein von den vieren, die nach Genua gesandt worden, ohne Bedenken oder Furcht, setzte ihn bei der Menge sehr in Ansehn, um so mehr, da er sich über diese Rückkehr in schönen Worten ausdrückte und sagte: er wolle lieber frei sterben in seiner Heimat, als anderswo in Knechtschaft leben. — Die Palleskен (Partei der Medici) waren ihm geneigt, denn sie glaubten, er sei in ihrem Interesse und

---

weichen und Erlaubniß der Rückkehr verschaffte. Im J. 1535 sandten die florentinischen Ausgewanderten ihn mit mehren Andern nach Barcelona zu Carl V., über das Verfahren des Herzogs Alexander und die Verhältnisse in Florenz Klage zu führen. Pier Strozzi, der nachmalige Marschall von Frankreich, war bei der Mission. Der Kaiser beschied Kläger und Beklagten nach Neapel, und hier war es, wo Guicciardini's Beredtsamkeit jede Anstrengung der Verbannten überwog und die Medizeische Herrschaft consolidirte. Giugni, der einen Bericht über diese Vorgänge hinterlassen hat (gedruckt in der Storia di Alessandro de' Medici di M. Rastrelli. Florenz 1781. Bd. II.), lebte später als Verbannter in Rom.

werde das Volk täuſchen, was er nicht that, was aber der Guicciardino, Matteo Strozzi und mancher andere wohl gethan haben würden. Papſt Clemens ſelber betrog ſich in ihm." Und ein andermal: „Raffaello war von etwas leichtem Sinne, aber er war ehrlich und ehrenwerth in jeder Hinſicht. Nie behandelte, ſo viel an ihm lag, ein Venner das Volk beſſer denn er."

Als Girolami ſein Amt antrat, hatte die Belagerung der Stadt längſt begonnen. Denn am 17. September 1529 hatte Cortona, die erſte größere Stadt des Gebietes, ſich dem von Perugia heranrückenden Prinzen von Orange ergeben, und am 4. October lagerte das Heer im Pian di Ripoli, öſtlich von der Stadt. Später ward auch die Weſt- und Nordſeite eingeſchloſſen. Die Communication wurde gehemmt und die Noth ſtieg mit jedem Tage: ſchon am Sonnabend vor Oſtern 1530 ließ der Oberbefehlshaber Malateſta Baglioni einen Eſel ſchlachten und ſandte den Vornehmſten Paſteten von deſſen Fleiſche. Aber doch hätte Alles noch gut gehn können, wenigſtens für den Augenblick, wäre Baglioni ſelbſt nicht ein Verräther geweſen an der Stadt, die er mit ſeinem Leben zu ſchützen verſprochen. Als der Juli herankam, war nur noch *eine* Ausſicht da: Entſatz durch Ferruccio, welcher mit allen Truppen, die er hatte ſammeln können, von Piſa herbeizog. Am 3. Auguſt wurde das letzte Heer der Florentiner bei Gavinana in den Bergen von Piſtoja vom Prinzen von Orange geſchlagen. Das, was darauf in Florenz erfolgte, und das Benehmen Girolami's möge der venezianiſche Botſchafter berichten. Nur das muß vorausgeſchickt werden, daß Malateſta durch nichts zu bewegen geweſen war, den in der Stadt befind-

lichen Truppen und den Scharen der Männer und Jünglinge, welche darauf drangen gegen den Feind geführt zu werden, den Ausfall gegen das kaiſerliche Lager zu geſtatten, ſelbſt dann nicht, als in Folge des Zuges des Prinzen gegen Ferruccio kaum viertauſend Mann in dieſem Lager zurückgeblieben waren, die ſchon Befehl hatten, bei einem ernſtlichen Angriff die meiſten feſten Stellungen aufzugeben.

„Obgleich die Nachricht von der Niederlage und dem Tode des Ferruccio ſich beſtätigt (ſchreibt Capello am 13. Auguſt), verharrte die Stadt doch beim Vorſatze zu kämpfen. Den Führern der Compagnien des Fußvolks wurde von neuem der Eid abgenommen, der Signorie die Treue zu bewahren; es wurde ihnen Löhnung auf Lebenszeit verſprochen und große Belohnungen je nach ihren Verdienſten. Die Stadt tumultuirte: es kam Nachricht, daß etwa 200 junge Leute von der Miliz ins Viertel Oltrarno gezogen und ſich für Malateſta erklärt. Da vereinigte ſich der Rath der Achtzig und entſetzte den Herrn Malateſta ſeiner Befehlshaberſtelle und ſandte ihm den ſchriftlichen Abſchied. Meſſer Andreol Niccolini war vom Rathe beauftragt, ihm dieſen zu überbringen: mit drei Dolchſtichen verwundete der General Kapitan ihn zu Tode. Zu gleicher Zeit ließ er den päpſtlichen Commiſſar (Baccio Valori) wiſſen, er möge ſich mit ſeinen Leuten bereit halten, in die Stadt einzuziehen; dann ließ er durch die Seinigen das Thor von S. Piero Gattolini beſetzen, erbrechen und zu ſeiner Verfügung halten. Die Nachricht von dieſem Treiben kam der Signorie zu, als der Venner Girolami ſchon bewaffnet zu Pferde geſtiegen war, die Stadt zu durchreiten und die Truppen zum Gehorſam

zu ermuntern. Unter dieſen Umſtänden riethen ihm viele Bürger verſtändigerweiſe, er möge von ſeinem Vorhaben abſtehn: denn hatte auch die Miliz die Brücken beſetzt und verrammelt und Geſchütz darauf gepflanzt, die Soldtruppen hielten meiſt zu Malateſta, und dieſſeit wie jenſeit des Arno focht man ſchon in den Straßen, ſodaß das bloße Erſcheinen des Venners ein allgemeines Blutbad veranlaßt haben würde."

Am 10. Auguſt legte das Volk die Waffen nieder. Am 12. wurde die Capitulation unterzeichnet. Als die Verfolgungen begannen gegen Alle, welche den Medici feindlich, wurde Raffaello Girolami, mit Mühe dem Tode entgangen, welcher ſeinen Vorgänger Carducci und viele der Angeſehenſten traf, in der Burg von Volterra eingeſperrt. Als die Ausgewanderten ſich an den Kaiſer wandten und klagten wegen der Einkerkerung ſo Vieler gegen das Wort der Verträge, ließ Papſt Clemens ihn nach Piſa bringen. Dort ſtarb er bald, wie jeder glaubte, an Gift.

Venezianer.

Ich habe bei den Florentinern lange verweilt. Einestheils bewog mich dazu der Wunſch, die Nachrichten von den diplomatiſchen Beziehungen ſo viel wie möglich an Schilderungen von Charakteren und oft bedeutenden Perſönlichkeiten ſowie an die Geſchichte der Stadt ſelbſt zu knüpfen; andrerſeits das Nichtvorhandenſein ſpezieller Geſetze und Verordnungen über die Betreibung ſolcher Angenheiten. In einer Republik, deren Formen ſo häufig nd ſo gewaltſam gewechſelt, konnte dies kaum anders

h verhalten. Verschieden aber ist es bei Venedig. Während in Florenz uns nur einige vereinzelte Bestimungen aufbewahrt sind, und diese fast alle aus späterer eit, so der Artikel der Constitution von 1512, nach welem alle, die Justizgonfalonieren, Ambasciatoren oder m Magistrat der Zehn gewesen, in den Rath der Achtz aufgenommen zu werden ein Recht hatten; oder die estimmung von 1528, der zufolge keiner, welcher das chzigste Jahr überschritten, genöthigt werden konnte, ne Mission zu übernehmen: finden wir in Venedig eine nze Reihe von Verordnungen, welche die gesandtschaftchen Verhältnisse ordnen, und dies schon zu einer Zeit, o die politische Wissenschaft überall anderwärts noch in r ersten Kindheit sich befand. Vor allen übrigen Reubliken und Staaten Italiens hatte freilich Venedig den Vorzug einer Stabilität, die in allen öffentlichen Verältnissen sich geltend machte und erst mit der Existenz s Staates selbst ein Ende nahm. Denn während Genua von einer Revolution der andern zuging und selbst remdherrschaften sich fügen mußte; während in Florenz ie Aristokratie der Demokratie die Gewalt abrang, und ieder der Demokratie weichen mußte, aus der die Moarchie sich entwickelte: stand die Verfassung des Gemeinesens zu Venedig seit der Bildung der geschlossenen ristokratie durch die Limitirung der den großen Rath ildenden Familien im J. 1296 unabänderlich da und rotzte felsenfest allen Stürmen und Umwälzungsveruchen, innern wie äußern. Vom Großen auf das Kleine zu kommen, ein ähnliches Beispiel sehn wir in der Miniatur-Republik Lucca, in welcher die Legge Martiniana im J. 1556 ein ähnliches Verhältniß herbeiführte

und, wenn auch mit ein Paar Modificationen, bis zur franzöſiſchen Occupation, aufrecht hielt. [1])

Aber ſchon vor der erwähnten Schließung des großen Rathes hatte man begonnen, den Miſſionen eine beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen. Die ausgedehnten Länderſtriche, welche nach der Eroberung Conſtantinopels durch die Kreuzfahrer im J. 1204 der Republik zufielen, ſodaß der Doge quartae partis et dimidiae totius imperii Romaniae dominator wurde, nicht zu reden von den alten Beſitzungen an der Küſte Dalmatiens, brachten Venedig in zahlreiche Beziehungen zum Auslande. Nicht weniger der in kurzer Zeit glänzend ſich entwickelnde Welthandel. Die Verordnungen, welche den erwähnten Zweig der öffentlichen Thätigkeit betreffen, beginnen mit einem Geſetze des großen Rathes vom 14. Juni 1238, welches den Geſandten am päpſtlichen Hofe unterſagte, um irgend ein Beneſiz für Privatperſonen einzukommen, wenn ihm nicht durch den Dogen und die Mehrzahl ſeiner ſechs Räthe (welche die Sechſtel, in die Venedig getheilt war, repräſentirten) und durch den Rath der Vierzig (die Quarantie), welcher neben ſeinen richterlichen Befugniſſen auch politiſche beſaß, ein Auftrag dazu ertheilt worden

---

1) Das Ausſterben der Familien zeigt ſich nirgend auffallender als in dieſem kleinen Freiſtaat. Im J. 1628 belief die Zahl der im goldenen Buch verzeichneten Familien (welche allein zu Staatsämtern zugelaſſen werden konnten, mit Ausſchluß aller Söhne von Fremden und Aller vom Lande) ſich auf 224, im J. 1787 auf 88. In 19 Jahren waren 11 Häuſer ausgeſtorben.

war. [1]) Am 9. September 1268 wurde den Abgeſandten durch den großen Rath befohlen, bei ihrer Rückkehr alle Geſchenke, die ſie erhalten, abzuliefern: eine Verordnung, die mehrmals beſtätigt ward und welcher verſchiedene in gleichem Sinne folgten. Von demſelben Datum iſt der Beſchluß, welcher den Abgeſandten den Eid abforderte, daß ſie in allen Verhandlungen auf die Ehre und den Vortheil der Republik bedacht ſein und dafür handeln ſollten. Am 9. Dezember deſſelben Jahres wurde befohlen, daß die heimkehrenden Geſandten dasjenige aufzeichnen ſollten, was dem Staate nützlich ſein könne [2]). Da die Miſſionen mit manchen Übelſtänden verknüpft waren, von denen ſpäter die Rede ſein wird, nicht ſelten alſo die Gewählten ſich weigerten nach dem Orte ihrer Beſtimmung abzugehn, oder aber verſuchten, zu andern Ämtern gewählt zu werden, und auf ſolche Weiſe dem Auftrage ſich zu entziehn: ſo hielt man für nöthig, dieſe Verhältniſſe durch mehre Verordnungen aus den Jahren 1271, 1286, 1360, 1395, 1443 u. ſ. w. zu regeln. Einzelne dieſer Verordnungen werden bald beſprochen werden. So wurde für jeden Zweifel, jede Schwierigkeit, jeden Nebenumſtand, die entſtehen konnten, im voraus eine Beſtimmung getroffen, Auskunft und Entſcheidung gefunden. Als z. B. im J. 1294 die Frage aufgewor-

---

1) Marco Foscarini, della Letteratura Veneziana libri VIII. Vol. I. (Padua 1752) S. 460 — 466. — Tentori, Saggio sulla storia civile, politica ed ecclesiastica di Venezia.

2) Leggi del maggior Consiglio: Oratores in reditu dent in nota ea quae sunt utilia dominio.

sen wurde, ob zwei nahe Verwandte zu gleicher Zeit zu einer Botschaft ernannt werden dürften: wurde mit Nein darauf geantwortet. Und im J. 1411 ward entschieden, daß die einmal erlegte Geldstrafe bei der Weigerung, die Ernennung anzunehmen, in keinem Falle im Wege der Gnade wiedererstattet werden dürfe. Öffentliche Gäste durften, nach einer Verordnung von 1483, die Abgesandten nur bis zum Betrag von zweihundert Scudi mit sich nehmen. Und was dergleichen Verordnungen mehr sind.

Die venezianischen Botschafter wurden aus den Nobili gewählt. Sie mußten das Alter von 38 erreicht haben. Indeß konnten sie auch früher zu solchen Stellen gelangen, wenn sie Ämter bekleidet hatten, die dazu befähigten, wie die zwölf Reggimenti maggiori thaten. Letzteres war auch der Fall mit den Avogadori del comune, welche ohne sonstige Requisite u. A. zu Botschaftern am römischen Hofe ernannt werden konnten. Waren sie einmal ernannt, so durften sie ihre Abreise nicht über eine bestimmte Zeit hinaus aufschieben, wenn sie nicht in Strafe verfallen wollten. Zur Abreise war indessen ein besonderer Befehl des Senats erforderlich. Gemäß einer Verordnung von 1553, mußten die Erwählten innerhalb vierzehn Monaten nach ihrer Ernennung auf den Weg sich begeben, da die Mission ihrer Vorgänger gerade um diese Zeit ablief.

Die Beschränkung der Dauer der venezianischen Missionen auf drei Jahre, wie wir sie im sechzehnten Jahrhundert finden, nachdem die stehenden Gesandtschaften großentheils eingeführt worden, hatte wol ihren Hauptgrund in dem zum System gewordenen Mistrauen

nd der steten Beaufsichtigung, welche wir im Charakter ieser, jede einzelne Staatsgewalt durch den Einfluß einer ndern balancirenden Regierung finden. Man mochte ürchten, daß bei zu langer Abwesenheit der Gesandten nd dauerndem Aufenthalt in demselben Lande sie eben ieser Beaufsichtigung gleichsam entwachsen und das Interesse für die Heimat in demselben Grade geschwächt erden möchte, wie andere Interessen erzeugt, Sympahien geweckt, Verbindungen angeknüpft würden, welche en höheren Erfordernissen des Staats, dem sie angehören, hinderlich, wenn nicht entschieden zuwider sein können. Ein Aufenthalt von längstens drei Jahren in einem remden Lande war nun, namentlich unter den damaligen Verhältnissen (die ich näher erläutern werde, wenn ch zu der Einrichtung der Missionen und dem Geschäftsgange gelange) hinreichend, Land, Leute und Hof kennen u lernen, die Aufträge also, welche den Gegenstand der Sendung bildeten, je nach Umständen und Geschick auszuführen. Die Gewißheit aber, nach drei Jahren abberufen zu werden, mußte die Gesandten davon abhalten, weitaussehende Pläne zu machen, oder in Verbindungen und Verhältnisse sich einzulassen, die nur bei längerm Aufenthalt ihnen hätten angenehm oder nützlich sein können. Wenn nun von diesem häufigen Personenwechsel der Nachtheil unzertrennlich war, daß der Neu-Angelangte auch neu war in den Geschäften, vielleicht in einem Augenblick, wo Erfahrung am allernothwendigsten gewesen wäre: so wurde derselbe wol aufgewogen durch den Vortheil, daß in Venedig selbst stets eine Menge Männer sich versammelt fanden, welche die auswärtigen Verhältnisse aus eigner Anschauung kannten. Denn der zurückgekehr-

Botschafter blieb häufig in der Hauptstadt, ohne eine neue Mission zu übernehmen: durch seine Stellung war er zu den höchsten Ämtern und Würden im Staate befähigt und hatte gewissermaßen ein Vorrecht darauf. Die Politik der Republik in Bezug auf das Ausland war also immer der Beurtheilung und Entscheidung Solcher anheimgegeben, die schon Gelegenheit gehabt, in derselben unter den günstigsten Umständen praktisch thätig zu sein. Für die Leitung der Geschäfte war dies gewiß nicht von geringem Belange. Dem obenbezeichneten Nachtheile zu entgehn, half man übrigens in dringenden Fällen sich wol damit, daß man den nämlichen Botschafter zurücksandte. So wurde Antonio Suriano, der im J. 1533 von Rom zurückkehrte, gleich nachdem er seinen Bericht abgestattet, wieder dahin beordert und blieb von neuem drei Jahre.

Bei dem überaus bedeutenden und nicht selten entscheidenden Antheil, den die Republik an den Welterei gnissen nahm, Italiens nicht nur, sondern des gesammten westlichen, südlichen und östlichen Europa und der Levante, war den venezianischen Diplomaten ein weites Feld geöffnet, auf welchem sie großen Ruhm ernteten. Ich kann es nicht versuchen, hier Personen vorzuführen, wie ich es bei den Florentinern gethan, da mit trockner Aufzählung von Namen wenig geholfen ist und eine fortlaufende Erzählung mich über die Grenzen meiner Aufgabe hinausführen würde. Umsomehr da mir noch von einem Institut zu reden bleibt, das einzig dasteht, der Nachahmung aber wol werth gewesen wäre. Die Republik begnügte sich nämlich nicht damit, von ihren Abgesandten die gewöhnlichen Berichte über die Tagesereig-

nisse und den Gang der Geschäfte und Unterhandlungen zu verlangen. Bei der Rückkehr von ihrem Posten waren dieselben verpflichtet, eine Art von Generalbericht über das Land, in welchem sie verweilt, abzustatten. Schon oben erwähnte ich des Gesetzes von 1268, gemäß welchem die Gesandten dasjenige, was dem Staate nützlich sein konnte, aufzeichnen sollten. Am 24. Juli 1296 wurde beschlossen, daß sie die Relazion über ihre Mission vor jener Behörde abstatten sollten, von welcher sie ernannt worden waren. Im J. 1425 sodann folgte die Verordnung, daß diese Relazionen schriftlich abgefaßt sein sollten [1]). Gegen 1500 wurden, nach Lazzaro Soranzo's Angabe, die Relazionen in einem dazu bestimmten Archiv aufbewahrt und nicht mehr veröffentlicht [2]). Letztere Bestimmung scheint indeß nicht lange oder nicht strenge beobachtet worden zu sein: denn einige Zeit darauf entstanden jene Sammlungen von Abschriften, die in den meisten öffentlichen Bibliotheken Europa's und vielen Privatbibliotheken Italiens in größerer oder geringerer Anzahl sich vorfinden.

Seit Jahrhunderten ist der Ruf dieser Relazionen begründet. Nirgend anders wo begegnen wir ihnen. In die Rubrik der eigentlichen Depeschen kann man sie nicht bringen. Denn, wie schon bemerkt worden, gleich allen übrigen Diplomaten erstatteten auch die venezianischen während ihres Verweilens im Auslande fortwährend Berichte, auf welche sie sich dann nicht selten in den Re-

---

1) Gesetz von 1296: „Referant suas legationes in illis consiliis, in quibus facti fuerunt.“ — Gesetz von 1425: „In scriptis relationes facere teneantur.“

2) „Le relazioni ora non si comunicano per divieto.“

lazionen berufen und von denen das venezianiſche Archiv eine ſehr reiche Sammlung beſitzt. Die Relazionen ſind geordnete und ausführliche, man könnte ſagen ſyſtematiſch angelegte Berichte über das Land, welches der Botſchafter kennen gelernt hat, Nachrichten über deſſen geografiſche und ſtatiſtiſche Verhältniſſe, ſeine Bewohner und Hülfsquellen, über den Hof, die Familie und die Umgebung des Regierenden, über die hervorragendſten Perſonen, deren Charakter und Stellung, endlich über die politiſchen Zuſtände, über Bündniſſe, Zuneigung und Abneigung, Krieg und Frieden. Die Begebenheiten des Tages werden nur im Zuſammenhang, bisweilen auch nur im Vorbeigehn, nie im Detail berührt, da die Kenntniß derſelben ſchon vorausgeſetzt wird. Bereits im 16. Jahrhundert wurden dieſe Relazionen andern Staaten als Muſter vorgehalten. Sie verdienen es. Denn wenn auch in unſern Tagen Manches, was in ihnen enthalten iſt, weder praktiſchen noch ſelbſt hiſtoriſchen Werth hat und gänzlich veraltet iſt, z. B. viel geografiſches Detail, das nicht einmal mit lebendiger Anſchaulichkeit vorgetragen iſt: die Hauptſache bleibt immer wichtig, wäre es auch nur, weil wir die Anſichten und Urtheile von Gleichzeitigen vor uns haben, deren Stellung es mit ſich brachte, daß ſie den handelnden Perſonen ganz nahe ſtanden, in viele Geheimniſſe eingeweiht waren, die wahren Beweggründe mancher Handlungen erkannten, Intriguen durchſchauten, womit ſie häufig den Vortheil befanden, viel ruhiger und unparteiiſcher zu urtheilen, als die Verfaſſer von Memoiren und andere gleichzeitige Schriftſteller, die den Ländern angehörten, über welche ſie berichten, und ſo zu leicht ſich hinreißen ließen von Haß oder Liebe.

Dieſe großen Verdienſte ſtellten neuerdings Ranke
ıd Tommaſeo heraus. Letzterer, indem er von den
elazionen über Heinrich II. und ſeine Söhne redet, ſagt
ıter anderm: „Die venezianiſchen Botſchafter gehn meiſt
rlich zu Werke in ihren Urtheilen über den Zuſtand
rankreichs. Wenn auch in Worten weniger tolerant,
s die Republik Venedig es in der That war, verhehlen
e doch weder Unrecht noch Vergehen der katholiſchen
)artei. — — Sie haben weder die Abſicht, menſchliche
)andlungen zu ſehr zu verſchönern, noch ſie zu ſehr an=
ıſchwärzen: denn ſie fühlen es, daß der Grund mancher
Tugend den Keim des Böſen birgt; daß unter der Außen=
ite gewiſſer Verbrechen bisweilen ein ehrenwerthes Gefühl
ich entdecken läßt; daß im Leben Alles zwei Seiten hat
ınd abſolutes Verdienſt in einer Partei ebenſowenig zu
inden iſt wie ein Körper mit einer einzigen Fläche.
Ihre Kritik iſt ſtreng, aber nicht feindſelig; ihre Art und
Weiſe einfach, aber würdevoll. Erſt nachdem ſie viel ge=
ehn und viel gehört, erlauben ſie ſich ein Urtheil. Dieſe
Beſtimmtheit der Anſicht, hervorgehend aus der Einheit
)es Syſtems bei einer innerlich kräftigen Regierung, thut
der Manchfaltigkeit der Geſichtspunkte, der Individualität
der Geſinnung jedes einzelnen Botſchafters keinen Abbruch.
Sie beobachten alle daſſelbe Land, dieſelben Perſonen,
in geringen Zwiſchenräumen einer vom andern, und doch
bietet ſich ihnen Gelegenheit, die Gegenſtände von irgend
einer neuen und ſtets wichtigen Seite zu betrachten.“ [1])

---

1) Relations des ambassadeurs vénitiens sur les affaires de France au XVI siècle, recueillies et traduites par M. N. Tommaséo. Paris, 1838. 2 Bände.

Wer in dem Charakter der venezianiſchen Botſchafter des

Die älteſte Relazion über italieniſche Angelegenheiten, die uns aufbewahrt worden iſt, ſcheint die des Paolo Capello über Rom vom J. 1500. Die älteſte über das Ausland, welche aufzufinden bisher in Italien gelang, iſt die des Vincenzo Quirini über Burgund und Spanien vom J. 1506. Alle frühern, ſagt Ranke in den Nachrichten über das venezianiſche Archiv in ſeiner Schrift „Über die Verſchwörung gegen Venedig im J. 1618", ſind unwiederbringlich verloren und nur die Notizen von den Sendungen der Geſandten ſind vorhanden. Ich zweifle aber ſehr daran, daß ſie überhaupt jemals exiſtirt. Bis 1425 waren es augenſcheinlich nur mündliche Berichterſtattungen: dann wurden freilich die Geſandten angehalten, die Relazionen ſchriftlich abzufaſſen, aber die Notiz, gemäß welcher ein Archiv für dieſelben erſt gegen 1500 angeordnet ward, zur Zeit alſo, wo unſere Sammlungen beginnen, ſcheint deutlich darauf hinzuweiſen, daß man ſie bis dahin nicht zu den eigentlichen Staatsſchriften rechnete und der Entwurf wahrſcheinlich im Beſitz des Geſandten blieb. Es wäre wenigſtens ſeltſam, wenn von ſolchen nicht ſelten umfangreichen Documenten in einem Zeitraum von fünfundſiebzig Jahren gar keine Spur ſich finden ſollte, falls ſie wirklich ver-

---

16. Jahrhunderts und ihrer Schriften, wie Tommaſeo ihn ſchildert, eine gewiſſe moraliſche Indifferenz und eine Hinneigung zum Probabilismus erkennen möchte, würde vielleicht nicht ganz irren. Die Stellung der Republik Venedig, welche nicht ſo innerlich kräftig war, wie dieſer Schriftſteller es anzunehmen ſcheint, gegenüber den immer mehr ſie überwachſenden großen Mächten, und das Bewußtſein der Abnahme der Kräfte und des an Andere Sich-Anſchließens mochten wol dazu beitragen.

handen gewesen. Was aber vorhanden ist, besonders von 1530 an, ist ein unerschöpflicher Schatz, aus welchem der genauern Kenntniß wie der unbestreitbaren Begründung der neuern Geschichte jetzt schon der wesentlichste Vortheil erwachsen ist und im Maße, wie das Einzelne bekannt wird, fórder erwachsen muß [1]).

---

1) Es ist nóthig, hier eine literarische und bibliografische Notiz über die venezianischen Relazionen anzuschließen. Sammlungen von Abschriften derselben, wie schon oben bemerkt worden, sind sehr zahlreich. Namentlich in Italien. In Venedig ist eine seit 1530 beinahe fortlaufende sehr bedeutende Sammlung bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts vorhanden. In allen Familienbibliotheken Roms kommen sie vor: Ranke macht, bei der Erzählung des Ursprungs dieser Sammlungen, vor allen auf den Eifer des in der Geschichte des Tridentiner Conzils bekannten Cardinals Vitellozo Vitelli (aus jenem großen, in Città di Castello einst beinahe unumschränkt herrschenden Hause) aufmerksam, der sich eine Menge solcher Staatsschriften zu verschaffen wußte. In Florenz findet man viele im Medizeischen Archiv, in der Palatina, in der Magliabechischen und Riccardischen Bibliothek, und jener des Marquis Capponi. Nicht weniger in Mailand, Turin, Neapel. Paris bewahrt einen reichen Schatz, welchen die Notizen in Marsands schlecht geordnetem Catolog der italienischen Manuscripte der königl. Bibliothek nur mit Mühe überblicken lassen. Eine äußerst beträchtliche Sammlung ist in Wien, wohin die von dem Dogen Marco Foscarini, zum Theil zum Behuf seines unvollendet gebliebenen Werkes: Della Letteratura Veneziana zusammengebrachten gelangt sind. Berlin besitzt eine sehr ansehnliche Reihe, eine kleinere Gotha. Und wie viele sind vereinzelt in öffentlichen Bibliotheken oder im Privatbesitz!

Vieles davon wurde auch gedruckt. Die ältesten wären überhaupt verloren für uns, fänden wir sie nicht in der Chro-

Nachdem die ſtabilen Geſandtſchaften Bedürfniß und Sitte geworden, nämlich in der zweiten Hälfte des ſe-

---

niſ des Marino Sanuto. In dem Tesoro politico von 15[illegible] der unter dem Namen Lettini's geht, ſtehen ſieben, ſehr fehlerhaft und unvollſtändig. In Brüſſel druckte man 1672 die Relazionen über Rom von P. Tiepolo, A. Correr und Germani. Beinahe um dieſelbe Zeit wurde einiges andere publicirt, aber meiſt verſtümmelt. Um die Mitte des letzten Jahrhunderts gab dann M. Foscarini in ſeinem mehrgenannten Werke Auskunft über eine große Zahl dieſer Schriften. Das meiſte Verdienſt um dieſelben erwarb ſich indeß unſere Zeit. Im J. 1827 erſchien der 1. Band von L. Ranke's Buch: „Fürſten und Völker von Süd-Europa im 16. und 17. Jahrhundert," in welchem die Geſchichte der Osmanen und der ſpaniſchen Monarchie in dieſer Zeit, großentheils mit Benutzung der venezianiſchen Relazionen, in einem neuen Lichte dargeſtellt iſt. Die älteſte Relazion über die Osmanen, welche er benutzte, iſt die des Bernardo Navagero von 1553, die frühere über die ſpaniſche Monarchie die des Gasparo Contarini, Botſchafter bei Karl V. im J. 1530. Nach einem längeren Aufenthalte in Italien ließ Ranke ſodann den 2.—4. Band folgen, unter dem Titel: „Die Römiſchen Päpſte, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert" (1834—36). Der letzte Band enthält reichliche Auszüge aus einer Menge Staatsſchriften, darunter aus wichtigen Relazionen, von der des Capello, 1500 an, bis zu jener des Girolamo Zuliano (Giuliani) von 1783. Aus der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts ſind darunter eilf: die mehrgenannte von 1500, die deſſelben Capello von 1510, die des Domenico Trevisano gleichfalls von 1510, des Marino Zorzi (Giorgi) von 1517, des Marco Minio von 1520, des Alvise Gradenigo von 1523, die der Geſandtſchaft an Hadrian VI. von demſelben Jahre, die des Marco Foscari von 1526, des Gasparo Contarini von 1530, und die beiden des

zehnten Jahrhunderts, hatte Venedig Ambassaden ersten Ranges in Rom, Wien, Paris, Madrid und Constan-

---

Antonio Soriano von 1533 und 1536. — In Turin erschienen sodann im J. 1830, herausgegeben von L. Cibrario, „Relazioni dello stato di Savoia negli anni 1574, 1670, 1743, scritte dagli ambasciatori Veneti Molini, Bellegni e Foscarini.“ Im J. 1838 veranstaltete sodann N. Tommaseo im Auftrag des damaligen Ministers Guizot die Sammlung „Relations des Ambassadeurs Vénitiens“ von welcher schon die Rede war, als Theil der „Collection de documens inédits sur l'histoire de France.“ In diesen beiden Bänden finden sich folgende Relazionen: von A. Navagero über seine Reise nach Spanien 1528; von M. Giustiniani, Fr. Giustiniani, N. Tiepolo, M. Cavalli, Gio. Capello, Gio. Michiel, M. Soriano, M. A. Barbaro, Gio. Correr und wiederum Gio. Michiel, welche von 1535 bis 1575 Botschafter am französischen Hofe waren.

Nach so vielen parziellen Publicazionen wurde endlich in Florenz mit der Herausgabe einer möglichst vollständigen Sammlung der Anfang gemacht. Auf Veranlassung des Marquis Capponi, den ich schon mehrmals nannte und welchen an Kenntniß der vaterländischen Geschichte und Interesse für dieselbe keiner seiner Landsleute übertreffen dürfte, bildete sich zu diesem Zwecke ein Verein von Literaturfreunden. Die Sammlung soll drei Serien bilden, deren erste die Relazionen über die europäischen Staaten mit Ausschluß Italiens, die zweite Italien, die dritte die außereuropäischen Länder umfaßt. Alle, so viel wie thunlich, chronologisch geordnet. Die Relazionen des 16. Jahrhunderts sind auf 9 Bände berechnet. Von diesem Werke unter dem Titel: „Relazioni degli ambasiatori Veneti al Senato, raccolte, annotate et edite da Eugenio Albèri“ sind 1839 zwei Bände erschienen. Der erste der 1. Serie enthält: Vinc. Quirini über Burgund, 1506; N. Tiepolo über den Hof Karls V., 1532; M. Giustiniani über Frank-

tinopel. In Rom haben die venezianiſchen Botſchafter viele Erinnerungen hinterlaſſen. Während ihre Relazionen über den päpſtlichen Hof zu den intereſſanteſten Documenten gehören, iſt der Name der Republik noch dem Pa-

---

reich 1535; Fr. Giuſtiniani u. M. Cavalli über denſelben Staat, 1538 und 1546; Bern. Navagero über Karl V., 1546, und Lor. Contarini über den Hof Ferdinands, des römiſchen Königes, 1548. Der zweite Band, mit welchem die 1. Abtheilung von Italien beginnt, Rom ausgenommen, umfaßt: Marco Foscari über Florenz, 1527; Capello's Depeſchen über die Belagerung von Florenz 1529—30, welche eigentlich nicht hieher gehören, welche man aber aufgenommen, da keine Relazion von demſelben vorhanden iſt; V. Fedeli über den Hof Cosmus' I., 1561, und A. Boldu über Savoyen, 1561. Ein dritter Band, mit welchem die Relazionen über die Osmanen beginnen, iſt unter der Preſſe. Der ſehr verderbte Text iſt in dieſer Ausgabe hergeſtellt und kurze Anmerkungen erläutern die in den Berichten vorkommenden Beziehungen auf Perſonen und Thatſachen.

Wie die Relazionen der Botſchafter für Venedigs auswärtige Politik und die gleichzeitigen Verhältniſſe der übrigen europäiſchen Staaten, ſo ſind die Berichte der Gouverneure und ſonſtigen Beamten in den Provinzen, der Generalkapitäne, Generalproveditoren, Cataſticadoren, Syndiken, Podeſtà u. ſ. w. für die Kenntniß der Adminiſtrazion der Staaten der Republik und die innere Geſchichte von großer Wichtigkeit. Gewiſſermaßen ergänzen die einen die andern. Die Inſtructionen oder Informazionen wurden wol von den abgehenden Beamten für ihre Nachfolger aufgeſetzt. — Die ſogenannten Commiſſionen für das Dominium, welche die Republik Florenz bisweilen ertheilte, fanden nur bei beſondern Veranlaſſungen ſtatt und die Berichte bezogen ſich dann ſpeziell auf dieſe. Deßhalb, ſowie namentlich der localen Verhältniſſe wegen, ſind ſie von ungleich geringerer Bedeutung.

ſte geblieben, der ihr ehemals gehörte, wie dem daran ſtoßenden Platze, und dem heil. Marcus geweiht iſt die damit verbundene Kirche. Es iſt einer der größten Paläſte der Stadt: ein burgähnliches Gebäude mit Thurm und Zinnen. Der Cardinal Pietro Barbo aus Venedig war der Erbauer und wohnte dort auch als Papſt Paul II.; Pius IV. ſchenkte ihn, gegen eine dem päpſtlichen Nunzius in Venedig angewieſene Wohnung, im J. 1564 der Republik, zur Zeit der Legazion des Jacopo Superanzo, der zwiſchen dem Girolamo Soranzo und dem Paolo Tiepolo Botſchafter war. Jetzt gehört er der Krone Oeſterreich. Der Botſchafter in Conſtantinopel hatte den Titel eines Bailo. Nächſt Rom war es der wichtigſte Poſten, und ſehr oft noch wichtiger denn jener, der unausgeſetzten und meiſt ſehr delicaten Beziehungen halber, in denen die Republik wegen ihrer griechiſchen Beſitzungen und denen an der dalmatiſchen Küſte zu der Pforte ſtand. Er war nicht ohne Gefahr: wie oft war bei einem Friedensbruch der Bailo Repreſſalien ausgeſetzt und wurde nach den Sieben Thürmen geſandt, ungeachtet der Reclamationen des Völkerrechts. Eben weil ſo große Umſicht auf dieſem Poſten nöthig war, übertrug man ihn gewöhnlich älteren Männern, deren Geſchicklichkeit ſchon in andern Ambaſſaden erprobt worden war. Die Miſſion in Conſtantinopel war unter allen die einzige einigermaßen einträgliche in pecuniärer Hinſicht.

Rom.

„Rome sera toujours un centre d'affaires très-important.“

Wenn dieſer Ausſpruch Talleyrands (in einer Depeſche an den Bevollmächtigten der Republik bei Pius VII., Herrn Cacault, vom 16. Oct. 1802) wahr iſt — und daß er es iſt, beſtreitet niemand — ſo ergeben ſich zwei Folgerungen. Erſtens, daß Rom für Diplomaten eine gute Schule iſt; zweitens, daß der päpſtliche Hof im Auslande tüchtiger Leute bedarf, ſeine Intereſſen zu vertreten. In doppelter Hinſicht aber iſt Rom eine Schule für die Diplomaten: für eigene nämlich und für fremde. Denn wie einmal die Stellung des päpſtlichen Hofes iſt und die Eigenthümlichkeit der Verhältniſſe: ſo wird eine an dieſem Hofe und in genauer Berührung mit dieſen Verhältniſſen erworbene Bildung erforderlich, den großentheils auf genauer Detailkenntniß beruhenden Geſchäften nach allen ihren vielſeitigen Anforderungen vollkommen zu genügen.

Bevor ich von päpſtlichen diplomatiſchen Beziehungen und Diplomaten rede, deren Reihe ſo impoſant iſt, daß ich umſomehr mit einer ganz kurzen Ueberſicht mich begnügen muß, als ich noch für ſo manches Andere des Raumes bedarf: halte ich es für paſſend, eine Eintheilung in drei Epochen vorzunehmen, deren erſte bis zum Tode Benedicts XI. (1304) geht, die zweite den Aufenthalt der Päpſte in Avignon umfaßt, die dritte mit der Rückverlegung des heil. Stuhls nach Rom beginnt. Ich halte es kaum für nöthig zu bemerken, daß die Abgeſandten Roms in zwei Hauptclaſſen getheilt werden. Sind es Cardinäle, ſo führen ſie den Titel: Legaten. Im Mittelalter kamen ſie häufig vor: ſelbſt in kleinere Republiken wurden ſie geſandt, Bürgerzwiſte beizulegen. Je höher aber Rang und Anſprüche des Cardinal-Colle-

giums ſtiegen, um ſo ſeltner wurden ſie. Jetzt kommt die Sendung von Cardinälen mit diplomatiſchem Charakter kaum mehr vor, und in unſerer Zeit erinnere ich mich eines Einzigen, des Card. Caprara, der mehre Jahre Legat in Paris war. Die übrigen päpſtlichen Abgeſandten höhern Ranges haben den Titel eines Nunzius. Man räumt ihnen die erſte Stelle unter den Botſchaftern ein. Sie ſind immer Erzbiſchöfe, meiſt in partibus: ein Erforderniß, welches um die Mitte des 16. Jahrhunderts nicht ſtattfand, indem damals auch ſolche den Titel von Nunzien hatten, die dem geiſtlichen Stande gar nicht angehörten, wie Caſtiglione und Acciaiuoli unter Clemens VII. Aſcanio della Cornia unter Julius III. ſcheint den ungewöhnlichen Titel eines Botſchafters geführt zu haben. Da ich über dieſe Zeit nicht hinausgehn kann, ſo brauche ich hier auch nur im Vorbeigehn zu berühren, daß die Nunzien in den letzten Jahrhunderten neben dem Repräſentativ-Charakter, der ihnen wie den Botſchaftern zukommt, in katholiſchen Ländern manche Vorrechte und Attribute in Anſpruch nahmen, welche allmälig zu lebhaften Reclamationen der Biſchöfe wegen Eingriffe in ihre Gerechtſame Anlaß gaben und früher oder ſpäter überall für nichtig erklärt wurden. Der Emſer Congreß (1786), welchem die Neuerungen der Anti-Curialiſten namentlich in Toscana und die Aufhebung des Nunziatur-Tribunals zu Florenz (im Sept. 1778) vorausgegangen waren, ſpielte in dieſen Streitigkeiten bekanntlich eine bedeutende Rolle. Der Umſtand, daß man an den päpſtlichen Abgeſandten überhaupt keinen andern Charakter anerkennt, als den diplomatiſchen, mag der Ernennung von Legaten künftig viel-

leicht für immer im Wege ſtehn [1]). — Die Internunzien, als ſtabile diplomatiſche Agenten, ſind aus neuerer Zeit und gehören nicht hieher [2]). Geſchäftsträger und Agenten kommen hier wie anderwärts vor.

Die Zeiten vor der Verlegung des Wohnſitzes der Päpſte nach dem ſüdlichen Frankreich kann ich mit wenigen Zeilen abmachen. Die Macht der Päpſte war eine getheilte, eine politiſche nämlich und geiſtliche. Ihre poſitive Macht als weltliche Regenten war im Durchſchnitt gering, denn im Kirchenſtaat und ſelbſt in Rom vermochten ſie meiſt ſehr wenig; aber ſie wurde bedeutend dadurch, daß die ganze Guelfiſche Partei in ihnen gewiſſermaßen ihr Oberhaupt anerkannte. Kräftige Päpſte, wie Bonifaz VIII., wußten dies zu benutzen, wenn auch nicht immer mit dauerndem Erfolge. Die Kämpfe der beiden Parteien in Toscana, oder der beiden Factionen der

---

1) Die gegenwärtigen Nunziaturen ſind: Wien, Paris, Madrid, Liſſabon, München, die Schweiz, Turin und Neapel. Paris, Madrid und Liſſabon ſind jetzt unbeſetzt. Die vier erſteren ſind die ſogenannten größern Nunziaturen: man verläßt ſie nur, um Cardinal zu werden. Die zu Turin wurde erſt im J. 1839 creirt. Früher beſtanden Nunziaturen in Köln (eine Zeit lang nach Lüttich verlegt und zuletzt dem jetzigen Decan des h. Collegiums, Card. Pacca, übertragen) und Florenz. In letzterer Stadt wurde die Nunziatur im J. 1830 erneuert, aber man ließ es ſchon im J. 1832 bei einem bloßen Geſchäftsträger ſein Bewenden haben.

2) In ſpeziellen kirchlichen Aufträgen finden wir päpſtliche Bevollmächtigte mit dieſem Titel ſchon im 14. Jahrhundert. Im J. 1337 nämlich ſandte Benedict XII. den Biſchof Beltramin von Bonn als Internunzius nach Bologna zur Ordnung dortiger kirchlicher Verhältniſſe.

Guelfen, als dieſe ſich getrennt, wie dies ſchon bei Erwähnung Dante's erzählt worden iſt, gaben den Päpſten Veranlaſſung, als Mittler aufzutreten, wie im J. 1273 der fromme Papſt Gregor X. in eigner Perſon that, indem er am Aufgange der Rubaconte-Brücke, auf dem Ufer des Arno, das Volk verſammelte und Eintracht geloben ließ. So im J. 1277 der Cardinal Latino Orſini als Legat Nicolaus' III., im J. 1298 der Cardinal Matteo von Acquaſparta, als Legat Bonifaz VIII., der Eintracht wegen und um Hülfe zu verlangen gegen die Colonneſen, mit denen der Papſt im Kriege war, dann wieder im J. 1302, um die Parteizwiſte beizulegen. So auch im J. 1304, von Benedict XI. als Vermittler zwiſchen Weißen und Schwarzen geſandt, der Predigermönch Fra Niccolò von Prato, Cardinalbiſchof von Oſtia. Die Verhandlungen dieſer Pacieri waren einfach: ſie beſprachen ſich mit den Parteihäuptern, ſie machten Stipulationen und verſammelten dann auf öffentlichem Platze das Volk zum Parlament. Wie kurz aber ſolche Verſöhnungen währten, zeigt die Geſchichte.

Von 1305 bis 1377 lebten die Päpſte im ſüdlichen Frankreich, wenn man den kurzen Beſuch Urbans V. in Italien ausnimmt. Ihr unmittelbarer Einfluß auf italieniſche Angelegenheiten nahm ab, während das Staatsleben der vielen Republiken und Fürſtenthümer ſich feſter und unabhängiger geſtaltete. Doch übten ſie immer eine nicht geringe Einwirkung auf die öffentlichen Verhältniſſe aus. Indeß iſt hier, wo blos von Italien oder Italienern die Rede ſein ſoll, keine Veranlaſſung vorhanden, auf die Geſchichte jener Zeit im Detail einzugehn. Denn die Päpſte waren Franzoſen, die meiſten Cardinäle waren

Franzoſen. Unter den Legaten, welche zur Verwaltung des Kirchenſtaats oder mit andern Aufträgen abgeſandt wurden, gab es nur wenige Italiener, wie Napoleon Orſini, welchen Clemens V. im J. 1306 als Pacier nach Florenz beordnete, den aber die Florentiner nicht in ihre Stadt ließen, und Annibaldo da Ceccano, welcher 1350 das zweite Jubeljahr eröffnete. Bertrand du Poiet, Gil d'Albornoz, Guillaume de Noellet, Andrein de la Roche, Robert de Geneve, die bekannteſten unter den Cardinallegaten, waren ſämmtlich Ausländer. — Wie aber im 12. und 13. Jahrhundert, als die Päpſte häufig in andern Städten Italiens verweilten, die Römer Geſandtſchaften an ſie abgehn ließen: ſo war es auch jetzt der Fall. Einige derſelben werden mit Details namhaft gemacht: die an Johann XXII. in Avignon im J. 1326, die an Benedict XII. im J. 1335, die an Clemens VI. im J. 1344, an welcher Cola di Rienzo Theil nahm, die an Urban V. im J. 1364, endlich die letzte an Gregor XI. im Jahr 1374, welche aus dem Biſchof von Tivoli, dem Canonicus von S. Peter, Jacopo Orſini, und drei andern Perſonen beſtand. Die Aufforderung zur Rückkehr nach Rom war der jedesmalige Gegenſtand dieſer Miſſionen.

Das 15. Jahrhundert zog das Papſtthum ganz in den Strudel politiſcher Verhältniſſe. Die weltliche Macht deſſelben begann nach dem Aufhören des Schisma ſich zu befeſtigen, und es traten dann die vielen Beziehungen zu den übrigen Staaten Italiens hervor, welche nicht ſelten um den Vorrang ſtritten mit den kirchlichen Intereſſen. So namentlich unter der unruhvollen Regierung Eugens IV. In dieſen Zeiten, ſowie immer, gelang es dem heil. Stuhl

Männer zu finden, die den Geschäften vollkommen gewachsen waren, welche ihnen anvertraut wurden. Die besten Latinisten des Jahrhunderts waren päpstliche Secretäre; nie fehlte es an geschickten Unterhändlern, und im Cardinals-Collegium saßen neben Theologen tüchtige Administratoren und Feldherren. Ich brauche nur Vitelleschi zu nennen, der unter Eugen allmächtig war. Unter denen, die meist im Auslande thätig waren, muß vor Allen Giuliano Cesarini bezeichnet werden, zu Rom 1398 geboren, in seiner Jugend Professor der Jurisprudenz in Padua, durch Martin V. im J. 1426 mit dem Purpur bekleidet, welcher während der ersten Sitzungen des stürmischen Conzils von Basel für Papst Eugen präsidirte, dann als Legat nach Polen ging und in der blutigen Schlacht bei Varna mit König Ladislaus, dessen Berather er gewesen, den Tod fand, nicht mehr denn 46 Jahre alt. Der Name dieses Einen möge hier statt vieler stehen. Nicht übergangen werden darf aber Enea Silvio Piccolomini, Keinem seiner Zeit an Ruhm nachstehend, erst Geheimschreiber des letzten Gegenpapstes (Felix V.), dann Kaiser Friedrichs III., der ihm auch Gesandtschaften übertrug, von Nicolaus V. zu Gnaden angenommen und zum Bischof in seiner Vaterstadt Siena gemacht, mehrmals Nunzius, Cardinal durch Calixt III., und unter dem Namen Pius II. zu dessen Nachfolger gewählt am 19. August 1458. Wenige berühmtere Männer haben auf dem Stuhl Petri gesessen. Der vielverdiente Cardinal Bessarion, Erzbischof von Nicäa, ein Grieche von Geburt, wurde im J. 1460 von Pius II. nach Deutschland gesandt, Frieden zu stiften zwischen Kaiser Friedrich III. und dem Könige Matthias Corvinus.

Im J. 1472 ſandte dann Sixtus IV. den alten Mann gegen ſeinen Willen als Legat nach Frankreich. Zwei Monate lang mußte er warten, bis Ludwig XI. ihn zur Audienz ließ: dann hatte er mit dem Könige eine einzige Unterredung, in der ſie ſich ſo heftig verzürnten, daß der Cardinal ſogleich abreiſte. Nicht lange nach ſeiner Rückkehr ſtarb er zu Ravenna am 18. November des nämlichen Jahres.

Schon oben hatte ich Gelegenheit, von der großen Umwälzung zu reden, welche gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in der Politik Italiens, in der Stellung der Staaten zu einander und zum übrigen Europa, ſowie in Anſichten und Meinungen vor ſich ging. Die bloße Aufzählung derjenigen Päpſte, welche von dieſer Zeit an einer längern Regierung ſich erfreuten, Alexander VI., Julius II., Leo X., Clemens VII., Paul III., reicht hin, ohne weitere Worte zu zeigen, wie hoch die politiſche Macht des Papſtthums geſtiegen war. Es iſt die Epoche der complizirteſten Verhandlungen, Intriguen, Bündniſſe und Gegenbündniſſe, der Theilnahme an immer wiederholten Kämpfen, endlich des Abfalls eines großen Theils von Deutſchland ſowie Englands von der kirchlichen Gemeinſchaft mit Rom. Es genügt mir, dies hier anzudeuten, um zu bezeichnen, welche große Rolle die Päpſte, und folglich ihre Agenten, in den erwähnten Zeiten ſpielten. Es kam dazu die oft keineswegs klare Stellung des Papſtthums, der häufige und nicht ſelten plötzliche Wechſel der Politik wie der Perſonen, der Streit der weltlichen mit den geiſtlichen Intereſſen. Wie manche berühmte Namen treten uns nun in dieſen Zeiten entgegen! Ceſare Borgia, im J. 1497 Cardinallegat,

dann im J. 1498 als Herzog von Valentinois nach Frankreich, wo er Georg von Amboiſe den rothen Hut überbrachte; Giulio de' Medici, nachmals Papſt Clemens VII.; Bernardo Dovizj, Cardinal von Bibbiena [1]); Tommaſo de Vio, Cardinal von Gaeta; Card. Lorenzo Campeggi; Girolamo Aleandro, Card. Erzbiſchof von Brindiſi; Baldaſſar Caſtiglione [2]); Matteo Giberti, Datar Clemens' VII. und

---

1) Der Name des Cardinals von Bibbiena wird in der Geſchichte der italieniſchen Literatur mit Auszeichnung genannt, wie er in der politiſchen Geſchichte eine nicht unbedeutende Stelle einnimmt. — Bernardo Dovizj war zu Bibbiena, einem Städtchen im Caſentino in Toscana, geboren im J. 1470. Secretär und Vertrauter des Card. von Medici, wurde er, als dieſer Papſt geworden, Schatzmeiſter und in der erſten Cardinalcreirung 1513 zugleich mit dem nachmaligen Papſt Clemens VII. mit dem Purpur bekleidet. Der Feldzug gegen Urbino wurde durch ſeine Bemühungen glücklich beendet. Im J. 1518 ging er als Nunzius zu Franz I., von wo er in den erſten Tagen des folgenden Jahres zurückkehrte. Er ſtarb bald darauf. Berühmt iſt ſein Luſtſpiel „La calandra" das vor Leo X. aufgeführt wurde. Seine politiſchen Depeſchen müſſen ſehr belehrend ſein. Wie ſehr er dem franzöſiſchen Intereſſe ergeben war, zeigen u. A. ſeine Briefe an Luiſe von Savoyen, die Mutter Franz I., aus den Monaten Februar — Mai 1519, in den Documenti di storia italiana, Vol. I. S. 74 ff.

2) Baldaſſar Caſtiglione iſt ein Beweis davon, wie ernſtlich auch in dieſer Zeit allgemeiner Auflöſung und des Umſturzes hergebrachter Verhältniſſe die beſſern Italiener es mit den öffentlichen Angelegenheiten nahmen. Er war zu Caſatico bei Mantua 1468 geboren, Geſandter von Urbino in England und bei Ludwig XII., dann im Dienſte des Herzogs von Mantua, ſeines Landesherrn, Geſandter in Rom, bis Cle-

Biſchof von Verona, Uberto da Gambara, Biſchof von Tortona; Card. Gio. Salviati; Card. Aleſſ. Farneſe, nachmals P. Paul III.; Gio. Guidiccioni, Biſchof von Foſſombrone; Card. Marcello Cervini, nachmals P. Marcellus II. — alle dieſe und viele andere vertraten mit größerm oder minderm Glück und Geſchick die Intereſſen des Papſtthums [1]). Die Reihe mit einem

---

mens VII. ihn 1524 als Nunzius nach Spanien ſandte. Während dieſer Nunziatur trugen die wichtigſten Vorfälle in Italien ſich zu, die Schlacht bei Pavia, der Überfall durch die Colonneſen, die Erſtürmung Roms durch Bourbon. Der Papſt glaubte, Caſtiglione habe ſich durch Karl V. überliſten laſſen, und wollte ihm einen großen Theil der Schuld am vielen Unglück aufbürden. Caſtiglione ſtarb vor Gram zu Toledo am 8. Februar 1529. Durch ſeine Depeſchen und Privatbriefe iſt er glänzend gerechtfertigt worden. Sie wurden herausgegeben von P. A. Seraſſi: Lettere del conte Baldessar Castiglione, Padua, 1769. Sein Buch: Il cortigiano war einſt viel geleſen. Dem Card. von Bibiena gleich, war er Raffael Sanzio's vertrauter Freund und Gönner.

1) Der Card. Tommaſo de Vio iſt in der Geſchichte der Kirche in Deutſchland als Card. Cajetanus durch ſein Zuſammentreffen mit Luther zu Augsburg im Oct. 1518 bekannt. — Campeggi war Legat in Nürnberg 1524, in England 1529, in Augsburg 1530, vermochte indeß weder die lutherſchen Zerwürfniſſe noch Heinrichs VIII. Eheſcheidungsſtreit beizulegen. — Aleandro, einſt Rector der Univerſität zu Paris, ging als Nunzius zu Franz I. im October 1524 (Creditiv in den Documenti di storia Ital. I. 177) und wurde in der Schlacht von Pavia gefangen genommen, aber durch Karl von Lannoi ſogleich freigegeben. — Giberti war Clemens' VII. Vertrauter und die Seele ſeiner Entſchlüſſe, als der Papſt noch dem franzöſiſchen Intereſſe geneigt war. Ende Oct. 1524 ging

mehr als Kriegsmann, denn als Diplomat bekannten Manne zu beschließen, führe ich noch die Mission des

---

er als Nunzius nach Frankreich. Als 1528 der Papst sich zu Karl V. hinneigte, zog Giberti sich von den Geschäften zurück oder wurde bei Seite geschoben. — Gambara, päpstlicher Protonotar, wurde im Dez. 1527 von Orvieto aus, wohin Clemens VII. sich geflüchtet, als Nunzius nach Frankreich und England gesandt (Creditiv in den Documenti di storia Ital. I. 280), während der Papst schon schwankte zwischen der kaiserlichen und französischen Partei. — Salviati, aus vornehmer florentinischer Familie, Leo's X. Schwestersohn und von demselben 1517 mit dem Purpur bekleidet, war Legat in Spanien und Frankreich 1524—1529. Seine Unterhandlungen sind nie glücklich gewesen, ebensowenig seine persönlichen Unternehmungen. Nach Papst Clemens' Tode schloß er sich mit den beiden andern florentinischen Cardinälen Ridolfi und Gaddi den Ausgewanderten an, die beim Kaiser Unterstützung gegen den Herzog Alexander suchten. Busini sagt bei dieser Veranlassung: „Der Card. Salviati wurde bewogen gegen den Herzog zu sein und für die Freiheit, die er niemals geliebt, weil er durch die Gunst des Card. v. Medici (Ippolito) Papst zu werden hoffte, indem man Paul III. eine kurze Regierung vorhersagte" (XXVI. Brief). Nach Alexanders Ermordung erreichte er in den florentinischen Händeln seinen Zweck ebenso wenig, wie im Conclave nach Pauls Tode, wo der Card. del Monte ihm den Rang abgewann. — Der Card. Farnese wurde 1527 als Legat zu Karl V. gesandt. Die sehr ausführliche Instruction findet sich bei Ranke Röm. Päpste III. 241 ff. — Guicciardini, „il più sincero dei politici di quella età", wie Capponi ihn nennt, war 1536 Nunzius bei Karl V. — Der Card. von Montepulciano, wie man Cervini nach seiner Vaterstadt zu nennen pflegte, ging 1539 als Legat zum Kaiser (Instruction bei Ranke, III. 291.). Ich würde nicht enden, wenn ich von allen Legaten und Nunzien jener bewegten Zeit reden

Aſcanio della Cornia an, des Schweſterſohnes Julius' III., welcher wegen der farneſiſchen Streitigkeiten im

---

wollte. Paul III. ſchickte eine faſt unglaubliche Menge, namentlich von 1535 an, als es ſich ernſtlich um das Conzil handelte, darunter die Cardinäle Agoſtino Trivulzio, Marino Caracciolo (derſelbe, welcher Karl V. zu Aachen krönte), Gasp. Contarini, den Biſchof von Faenza, Rodolfo Pio, nachmals Cardinal von Carpi, den Biſchof von Modena, Gio. Morone u. v. A. Der berühmte Card. Reginald Pole ging 1537 als Legat nach England, zweimal als Legat zum Conzil, und 1554 wieder nach England, wo er 1558 ſtarb. — Nicht zu vergeſſen iſt Karl von Miltitz, cubicularius Leo's X., welcher im J. 1518 dem Kurfürſten Friedrich von Sachſen die goldene Roſe überbrachte und mit Luther Unterhandlungen in Altenburg hatte, dem übrigens der römiſche Hof noch lange nachher es nicht verzeihen konnte, daß er dem Weine mehr denn billig ergeben war und dann durch Indiscretionen ſich und die Curie compromittirte.

Gerne würde ich bei der überaus wichtigen Zeit Pauls III. verweilen, wenn die Grenzen dieſes Aufſatzes mir erlaubten, das Wichtigſte auch nur anzudeuten. Aber die Maſſe des Stoffes iſt zu groß. Blos was Contarini betrifft, deſſen bedeutende Perſönlichkeit in den Verhandlungen mit den Proteſtanten hervortritt. Er war in Venedig 1483 geboren, war 1521 venezianiſcher Botſchafter beim Kaiſer (in Worms), ging mit demſelben nach Spanien, wurde 1528 als Botſchafter zu Clemens VII. geſandt, 1535 Cardinal, dann Legat beim Regensburger Reichstage und ſtarb als Legat von Bologna 1542. Die ihm für Regensburg ertheilte Inſtruction und viele Briefe von ihm und an ihn ſind in Beccadelli's Monumenti di varia letteratura (Bologna, 1797 Bd. I. 2.) gedruckt. Eine eigentliche Beleuchtung der diplomatiſchen Beziehungen jener Zeit, ſowie der bald darauf folgenden des Conzils würde ſich übrigens

J. 1550 nach Frankreich ging [1]). Es handelte sich darum, Ottavio Farnese zu vermögen, Parma aufzugeben und gegen Camerino einzutauschen. Wenn aber Ottavio gegen seinen eignen Großvater sein Herzogthum behauptet hatte, um wie viel mehr konnte er dies gegen dessen schwächern Nachfolger thun!

Die Zeit der kirchlichen Regeneration war herangekommen. Die politische Stellung des Kirchenstaats war keineswegs unbedeutend, am wenigsten unter Paul III.: aber wie es mit der selbständigen Politik Italiens überhaupt ein Ende nahm, so mußte der Einfluß davon namentlich auch hier sich äußern. Die kirchlichen Interessen treten aber von nun an mit der größten Entschiedenheit hervor. Das Papstthum fühlte, welcher Kraftentwicklung es bedürfe, dem Protestantismus entgegenzutreten, der selbst in Italien sich zu zeigen begann. Das von allen Seiten verlangte und oft angesagte allgemeine Con-

---

von jener der religiösen Verhältnisse kaum trennen lassen, wenn ein einigermaßen deutliches Bild gegeben werden sollte.

1) Die dem Ascan ertheilte Instruction findet sich in den Documenti di storia Ital. II. 434. Es kommt in derselben eine nicht unmerkwürdige Stelle vor, welche sich auf die Colonnesen bezieht: „Wir wollen nicht unterlassen bei dieser Veranlassung zu sagen, des Beispiels halber, nicht als Vorschrift, daß der Kaiser, obgleich Papst Paul III. wenig hold, dennoch den Ascan Colonna, ihren gemeinsamen Lehnsmann, nicht in Schutz nahm, ebensowenig irgend einen andern, der Sr. Heil. ungehorsam sich bewies." So wenig fruchtete den Colonnesen ihre entschieden ghibellinische Gesinnung und die Opfer, die sie dem kaiserlichen Interesse fast jederzeit gebracht. Unter Paul IV. ließ man sie im Frieden von Cave ebenso fallen. Damit beginnt das Sinken dieser und anderer großen römischen Familien.

zil wurde 1545 in Trient eröffnet, nach mehrfachen jahrelangen Unterbrechungen unter Pius IV. 1563 beſchloſſen. Die völlige Trennung der proteſtantiſchen Confeſſionen, und damit die Losreißung eines großen Theiles von Europa, wurde einigermaßen aufgewogen durch die Befeſtigung der Einheit des katholiſchen Glaubens und die Reform der Kirchenzucht. In der römiſchen Kirche war ein neues Leben aufgegangen. Auch in den Verhältniſſen zum Auslande überwog nun das religiöſe Intereſſe auf das entſchiedenſte, und dieſer Geiſt iſt ſeitdem der päpſtlichen Politik eigen geblieben. Nicht als ob das Weltliche darüber vergeſſen worden wäre: denn Clemens VIII. vergrößerte den Staat durch Ferrera, Urban VIII., welcher überhaupt Luſt zu haben ſchien, alte Zeiten wieder aufleben zu machen, durch Urbino. Aber die allgemeine und Haupt-Richtung war und blieb die oben bezeichnete, und ſie ſprach ſich aus in allen auswärtigen Beziehungen — in dem Wirken in Frankreich während der Zeiten der Ligue, in Flandern während des Unabhängigkeitskampfes, im Auftreten in Deutſchland vor wie in dem dreißigjährigen Kriege [1]). Die Epoche großartiger Thätigkeit war zwar

---

1) Die Schriften einiger römiſchen Staatsmänner aus den genannten Zeiten ſind von großer Wichtigkeit. So des nachmaligen Card. Guido Bentivoglio Relazionen über ſeine Nunziatur in den ſüdlichen Niederlanden und Frankreich in den Jahren 1607—21, ſowie ſeine Storia della guerra di Fiandra, welche die Zeit von 1559 bis zum Abſchluß des zwölfjährigen Waffenſtillſtands mit Spanien im J. 1609 umfaßt. So des Nunzius in Wien (1621—28), Carlo Caraffa, Commentaria de Germania sacra restaurata, und deſſen ungedruckte Relazionen. Lodovico Caraffa's Relazion über

vorüber mit dem Weſtfäliſchen Frieden, aber das ſtrenge Durchführen der Prinzipien des Katholizismus machte ſich auch nach dieſer Art von Waffenſtillſtand der Religionsparteien geltend. Die römiſche Diplomatie iſt allmälig immer ärmer geworden an bedeutenden Perſönlichkeiten: aber ſie hat ſich zu erfreuen gehabt der Vortheile einer vom Geiſte und Syſtem Roms unzertrennlichen Conſequenz, wie ſie nie in einem andern Staate beſtand.

Einrichtung der Miſſionen und Geſchäftsgang.

Es iſt nun Zeit, die Einrichtung der Miſſionen ſelbſt und den Geſchäftsgang bei denſelben genauer ins Auge zu faſſen. In den verſchiedenen Epochen treten uns hier nun ſehr verſchiedene Erſcheinungen entgegen.

Titel. Beſtellung der Geſandten.

Der offizielle Titel, den die diplomatiſchen Agenten führten, war Oratores, Oratori. Er erklärt ſich leicht aus ihren Obliegenheiten. Schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts finden wir die Benennung Ambasciatori, Ambaxiatores, die aber, namentlich in ſpätern Zeiten, vorzugsweiſe ſolchen gegeben ward, welche bei größern

---

ſeine Nunziatur in Köln, 1624—1634, iſt zweimal gedruckt worden, Lüttich 1634 und Würzburg 1839. — Die Berichte des Erzbiſchofs von Amaſia, Ferdinando d'Adda, welchen Innocenz XI. im J. 1685 an den katholiſch werdenden Hof König Jacobs II. als Nunzius ſandte, finden ſich in Mackintoſh' History of the revolution in England in 1688 abgedruckt.

Höfen längere Zeit verweilten. Seine gegenwärtige Geltung erlangte dieſer Titel übrigens erſt viel ſpäter. Kaiſer Karl V. befahl, daß derſelbe nur den Abgeſandten gekrönter Häupter und denen der Republik Venedig gehören ſolle, nicht aber den Agenten ſolcher Staaten, die in irgend einem Lehnsverbande ſtanden [1]). Abgeſandte dieſer letztern, wenn ſie Prälaten waren, oder ſonſt ein Amt oder Würde bekleideten, pflegten blos den damit verbundenen Titel zu führen, nicht aber einen von ihrer zeitweiligen Miſſion .hergeleiteten. Herzog Alfons I. von Ferrara nannte ſeine Geſandten nie anders als „mio uomo"; ſo ſagt auch Caſtiglione „suo uomo", wenn er von Acciainoli, Clemens' VII. Nunzius in Frankreich ſpricht. Die Benennung Miniſter und die ganze gegen-

---

1) „Ich muß hier, ſagt Vinc. Fedeli in ſeiner Relazion über den Hof Cosmus' I. vom J. 1561, einer Entſcheidung gedenken, welche der Kaiſer während des Feldzugs in der Provence erließ, und die ich nicht von Hörenſagen anführe, ſondern wie ich ſie aus dem Munde Sr. Kaiſerl. Majeſtät vernommen, da ich im Dienſte Ew. Serenität zugegen war. Da man über den Thüren der Quartiere, welche die Fouriere beſtimmt hatten, die Aufſchriften: Botſchafter (ambasciatore) von Ferrara, von Mantua und ähnliche las (denn von allen Fürſten Italiens hatten Abgeſandte ſich eingefunden), ſo ließ der Kaiſer die Fouriere zu ſich kommen und befahl ihnen, ſie ſollten nicht mehr über den Wohnungen ſchreiben: Botſchafter von Ferrara, von Florenz u. ſ. w., ſondern blos die Namen Florenz, Ferrara u. a., indem er nicht wolle, daß die Agenten der Fürſten, die ihre Staaten vom Reiche zu Lehen erhalten, Botſchafter genannt werden ſollten. Dabei erklärte er ausdrücklich, daß dieſe Benennung nur den Abgeſandten gekrönter Häupter und Ew. Serenität zukomme."

wärtige Nomenclatur iſt, ſo viel mir bekannt, Italien vom Auslande zugekommen. Während man anderwärts bei letzterwähntem Titel ſogleich an einen Diplomaten oder andern hohen Staatsbeamten denkt, gibt es in Italien Ministri aller Art, in öffentlichen wie in Privatverhältniſſen, und man hört Subalterne bei der Douane wie beim Poſtamte ſo bezeichnen. Den Titel: Excellenz gab man den Botſchaftern, wenn auch nur vertraulich, ſchon zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Sonſt war die officielle Anrede: Magnifico signore, oder Magnifico oratore.

Die Abſendung von Miſſionen war in monarchiſchen Staaten Sache der Fürſten, in republikaniſchen ſtand ſie verſchiedenen Behörden zu. Denn ſowie die oberſte Gewalt vertheilt war zwiſchen mehre Körper, ſo konnten dieſe auch, unabhängig einer vom andern, Aufträge nach außen hin ertheilen. In Florenz gingen die Aufträge meiſt aus vom Magiſtrat der Zehn der Freiheit und des Krieges (Decemviri libertatis et pacis), dieſer in allen öffentlichen Angelegenheiten ſo höchſt einflußreichen Behörde, und die Inſtruction wurde von dem Secretär derſelben ausgefertigt. Wenn andere Behörden ſpezielle Aufträge gaben, wie z. B. der Magistrato dell' abbondanza im Januar 1529 den Botſchafter in Frankreich, Meſſer Bald. Carducci, erſuchte für die Stadt Getreideeinkäufe zu beſorgen: ſo pflegte die Behörde, von welcher die Miſſion ausgegangen, ſolche Aufträge nebenbei zu unterſtützen. Der Magiſtrat der Capitani di parte guelfa, urſprünglich erwachſen aus dem Bedürfniſſe, der mehr conzentrirten, wenn auch in Toscana ſchwächern und endlich völlig unterliegenden ghibelliniſchen

Partei gegenüber, der guelfiſchen feſten innern Halt und gleichſam ein Haupt zu geben, dann gewiſſermaßen Staat im Staate, ſandte ebenfalls Miſſionen. Machiavelli ging im J. 1525 nach Venedig als Abgeordneter der Conſuln der Wollweberzunft (Arte della lana), Vorſtellungen zu machen zu Gunſten des florentiniſchen Handels. In Venedig ernannte die Geſandten in gewöhnlichen Fällen der Rath der Gebetenen (Pregadi genannt, weil man die Beiſitzer erſuchte ſich einzufinden zu den Sitzungen, bevor die Tage, an welchen dieſe ſtattfinden ſollten, ein für allemal beſtimmt waren): daß aber andern Behörden dies gleichfalls zuſtand, geht ſchon hervor aus der bereits erwähnten Verordnung vom J. 1296, welcher zufolge die Abgeſandten bei ihrer Rückkehr derjenigen Behörde Bericht zu erſtatten hatten, von welcher ihnen ihre Aufträge ertheilt worden waren. Ein Geſetz des Rathes der Zehn vom 31. Juli 1495 verordnete, daß die zu Botſchaften beſtimmten Nobili im Collegio ballotirt werden mußten. Seit dem 17. Auguſt 1497 ſtand indeß dem Senat allein das Recht des Vorſchlags und der Ernennung zu.

Inſtructionen. Creditive.

Die Inſtructionen oder Commiſſionen wurden ſchriftlich ertheilt, gewöhnlich von dem Magiſtrat, welchem die Ernennung des diplomatiſchen Agenten oblag, ausnahmsweiſe auch von dem abberufenen oder ſchon zurückgekehrten Vorgänger dieſes Letztern, oder aber von ſolchen Perſonen welche man ihrer genauen Bekanntſchaft mit dem Lande, dem Gegenſtande und den Verhältniſſen wegen, ſpeziell damit beauftragte. Inſtructionen, wie die des Machia-

vell an Girolami, als derſelbe im J. 1522 nach Spanien ging, kommen hier nicht in Betracht, weil ſie, aus einem Privatverhältniſſe entſtanden, den Charakter von Privatſchreiben haben und nicht von offiziellen. Zufolge einem Geſetze des Rathes der Zehn zu Venedig vom J. 1434, durften die abzuſendenden Agenten nicht zugegen ſein, wenn die ihnen zu ertheilenden Aufträge beſprochen wurden.

Die Form der Inſtructionen war ſehr einfach. Indeß verbreiteten ſie ſich ausführlich über das geringſte Detail des Auftrags oder der Aufträge, welche den Geſandten ertheilt wurden. Die Inſtruction für die im J. 1366 nach Avignon beſtimmte florentiniſche Geſandtſchaft (Nota data ambaxiatoribus de agendis in Romana curia [1]), von dem Kanzler Ser Niccolò di Ser Ventura Monaco aufgeſetzt, befiehlt den Abgeordneten zuerſt, Seiner Heiligkeit Stadt und Gemeinde zu empfehlen, die Freude der Florentiner über die Nachricht von des Papſtes bevorſtehender Rückkehr nach Rom auszudrücken, die Dienſte der Republik, namentlich bewaffnete Galeeren im Falle einer Seereiſe Sr. Heiligkeit anzubieten, über die Liga gegen die Söldnercompagnien Aufſchlüſſe zu geben und in alle Einzelheiten der italieniſchen Verhältniſſe nach dem ſpeziellen Inhalt der Inſtruction einzugehn, die Umſtände des Krieges gegen Piſa zu erläutern, endlich Indulgenzen und Benefizien für florentiniſche Kirchen und Bürger oder Schutzbefohlene nachzuſuchen. Auch die Angelegenheiten von Privatleuten waren darin eingeſchloſſen.

---

1) L. Mehus, Epistola o sia Ragionamento di Messer Lapo da Castiglionchio. Bologna, 1753. S. 185.

In der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts begann man, ſtatt der lateiniſchen, der italieniſchen Sprache bei Abfaſſung der Inſtructionen ſich zu bedienen. Florentiniſcher Urkunden dieſer Gattung ſind eine Menge vorhanden, zum Theil gedruckt, ſehr viele handſchriftlich. Man begegnet in ihnen den Namen manches berühmten Verfaſſers: denn Florenz hatte das Glück, während des ganzen 15. Jahrhundert nacheinander eine Reihe ausgezeichneter Gelehrten und Staatsmänner zu Kanzlern und Staatsſchreibern zu haben, wie Coluccio Salutati, Lionardo Bruni, Carlo Marſuppini, Poggio Bracciolini, Benedetto Accolti, Bartolommeo Scala, Marcello Virgilio Adriani, denen zu Anfang des 16. Machiavelli und Donato Giannotti beizurechnen ſind. Die Form iſt immer noch äußerſt einfach, und dem abreiſenden Bevollmächtigten wird Punkt für Punkt vorgeſchrieben, was er zu thun hat. So als Machiavell im October 1503 während des Conclave, in welchem der Cardinal della Rovere als Julius II. zum Papſte gewählt ward, nach Rom geſchickt wurde. „Niccolò", beginnt die Inſtruction, „du ſollſt mit möglichſter Schnelligkeit nach Rom dich begeben, wohin du mehre Creditive an die verehrungswürdigſten Herren Cardinäle mitnehmen wirſt, denen wir beſondere Aufmerkſamkeit ſchulden, nämlich an den Cardinal von Rouen (d'Amboiſe), den von San Giergio (Raff. Riario), San Severino, Ascan (Sforza), San Pietro ad vincula (della Rovere) und Sta. Praſſede (Pallavicini). Dieſe wirſt du in unſerm Namen beſuchen und jedem derſelben mittheilen, wie wir ſchon Botſchafter ernannt und wie dieſe im Begriffe waren zu Pferde zu ſteigen, als die Nachricht vom Tode des

Papstes (Pius III.) ankam und die ganze Stadt in tiefe Trauer versetzte." Und nach Besprechung des eigentlichen Gegenstandes der Mission schließt die Instruction mit den Worten: „Sonst haben wir dir nichts im Besondern aufzutragen, ausgenommen daß du uns während deines dortigen Aufenthalts Tag für Tag fleißig Nachricht gebest von dem, was sich Bemerkenswerthes zutragen wird."

Die Instruction für die im J. 1506 von Pier Soderini nach Neapel an König Ferdinand gesandten Messer Francesco Gualterotti und Jacopo Salviati [1]) (von Adriani entworfen) enthält nichts als den Auftrag, dem Könige die Freude der Republik über seine Ankunft und auf geeignete Weise die Hoffnung auszudrücken, daß er einem großen Theile Italiens den Frieden wiedergeben werde, sowie einige Entschuldigungen anzubringen wegen des Nichtabsendens von Gesandten nach Spanien. Ein der Instruction beigelegter Ricordo verbreitet sich sodann über die zu verhandelnden politischen Fragen — die Besorgnisse wegen des Übergewichts der Venezianer in Italien, den Pisaner Krieg, die Zwistigkeiten mit Siena und Lucca, und den Antrag, Pisa den Königen von Spanien und Frankreich in gemeinschaftlichen Verwahrsam zu geben. Am Schlusse heißt es sodann: „Alles Obige wird zur Erinnerung für Euch aufgezeichnet, damit Ihr in Zukunft wisset, woran Ihr Euch zu halten habet. Ihr werdet dort sein, und wahrscheinlich wird Euch Ge-

1) Razzi, Vita di Piero Soderini, S. 186 fg. (Atti e lettere degli oratori inviati dalla Repubblica di Firenze al Re Ferdinando il cattolico in Napoli l'anno 1506.).

legenheit geboten werden, über dieſe Dinge zu reden. Von dem, was zur Verhandlung kommt, werdet Ihr uns Tag für Tag Kunde geben und Euch daran erinnern, daß wir in dieſen Verhältniſſen mehr auf Eure Klugheit bauen, als auf irgend eine ſchriftliche Anweiſung von unſerer Seite, die Euch im voraus und ferne vom Orte der Unterhandlung ertheilt werden müßte."

Die am 2. Dezember 1528 dem Baldaſſar Carducci gegebene, von Donato Giannotti entgegengezeichnete Inſtruction hebt folgendermaßen an: „Wenn wir gleich wiſſen, daß Eure Klugheit und Kenntniß der Verhältniſſe es überflüſſig machen, daß wir Euch eine lange Inſtruction ertheilen, umſomehr da Ihr Theil genommen an allen Berathungen, welche in Betreff der Angelegenheiten unſerer Stadt gepflogen worden ſind: ſo wollen wir doch nicht verfehlen, auch in Eurem Falle treu zu bleiben unſern alten Gewohnheiten, die zum Beſten der Stadt von unſern Vorfahren angenommen und beobachtet worden ſind." Und ferner, was die Angelegenheiten von Privatleuten betrifft: „Ihr werdet von vielen unſerer Bürger, und namentlich von Giuliano degli Aleſſandri Aufträge hinſichtlich ihrer Privatangelegenheiten erhalten. Dieſe wünſchen, zu ihren Gunſten durch Euch etwas ausrichten zu ſehn. Daſſelbe tragen wir Euch auf, da uns obliegt zu ſorgen für ſolche, deren Wohlergehen unſerer Stadt zur Ehre gereicht wie zum Vortheil."

Die Creditive waren kurz abgefaßt und, wenigſtens in der frühern Zeit, der Regel nach in lateiniſcher Sprache. Einige derſelben mögen hier als Proben ſtehen. Cola di Rienzo beglaubigte ſeine Geſandten bei der Si-

ıorie von Florenz im Juni 1347 durch folgendes Schrei-
n [1]):

„Den erhabenen und gebietenden Herren, dem Po-
ſtà, Capitano, Buonuomini, dem Synodus, Rath und
emeinde der Stadt Florenz, den ergebenen Söhnen des
il. römiſchen Volkes. Durch die Gnade unſeres
rmherzigen Gebieters Jeſus Chriſtus, Nicolaus, der Ge-
:enge und der Milde, Tribun der Freiheit, des Friedens
ıd der Gerechtigkeit und Befreier der heil. Römiſchen
epublik, Gruß und Mehrung von Frieden und Glück.
ıa wir durch die Gnade des heil. Geiſtes mit allen
räften der Seele und des Körpers bedacht ſind und
achſam für das Heil, die Freiheit, den Frieden und das
:echt des heil. Römiſchen Volkes und der Römiſchen
rovinz, für die Verſöhnung des geſammten heil. Italiens
ıd die Erneuerung der alten Freundſchaft zwiſchen dem
:ömiſchen Volke, Euch und ganz Italien, wie auch für
Schwächung und Ausrottung jeder Tyrannei: ſo haben
ir in der Abſicht, Einiges, was uns am Herzen liegt,
ıündlich Euch mitzutheilen, den Vorzeigern gegenwärti-
en Schreibens, dem edeln und tapfern Herrn Pan-
olfo Guido de' Franchi, dem Herrn Matteo de'
Jeanni Anwalt, und den verſtändigen Männern Ste-
anello de' Borzj und Francesco de' Baron-
elli [2]), unſern geliebten Bürgern und Abgeſandten (Am-
ıaxatoribus), in vollem Vertrauen Auftrag dazu er-
heilt. Wir bitten Euch dem Bericht derſelben unbe-

1) Gaye, Carteggio inedito d'artisti etc. Vol. I. S. 395.

2) Rienzo's Nachfolger im Tribunat.

ſchränkten Glauben zu ſchenken und auf ihre Mittheilungen einzugehn."

Der Geſandtſchaft, welche die florentiner Signorie im J. 1366 an Papſt Urban V. ſchickte [1]), von welcher oben die Rede war, wurde folgendes Beglaubigungsſchreiben mitgegeben:

„Heiligſter Vater und Herr. Da wir zur Abmachung von verſchiedenen, unſer Gemeinweſen betreffenden Geſchäften die untenbezeichneten Ueberbringer gegenwärtigen Schreibens, unſere ehrenwerthen Bürger, als unſere Geſandte (ambaxiatores) bei Ew. Heiligkeit mit unbegrenztem Vertrauen beſtellen und wünſchen, daß es denſelben gelingen möge, ihrer Aufträge bald und glücklich ſich zu entledigen: ſo bitten wir demüthig Euer Apoſtolat, daß Ew. Heiligkeit Gewogenheit die in unſerm Namen zu machenden Vorträge genannter Geſandten wohlwollend aufnehmen und in Gnaden erwägen möge, ihnen oder uns, den in angeſtammter Anhänglichkeit aufrichtigen Söhnen der römiſchen Kirche und Ew. Heiligkeit vollen Glauben ſchenkend. Gegeben zu Florenz den 18. October 1366.

Nämlich den Herrn Niccolò degli Alberti Ritter, den Herrn Lapo da Caſtiglionchio, Lehrer des canoniſchen Rechts, und den Herrn Carlo Strozza degli Strozzi."

So auch das folgende Creditiv für Machiavelli bei deſſen Sendung nach Forli im J. 1499: „An Ihre Excellenzen die Frau Caterina Sforza Visconti [2]) und

1) Mehus Epistola etc. S. 179.

2) Dieſe Caterina war eine Tochter Galeazzo Maria

den Herrn Ottaviano Riario, Beherrscher von Imola und Forli, und unsere lieben Freunde. Verehrteste und vortrefflichste Herrschaften, lieben Freunde. Wir senden zu Ew. Excellenzen den Niccolò Machiavelli, unsern Bürger und Geheimschreiber, der unserm Auftrage gemäß Vieles Euch vortragen wird, welchem wir von Eurer Seite das festeste Vertrauen geschenkt zu sehn wünschen, gleichsam als redeten wir selber. Lebet wohl. Aus unserm Palast, den 12. Juli 1499. Die Prioren der Freiheit und der Venner des florentinischen Volkes. (Entgegengezeichnet:) Marcellus (d. i. M. V. Adriani.)."

Gewöhnlich wurden den Creditiven besondere Empfehlungsschreiben an Minister oder andere hochgestellte Personen am Hofe beigefügt. So erhielten die mehrgenannten florentinischen Abgesandten im J. 1366 besondere Beglaubigungen für das Cardinals-Collegium, für den Cardinal von Clúny, Legaten zu Bologna, für die lombardischen Fürsten und für den päpstlichen Geheimschreiber, M. Francesco Bruni. In gleicher Weise begleitete Papst Alexander VI. das vom 28. Sept. 1498 datirte Beglaubigungsschreiben („dilectum filium ducem Valentinensem, quo nihil carius habemus") an König Ludwig XII. mit einem Schreiben an des Königs ersten

---

Sforza's und in erster Ehe mit dem Riario von Forli vermählt, von dem sie einen Sohn, Ottavian, hatte, in zweiter mit Giovanni di Pierfrancesco de' Medici, dem sie (6. April 1498) den berühmten Giovanni delle Bande nere (Anführer der unter dem Namen der schwarzen Banden bekannten florentinischen Soldtruppen) gebar. Caterina selbst machte sich einen Namen durch ihre Entschlossenheit und Kühnheit.

Kämmerer, de Bouchage [1]); ſo Clemens VII. das Creditiv des Datars Giberti, als er 1524 nach Frankreich ging, mit einem Empfehlungsſchreiben an den Marſchall, nachmaligen Großmeiſter, endlich Connetable von Frankreich, Herrn von Montmorency [2]). Derſelbe Papſt gab dem Protonotar Gambara, als er im Dez. 1527 von Orvieto aus denſelben als Nunzius nach Frankreich und England ſandte, Schreiben an Luiſen von Savoyen, des Königs Franz Mutter, und an Montmorency mit [3]). An Montmorency, durch deſſen Hände überhaupt Alles ging und an welchen namentlich alle Italiener ſich wandten, die vom Könige etwas wollten, wie die zahlloſen Briefe aller Art beweiſen, die in Archiven und Bibliotheken zu Paris aufbewahrt werden, gab man auch dem Carducci ein beſonderes Creditiv mit, neben dem an den König, durch welches er ſtatt des bisherigen Geſandten, des Biſchofs von Saintes, Giuliano Soderini, beim franzöſiſchen Hofe beglaubigt ward. Dies Schreiben lautet folgendermaßen:

„Verehrungswürdigſter Herr und unſer lieber Bruder. Da wir den berühmten Rechtsgelehrten Meſſer Baldaſſar Carducci, unſern ſehr edeln Bürger, zu unſerm Botſchafter bei dem allerchriſtlichſten Könige beſtellt haben, ſo wollten wir auch an Ew. verehrungswürdigſte Herrlichkeit demſelben ein Beglaubigungsſchreiben mitgeben. Denn E. v. H. Würde und Berühmtheit iſt ſo groß, daß wir ſehr viel geben auf Eure gute Meinung und Euren

1) Documenti di storia Italiana vol. I. S. 29.

2) A. a. O. I. 178.

3) A. a. O. I. 283.

Schutz. Es wird uns beſonders erwünſcht ſein, wenn dem, was in unſerm Namen durch ihn vorgebracht werden wird, von Eurer Seite Glauben zu Theil wird. Gehabt Euch wohl. Aus unſerm Palaſt, den 30. Nov. 1528. Die Prioren der Freiheit und der Venner des florentiniſchen Volkes. (Entgegengezeichnet:) Aleſſ. Lapaccini." — Aufſchrift: „An den edeln Herrn Anna, Herrn von Montmorency, Großmeiſter von Frankreich ꝛc. ꝛc."

Reiſen.

Die Art und Weiſe, wie man in frühern Zeiten reiſte, und die Hofeinrichtungen, wie ſie bis zum Schluſſe des 16. Jahrhunderts und zum Theil noch drüber hinaus beſtanden, kamen den Diplomaten mehr zu ſtatten, als in unſern Tagen gewöhnlich der Fall iſt, Länder und Bewohner genauer kennen zu lernen. Denn die Reiſen wurden ziemlich langſam zu Pferde abgemacht, und wohin der Hof ging, folgten die Geſandten im Kriege wie im Frieden. Der größere oder geringere Aufwand beim Reiſen, in Bezug auf die Zahl der Begleiter und Pferde, das Gepäck u. ſ. w., mußte natürlich bedingt werden durch die perſönlichen Verhältniſſe jedes Einzelnen, durch die Stellung, die er einnahm, durch die Entſchädigung, die ihm gewährt ward. Außer bei feierlichen Ambaſſaden, wie man ſie bei Krönungen, Vermählungen, beim Empfang gekrönter Häupter und ähnlichen Veranlaſſungen anordnete, und an denen immer mehre Perſonen mit gleichem Rang und Titel theilnahmen, pflegten die Einrichtungen äußerſt einfach zu ſein. Gemäß einer Vorſchrift des großen Raths zu Venedig, vom 24. Febr.

1293, durften die Gesandten sogar nicht mehr denn ein Pferd in ihrem Gefolge führen. Als Dante seine Aufträge beim Magistrat toscanischer und umbrischer Städte ausführte, ritt er wahrscheinlich allein durch das Land umher, und als zwei Jahrhunderte später Machiavelli Mission nach Mission aufgetragen ward, ging es wol nicht mit viel größerm Pomp her. Einigermaßen besser scheinen damals die Venezianer dran gewesen zu sein, oder weniger sich gescheut zu haben, auf Staatskosten Aufwand zu machen. Wenigstens hielt man es für nöthig, durch eine am 9. Dez. 1483 erlassene Verordnung den Gesandten zu untersagen, mehr denn zwölf Pferde und zwei Stallmeister mit sich zu führen. — In Florenz bestand eine Bestimmung, gemäß welcher die Gesandten, wenn sie die Stadt verließen, auf ihren Posten sich zu begeben, im Augenblick der Abreise eine von einem öffentlichen Notar aufgesetzte Bescheinigung darüber nach der Kanzlei der Signorie senden mußten. Tag und Stunde, sowie die Zahl des Gefolges waren darin bezeichnet.

Die Depeschen des Machiavell enthalten eine Menge Detail über die persönlichen Verhältnisse der Diplomaten, insofern dieselben hier in Betracht kommen. Nehmen wir gleich seine erste Legazion bei König Ludwig XII. von Frankreich, zu welchem er im J. 1500 gesandt ward, um über die während der Belagerung Pisas mit dem Herrn von Beaumont, Befehlshaber der französischen und schweizerischen Hülfstruppen, vorgefallenen Mishelligkeiten Auskunft zu ertheilen. Als er und sein College Francesco della Casa zu Lyon eintrafen, hatte der Hof diese Stadt bereits verlassen. Da es ihnen nicht möglich war, dem Hofe mit der Post zu folgen, kauften

sie Pferde und machten sich auf den Weg, nachdem sie vorerst von dem gewöhnlichen Botschafter der Republik beim Könige, Lorenzo Lenzi, geschriebene Instructionen erhalten hatten, nachträglich zu denen, welche die Zehne der Freiheit ihnen bei der Abreise aus Florenz ertheilt. Am 30. Juli 1500 traten sie also mit schlechten Pferden, wie sie solche eben vorfanden, die Weiterreise an und kamen, vielfach gehindert durch ihre Rossinanten und durch eine ansteckende Krankheit, welche das Land verheerte, am 7. August vor Mittag in Nevers an, wo sie den König Ludwig fanden, mit geringem Gefolge, weil der Raum beschränkt war. Kaum vom Pferde gestiegen, gingen sie auch schon zum Cardinal von Rouen, George d'Amboise, des Königs erstem Minister, von welchem sie nach vorläufiger Unterredung zum Könige geführt wurden, der eben zu Mittag gegessen hatte und dem sie ihre Creditive überreichten, in Gegenwart einiger wenigen Personen. Als der Hof sodann nach Montargis ging, folgten die florentinischen Abgeordneten ihm dahin, hierauf Ende August nach Melun, von wo Della Casa, fieberkrank, nach Paris ging, sich heilen zu lassen; Machiavell Mitte Septembers nach Blois, wohin der König sich verfügte. Von Blois begaben Hof und Diplomaten sich nach Nantes am 14. October, sodann nach Tours, wo auch der kaiserliche Botschafter, Filipp von Nassau, sich einfand. Aus letztgenannter Stadt schrieb Machiavell am 24. Dezember seine letzte Depesche. Am 14. Januar folgenden Jahres war er wieder in Florenz, wo Della Casa erst zwei Monate später eintraf.

Die Berichte Machiavells über seine dritte Sendung nach Frankreich im Jahre 1510 sind aus Lyon,

Blois und Tours geſchrieben; die über ſeine Sendung nach Deutſchland zu Ende 1507, wo er dem ordentlichen Botſchafter Fr. Vettori eigentlich nur das Ultimatum hinſichtlich der Geldzugeſtändniſſe an Kaiſer Maximilian im Falle eines Römerzugs zu überbringen hatte, ſind aus Botzen, Trient und Innsbruck. Guicciardini's Depeſchen aus Spanien, mit Ausſchluß des erſten zu Montpellier geſchriebenen Briefes, in welchem er u. A. die Schwierigkeiten ſchildert, welche ſeiner Reiſe durch Südfrankreich ſich in den Weg ſtellten, weil man ihm nicht geſtatten wollte, durch dieſe Provinzen nach Spanien ſich zu begeben, ſind aus Burgos, Logrono, Valladolid, Medina del Campo und wieder aus Valladolid, wohin er dem Hofe folgte. Gleicherweiſe die Berichte des Grafen Caſtiglione aus Madrid, Toledo, Sevilla, Cadiz (nach welchen Orten er Karl V. folgte, als derſelbe ſein Beilager mit Eleonoren von Portugal halten wollte), Granada, Valladolid, Burgos. Vincenzo Quirini, venezianiſcher Botſchafter bei Filipp dem Schönen, reiſte im Februar 1505 „durch den rauheſten Theil Deutſchlands" nach Strasburg, wo Kaiſer Maximilian damals Hof hielt, und begab ſich ſodann nach den ſüdlichen Niederlanden, wo er dem jungen Könige überall folgte, bis der Gheldriſche Krieg beendigt war. Am 10. Januar 1506 ging er ſodann mit dem Gefolge des Königs an Bord und fuhr nach England über, wo damals Heinrich VII. regierte. Der dortige Aufenthalt war kürzer: ſchon am 22. April ſchiffte Filipp mit ſeinem Hofe ſich ein und erreichte nach viertägiger Fahrt den Hafen von Corunna in Galizien. Hier wurde einen Monat lang Halt gemacht und ſodann die Reiſe nach Caſtilien

angetreten, wo Ferdinand der Katholische seinen Schwiegersohn empfing. Kurz nachdem er von seinem Königreich Castilien mit seiner Gemahlin Johanna Besitz genommen, starb am 25. September 1506 der junge König und der Botschafter kehrte noch im Laufe desselben Jahres nach Venedig zurück. Niccolò Tiepolo wurde 1530 zu Karl V. nach Bologna gesandt und folgte dem Kaiser nach Deutschland, wo er den Reichstagen von Augsburg und Speier beiwohnte.

Diese wenigen Beispiele mögen statt vieler dienen. Von Bequemlichkeit war bei diesem Umherziehn nicht immer die Rede. Baldassar Carducci schreibt aus Lyon am 4. Januar 1529: „Wenn der allmächtige Gott nicht Jenen hülfreiche Hand leistete, die, ihren Obern zu gehorsamen, Aufträgen sich unterziehen, welche ihre Kräfte übersteigen, so würden sie leicht in medio itineris sitzen bleiben. Mit dieser gnädigen Hülfe sind wir, mit nicht geringer Beschwerde und nach Überwindung vieler Hindernisse, welche Eis und Schnee und sonstige Übelstände der Jahrszeit uns in den Weg legten, am 1. Januar glückich in dieser Stadt angelangt, wo wir vom hiesigen Gouverneur und von den Landsleuten erwartet und ehrenvoll empfangen wurden. Obgleich nun das Wetter sehr feucht ist, sodaß es unbequem sein wird zu reiten, so werden wir doch, so es Gott gefällt, in zwei Tagen uns zum Hofe begeben, entweder zu Wasser oder zu Lande, wie es am passendsten sich zeigen wird."

Ceremoniel.

Mehr noch denn Anderes, unterlag dieser Zweig gesandtschaftlicher Verhältnisse im Laufe der Jahrhunderte bedeutenden Modificationen.

Als noch die republikanische Einfachheit herrschte, welche in Italien länger währte, als man glauben sollte, wenn man die vielen Klagen der Chronikenschreiber und Dichter über den überhandnehmenden Luxus liest — Klagen, welche wenigstens vor unsern Augen so ziemlich verschwinden, wenn wir zufällig auf die gegen diesen Luxus erlassenen Verordnungen blicken, oder räumliche Verhältnisse und Bedingungen in Betracht ziehn — als noch republikanische Einfachheit herrschte, war auch vom Ceremoniel wenig die Rede. Der Abgesandte wurde der Behörde vorgeführt, an welche seine Botschaft lautete, entledigte sich mündlich seines Auftrages und erhielt auf diese Weise seinen Bescheid. Waren es Sachen von geringerem Belange, oder solche, in denen die Entscheidung sogleich erfolgen konnte, so war die erste Audienz auch die letzte. Sonst verweilte der Abgesandte, bis sein Geschäft abgemacht war, selbst bis zu mehren Monaten. In einzelnen Fällen, namentlich bei Friedensstiftungen in Parteizwisten, wurde ein Parlament auf öffentlichem Platze angeordnet; ebenso, wenn die Abgesandten an das Volk appellirten. Am päpstlichen Hofe, in Rom wie in Avignon, bestand Jahrhunderte lang diese große Einfachheit, die allmälig einem complizirten Ceremoniel Platz machte, sowie die Geschäfte selbst complizirter wurden und die verschiedenen Rangverhältnisse von Fürsten und Staaten sich geltend machten. Vieles in diesen war willkürlich

oder conventionell, und die relative Stellung der entweder völlig ſouveränen, oder aber zum Reich oder zum Papſte in irgend einem Lehnsverbande ſtehenden Fürſten und Republiken war mancherlei oft verſchiedenartigen Deutungen und Entſcheidungen unterworfen. Die Abgeſandten des Papſtes, Legaten, Nunzien u. A. hatten, wie ſchon geſagt, den Vortritt vor allen übrigen, nach ihnen gingen die der Republik Venedig den andern voraus. Von den fremden Geſandten in Italien hatten natürlich die kaiſerlichen (wenn man dieſe als eigentlich fremde bezeichnen darf) den erſten Platz, dann Frankreich, hierauf Spanien. Beim tridentiner Conzil brach indeß zwiſchen dem franzöſiſchen Botſchafter de Lanſac und dem ſpaniſchen de Luna ein heftiger Zwiſt aus, weil letzterer den Vortritt nicht zugeſtehn wollte. Die Entſcheidung war gegen ihn, doch mußte man ein beſonderes Arrangement treffen. Für alle andern Italiener ſcheint lange Zeit das Recht des Vortritts unentſchieden geweſen zu ſein, und es iſt begreiflich, daß miteinander ſtreitende Anſprüche einander hier in den Weg traten. Man braucht nur auf zeitweilige Verhältniſſe zu ſehn. So mußte Neapel die Oberlehnsherrlichkeit der Kirche anerkennen, während ſeine Beherrſcher königlichen Rang hatten; Florenz ſah ſich als völlig unabhängigen Freiſtaat an, während die Kaiſer die Reichsoberhoheit behaupteten und am Ende bei zwei entſcheidenden Veranlaſſungen geltend machten; die Eſte waren als päpſtliche Feudatare Markgrafen von Ferrara, während ſie als kaiſerliche Lehnsträger bereits den Titel von Herzögen von Modena und Reggio führten; die Della Rovere ſtanden zugleich unter dem Papſt und dem Reich als Herzöge von Urbino und Grafen von Montefeltro;

die Farneſen waren als Herzöge von Caſtro und Ronciglione Feudatare des Papſtes, und auf die Oberhoheit ihrer Staaten von Parma und Piacenza machten Kaiſer wie Papſt Anſpruch, ſodaß noch im J. 1768 Clemens XIII. in dem Streit mit Parma wegen der Jeſuiten, der Collation der Benefizien und des Exequatur in einem Breve von „nostro Ducato di Parma et di Piacenza“ ſprach. Eine Menge anderer Verwicklungen dieſer Art nicht zu gedenken [1]).

Die Ehrenbezeugungen, welche den Abgeſandten zu Theil wurden, richteten ſich nicht ſowol nach dem Range derſelben, wenigſtens in den frühern Zeiten nicht, da dieſer in vielen Fällen nicht genau beſtimmt war, ſondern nach der Stellung des Staates, dem ſie angehörten, und

---

1) Borſo d'Eſte wurde im J. 1452 durch Kaiſer Friedrich III. zum Herzoge von Modena und Reggio, und Grafen von Rovigo und Comacchio erhoben, im J. 1471 durch Papſt Paul II. zum Herzog von Ferrara. Federigo di Montefeltro, Graf von Urbino, erhielt im J. 1474 von Sixtus IV. den herzoglichen Titel, der nach dem Tode Guidubaldo's, des letzten Feltriers, (1508) auf Francesco Maria della Rovere, Signore von Senigallia überging, deſſen Vater Giovanni die Tochter des Herzogs Federigo zur Gemahlin hatte. Die Grafſchaft Montefeltro, die eine Zeitlang den Florentinern gehörte, wurde von Urban VIII. nebſt Urbino eingezogen, obſchon ſie Reichslehn war, wie Comacchio, hinſichtlich deſſen noch im vorigen Jahrhundert und ſelbſt in neuerer Zeit Streitſchriften gewechſelt worden ſind. Pier Luigi Farneſe wurde 1537 Herzog von Caſtro, 1545 Herzog von Parma und Piacenza. Camerino, einſt ein Lehen der Familie Varano, gehörte eine Zeitlang ſeinem Sohne Ottavio, dann auf einige Zeit dem Bruder P. Julius' III., Baldovino del Monte.

nach den Verhältniſſen des Fürſten oder der Republik, bei denen ſie accreditirt waren. Die Herzöge von Mailand gingen den venezianiſchen Botſchaftern bis in das vorderſte Gemach entgegen, behielten das Barett in der Hand und blieben ihnen zur Linken, bis ſie in den Audienzſaal traten. Wenn der Botſchafter ſich entfernte, ſo geleiteten ihn Ehrenwachen und der ganze Hofſtaat. — Die Venezianer Soriano und Capello beſchreiben in ihrer gemeinſchaftlichen Depeſche aus Florenz (27. April 1529) ihre Abſchieds- und Antritts-Audienz. Am Tage des heil. Marcus hielt Capello ſeinen Einzug in die Stadt, auf Befehl der Signorie feierlich empfangen und nach ſeiner Wohnung geleitet. Am folgenden Morgen hatte er die gewöhnliche öffentliche Audienz, in welcher er, wie er ſich ausdrückt, in gewählten Worten, wie Gottes Barmherzigkeit ihm ſie eingab, die in ſeiner Inſtruction ihm ertheilten Aufträge vorbrachte, worauf der Venner (Fr. Carducci) ihm auf eine ſo verſtändige wie ehrerbietige Weiſe antwortete und die Geſinnungen der Republik gegen den Dogen ausdrückte, wie den Wunſch, das gute Einverſtändniß zu bewahren. Soriano beurlaubte ſich ſodann bei der Signorie mit paſſender Rede, da er im Begriff ſtand, über Piſtoja, Modena und Ferrara nach Hauſe zurückzukehren. Nach dem Mittagsmahl beſuchten Beide den franzöſiſchen Geſandten, Herrn von Velly, an den ſie gleichfalls Aufträge hatten. Am nächſten Morgen verfügten ſie ſich zum Magiſtrat der Zehne der Freiheit und des Friedens, wo auch Velly ſich einfand, und hier begannen ſie — d. i. Capello und Velly — ihre eigentlichen Geſchäfte zu verhandeln, welche ſich namentlich auf das Bündniß mit Frankreich gegen Karl V. und die Lage

der italieniſchen Angelegenheiten bezogen. Soriano verließ ſodann die Stadt am 28. April.

Am päpſtlichen Hofe ſpielte das Ceremoniel von jeher ein wichtige Rolle, und da hier Verhältniſſe ſich finden, welche von den an allen andern Höfen vorkommenden ganz verſchieden ſind, ſo dürfte eine Schilderung deſſelben nicht überflüßig ſein. Die Botſchafter gekrönter Häupter hielten einen feierlichen Einzug, im 16. Jahrhundert von der Villa di Papa Giulio vor dem Flaminiſchen Thore an, wo ſie von einem Theile der Prälatur, den dienſtthuenden Edelleuten der Cardinäle [1]), dem päpſtlichen Haushaltbedienten u. ſ. w. mit geſchmückten Maulthieren abgeholt wurden. Kamen ſie zur See, ſo wurden ſie in Civitàvecchia empfangen. In der Sala regia im Vaticaniſchen Palaſt, die von dieſem Umſtande den Namen hat, fand der feierliche Empfang ſtatt und ſie hatten ihre Antrittsaudienz in einem öffentlichen Conſiſtorium. Eine ähnliche wurde auch den Abgeſandten von Mantua, Ferrara und Montferrat zugeſtanden. Nach derſelben machten ſie den erſten Beſuch bei dem Cardinaldecan und hierauf beim ganzen heil. Collegium: der Cardinaldecan ſtattete den Gegenbeſuch ab, nachdem er erfahren, daß alle Cardinäle beſucht worden waren. In Hinſicht der Equipagen u. ſ. w. theilten die Botſchafter das Privile-

1) Ein einziges Mal gingen ſämmtliche Cardinäle einem Botſchafter entgegen. Es war, als Alfons XI., König von Leon und Caſtilien, nach dem glänzenden Sieg über die Mauren bei Tarifa hundert vornehme Sklaven, hundert arabiſche Pferde, eine Menge goldner und ſilberner Gefäße und viele feindliche Fahnen nach Avignon ſandte.

gium goldner Quasten an den Köpfen der Pferde mit den römischen Fürsten und den Cardinälen aus fürstlichen Häusern. Bei dem feierlichen Zuge nach dem Lateran am Tage der Besitznahme (possesso) eines neuen Papstes gehörten ihnen Ehrenplätze. Beim Possesso Leo's X. im J. 1513 ritten sie in folgender Ordnung. Erst kamen die Deputirten oder Oratori der Provinzen des Kirchenstaats, nämlich der Mark, des Patrimoniums, des Herzogthums Spoleto, der Romagna und Bolognas [1]), hierauf die Botschafter von Florenz, Venedig, Spanien, Frankreich und dem Kaiser. Ihnen folgte der Senator von Rom, der Präfect von Rom, Herzog von Urbino, und das päpstliche Kreuz. Bei solchen Gelegenheiten gab es indeß anhaltend Rangstreitigkeiten, zwischen den Botschaftern und dem Senator, dem Governatore di Roma (welcher den ersten Rang in der gesammten Prälatur hat), sowie den principi assistenti al soglio. Ein Gleiches war der Fall bei den Prozessionen der Pontificalmessen (zu Weihnachten, Ostern und Sanct Peter), wo die Botschafter nach dem heil. Collegium und vor dem Tragsessel des Papstes (Sedia gestatoria) zu gehn pflegten. Es kam so weit, daß einmal die Frohnleichnamsprozession im J. 1696 unter Innocenz XII. wegen eines Streites des kaiserlichen Botschafters Grafen Martiniz

1) Bologna und Ferrara hatten, nachdem letzteres Herzogthum eine päpstliche Legazion geworden, immer Botschafter in Rom, freilich mit einem von den Diplomaten fremder Höfe verschiedenen Charakter. Erst mit der französischen Occupazion nahm dies ein Ende. Die Präcedenz unter diesen beiden Botschaftern war unentschieden: bei feierlichen Veranlassungen pflegten sie deshalb abzuwechseln.

mit den Cardinaldiaconen vier Stunden lang aufgehalten ward. Martiniz, welcher deßhalb und anderer Misverſtändniſſe wegen abberufen ward, brachte es auch dahin, daß das Erſcheinen der Botſchafter bei den päpſtlichen Functionen in der Sixtiniſchen Kapelle endlich unterblieb. Früher ſtanden die Botſchafter auf der Erhöhung neben dem päpſtlichen Thron, neben dem erſten Cardinaldiaconus und vor den römiſchen Fürſten. Bei den feierlichen Gaſtmählern am Tage der Beſitznahme pflegten ſie ebenfalls zugegen zu ſein. So wurde durch ſie im J. 1503 Julius II. das Waſſer und die beiden erſten Schüſſeln gereicht. Die Abſchiedsaudienzen waren ſehr feierlich. Mit neun Wagen fuhr der Botſchafter vor dem Palaſte auf, mit Degen und Sporen. Die üblichen Geſchenke wurden ihnen beim Hinaustreten überreicht. Die Venezianer pflegten bei ſolchen Gelegenheiten mit den Inſignien der militia aurata (der nachmals ſo ſehr herabgewürdigte Orden vom goldnen Sporn) bekleidet zu werden.

Wie an andern Höfen außerhalb Italiens das Ceremoniel war, erſehn wir u. A. aus Guicciardini's Berichten über ſeine Sendung nach Spanien, wo er den Empfang ſeines Nachfolgers, Giovanni Corſi, ſchildert. Nach des Königs (Ferdinand von Aragon) Befehl war deſſen feierlicher Einzug durch den Vorſitzenden des Parlaments, den Biſchof von Cordova, angeordnet worden. Nach ſeiner Ankunft in Valladolid wurde ihm ſodann, der Sitte des Hofes gemäß, eine Wohnung angewieſen. Guicciardini hatte Eile und wollte nach ſeiner Heimat zurückkehren; der König war beinahe immer auf der Jagd und die Audienz verzögerte ſich. „Seine Majeſtät (ſchreibt Guicciardini für ſich und ſeinen Collegen)

am nach einer zwanzig Miglien von hier (Valladolid) elegenen Abtei, Namens Valbone, und da wir vernomnen, daß der König von dort nach dem gegen hundert Miglien entfernten Madrid ſich begeben wolle, daſelbſt en ganzen Winter zuzubringen, beſchloſſen wir, daß ich, Francesco Guicciardini, hinreiten ſollte, ſowol um hinſichtich der Audienz des neuen Botſchafters etwas zu beſtimmen, als auch um mich zu verabſchieden. Die Audienz wurde auf den 25. dieſes (October 1513) feſtgeſetzt. Als die Zeit herangekommen war, verfügten wir uns zu Sr. Majeſtät, und nachdem wir derſelben die ſchuldigen Ehrenbezeugungen dargebracht und ſodann die neuen Creditive Ew. Herrlichkeiten überreicht, führte ich, mit ſo bündigen Worten, als ich vermochte, Ew. Herrlichkeiten Auftrag aus, die Erkenntlichkeit für die von Sr. Majeſtät empfangenen Wohlthaten zu bezeugen und dieſelbe nie endenden Dankes zu verſichern. Nachdem ich nun in Ew. Herrlichkeiten Namen Sr. Majeſtät Alles angeboten, was derſelben von unſerer Seite frommen kann, und zuletzt Stadt und Staat empfohlen und dem Könige angezeigt, daß mein Nachfolger hier bei mir ſei: ſo wurde dieſer von Sr. katholiſchen Majeſtät ſo herzlich und gütig empfangen, als zu ſagen nur möglich iſt, indem der König verſicherte, daß längſt Ew. Herrlichkeiten in ſeinem Schutze ſtehn (Vostre Signorie hanno la sua protezione) und daß er für unſere Stadt ebenſo ſorge und mit gleicher Geſinnung ſie liebe wie irgend eine in ſeinen Reichen. Mit großem Wortreichthum entſchuldigte der König ſich ſodann, daß die Jagdvergnügungen (welche Se. Majeſtät bisweilen zu Fehlern verleiten) Urſache geweſen, weßhalb mein Einzug nicht mit jener Feierlich-

keit ſtattgefunden, welche er gewünſcht, und weshalb die gegenwärtige Audienz ſo lange aufgeſchoben worden."

Und des Cardinal-Legaten Salviati Schilderung ſeines Empfanges bei Karl V. im J. 1525: „Freitag den 29. d. (September) langte ich in Toledo an. Meine Ankunft ward verzögert durch die Schwierigkeiten, welche hinſichtlich meiner Wohnung die Domherren machten: durch Sr. kaiſerlichen Majeſtät Willen und Güte wurde aber Alles in Ordnung gebracht. Ehe ich einzog, kam der Erzbiſchof von Bari (Stefano Merino) in Toledo an, dem ich Auskunft gegeben über Alles, was beim Einzug zu thun war. Hierauf ſprach er mit dem Kaiſer und mit dem Conſeil und Alles wurde zugeſtanden, wie ich es verlangte. Bei meinem Einzug ſandte mir alſo Se. kaiſerl. Majeſtät vorerſt viele Edelleute entgegen, hierauf die Deputirten der Inquiſizion und die Domherren und Cleriſei der ganzen Stadt. Dann kam das Conſeil Sr. Maj. mit allen Prälaten, und am Ende kam mir der Kaiſer ſelbſt entgegen, zwei Büchſenſchüſſe weit vors Thor, mit allen Botſchaftern und Fürſten, die anweſend waren. Se. Majeſtät empfing mich mit großen Ehrenbezeugungen und vieler Güte, und wollte mir den Platz zur Rechten geben, was ich ausſchlug, indem ich Se. Maj. vorausgehn ließ. So gelangten wir zuſammen zur Stadt, wo der Baldachin bereitet war, getragen von den genannten Herren und Edelleuten. Der Zulauf des Volkes war unermeßlich und während des ganzen Zuges redete der Kaiſer mit mir mit vieler Freundlichkeit und Vertraulichkeit. Als wir zur Cathedrale gelangten, war es ſchon dunkel, und Se. Majeſtät blieb andächtig, bis ich den Segen ertheilt hatte. Dann entfernte ſich

der Kaiser und ließ mich in der Kirche, bis ich in meine Gemächer gehn konnte, welche auf seinen Befehl der Erzbischof von Toledo prächtig hatte einrichten lassen. Obgleich der Erzbischof krank war, ließ er sich doch zu mir tragen und wollte dann, daß ich bei ihm zu Nacht speisen sollte. — — Gestern hatte ich beim Kaiser eine geheime Audienz, zu welcher ich von vielen Prälaten, vom Herzog von Begia und vielen Grafen und Herren abgeholt wurde. Se. Majestät kam mir entgegen bis zur Thüre des großen Saals, empfing mich mit größter Leutseligkeit und hörte mich ruhig und aufmerksam an, indem ich über den allgemeinen Frieden der Christenheit, den Krieg gegen die Ungläubigen und endlich über die Angelegenheiten Luthers sprach." [1])

Oben war die Rede von den Rangverhältnissen der italienischen Staaten, und ich muß zurückkommen auf diesen Gegenstand, insoweit er sich auf das 16. Jahrhundert bezieht, da er für die Geschichte desselben nicht ohne Wichtigkeit ist. Den ersten Rang nach dem Papste hatte, wie gesagt, die Republik Venedig. Dieser folgten, mit unentschiedener Präcedenz, die Herzöge von Savoyen und von Ferrara. Als aber durch die Bulle Pius' V. vom 27. August 1569 dem Herzoge von Florenz und Siena, Cosmus von Medici, der Titel eines Großherzogs von Toscana beigelegt wurde — eine Verleihung, zu der der Papst gar kein oder höchstens ein sehr problematisches Recht hatte — begann eine grenzenlose Verwirrung. Die Prinzen des Hauses Medici, das als regierendes Haus noch so neu war, und die Gesandten des Großherzogs

1) Documenti di storia Ital. I. 193.

verlangten den Vortritt vor allen übrigen italieniſchen Prinzen und Diplomaten (bei letzteren immer mit Ausſchluß der venezianiſchen), was zu den heftigſten Colliſionen und Streitſchriften Veranlaſſung gab. Auch nachdem, der Verwandtſchaft durch die junge Großherzogin wegen, das kaiſerliche Diplom Rudolfs II. vom 26. Januar 1576 den großherzoglichen Titel Franz I. von Medici beſtätigt, ruhte der Streit nicht. Savoyen und Eſte, beides uralte Häuſer, wollten ſich den Eindringlingen nicht fügen, und es traf ſich wol, daß dem Einen der Kaiſer Recht gab, der Papſt dem Andern, Frankreich dem Dritten. In die Titulaturen kam dabei die größte Unordnung. Mit dem herzoglichen und fürſtlichen Rang war die Eccellenza Illustrissima verbunden geweſen (dem Dogen von Venedig kam die Serenità und Serenissimo principe zu): die toscaniſchen Großherzoge aber legten ſich die Altezza Serenissima bei, dann machte Savoyen Anſprüche auf die Altezza Reale von wegen des leeren Königstitels von Cypern, der von der in Rom verſtorbenen Königin Charlotte, Schwägerin der bekannten Caterina Cornaro, welche ihr Reich an Venedig abtrat, an Ludwig von Savoyen übergegangen war. Im J. 1670 kam es deshalb in Rom zu einem großen Skandal, indem der toscaniſche wie der ſavoyiſche Geſandte eine Menge Leute bewaffneten und aus Toscana heimlich Bravi nach Rom geſchickt wurden, weil die genannten beiden Herren ſich wegen der von Seiten der päpſtlichen Schweizergarde geforderten Ehrenbezeugungen entzweit hatten. Die Klugheit des Cardinals Altieri war nöthig, den Frieden herzuſtellen. Cosmus III. erkaufte endlich für

chweres Geld vom Kaiſer Leopold ein Diplom, welches
)m die Altezza Reale gab.

Mit den bezeichneten Veränderungen im 16. Jahr-
)undert war nun eine große, lange nachhaltige Kriſis
ingetreten. Alle kleineren Fürſten begannen ſich zu mo-
)iren und neue Prädicate ſich beizulegen, die Della Ro-
)ere von Urbino, die Cybò-Malaſpina von Maſſa-Car-
:ara u. A. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts ſtand
)aher die arme Eccellenza auf ſehr ſchwachen Füßen
und mit ihr begnügten ſich höchſtens die Feudatare grö-
ßerer Fürſten und die vielen römiſchen Principi. Die
Verſchwendung von Titeln brachte es dahin, daß manche
derſelben ihre Bedeutung völlig verloren. In Genua und
Florenz gibt es Hunderte von Marcheſen, und doch war
dies ein Titel, der noch im 15. Jahrhunderte den Eſte
von Ferrara, den Gonzaga von Mantua gehört hatte
und den großen päpſtlichen Lehnsträgern, welche zeitweilig
die Mark Ancona beſaßen, wie unter Eugen IV. Fran-
cesco Sforza, der nachmalige Herzog von Mailand.
Nicht zu reden vom Grafentitel, der zur ſelben Zeit
z. B. mit Urbino und Montefeltro verbunden war.

Es konnte nicht fehlen, daß bei dieſen Rangſtreitig-
keiten auch die geſandtſchaftlichen Verhältniſſe in Verwir-
rung geriethen und auf allen Seiten Zwiſte, Klagen,
Reclamationen, Abberufungen erfolgten, während überall
die Prätenſionen ſich mehrten. Man findet dies ange-
deutet in der mehrerwähnten Relazion des Vinc. Fedeli,
der wegen einer ſolchen Präcedenzſache, wobei die Re-
publik Venedig ihre Würde verletzt glaubte, im J. 1561
plötzlich aus Florenz abberufen wurde. „Heutiges Tages,
ſagt er, wollen die italieniſchen Fürſten in Miſſionen und

Botſchaften (nelle legazioni ed ambascerie)' mit der durchlauchtigſten Republik wetteifern, und ſie weigern ſich Geſandtſchaften bei derſelben zu beſtellen, wenn nicht eine entſprechende Miſſion an ſie ſelbſt geſandt wird. Solcherweiſe werden ſie untreu dem Verfahren, welches ihre Ahnen unſerer Republik gegenüber beobachtet, bei der ſie, wie an königlichen Höfen, Geſandte hielten, ohne daß es ihnen auch nur in den Sinn gekommen wäre, auf Reciprocität Anſpruch zu machen. Jetzt führt man neue Formen ein, welche Abbruch thun dem, was einſt mit ſo vieler Würde beſtand. Nicht nur werden bei jeder, auch der geringſten Veranlaſſung Botſchafter abgeſandt, die nur ein Compliment auszurichten haben, ſondern man hält auch Reſidenten bei jenen Fürſten, denen die Botſchafter unſerer Republik vorauszugehn pflegen an den Höfen der Könige. So iſt es denn dahin gekommen, daß in unſerer Zeit die Botſchafter nicht nur nicht den Platz erhalten, der ihnen gebührt, ſondern im Vorzimmer auf die Audienz warten müſſen, indem der Fürſt, während er in ſeinen Gemächern Vergnügungen ſich hingibt, in ſeiner Grandezza den Anſchein haben will, als habe er viel wichtigere Geſchäfte zu verhandeln. Wird endlich der Botſchafter eingeführt, ſo läßt man ihn, ſtatt einen Ehrenplatz ihm anzuweiſen, daſtehn mit ſeinem Barett, und erſucht ihn nicht ſich zu bedecken, bis man merkt, daß er, der geringſchätzenden Behandlung müde, im Begriffe iſt, von ſelbſt es zu thun, ohne eine Weiſung abzuwarten."

Depeschen. Couriere.

Wenn die Diplomaten im 19. Jahrhundert so viele politische Berichte zu schreiben hätten wie die im 16., so würde man viel Geschrei und Klagen vernehmen. Aber in unsern Tagen nehmen die Zeitungen vielen Stoff weg, und sind auch nicht alle Nachrichten, welche sie geben, aus den besten Quellen geschöpft und manche Correspondenten nicht die tief eingeweihten Personen, wofür sie sich gerne ausgeben: manche offizielle Neuigkeit gelangt durch ihr Medium schneller an das auswärtige Ministerium als durch die Depeschen der Gesandten. In den frühern Jahrhunderten aber war es anders und die Berichte enthielten genaue Auskunft über Alles, was in der Stadt oder dem Lande vorging. Aus den Instructionen ersahen wir schon, wie es den Abgesandten zur Pflicht gemacht ward, beständig zu schreiben. Und dies thaten sie denn auch redlich. Waren es Missionen in italienischen Städten, so wurde auf den andern oder den dritten Tag Bericht erstattet. Im Auslande natürlich seltner und nach Maßgabe der sich darbietenden Gelegenheiten. Über vierzehn Tage hinaus scheint man indeß in keinem Falle gewartet zu haben.

Die Depeschen und die an die Abgesandten gerichteten Rescripte von Seiten der heimatlichen Behörden wurden entweder durch Couriere (Cavallari oder Fanti), nämlich reitende Boten, oder durch Gelegenheit, oder aber im 16. Jahrhundert durch die gewöhnliche Post befördert. Die Sendung eines Couriers von Florenz nach Paris scheint 70 — 80 Scudi gekostet zu haben. In Frankreich benutzten die italienischen Gesandten die poste royale,

wenn die Zeit des Abgangs derselben ihnen gelegen war. Häufig bedienten die Florentiner sich der Correspondenz der Handelshäuser und Wechsler, welche ziemlich lebhaft war, und trugen dann wol die Hälfte der Kosten. Als Machiavell im J. 1500 in Frankreich war, sandte er seine Depeschen gewöhnlich an das Handlungshaus Dei zu Lyon [1]), durch welches sie weiterbefördert

---

1) Bei dieser Gelegenheit muß ich in Erinnerung bringen, daß noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts Lyon das Centrum des Transithandels und Verkehrs Italiens mit Frankreich, England, Flandern und Deutschland war. Seit dem 14. Jahrhundert begann Lyon als Fabrikstadt sich auszuzeichnen, nachdem es, in großem Vortheil durch seine günstige Lage, lange schon als Handelsplatz und durch seine Augustmessen bedeutend gewesen war. Die Florentiner, die glücklichsten und reichsten Handelsleute und Wechsler zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts, hatten einen bedeutenden Theil des Verkehrs von Lyon in Händen und etablirten dort zahlreiche Commissionshäuser und Banken, ja eine Art Colonie. Unter denselben finden wir im J. 1521 die Namen der Albizzi, Strozzi, Salviati, Pitti, Ginori, Ridolfi u. v. a. Bei ihnen wurden von Königen und Staaten, namentlich von Frankreich, die bedeutendsten Anleihen gemacht. Die Kriege, welche von 1494 an Italien und die mit der Halbinsel in Berührung stehenden Länder zerfleischten, brachten durch Beschlagnahme von Gütern, Repressalien u. s. w. oft viel momentanes Unglück über den lyoner Handel, ohne ihn aber auf die Dauer stören zu können. Im J. 1548 gab es zu Lyon noch 37 angesehene florentinische Handelshäuser. Den härtesten Stoß gab diesem Verkehr das von Karl V. während seines Krieges mit Heinrich II. (der in Lyon Anleihen zu 4 — 5% machte und dem bei seiner Thronbesteigung der Handelstand der Stadt ein schönes don gratuit zusandte) erlassene Verbot, die Messen von Lyon zu besuchen, und die damit zusammenhangende Eröffnung der Messen zu Augsburg.

wurden. In dieser Hinsicht schreibt er einmal: „Ew. Herrlichkeiten muß ich noch ehrfurchtsvoll darauf aufmerksam machen, wie es leicht geschehen kann, daß wir bei wichtigen Vorfällen eigne Boten abzusenden haben möchten. Dies könnten wir nicht aus eignen Mitteln bestreiten, da wir ohne Geld und ohne Credit sind. Es wird daher nöthig sein, daß Ew. Herrlichkeiten veranstalten, daß dem Nasi oder dem Dei oder irgend einem andern unserer hier wohnenden Kaufleute Befehl ertheilt werde, unsere Briefe zu befördern. Geschähe dies nicht, so wür-

---

Florenz litt dabei unsäglich. Auch in Lucca, Genua, Mailand, welche mit diesem Platze starke Wechselgeschäfte machten, folgte ein Falliment dem andern. Der Herzog Cosmus von Medici, ungeachtet seines engen, wenn auch besonnenen Anschließens an das kaiserliche Interesse, konnte dennoch nie dahin gebracht werden, den Verbindungen seiner Unterthanen mit Lyon Hindernisse in den Weg zu legen, weil er einsah, daß der toscanische Handel darüber völlig zu Grunde gehn würde. Während der französischen Bürgerkriege wurden aber die Umstände so ungünstig, daß die florentiner Handelshäuser, die noch in Lyon waren, im J. 1575 an den Großherzog Franz eine Bittschrift einreichten: er möge ihnen die Consulatstaxen erlassen. Der immerwährenden Beunruhigungen wegen, und um den Verkehr mit Flandern und Deutschland im Gange zu erhalten, ließen viele sich in Chambery und Besançon nieder. Heinrich III. glaubte durch ein im J. 1576 erlassenes Verbot an die Wechsler und Handelshäuser in Lyon, mit genannten Orten in Geschäftsverbindung zu treten, den von jener Stadt weichenden Handel zu bannen. In neuerer Zeit, bei ganz umgewandelten Verhältnissen, verdankt Lyon seine Blüte der Industrie, namentlich den Seidemanufacturen, die jährlich im Durchschnitt für 100 Millionen Franken Waaren liefern.

den wir uns in großer Verlegenheit befinden und ohne unſere Schuld Vorwürfe erdulden müſſen."

Bei den Beförderungen durch Gelegenheit oder durch die Poſt wurde der nächſtfolgenden Depeſche jedesmal eine Copie der zuletztgeſandten beigelegt. Da ſo oft geſchrieben wurde, drei bis viermal in der Woche, in einzelnen Fällen ſelbſt täglich, und nicht immer Gelegenheit zur Abſendung da war, ſo wurde auch wol ein ganzes Paket auf einmal befördert. Die Art, wie dies geſchah, und das Datum wurden jedesmal genau bemerkt. Zum Beiſpiel in Machiavells Schreiben aus Rom im J. 1503: „Rom 18. November 1503. Gegenwärtiges geht mittelſt Staffette ab, durch die Hände Gio. Pandolfini's. Abgang um die 22. Stunde. Ihr habt das Gewöhnliche zu zahlen." Und ein andermal: „Rom 30. November. Gegenwärtiges Schreiben wird durch Staffette befördert und Ew. Herrlichkeiten werden dem Gio. Pandolfini das Gewohnte zahlen laſſen. Abgang um die vierte Stunde der Nacht." Auch von Neapel aus wurde die Correſpondenz der florentiniſchen Geſandten dieſem Pandolfini zugeſchickt. Gualterotti und Salviati ſchreiben ihm einmal Folgendes bei einer ſolchen Veranlaſſung: „Achtbarer Herr. Gegenwärtiges wird begleitet ſein von einem Paket mit Briefen an die Herren Zehne, und wir erſuchen Euch dieſelben ſogleich nach ihrer Ankunft, falls keine Gelegenheit da iſt, raſch und ohne Koſten weiter zu befördern, mittelſt Staffette ſie an Ihre Herrlichkeiten abzuſenden. Dieſer Staffette wollet Ihr bemerken, daß ſie in 24—25 Stunden den Weg zurückzulegen habe, wie das gewöhnliche iſt, nicht aber in 50, wie das letztemal. Was die Koſten betrifft, ſo gebet ſie den Salviati auf,

damit sie sich selbe erstatten lassen. An Giovanni de' Pandolfini und Genossen zu Rom. Den 10. April 1507."

Guicciardini's Berichte aus Spanien machten meist den Umweg über Rom nach Florenz, da der Courierwechsel mit dem päpstlichen Hofe sehr lebhaft war. Zum Theil gingen die Couriere zu Lande durch das südliche Frankreich, zum Theil fand die Beförderung von Barcelona aus zur See statt. Als der Graf Castiglione Nunzius in Spanien war, sandte er von Granada und andern Orten aus Couriere nach Frankreich, bisweilen an den Nunzius in Paris, Acciaiuoli, der sie dann mit seinen Depeschen nach Florenz beförderte. Zur See war es unsicher. Denn Andrea Doria, damals noch General-Capitän der französischen Galeeren, hielt Alles an, was aus Spanien kam, und nahm sich die Freiheit, die Depeschen zu öffnen. So berichtet Castiglione von Sevilla aus am 30. März 1526. Ein andermal klagt er über die Unzulänglichkeit der regelmäßigen Communication: „Wie Alles drunter und drüber geht (schreibt er aus Granada dem päpstlichen Secretär, M. Andrea Piperario, am 5. Juli 1526), so mag es leichtlich sein, daß Eure Briefe ihre Bestimmung verfehlt haben, wie wahrscheinlicher Weise manche der meinigen an Euch." Deßhalb bittet er auch, Duplicate der Schreiben zu senden, entweder an die italienischen Handelshäuser zu Barcelona, Valladolid und Saragoza, oder an die genuesischen Wechsler Centurioni und Grimaldi, welche dem Hofe Karls V. immer folgten. Einer der Couriere, welche damals die päpstliche Correspondenz besorgten, Busbacca genannt, der dem Cardinal Salviati 1525 De-

peſchen nach Toledo brachte, ſpielt eine Rolle in de Selbſtbiographie des Benvenuto Cellini.

Nicht ſelten war die Beförderung der Correſponden mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Währe der mehrerwähnten Belagerung von Florenz konnte d venezianiſche Botſchafter oft Keinen finden, der die Beſo gung ſeiner Depeſchen hätte übernehmen mögen, ſel wenn er ſchweres Geld dafür bot. Es war der Mi handlungen wegen, denen jeder, der die Stadt verli von Seiten der kaiſerlichen und noch mehr der päpſtlich Truppen ausgeſetzt war, welche letzteren faſt nur a plünderndem Geſindel beſtanden. So heißt es in ei Nachſchrift Capello's zu ſeinem Bericht vom 17. Sep tember 1529: „Gegenwärtiges habe ich bis zum 18. i ſechsten Stunde der Nacht bei mir behalten, aus Man gel an Boten. Denn der Weg über Bologna iſt nic ſicher, der durch die Garfagnana lang, beſchwerlich un ohne Poſten, ſodaß man dorthin keine Gelegenheit find Über Ravenna iſt heute Abend erſt einer von denen z mir gelangt, die mich treu bedienen, obgleich ſie bei ihr Paſſage durch das päpſtliche Gebiet den Strang um de Nacken haben und ihm wirklich nur mit genauer Noth entgangen ſind." Dies war ſo, bevor die Stadt einge ſchloſſen wurde: man denke ſich nun, wie es ausſah, al das feindliche Heer ſie umlagerte. Briefe, die an Ca pello gerichtet waren, gingen einmal verloren, weil Land leute, die verſprochen hatten ſie zu beſorgen, von Solda ten verfolgt, ſie hinter eine Hecke warfen. Nur die Ab ſendung von Bevollmächtigten, oder Boten des Malateſta welchen der Prinz von Orange Geleitsbriefe ertheilte, bo ten eine ſichere Gelegenheit dar.

Ganz zuverlässig war auch die Absendung von Couvrieren nicht. Waren ja doch die völkerrechtlichen Bestimmungen so wenig fest oder so wenig beachtet, daß Messer Paolo von Arezzo, welchen Clemens VII. im J. 1526 mit Aufträgen nach Frankreich und Spanien sandte, von Franz I. mit beinahe offener Gewalt festgehalten und erst dann freigelassen ward, als von Rom lebhafte Reclamationen eingingen [1]). Fürchtete man, daß die Depeschen in unrechte Hände gelangen könnten, so bediente man sich des Chiffre, entweder zu dem ganzen Bericht oder zu einzelnen Stellen. Namentlich im 16. Jahrhundert, das in einen unaufhörlichen Strudel sich durchkreuzender und befeindender Politik sich verwickelt sah. Chiffrirte Depeschen, mit dem Inhalt en clair zwischen den Zeilen, sind in den Archiven nicht selten. Der Chiffre selbst, aus Zahlen, Buchstaben und Zeilen zusammengesetzt, wechselte natürlich immerfort. Daß das theilweise Chiffriren, welches gegenwärtig gar nicht mehr vorkommt, unpraktisch war und zur Entdeckung des Chiffre Veranlassung geben konnte, sah man schon damals ein. So die florentinischen Gesandten zu Neapel in einem Schreiben an den Kanzler Adriani (vom 8. April 1507), aus welchem überdies hervorgeht, daß die florentinischen Chiffren nicht

---

1) Daß der diplomatische Charakter nicht immer gehörig respectirt wurde, beweist die Gefangennehmung eines bei Papst Benedict XII. in Avignon residirenden englischen Gesandten, welche auf Befehl des französischen Königs stattfand. Der Papst nahm aber die Sache scharf, nöthigte Filipp den Verhafteten freizugeben und ließ den Marschall des päpstlichen Hofes, der die Hand im Spiel gehabt, in seinem Beisein aufhängen. (Baluz. Miscellan. ed. Mansi. I. 443.)

gerade vortrefflich eingerichtet waren: „Messer Marcello, wir müssen Euch bedeuten, daß Eure Hülfsarbeiter, namentlich D. Luca, im Schreiben in Chiffren wenig behutsam sind. Ebenso machen wir Euch darauf aufmerksam, daß es besser wäre, den ganzen Brief ohne Chiffre zu schreiben, als einige wenige Stellen desselben zu chiffriren. Denn das, was vorhergeht und was nachfolgt, vereinigt sich, um jenes leicht verstehn zu lassen und den ganzen Chiffre zu verrathen. Wir ersuchen Euch also darauf zu achten."

Tag und Stunde der Ankunft der Depeschen pflegte in den Kanzleien darauf bemerkt zu werden, wenigstens geschah dies zu Florenz. — Neben den gewöhnlichen Berichten hatten die Gesandten auch in besondern Fällen Memoriale über die bestehenden Verhältnisse abzufassen, namentlich im Laufe von Unterhandlungen, und die Traktate zu entwerfen. Bestand die Gesandtschaft aus verschiedenen Personen, so pflegte man einem der Mitglieder vor der Abreise einen speziellen Auftrag dazu zu ertheilen, wie auch in ähnlichen Fällen bestimmt ward, wer die Antrittsrede zu halten habe. — Von den Relazionen der Venezianer war schon ausführlich die Rede.

Geschenke.

Die Sitte, den abberufenen Gesandten Geschenke zu machen, scheint schon frühe entstanden zu sein. Denn bereits am 9. September 1268 verordnete der große Rath zu Venedig, daß die Gesandten alle Geschenke, die sie erhalten, bei ihrer Rückkehr übergeben sollten. Dies Gesetz wurde aufrecht gehalten: noch in den Jahren 1507

und 1521 wurde den Procuratoren von San Marco das Recht der Verfügung über diese Donative zugestanden. Damals scheint indeß die Verfügung nicht viel mehr als eine bloße Formalität gewesen zu sein: denn fast jede Relazion der von fremden Höfen zurückkehrenden schließt mit einer Captatio benevolentiae und der Bitte, ihnen das bei der Abreise übersandte Donativ gnädigst zu lassen. Fr. Giustiniano, im J. 1538 von einer Mission bei Franz I. zurückgekehrt, schildert zu Ende seines Berichtes, wie die seinem Vater und ihm selber übertragnen Gesandtschaften das Familienvermögen zerrüttet, und bittet, man möge ihm eine goldene Kette lassen, welche der allerchristlichste König ihm geschenkt. Wolle aber die Republik in ihrer augenblicklich bedrängten Lage sich derselben bedienen, so möge man ihnen wenigstens den Werth mit 4 Procent verzinsen. Gio. Michiel, im J. 1561 gleichfalls aus Frankreich zurückgekehrt, berichtet, wie der König ihm bei seinem Abgange die Summe von 1200 Scudi in einer Schale von vergoldetem Silber habe zustellen lassen. „Dies Geschenk, fährt er fort, gehört Ew. Serenität und befindet sich zu Euren Füßen, auf daß, wenn ich Euch dessen würdig erscheine, jener großmüthige Gebrauch davon gemacht werde, welcher bei diesem vortrefflichen Senat Natur und Sitte ist." Als Andrea Boldù, im J. 1561 venezianischer Gesandter bei Emanuel Filibert, Herzoge von Savoyen, bei diesem sich verabschiedete, überreichte ihm der oberste Schatzmeister eine goldene Kette als Beweis der Gnade und Zufriedenheit des Herzogs; die Herzogin Margarethe (König Franz' I. Tochter) überreichte ihm ihr Bildniß und das ihres Gemahls, und ließ

durch ihre Hofmeiſterin ein Käſtchen ihm zuſtellen, welches Schmuckſachen für ſeine Tochter enthielt.

Es findet ſich keine Spur, ſo viel mir bekannt iſt, daß die italieniſchen Republiken dieſe Sitte der Geſchenke mitgemacht hätten, welche in ſpäteren Zeiten in Tabatièren (auch an Feinde des Tabacks) zu beſtehn pflegten; in Orden, die wohlfeilſte Gabe von allen, wenn ſie nicht etwa mit Brillanten beſetzt ſind; in Goldſtangen, wie es wol in Spanien und Portugal vorkam, als Amerika noch ſeine Flotten ſandte, oder in Shawls und Pferden, wie es noch in der Türkei Sitte iſt. Im Großen aber finden wir das Geſchenkemachen namentlich in England und Frankreich, und die päpſtlichen Legaten und Nunzien ſtanden dabei ſich am beſten, indem zahlreiche und einträgliche kirchliche Benefizien ihnen verliehen zu werden pflegten. Ertheilte doch, um nur eines Beiſpiels zu erwähnen, König Heinrich VII. von England dem Nunzius Papſt Innocenz' VIII., Hadrian Caſtelleſi, nachmals während der Regierungen Alexanders VI., Julius' II. und Leo's X. ſo bekannt unter dem Namen des Cardinals von Corneto, die Bisthümer Hereford und Wells.

Den venezianiſchen Diplomaten wurde durch eine Verordnung vom 30. Auguſt 1483 unterſagt, an einem fremden Hofe, namentlich am römiſchen, irgend eine Würde, ein Amt oder Benefiz anzunehmen, oder aber für andere Perſonen um ſolche ſich zu bewerben. Dies Geſetz wurde noch im J. 1561 beſtätigt. Darin war freilich nicht eingeſchloſſen, daß ſolche, die in Rom die Republik vertreten hatten, nicht Cardinäle werden konnten, wie z. B. Navagero, de Mula, Contarini u. A. im 16. Jahrhundert.

Pecuniäre Verhältniſſe.

Ich gelange nun zu einem Gegenſtande, der in den diplomatiſchen Beziehungen von nicht geringer Wichtigkeit iſt, der von den älteſten Zeiten herab bis zu unſern Tagen unabläſſig zu Klagen, Reclamationen, Vorſtellungen Veranlaſſung gegeben hat, und in Betreff deſſen man nie ſich einigen zu können oder zu wollen ſcheint. Es ſind die pecuniären Verhältniſſe der Diplomaten. Wohin man auch hören mag, überall iſt daſſelbe Lied geſungen worden. Von jeher haben die Geſandten behauptet: ſie ruinirten ſich; das Gehalt reiche nicht aus, wenn ſie ſtandesmäßig leben und ihrer Stellung Ehre machen wollten; ſie müßten ihre eigenen Einkünfte oder gar Capitalien zuſetzen, wenn ſie deren haben, oder laviren in glänzender Miſere, wenn dies nicht der Fall ſei. Viele derſelben haben dies durch die That bewieſen, indem ſie Schulden auf Schulden gemacht, die dann nicht ſelten von ihren Gouvernements bezahlt wurden, um den Skandal zu vermeiden. Mancher Diplomat mag panier percé geweſen ſein und noch ſein: im Allgemeinen aber unterliegt es keinem Zweifel, daß die diplomatiſche Laufbahn die koſtſpieligſte von allen und daß der äußere Glanz, den ſie gewährt, mit zahlreichen Übelſtänden verbunden iſt. Es iſt von jeher ſo geweſen, ja es iſt viel ſchlimmer geweſen, wenn auch in unſern Tagen ſparſame Kammern in conſtitutionellen Staaten die Gehalte ſo beſchnitten haben, daß kaum das Nothwendigſte geblieben iſt. Vielleicht iſt's nirgend übler angebracht, umſomehr wenn man bedenkt, wie gering im Grunde die Summe iſt, die man auf dieſe Weiſe erübrigt, im Vergleich mit den Nachtheilen, die

für die Geſchäfte ſich ergeben können, wenn ein Diplomat wegen Mangels an Mitteln den äußern Anforderungen nicht zu entſprechen vermag, die an ihn geſtellt werden. Sonſt fehlt es in unſerer Zeit wenigſtens nicht an Candidaten zu diplomatiſchen Poſten. Früher war es anders. Viele, welche mit Miſſionen beauftragt wurden, wollten die Ehre gar nicht annehmen, und waren ſie einmal von einer ſolchen zurückgekehrt, ſo baten ſie himmelhoch, man möge ſie doch künftig mit ähnlichen Auszeichnungen verſchonen. Im J. 1271 ſah der große Rath zu Venedig ſich veranlaßt, im Weigerungsfalle eine Geldſtrafe zu verordnen. Im J. 1280 beſtimmte er, nur eine ſchwere Krankheit könne einen gültigen Entſchuldigungsgrund abgeben. Endlich im J. 1360 wurde verordnet, daß ſolche, welche die Wahl angenommen, dann aber abzureiſen ſich weigerten, ein Jahr lang weder ein Amt bekleiden noch ein Beneſiz beziehn ſollten. Um die Ehre, Geſandte zu ſein, ſcheinen alſo die Venezianer ſich nicht ſehr geſtritten zu haben. In Florenz war's ebenſo, und gehn wir das ganze ſpätere Mittelalter hindurch bis zum 16. Jahrhundert, überall begegnen wir Klagen über große Koſten und ſchlechte Bezahlung, ſelbſt in den Briefen reicher Leute, wie Coſimo de' Medici, der Alte, war. Es iſt immer wieder eine Variazion deſſelben kläglichen Themas.

Nicht zu reden von einem Manne wie Machiavelli, der ſozuſagen kein Vermögen hatte, von ſeinem Amtseinkommen lebte, den ſeine Marietta Corſini mit Kindern geſegnet hatte und der zu keinem ſtabilen Geſandtſchaftspoſten gelangte, bei dem durch längeres Verweilen an einem Orte Vortheile wie Nachtheile vielleicht

eher noch sich compensirt haben möchten: sondern nur zu außerordentlichen Sendungen gebraucht ward, welche, so wichtig und ehrenvoll sie auch immer sein mochten, ebenso ermüdend als wenig lucrativ waren. Daher finden wir denn auch in seinen Depeschen nichts als Jammer. So in einem Bericht aus St. Pierre le Moutier, vom 5. August 1500: „Ew. Herrlichkeiten wissen, welches Gehalt mir bei meiner Abreise aus Florenz bestimmt ward, und welches dem Francesco della Casa. Vielleicht glaubte man, die Angelegenheiten würden sich so gestalten, daß ich weniger Auslagen hätte als er. Dem ist indeß keineswegs der Fall. Da wir Seine allerchristlichste Majestät zu Lyon nicht getroffen, haben wir gleichmäßig mit Pferden, Dienern und Kleidungsstücken uns versehn müssen, und so folgen wir dem Hofe mit denselben Unkosten, ich wie er. Demgemäß scheint es mir jedem göttlichen und menschlichen Rechte zuwider, daß wir nicht dasselbe Einkommen beziehn sollen. Dünkt es Euch aber, daß die Kosten, die ich Euch verursache, überhaupt zu hoch sind: so meine ich, daß entweder mir mit Recht zukommt, was Ihr dem Francesco gebet, oder daß die zwanzig Ducaten, die Ihr mir monatlich zahlt, ganz weggeworfen sind. Wäre letzteres der Fall, so bitte ich Ew. Herrlichkeiten mich abzuberufen. Wenn nicht, so bitte ich Euch Sorge zu tragen, daß ich mich nicht zu Grunde richte, oder zum mindesten, daß für die Schulden, die ich hier mache, dort ein Credit offen stehe. Denn ich versichere Euch, daß ich bis jetzt vierzig Ducaten von dem Meinigen ausgegeben und meinem Bruder aufgegeben habe, mehr denn siebzig für mich zu zahlen."

Aus Melun am 29. August, schreiben Beide,

Machiavell und Della Caſa, folgendermaßen: „Als Eure Amtsvorgänger beſchloſſen uns hieherzuſenden, glaubten ſie ohne Zweifel, wir würden den König in Lyon finden und bei ihm Eure gewöhnlichen Botſchafter. Sie verſahn uns deßhalb mit ſo viel Geld, daß wir, nach Erfüllung unſeres Auftrags, ohne längern Aufenthalt nach Florenz hätten zurückkehren können. Das Gegentheil aber iſt eingetroffen. Denn da wir den König nicht mehr in Lyon fanden und von Allem entblößt waren, ſahen wir uns genöthigt bedeutende Auslagen zu machen, um in zwei Tagen mit den erſten beſten Pferden uns zu verſehn, die wir finden konnten, uns zu kleiden und Diener anzunehmen. So begannen wir denn, ohne die Erleichterung zu haben, in Geſellſchaft der Botſchafter zu reiſen, dem Hofe zu folgen, wie wir gegenwärtig thun, mit der Hälfte mehr Koſten, als der Fall ſein würde, wenn wir in Lyon verweilten. Weit beſſer würden wir uns ſtehn, wenn wir mit den Botſchaftern wären: denn ſo müſſen wir zwei Diener mehr haben, und wir wohnen nicht in Gaſthöfen, ſondern in Häuſern, die mit Küche verſehn ſind, und müſſen ſelbſt ſorgen für alles Übrige. Überdies haben wir in einemfort außerordentliche Ausgaben, für Fouriere, Thürſteher, Boten und andere, was alles zuſammen zu einer Summe anwächſt, die in unſern Verhältniſſen uns ſehr beſchwerlich fällt. Da wir genöthigt ſind, Ew. Herrlichkeiten um Beiſtand anzuſprechen, haben wir erläutern wollen, wie es uns geht. Wir bitten daher ſo ehrerbietig wie vertrauensvoll, daß Ew. Herrlichkeiten bedenken wollen, daß wir mit unſerm Gehalt von acht Lire des Tages uns ſehr ſchlecht ſtehn und von dem Unſern zuſetzen müſſen. Überdies geben

wir zu bedenken, daß, da wir 80 Fiorini (Goldgulden) ein jeder bei unſerer Abreiſe aus Florenz empfangen, die Reiſe mit Poſt nach Lyon 30 koſtete. Da wir nun in Lyon Pferde und Garderobe bedurften, mußten wir von Freunden Geld borgen, um unſere Reiſe fortzuſetzen. Nun dieſe Summe verthan iſt, ſind wir von neuem genöthigt, in Paris zu borgen. Geht uns dies aus, bevor Ew. Herrlichkeiten uns Zuſchuß ſenden, ſo ſitzen wir da, ohne Geld und ohne Credit. Ew. Herrlichkeiten mögen ſelbſt urtheilen, in welcher Lage wir uns dann befinden werden. Demüthig bitten wir deßhalb, daß es Denſelben gefallen möge nicht zu zögern mit Mitteln uns zu verſehn, die unſern Bedürfniſſen entſprechen und der Dauer der Zeit, welche wir Beide, oder Einer von uns, in Ihrem Dienſte hier verbleiben ſollen. Ew. Herrlichkeiten mögen bedenken, daß wir weder Vermögen noch Credit genug beſitzen, gleich den Botſchaftern im Nothfall Wochen und Monden lang uns hier aufzuhalten, ohne den Beiſtand Ew. Herrlichkeiten, denen wir uns empfehlen." Sieben Jahre ſpäter ſchreibt Francesco Vettori von Trient aus: „Machiavelli befindet ſich in großer Geldnoth. Von meiner Seite ſoll nichts ihm abgehn." [1]).

---

1) In G. F. Pagnini's berühmtem Buche: „Della Decima e di altre gravezze imposte dal Comune di Firenze" (Lucca, 1765) findet ſich (I., 128) folgende Notiz aus dem florentiner Archive über Machiavelli's pecuniäre Stellung bei dieſer Miſſion:

„6 Ottobre 1508. A spese straordinarie e per loro a Niccolò di M. Bernardo Machiavelli cancelliere de' nostri signori, stato più fà per ordine del Magnifico Uffizio de' Dieci Mandatario della nostra Republica nella Magna con

Den Venezianern ſcheint es nicht viel beſſer ergangen zu ſein. Freilich verordnete ein Geſetz vom 10. April 1275, daß die Geſandten alle Auslagen, die ſie gehabt, Tag für Tag in Rechnung bringen ſollten, für welche Rechnungslegung die Friſt von drei Monaten nach ihrer Rückkehr anberaumt ward. Dies änderte ſich aber ſpäter, als ein beſtimmtes Gehalt angeſetzt wurde. Mit dieſem ſcheint man indeß niemals ausgekommen zu ſein, weßhalb der Senat häufig Zuſchüſſe bewilligte. Im 16. Jahrhundert wurden die den Geſandten zuzuſtellenden Vergütungen durch mehre Verordnungen beſtimmt. Die höchſte Summe, für Botſchafter beim Papſte, beim Kaiſer und andern gekrönten Häuptern, betrug 1000 Goldducaten neben dem gewöhnlichen Gehalt; 500 Ducaten für die Übrigen. Außerordentliche Vergütungen wurden nur ſchwer bewilligt. Doch auch dieſe Zuſchüſſe reichten nicht, am wenigſten in kriegeriſchen Zeiten. So klagt Capello über die grenzenloſe Theurung während der

---

salario di lire dieci piccioli il dì, detrattone lire 2. 4. 11 piccioli gli tocca il giorno di salario ordinario che restano netti lire 7. 15 piccioli, lire 1419 dan. 8 per suo salari a detta ragione di giorni 183 incomminciati a dì 18 Decembre prossimo passato che partì di Firenze, e finiti per tutto il dì 16 Giugno prossimo passato. — — A spese dette e per loro a detto Niccolò Fiorini 80 d'oro e Soldi 10 d'oro larghi in oro per tanto ha deliberato il detto Uffizio de' Dieci se gli paghino sotto il 6 Luglio prossimo passato per essere andato con uno cavallaro andando in detta gita in posta per di qui a Gabella che sono poste 37 Fiorini 43. 10 d'oro larghi e Fiorini 17 in oro etc. Per tanti ha spesi in cavalli da Gabella in là e Fiorini 20. in oro per tanti ha spesi da Gabella fino a Spruch."

Belagerung von Florenz. „Meine Auslagen steigen mit jedem Tage. Weder mein Gehalt, noch meine eigenen Einkünfte reichen hin, und ich kann nicht länger aushalten, wenn die Gnade Ew. Serenität mir nicht zu Hülfe kommt. Ich würde nicht reden von diesen Dingen, wäre die Noth nicht so groß." (Depesche vom 26. Nov. 1529.) Die Republik sendet ihm Zuschuß, aber auch dieser genügt nicht und er schreibt wieder: „Die Geldverlegenheit ist so groß und das Volk ist zu so schweren Opfern genöthigt, daß, hätte ich nicht Freunde und Credit, meiner Stellung und des Ansehns Ew. Serenität wegen, ich eine so unerschwingliche Ausgabe, wie jetzt nöthig ist, längst schon nicht mehr hätte aushalten können. Mein gewöhnliches Gehalt reicht blos hin, den Unterhalt meiner Pferde zu bestreiten. Der Preis aller Lebensmittel ist so gestiegen, daß man einen Ducaten für das gibt, was früher einen Grosso kostete. Und mit jedem Tage wird's ärger." (Depesche v. 31. Mai 1530.)

Marino Cavalli, Botschafter bei König Franz I. in den Jahren 1544—46, sagt in seiner Relazion: „Wenn Ew. Herrlichkeiten es noch nicht von Andern gehört, so möget Ihr es durch mich vernehmen: nämlich daß unsere Botschafter in allen Verhältnissen sich weit schlechter stehn als die der großen und kleinen Fürsten. Die des Papstes haben gewöhnlich zehn Scudi des Tages, und jene, die es nicht haben, wenn sie Legaten sind, gewinnen durch Ertheilung von Benefizien, durch Dispense und ähnliches etwas anderes als hohle Nüsse. Dann haben sie meist schon wahre Bisthümer erlangt und bei der Rückkehr erhalten sie wieder Titulardiözesen, die ihnen 2000—3000 Scudi jährlich einbringen. Die

Geſandten des Kaiſers und der Könige von Frankreich, England und Portugal erhalten gleichfalls 8 — 10 Scudi für den Tag und gewinnen noch auf Nebendinge. So hat der Botſchafter des Kaiſers in Frankreich ſich mehr denn 3000 Scudi gemacht. Von ihren Fürſten ſodann erlangen ſie Bisthümer, Abteien und lebenslängliche Ämter zum Betrage von 4 — 10,000 Scudi. Wir andern aber haben unſere 5 Ducaten des Tages — Ducaten pflegten es ſonſt zu ſein, jetzt ſind's Scudi, weil ſie in Frankreich ſo unvortheilhaft ſich wechſeln. — Davon müſſen wir alle Auslagen beſtreiten, Tafel halten, die Dienerſchaft und Anderes befriedigen, nicht zu reden von außerordentlichen Auslagen. Ich verſichere Ew. Herrlichkeiten, es iſt nicht möglich, dies auszuhalten. Man würde ſich in Geduld fügen, wenn man auch ohne Gewinn diente und gegen 3000 Studi todtes Capital in Silbergeräth, Garderobe, Pferden und Ähnlichem ſtecken hätte. Nur das Capital ſelbſt anzugreifen müßte man nicht genöthigt ſein. Deßhalb braucht man ſich nicht zu verwundern, wenn Viele es vorziehn Privatleute in Venedig zu ſein, ſtatt als Botſchafter in fremde Länder zu gehn."

Dies ſind nun doch ſchon ganz andere Verhältniſſe als jene unſerer armen Florentiner, und man merkt ſchon, daß von Zeiten die Rede iſt, wo die Botſchafter als grands seigneurs eine Rolle ſpielten, eine Zeit, die etwa hundert Jahre ſpäter ihren Zenith erreichte. Wenn Capello von ſeinen Pferden redet, ſo kann man nicht umhin, an die Grabſchrift zu denken, welche er einem derſelben, das während der Belagerung ſtarb, ſetzen ließ und welche man noch heute, dem Porticus der Uffizien gegen-

ber, am Lung' Arno zu Florenz ſieht, beginnend mit den Worten: Ossa equi Caroli Capelli legati veneti. — Die pecuniären Verhältniſſe der Diplomaten wurden aber dabei nicht beſſer: denn nahmen ſie mehr ein, ſo gaben ſie auch mehr aus. Und wie vielen Beſchwerden und Gefahren waren ſie oft ausgeſetzt. Bernard Navagero, nachmals durch Papſt Pius IV. mit dem Purpur bekleidet, machte als Botſchafter bei Kaiſer Karl V. in den Jahren 1543—46 die Feldzüge in Flandern und Frankreich mit und war bei dem Friedensſchluſſe von Crepy zugegen. Er ſetzte einen großen Theil ſeines Vermögens dabei zu, ſah ſieben ſeiner Diener neben ſich umkommen, verlor vier Maulthiere und zwei Pferde, brachte mehrmals den Tag ohne Nahrung zu und mußte auf dem nackten Boden ſchlafen, während überdies anſteckende Krankheiten das Land verheerten. Gio. Correr, welcher 1569 aus Frankreich zurückkehrte, berichtet, wie während der großen Theurung im Lande der bloße Unterhalt ſeiner Pferde ihm die Hälfte, ja bis zu zwei Dritteln ſeines Gehaltes weggenommen, und welche bedeutenden Ausgaben er während des Bürgerkriegs, am Tage von Meaux, dann bei den Unruhen in Paris gehabt. „Alles, ſagt er, war in Verwirrung. Dem Befehl des Königs zufolge, und nach dem Beiſpiel der übrigen Botſchafter, ſelbſt der Prieſter und Mönche, die ihre Mäntel und Kutten ablegten und zu den Waffen griffen, bewaffnete ich die Meinigen und hielt immer Waſſer bereit an der Thüre, weil man in den Wohnungen verbrannt zu werden beſorgte. Ich lernte Nachtwache halten und bei jedem Waffenlärm und Geräuſch aufſpringen. Bei allen dieſen Ängſten und

dieſer Unruhe, und mitten unter ſo großen Anſtrengungen und Unkoſten, bekenne ich gerne, daß nie eine Auslage, mochte ſie immer ſo hoch ſein, mich ſchmerzte, und ich mich glücklich ſchätzte, im Dienſte Ew. Serenität zu verarmen."

Die Nobili, welche ihr Vermögen als Botſchafter zuſetzten, konnten indeß immer auf einen Erſatz rechnen, wenn das Glück ihnen günſtig war. Die Verwaltungsſtellen in den Provinzen der Terraferma, namentlich aber die Poſten als Gouverneure der levantiſchen Beſitzungen entſchädigten in vielen Fällen hinreichend für den frühern Verluſt. Der Reichthum zahlreicher Familien Venedigs, welche mit fürſtlicher Pracht lebten, wurde auf ſolche Weiſe begründet oder wiederhergeſtellt.

Spätere Zeiten gehören nicht hieher. Nur kann ich nicht unbemerkt laſſen, daß, der erwähnten ungünſtigen Verhältniſſe ungeachtet, manche venezianiſche Botſchafter größern Aufwand gemacht zu haben ſcheinen, als der Republik erwünſcht war — vielleicht weil dieſe vorausſah, daß ſie in demſelben Maße mit Anliegen und Klagen beſtürmt werden würde. Oeffentliche Gaſtmahle, auf Staatskoſten, wurden noch im Jahr 1638 ſtrenge verboten. Auf eigene Koſten konnten die Diplomaten wahrſcheinlich (wie es überall gnädigſt erlaubt zu werden pflegt) Collegen, Miniſtern und Hofleuten ſo oft und ſo viel zu eſſen und zu trinken geben, als ſie nur immer wollten. Von den obenerwähnten vier florentiniſchen Botſchaftern, welche im J. 1529 zu Karl V. nach Genua gingen, hielten zwei, Tommaſo Soderini und Raffaello Girolami, wie Buſini erzählt, offene Tafel und lebten auf ſplendide Weiſe. Die beiden andern,

Niccolò Capponi und Matteo Strozzi, thaten das Gegentheil. Matteo kaufte den Wein faßweiſe und hielt ihn hinter dem Bette, in welchem er ſchlief, weil er beſorgte, ſeine Diener möchten ſich außer der Tiſchzeit drüber hermachen und ihn austrinken.

Dauer der Miſſionen.

Die Dauer der Miſſionen war natürlich in den frühern Zeiten ganz unbeſtimmt und richtete ſich lediglich nach der größern oder geringern Wichtigkeit der zu verhandelnden Geſchäfte. Selbſt in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts war in den meiſten Staaten nichts darüber feſtgeſetzt, wie denn überhaupt bis auf den heutigen Tag ſolche Beſtimmungen nur ausnahmsweiſe ſtattgefunden haben. Letzteres war der Fall in der Republik Venedig, welche im 16. Jahrhundert drei Jahre als die gewöhnliche Dauer annahm (im J. 1749 zu vier Jahren verlängert). Nach Hauſe zurückkehren durfte kein Diplomat, wenn er nicht gerufen ward, oder beſonders wichtige Gründe obwalteten, vor Ablauf des zweiten Jahres. Erſt um dieſe Zeit konnte auch die Wahl des Nachfolgers vorgenommen werden, der auf ſeinem Poſten eingetroffen ſein mußte, ehe der Andere ſich verabſchieden durfte. Dieſe Vorſchriften ſcheint man auch ziemlich regelmäßig befolgt zu haben. Von den ausführlichen Berichten, welche die Geſandten der Republik nach ihrer Rückkehr an den Senat erſtatteten, war ſchon oben die Rede.

Gesandtschaftssecretäre. Geheime Agenten.

Über die Secretäre findet sich im Ganzen äußerst wenig, bis wir zum sechzehnten Jahrhundert gelangen, wo sie bisweilen bei den fremden Missionen in Italien, namentlich in Rom, eine nicht unwichtige Rolle spielten. In den frühern Zeiten, als die Geschäfte meist mündlich verhandelt wurden und der Geschäftsgang höchst einfach war, als überdies gewöhnlich mehre Personen zugleich abgesandt wurden, brauchte man keine Secretäre. Am ausgebildetsten finden wir dies Institut ebenfalls wieder bei den Venezianern. Jedem Botschafter waren ein oder mehre Secretäre beigegeben, Adelige aus Familien zweiten Ranges, welche entweder während der ganzen Dauer seiner Mission bei ihm blieben oder wechselten. Die pecuniären Verhältnisse der Secretäre scheinen sehr schlecht gewesen zu sein. Im Jahr 1546 finden wir einen, der 38 Jahre alt, Botschaftssecretär in Rom und am kaiserlichen Hofe gewesen, von seinem Chef ein **Letterato diligente e bellissimo scrittore**" genannt und außerordentlich gepriesen wird, und doch erst Supranumerar mit 16 Ducaten Monatsgehalt ist. Botschafter konnten sie niemals werden. Dagegen übertrug man ihnen, was freilich erst mit dem sechzehnten Jahrhundert vorkommt, die Residentenposten bei den Höfen, an welche keine Ambassaden gesandt wurden. So war z. B. Vincenz Fedeli, dessen Name schon mehrmals vorgekommen ist, Secretär bei Capello während dessen Mission in Florenz 1529—30, nachmals der erste Resident, welchen die Republik an den Herzog Cosmus sandte. Blieben sie

nicht im auswärtigen Dienste, so erhielten sie Stellen im Innern, wie z. B. einer der Secretäre Bernard Navagero's (1546) zum Geheimschreiber des großen Rathes gemacht wurde. Die Botschafter unterließen nie, in ihren Relazionen die Dienste und den Eifer ihrer Secretäre zu rühmen und sie dem Senat zur Beförderung zu empfehlen.

Die geheimen Agenten gehören kaum hieher, da sie mit keinem öffentlichen diplomatischen Charakter bekleidet sind. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts finden wir sie in großer Menge, namentlich im Dienste der kleinern italienischen Fürsten, die darin wetteiferten, gut unterrichtet zu sein. Keiner that es darin Cosmus von Medici zuvor. Vincenzo Fedeli klagt in seiner Relazion, daß der Herzog durch seinen Agenten in Venedig, Namens Pero, von den geheimsten Verhandlungen der dortigen Behörden genau unterrichtet worden sei, und jedes Wort, das er, Fedeli, in seinen Berichten geschrieben, gekannt habe. In diesem Ergründen der Geheimnisse Anderer und Verbergen seiner eignen war Cosmus Meister. Er hielt dafür, in der Verschwiegenheit sei der Erfolg politischer Unternehmungen begründet. Seine eigentlichsten Geheimnisse theilte er auch seinen vertrautesten Räthen nicht mit.

Wollten italienische Fürsten es vermeiden, eigentliche Missionen abzusenden, sei es des Aufsehens oder der Kosten wegen, so beauftragten sie wol ihre Geheimschreiber mit speziellen Commissionen. Bei den Este, Gonzaga, Della Rovere u. a., deren Territorien einander so nahe lagen, kam dies nicht selten vor. Interimistische Geschäftsträger finden sich schon in der ersten Hälfte des

16. Jahrhunderts. Gewöhnlich waren es Gesandtschaftssecretäre, bisweilen auch andere Personen. Man übertrug ihnen die Functionen des Chefs entweder während zeitweiliger Abwesenheit desselben, oder aber wenn politische Verhältnisse es nicht zuließen, Botschafter zu senden, und man doch die Verbindung nicht ganz unterbrechen wollte. Namentlich in Rom ist dies mit den Repräsentanten von Venedig, von Toscana u. s. w. von Zeit zu Zeit der Fall gewesen.

Schluß.

Ich bin nun mit der Darstellung der diplomatischen Verhältnisse in Italien bis zu der Zeit, wo die stehenden Missionen beinahe überall eingeführt waren, ans Ende gelangt.

Nicht etwa, als glaubte ich den Stoff auf irgend eine Weise erschöpft zu haben. Kaum in einer Darstellung von ungleich größerm Umfange könnte dies geschehn. Die Beschränkung des Planes, die ich von vorne herein mir aufzulegen genöthigt war, hat mich aber selbst nur drei Staaten, von allen, welche Italien zählte, betrachten lassen, und auch diese großentheils nur im Fluge.

Die andern Staaten der Halbinsel ermangeln aber keineswegs des Interesses. Nur müßte man denselben Raum und Zeit widmen können, denn das bloße Gerippe, das Aufzählen von Namen und Jahrszahlen ermüdet Leser wie Schreiber. Sonst wäre, wenn auch manches sich wiederholt bei einem wie bei dem andern, Vieles zu berichten. Denn wir finden Sendungen über Sendungen. Nicht die wenigsten in den toscanischen Städten. Pro-

enzano Salvani, der die Saneſen bei Montapert egreich führte, war ſchon vor 1260 ihr Orator geweſen. Einer der Väter der italieniſchen Poeſie, Fra Guittone d'Arezzo [1]), dem Ritterorden der Cavalieri gaudenti angehörend, ſtarb im J. 1294 als aretiniſcher Geſandter n Florenz, wo er Jahres zuvor das Kloſter der Angeli gegründet hatte. Verlaſſen wir dies Land und ſo fernliegende Zeiten, ſo finden wir, nach Ferrara uns wendend, welches überhaupt reichen Stoff bieten würde, den Grafen Bojardo, den Verfaſſer des Orlando inamorato, als Geſandten der Herzöge Borſo und Ercole von Eſte; gleicherweiſe für Ercole bei Kaiſer Maximilian Pandolfo Collenuccio, gleich bekannt durch ſeine Geſchichte Neapels wie durch ſein tragiſches Ende. Und Lodovico Arioſto war zweimal Geſandter Herzog Alfons' I. bei Papſt Julius II. und ſchlug eine dritte Miſſion aus, welche ihm bei Clemens VII. übertragen werden ſollte. In der nämlichen Zeit finden wir Alberto Pio, den letzten Grafen von Carpi, welchem ſeiner Anhänglichkeit an Frankreich wegen Karl V. ſein Land nahm und noch bei ſeinen Lebzeiten an Ferrara verkaufte. Er war 1475 geboren, lange franzöſiſcher Botſchafter in Rom, und ſtarb zu Paris 1531, den Ruf eines der ausgezeichnetſten Staatsmänner ſeiner Zeit hinterlaſſend, von Frankreich ſchlecht belohnt wie alle Übrigen [2]). Karl V. dienten

---

1) Seine Briefe ſind die älteſten in der Vulgarſprache geſchriebener. Tadelnd gedenkt ſeiner Dichtungen Dante, Fegefeuer XXIV u. XXVI.

2) Sein Neffe, der Card. Rodolfo Pio, ſchreibt bald nach Alberto's Tode an Montmorency: „Ew. Exc. iſt bekannt, auf

auch italieniſche Diplomaten, ſo Ceſare Fieramosca und Giovan Antonio Muscettola, beide Neapolitaner, der erſtere viel gebraucht in den Verhandlungen mit Clemens VII., der andere kaiſerlicher Geſandter bei demſelben Papſte und Bevollmächtigter im Lager vor Florenz und bei der Übergabe der Regierung an Alexander von Medici, dem er die Inveſtiturbulle überbrachte.

Auch ſonſt war Neapel nicht arm. Namentlich unter König Alfons I. von Aragon, welcher an äußerm Glanz wie durch politiſches Talent und durch den Schutz, den er den Wiſſenſchaften angedeihen ließ, mit allen Fürſten ſeiner Zeit wetteiferte. Unter andern begünſtigte er jenen Antonio Beccadelli, nach ſeiner Vaterſtadt gewöhnlich Panormita genannt und gegen das Ende des 14. Jahrhunderts geboren, wegen ſeines Gedichtes Hermafroditus verrufenen Andenkens. Des Königs Geheimſchreiber, Rath und Hiſtoriograf, wurde er von ihm mit verſchiedenen Miſſionen beauftragt, u. a. ging er nach Rom zur Krönung Kaiſer Friedrichs III., nach Genua und Florenz, und im J. 1451 nach Venedig, wo er von den kurz vorher in Padua aufgefundenen Gebeinen des Livius einen Theil erbitten ſollte und den rechten Arm mit nach Hauſe brachte. Ihn begleitete bei dieſer Miſſion Giovians Pontano, aus Cerreto in Umbrien, gleichfalls dem

---

welche Weiſe mein Oheim, der arme Graf von Carpi, Sr. Maj. bis zu ſeinem Tode gedient, und wie er alle die Seinen von jedem Eigenthum entblößt und ſein Haus in Trümmern hinterlaſſen hat." (Documenti di storia Ital. II. 361.) Eine höchſt intereſſante Depeſche des Grafen von Carpi an Franz I. über die Vorgänge in Rom im J. 1536 findet ſich in den nämlichen Documenti, I, 208.

neapolitanischen Hofe angehörend und Historiograf König Ferdinands I., dessen Nachkommen er für empfangene Gunst mit Undank lohnte. Zur Zeit König Ferdinands that sich noch hervor Antonio Cicinello, Gesandter in Rom bei Paul II. und in Ferrara bei Borso von Este. Und um mit zwei Personen aus großen Geschlechtern zu schließen: bei dem Aufstande Neapels gegen den Vicekönig Peter von Toledo wurden Fernando von San Severino und Placido Sangro am 21. Mai 1546 von der Stadt an Kaiser Karl V. gesandt.

Dies Wenige möge genügen.

Während Italien Vaterland und Schule so ausgezeichneter Diplomaten war, boten die manchfaltigen und wichtigen Beziehungen, in welchen dies Land in politischer wie in kirchlicher Hinsicht zum übrigen Europa stand, auch fremden Staatsmännern Gelegenheit, glänzende Rollen zu spielen. Da ich schon so manches Detail über das 16. Jahrhundert berührt habe, kann ich nicht umhin, der Vollständigkeit wegen einiger der einflußreichsten Personen unter den Nichtitalienern zu gedenken. Und da muß ich mit einem Deutschen den Anfang machen, der auf die italienischen Angelegenheiten in jener Zeit einen großen Einfluß ausgeübt hat. Es ist Nicolaus von Schomberg, aus einer schwäbischen Familie, in Meißen geboren. Er trat jung in den Dominikanerorden, lebte einige Zeit in S. Marco zu Florenz, wo er ein Anhänger Savonarola's war, schlug sich aber später zur medizeischen Partei. Clemens VII. begünstigte ihn schon als Cardinal sehr, machte ihn zu seinem Geheimschreiber und ließ ihn als seinen Stellvertreter in Florenz. Er ward Erzbischof

von Capua, und ſein Einfluß auf die Geſchäfte ſtieg mit des Papſtes Annäherung an Karl V. Beim Friedensſchluß zu Cambray war er ſehr thätig [1]). Nach Alexanders von Medici Erhebung zum Herzog von Florenz wurde Schomberg ihm als Berather und Führer beigegeben, aber der Zögling wuchs ihm bald über den Kopf. Im J. 1535 ward er von Paul III. mit dem Purpur bekleidet. — Fra Niccolò della Magna, wie die Italiener Schomberg, der zweimal Ausſicht auf die Papſtwürde hatte, zu nennen pflegen, war zwar nicht im kaiſerlichen Dienſt, aber er bietet die paſſendſte Veranlaſſung von Denjenigen zu reden, welche des Kaiſers Intereſſe in Rom vertraten. Da finden wir manche bekannte Namen, denn Karl V. war nicht ſchlecht bedient. Botſchafter in der letzten Zeit Leo's X. und bei Hadrian VI. war Don Juan Manuel, der nach dem Tode Raimund's von Cardona die Würde eines Vicekönigs von Neapel ausſchlug, welche Lannois zufiel. Hierauf finden wir bei Clemens VII. Don Luis de Cordova, Herzog von Seſſa, welcher in den Colonneſiſchen Streitigkeiten eine ſo übermüthige wie ungebührliche Rolle ſpielte und im J. 1525 in den Straßen Roms mitfocht, als es nach der Schlacht von Pavia und dem Rückzug des Herzogs von Albany aus der Umgebung Roms zwiſchen den

1) „La callidità ed astuzia di questo arcivescovo di Capua maladetto (ſchreibt B. Carducci aus Cambray am 24. Juli 1529) insieme con il Legato, ha tanto potuto con l'una e l'altra Madama (Luiſe von Savoyen und Margarethe, Statthalterin der Niederlande) non ad altro effetto — che di dar materia a questa Maestà di star sospesa sui preparamenti per Lei deliberati."

kaiserlich und französisch Gesinnten zum Kampfe kam. Er starb zu Marino Anfang Septembers 1526. Neben ihm befand sich zu Rom in außerordentlicher Botschaft Don Ugo de Moncada, „le plus vaillant homme du monde," wie Brantome ihn nennt, welcher am 20. Sept. 1526 die wüsten Colonnesischen Scharen gegen den Vatican führte und mit dem nach der Engelsburg geflohenen Papste einen Vergleich schloß, in welchem er in seiner Eigenschaft als Generalis capitaneus classis caesareae et caesareae majestatis orator auftritt. Als kaiserlicher Agent war Don Lopez Hurtado lange in Rom; auch Muscettola finden wir, den ich schon nannte. Und nach ihm den Grafen von Sifontes, welcher im J. 1537 die Übertragung der obersten Gewalt in Florenz an die zweite Linie der Medici in der Person Cosmus' I. dem Reichsbeschluß Karls V. von 1531 für entsprechend erklärte: eine Entscheidung, welche bald darauf vom Kaiser ratifizirt wurde.

Wenn die kaiserlichen Gesandten so gut Schwert wie Feder zu führen wußten, so wetteiferten die französischen [1]) mit ihnen. Bei der Erstürmung Roms durch das Heer des Connetable befehligte De Bellay einen Theil der Vertheidiger. Dieser kriegerische Geist lebte auch nachmals fort, als das vom Marquis von Marignan geführte florentinische Heer in den J. 1554—1555 Siena belagerte, das die kaiserliche Besatzung vertrieben und sich

---

1) Zweier Männer, die im 15. Jahrhundert Aufträge in Italien hatten, des Card. Guillaume d'Estouteville und des Philippe de Comines, kann ich nur mit einem Worte gedenken.

unter französischen Schutz begeben hatte. Von beiden Seiten zogen die Diplomaten zu Felde. Don Juan de Manriquez, Karls V. Botschafter bei Julius III. commandirte eine Abtheilung des Belagerungsheeres; Louis de Seingelai, Herr von Lansac, Botschafter Franz I. besichtigte die Festungen des Staates, ließ neue Befestigungen errichten, war bald in Siena, bald in Rom, bald in Frankreich, und wurde von den feindlichen Truppen gefangen genommen, als er von Montalcino aus, wo er mit Pier Strozzi, dem Statthalter des Königs von Frankreich im Sanesischen, sich berathen hatte, nach Siena zurück wollte. Der Herzog Cosmus von Florenz, zu dem er geführt worden war, gab ihn zwar bald frei, aber der Botschafter in Venedig, de Selves, war schon herbeigeeilt, unterdessen seine Stelle einzunehmen. Auch de Thermes, welcher lange in Siena commandirte, hatte diplomatischen Charakter.

Das Tridentiner Conzil und die Rangstreitigkeiten, welche damit begannen, boten den Gesandten neue Gelegenheit, von einer andern Seite sich zu zeigen. Vor allen dem nämlichen Lansac, dem kaiserlichen Botschafter Francisco de Vargas und dem Grafen Arco, der zu Anfang 1560 nach Rom kam und sein Möglichstes that, Pius V. und Gregor XIII. wegen des großherzoglichen Titels Cosmus' von Medici und des Präcedenzstreites zwischen Toscana und Ferrara das Leben sauer zu machen. Eine gleich wichtige Rolle spielten gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts der Cardinal d'Ossat und der Graf von Olivarez, welche Frankreich und Spanien in Rom vertraten, als Heinrich IV. mit der katholischen Kirche sich versöhnte. Stoff zu Causes célè-

bres lieferte auch das 17. Jahrhundert, in welchem die Diplomatie ſich in der Periode ihres höchſten Glanzes befand. Ich erinnere nur an die famöſe Geſchichte des Marquis von Bedmar (Don Alfonſo de Cueva), ſpaniſchen Botſchafters in Venedig im J. 1618, aus deſſen Verſchwörungsverſuch gegen die Republik ſo hübſche Romane gemacht worden ſind. Nicht minder an den Botſchafter Ludwigs XIV. bei Alexander VII., den Duc de Crequy, welcher wegen des Aſylrechts mit Rom in Streit gerieth, von des Papſtes corſiſcher Garde im Palaſt Farneſe belagert ward und einen völligen Bruch zwiſchen dem heil. Stuhl und Frankreich veranlaßte, der mit Roms Demüthigung endete. Wegen Aſylrecht und Acciſefreiheit entſtanden auch die bald darauf folgenden Zerwürfniſſe mit zwei andern franzöſiſchen Botſchaftern in Rom, dem Duc d'Etrées und dem Marquis de Lavardin, deren letzterer unter Innocenz XI. mit einem Gefolge von 450 Bewaffneten einzog, das ſich auf 1200 Mann verſtärkte, worauf die Unordnungen ſo groß wurden, daß im J. 1638 der Botſchafter excommunizirt die Stadt verließ. Von größerer politiſcher Bedeutung waren noch die Schritte, welche im J. 1697 der kaiſerliche Botſchafter Georg Adam Graf Martiniz that, der im Rom am 9. Juni ein kaiſerliches Edict anſchlagen ließ, welches Unterſuchung wegen der uſurpirten Reichslehen verkündete und alle Fürſten Italiens in Bewegung ſetzte. Dies kräftigere Wahren der Reichsoberherrlichkeit, an die man kaum im Traume mehr zu denken ſchien, ſprach ſich auch ſpäter aus, indem wenige Jahre darauf Mantua den in die Reichsacht erklärten Gonzagas, Mirandola den Pici ge-

nommen ward — Beiden, weil ſie im ſpaniſchen Erbfolgekrieg zur franzöſiſchen Partei ſich gehalten hatten.

Die beiden großen geſandtſchaftlichen Prärogative, Exterritorialität und Acciſefreiheit, Hauptgegenſtand der Colliſionen im 17. Jahrhundert, gingen ſiegreich, wenn auch vielfach geſchmälert, aus dem Kampfe hervor. Das Aſylrecht der Geſandtſchaftshotels und der dazu gehörigen Bauten iſt geblieben, wenn es auch, was ernſte Fälle betrifft, praktiſch von keiner großen Wichtigkeit iſt und namentlich Rom in unſerer Zeit dem Rom Urbans VIII. nicht mehr gleicht. Die Quartierfreiheit ſcheint völlig erloſchen. Andere Privilegien, z. B. das einer Druckerei, wie der ſpaniſche Botſchafter in Rom ſie hatte, haben gleichfalls aufgehört. Die Immunität von indirecten Abgaben iſt zwar, ſo wenig ſie eigentlich im Prinzip der Exterritorialität begründet ſein dürfte, noch anerkannt, aber neuerdings ſo weſentlich modifizirt worden, daß ſie kaum mehr der alten gleicht. Namentlich in ſolchen Staaten, die ihre Zölle verpachtet haben. Nur in Toscana iſt ſie jetzt noch uneingeſchränkt. In Rom war ſie es bis zu Ende 1839, wo ſie, wie faſt überall der Fall, auf ein, je nach dem Charakter der diplomatiſchen Perſonen verſchiedenes Quantum reduzirt wurde.

Das achtzehnte Jahrhundert, mit ſeinen manchfaltigen und großen Veränderungen, machte ausländiſchen Diplomaten in Italien, wie italieniſchen im Auslande, viel zu ſchaffen. Nur mit dem Unterſchiede, daß letztere im Durchſchnitt geringe Bedeutung gehabt und man jetzt kaum ihre Namen weiß, da ſie eigentlich nirgend entſcheidend eingewirkt haben auf die Schickſale des Landes. Am allerwenigſten bei der Beſtimmung der Nachfolge in

Toscana, nachdem, allen Sträubens und Widerſpruchs ungeachtet, und trotz dicker Folianten, die das Gegentheil beweiſen ſollten, im J. 1720, ſiebzehn Jahre vor dem Ausſterben der Medici, das Großherzogthum zu einem männlichen Lehn des römiſchen Reiches erklärt worden war. Die Veränderungen, welche mit den farneſiſchen Dominien vorgingen, als der Mannsſtamm dieſer Familie 1731 ausſtarb, ſtehn hiemit in naher Verbindung. Mußte nun Italien auf den Ruhm verzichten, in dieſen Zeiten der Diplomatie große Talente geliefert zu haben, ſo fehlte es ihm doch nicht an berühmten Staatsmännern, und wie im 17. Jahrhundert Mazzarini das Schickſal Frankreichs in ſeiner Hand gehabt, ſo leitete im 18., wenn gleich auf kürzere Zeit, Alberoni das der ſpaniſchen Monarchie, und Tanucci, welcher in Piſa Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft geweſen, wirkte Jahre lang beinahe allgewaltig in Neapel.

Es kann nicht in meinem Plane liegen, der neueſten Zeit zu gedenken, um noch weiter hinauszugehen über die Grenzen, welche der gegenwärtigen Arbeit geſetzt ſind. So bleibe ich denn ſtehn, Angeſichts der Umwälzung, welche wie mit einem Zauberſchlage die geſammten politiſchen Verhältniſſe Italiens von Grund aus veränderte und ſie weſentlich verändert hinterlaſſen hat, ſelbſt nachdem durch die große Reſtauration, die beinahe ganz Europa umfaßte, das Meiſte zu einem, dem frühern ähnlichen Zuſtande zurückgekehrt iſt.

Digitized by Google

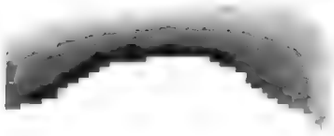
V.

Gutenberg und seine Mitbewerber, oder die Briefdrucker und die Buchdrucker.

Von

J. D. F. Sotzmann.

Digitized by Google



Nachdem die Buchdruckerkunſt höher geſtiegen iſt als je, nachdem ſie ſich nicht nur über die meiſten Sprachen und bis zu den entfernteſten Gegenden der Erde ausgebreitet hat, ſondern durch Verbeſſerung des Verfahrens und der Werkzeuge, durch die Zunahme des literariſchen Verkehrs unter den Völkern und in Folge der erleichterten Verbindungsanſtalten, ihre Wirkungen wunderbar geſteigert worden ſind, mußte das Beſtreben erwachen, das diesjährige Säcularfeſt der Erfindung dieſer Kunſt auf die ihrem Werth und der Stufe, welche ſie erreicht hat, entſprechendſte und würdigſte Art zu begehen und jede frühere Feier deſſelben zu übertreffen, woran nur die ängſtliche Vormundſchaft Anſtoß nehmen konnte, welche uns ſelbſt die unſchätzbarſten Güter der Erde verkümmern möchte, wenn ſie über den Mißbrauch nicht Herr zu werden weiß, dem ſie unterworfen ſind. Demohngeachtet iſt nichts geſchehen, um bei dieſer Gelegenheit der deutſchen Erfindung endlich den Sieg über die hartnäckigen Anfechtungen zu verſchaffen, denen ſie noch immer ausgeſetzt iſt und dadurch nicht nur die Denkmale, die zur verſpäteten Abtragung einer dringenden Schuld gegen den großen Urheber dieſer Erfindung ihm in Mainz und Straßburg geſetzt worden ſind, ſondern auch

die hiſtoriſche Berechtigung zur Feier des einmal gewählten Zeitpunkts für alle Zukunft gegen die gemachten Einreden ſicher zu ſtellen. Dies wäre jedoch um ſo nöthiger geweſen, als die Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt nicht nur das Loos der Geſchichte der Erfindungen überhaupt getheilt, ſondern bis auf den heutigen Tag ihre eigenen Schickſale gehabt hat.

Einer der erſten und geprieſenſten Schriftſteller von denen, die ſich, nach dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften, mit der Geſchichte der Erfindungen beſchäftigten, war ein Italiener, Polydor Vergilius; aber wie damals die gelehrte Bildung noch ausſchließlich auf das klaſſiſche Alterthum gepfropft war, ſo hat auch er meiſt nur aus den Schriften der Alten geſchöpft und die Entſtehung der Religionen, der Wiſſenſchaften und Künſte im Allgemeinen zu ſeinem Hauptgegenſtand gemacht. Nachdem er, bei der Materie von den Büchern und Bibliotheken, der unlängſt erfundenen Buchdruckerkunſt gedacht und Gutenberg in Mainz, wie er von deſſen Landsleuten gehört habe, als Erfinder genannt hat, kommt er zu Ende ſeines, 1499 zuerſt in drei Büchern erſchienenen Werks, welchem er 1517 noch fünf andere über den Urſprung der Kirchengebräuche hinzuſetzte, auf die vielen kleinen, aber nützlichen Erfindungen alter und neuer Zeit und ſagt, es ſei nicht zu verwundern, daß deren Urheber, wie die der Talglichte und Hoſen, unbekannt geblieben ſind, da ſelbſt der Urheber der Buchdruckerkunſt beinahe in Vergeſſenheit gerathen wäre. Die Urſache, daß früher ſo wenig auf neue Erfindungen geachtet wurde, iſt, abgeſehen davon, daß ihre erſten Fäden gewöhnlich ſchon abhanden gekommen ſind, ehe ſich zeigt, wohin ſie führen, hauptſächlich in der

Abgeschlossenheit und Geheimnißkrämerei der Zünfte, in der Geringschätzung des Handwerks und der Technik überhaupt von Seiten der tonangebenden Geistlichen und Gelehrten, sowie darin zu suchen, daß die Geschichte sich mehr mit den geistlichen und weltlichen Regenten, den Kirchen- und Kriegsbegebenheiten, als mit dem, was das Leben und die Zustände des Volks betraf, beschäftigte, worüber auch die Ortschroniken nur seltene und spärliche Auskunft geben. In Mainz hatte von Gutenbergs Gehülfen Peter Schöffer nicht verschwiegen, was jener für die Erfindung der Buchdruckerkunst gethan, nur wurden die näheren Umstände in der Erinnerung des Schriftstellers, der sie uns aufbehalten hat, verunstaltet. In Straßburg war, aus dem dunkeln Bewußtsein der anfänglichen gutenbergischen Versuche in dieser Stadt, der Glaube entstanden, daß ihr erster Buchdrucker Mentel der Erfinder sei. Einen aus ächter Quelle geschöpften, unbefangenen Bericht gab der erste kölnische Buchdrucker Zell in der dortigen Chronik von 1499, und als Hans Luft und andere seiner Kunstgenossen in Wittenberg, zum Dank für die Vortheile, welche ihnen und dem deutschen Volke der Druck und die Verbreitung von Luthers Bibelübersetzung gebracht hatte, das erste Jubiläum der Buchdruckerkunst zu feiern beschlossen, wählten sie das Jahr 1540 als das, in welchem nach jenem Zeugniß vor hundert Jahren mit Erfindung derselben der Anfang gemacht worden war. Nur der von Zell zugleich gegebene Fingerzeig, wonach die xylographischen Schulbücher der Holländer dazu die erste Veranlassung gegeben hatten, blieb unbeachtet bis auf die neueste Zeit, theils weil die Buchdrucker und später die Bibliographen über die Briefdrucker verächtlich hinwegsahen, die jenen das literarische Feld hatten räumen

müssen, theils weil das, was letztere anfangs für den Buchdruck gethan hatten, durch die Leistungen der Typographie und die Kulturfortschritte gänzlich unbrauchbar gemacht worden war und, der Materie wie der Form nach, als Überrest eines Zustandes betrachtet wurde, dessen man sich nur zu schämen habe. Der gänzliche Verfall der Xylographie und das Aufhören des Briefdruckergewerbes im 17. Jahrhundert begrub die dahin gehörigen Erstlinge der Buchdruckerkunst in noch tiefere Vergessenheit, aus der sie erst v. Heineken nach der Mitte des 18. Jahrhunderts wieder hervorzuziehn anfing. Einige Zeit nach dem ersten Jubelfest der Buchdruckerkunst war eine Sage über ihre frühere Erfindung in Harlem bekannt geworden, deren sich der holländische Historiograph Junius aus patriotischem Eifer angenommen hatte, um ihr eine historische Gestalt zu geben, in der sie seitdem von seinen Landsleuten, jedoch mit wenigem Glück im Auslande, den mainzer Ansprüchen entgegengesetzt und beharrlich verfochten worden ist. Das zweite Jubelfest, welches selbst des verheerenden 30jährigen Krieges ohngeachtet, in mehreren Städten Deutschlands, wie Leipzig, Straßburg u. a. gefeiert wurde, ging, bis auf einen eiteln Versuch für den straßburger Mentel, ohne Einrede, aber auch ohne neue Beiträge zur besseren Befestigung der mainzer Ansprüche vorüber. Desto mehr brachte das dritte, in Deutschland in größter Allgemeinheit begangene Jubelfest zu Tage. Schon früher war das Notariatsinstrument von 1455, und dadurch Gutenbergs Händel wegen seines Buchdruckergeschäfts in Mainz, bekannt geworden; nunmehr legte Schöpflin die aufgefundenen Akten über eine ähnliche Streitsache desselben in Straßburg von 1439 vor und Köhler sichtete in seiner Ehrenrettung Guten-

bergs Geschichte zuerst urkundlich mit Hülfe der vorhandenen Materialien. Andrerseits wurden jedoch die harlemer Ansprüche durch van Doosten de Bruyn, Seitz und später durch Meerman wieder laut, konnten aber so wenig durchdringen, daß die harlemer gelehrte Gesellschaft endlich die Vertheidigung des angeblichen Erfinders Koster zu einer Preisaufgabe machte. Diese brachte 1816 Konings Abhandlung hervor, die mit vielem Scharfsinn, technischer und bibliographischer Kenntniß das Dasein einer eigenthümlichen typographischen Presse, vor Einführung der Buchdruckerkunst aus Deutschland in die Niederlande, also vor 1470, unwiderleglich darthat, dagegen in dem historischen Nachweis der angeblichen Entstehung dieser Presse bald nach 1420, ihres Urhebers und des Diebstahls, durch welchen sein Geheimniß an Gutenberg gelangt sein sollte, weniger befriedigend war und die erheblichsten Zweifel übrig ließ. Während in Holland in dem Glauben, den Sieg über Mainz nun errungen zu haben, dem harlemer Koster ein neues Denkmal gesetzt und das vierte Jubelfest daselbst, zum erstenmal abweichend, schon im Jahre 1823 begangen wurde, blieb Mainz gegen diese verstärkten Angriffe keineswegs müßig. 1837 kam das Gutenbergsmonument dort zu Stande, nachdem 1830 und 1836 Schaab und Wetter, in zwei ausführlichen polemischen Werken, Konings Beweisführung zu widerlegen und zu zeigen gesucht hatten, daß die Typographie nicht von Koster in Harlem, sondern von Gutenberg, und zwar nicht zuerst in Straßburg, sondern in Mainz erfunden worden, die harlemer und andere Erstlinge der Kunst außerhalb Mainz aber lediglich Auswüchse seiner Erfindung gewesen seien. Dieselbe Leidenschaftlichkeit und dieselbe Einseitigkeit, wie bei ihren Gegnern, hatte

auch sie verhindert einzusehen, wie sich die Buchdruckerei aus dem Briefdruckergewerbe entwickeln mußte und wirklich, bis auf einen gewissen Punkt, gleichzeitig an mehreren Orten entwickelt hat, und daß Gutenberg dieser Entwickelung nur auf eigenthümlichem Wege vorausgeeilt und sie durch ihn früher zu Ende gebracht worden ist. Endlich war ihre Auslegung jener wichtigen gerichtlichen Verhandlungen und ihre Darstellung des Fortgangs der Erfindung nicht von Irrthümern frei, weil sie sich von Vorurtheilen und von Zeugnissen, ohne vorher deren Zuverlässigkeit kritisch zu untersuchen, hatten leiten lassen.

Die deutschen Fest- und Jubelschriften, deren bei der vierten diesjährigen Feier eine so große Menge erschienen ist, haben sich darauf beschränkt, entweder den Werth und die Wichtigkeit der Buchdruckerkunst von dem gegenwärtigen Standpunkt aus zu betrachten, oder die Typographie in dem Prunke zu zeigen, mit welchem sie sich auf der jetzigen Höhe der Kunst zu umgeben vermag, oder eine Nachlese für die örtliche Buchdruckergeschichte zu halten, oder endlich die allgemeine Buchdruckergeschichte, in der bisher gewöhnlichen Art, zu behandeln und eine bis auf unsere Zeit fortgesetzte Übersicht derselben zu geben. Die Geschichte der Erfindung selbst hat sich dagegen in diesem, wie in den letzten Jahren überhaupt, keiner neuen, die streitig gebliebenen Fragen zur Entscheidung führenden Untersuchung zu erfreuen gehabt, wenn wir zwei Arbeiten ausnehmen, einmal den schon im 8ten Jahrgang der früheren Folge dieses Taschenbuchs erschienenen Abriß einer ältesten Geschichte der Druckkunst, insbesondere des Bilddrucks, und dann die neuesten Schriften Laborde's in Paris, namentlich seine Débuts de l'imprimerie à Strasbourg, in

denen er Gutenbergs dortige, und die Nouvelles recherches sur l'origine de l'imprimerie, in denen er seine typographische Thätigkeit in Mainz und die pfisterſche Presse in Bamberg beleuchtet. In jenem Abriß wird die Vervielfältigung von Bild und Schrift bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst herab verfolgt und über letztere eine vermittelnde Ansicht aufgestellt, nach welcher Gutenberg zwar nicht der einzige Erfinder war, aber seine Mitbewerber unter den Briefdruckern dergestalt übertraf, daß alles, was gleichzeitig durch sie geschah, nicht dagegen aufkommen konnte. Diese Ansicht hat Eingang gefunden, Falkensteins neue, reich ausgestattete Geschichte der Buchdruckerkunst ist ganz davon ausgegangen, auch Laborde hat vieles davon angenommen; aber in der Hauptsache tritt er auf die Seite der Holländer, indem er den harlemer Koster zum ersten Erfinder macht, Gutenberg nur als einen Nacherfinder gelten läßt und damit nicht zufrieden, selbst dasjenige umstößt, was über die ersten Pressen in Mainz und Bamberg als ausgemacht angesehen werden konnte. So wären wir denn wieder auf demselben Punkt wie vorher; die gemachten Zugeständnisse haben nichts geholfen, sie haben nur einen noch kühneren Gegner hervorgebracht, dessen Schriften, wenn auch nicht, weil sie von Paris kommen, aber doch wegen ihrer anscheinenden Unbefangenheit, technischen Gründlichkeit und anderer schätzbarer Eigenschaften Eindruck machen werden und, unserer Gutenbergsfeier zur Schmach, vielleicht lange das letzte Wort behalten.

Sollen wir dies ruhig mit ansehen und uns damit trösten, daß Gutenberg die meisten Stimmen und eine gewisse durch das Alter geheiligte Legitimität für sich hat? Freilich läßt sich alsdann ein so dreister Trumph nicht gut

ausspielen, wie in seiner augsburger Gedächtnißmedaille [1]). Oder sollen wir auf einen neuen Kampf eingehn und uns einer Gefahr aussetzen, der wir lieber aus dem Wege gehn, weil sie uns von einer empfindlichen Seite bedroht? Denn haben Sage und Dichtung historischen Personen, die durch ihre Thaten oder Schicksale unsere besondere Theilnahme erregen, einmal eine täuschende Färbung gegeben, oder sie wol gar in dramatischer Lebendigkeit uns vor Augen gestellt, und sind wir durch solche Eindrücke zu einem Idealbild von ihnen gekommen, so lassen wir uns ungern durch die Geschichte eines andern belehren und danken es ihr schlecht, wenn ihr eiserner Griffel sie jenes poetischen Schimmers rücksichtslos wieder entkleidet. Insbesondre sind wir geneigt, für welthistorische Entdeckungen, für neue Erscheinungen, die in der Geschichte der Wissenschaft und Kunst Epoche gemacht haben, einen bestimmten Urheber und Träger zu suchen. Dieser kommt uns vor wie ein Gott, aus dessen Hirnschale die neue Schöpfung völlig ausgerüstet hervorgesprungen ist; wie dem Atlas werden ihm Riesenkräfte beigelegt, um das ganze Werk allein auf seine Schultern zu nehmen; Bildsäulen und Denkmale werden ihm errichtet, um ihm, als dem Wohlthäter seines Geschlechts, Dank und Verehrung zu bringen; über seine Wiege entsteht ein patriotischer Wettstreit; jeder will ihn zu dem seinigen machen. Dies wird um so eher möglich, je weiter die Entstehung der Sache, für die ein subjektiver Anknüpfungspunkt gefunden werden soll, in das Dunkel der Vorzeit zurücktritt und je geringer die historische Kunde ist, welche die Unaufmerksamkeit der Zeitgenossen, oder ihre

1) Dissimulare virum hunc, dissimulare deum est.

Nichtahndung deſſen, was aus kleinem Anfang Großes entſtehen würde, übrig gelaſſen hat. Dazu kommt, daß der Menſch, in der Verherrlichung jedes andern Subjekts, zugleich ſein eignes und ſeine ganze Gattung verherrlicht, ihn alſo ſchon die Eitelkeit dahin treibt, den Schlüſſel zu den Fortſchritten ſeines Geſchlechts mehr in der ſichtbaren Perſönlichkeit einzelner Individuen, als in der unſichtbaren Kette von Urſache und Wirkung, mehr in der menſchlichen Freiheit, als in einer über ſie waltenden Nothwendigkeit zu ſuchen. Indeß iſt die Geſchichte in neuerer Zeit eine kritiſche und philoſophiſche geworden; ſie ſucht die Baſis, auf der die Weltbegebenheiten ruhn, den Boden, aus dem ſie hervorgewachſen ſind, nach ſeiner Breite und Tiefe zu erforſchen; ſie ſieht in ihnen nicht mehr ein ewiges Auf- und Niederwogen; ſie ahndet einen Weltgeiſt, der die Bewegungen nach höheren Geſetzen lenkt und in dem Webeſtuhl der Zeit die Kette zum Einſchlag unterlegt. Da geht dann freilich das ſubjektive Einzelne immer mehr in den objektiven Zuſammenhang des Ganzen unter; die erhabenſten Geiſter verlieren an ihrem Glanz, wenn wir die Fäden verfolgen, an denen ſie ihren Aufſchwung nahmen, wenn wir die Stufen entdecken, welche ihre Vorgänger ihnen aufgebaut hatten. Ein Giotto, ein Columbus, ein Gutenberg, ein Shakſpeare erſcheinen nicht mehr als einzelne Firſternſonnen, ſondern als Sternhaufen, an deren Licht auch kleinere oder entferntere Sterne zuſammengedrängt ihren Antheil haben. Mögen es daher die Anhänger des Hergebrachten, die philanthropiſchen Enthuſiaſten danken oder nicht, mag ſelbſt der Vorwurf der Verkleinerungsſucht, die ſich am liebſten an berühmte Namen hängt, oder der Abtrünnigkeit an der Sache des Vaterlandes zu beſorgen

sein, es ist nicht länger zu umgehn: die Geschichte Gutenbergs und der edelsten aller Erfindungen muß endlich von ihren Entstellungen entkleidet, die neuesten dagegen gemachten Einwürfe müssen sorgfältig geprüft und alle Ansprüche genauer gegen einander abgewogen werden. Dies ist in dem Folgenden versucht worden. Wenn sich daraus auch auf der einen Seite ergeben wird, daß Gutenberg die Buchdruckerkunst keineswegs von ihren ersten Elementen, sondern erst von den beweglichen Lettern an erdacht hat, indem sie, bis auf letzteres Hülfsmittel, schon vor ihm gewerbsmäßig betrieben wurde, daß in der Sphäre desselben Gewerbes andere, gleichzeitig mit ihm und an andern Orten, den Buchdruck mit beweglichen und sogar gegossenen Typen gleichfalls erfunden haben, ohne bis zur letzten Vollendung der Typographie, wie sie von Mainz über die Welt ausging, durchgedrungen zu sein und daß selbst diese letzte Vollendung früher durch einen andern, als durch ihn, zu Stande gekommen ist, so werden wir auf der andern Seite doch die Überzeugung gewinnen, daß Gutenberg, von einem seinem Stande entsprechenden höheren Gesichtspunkt aus, die Aufgabe zuerst in ihrer ganzen Größe und Wichtigkeit erkannt und daß er nicht aus Noth, sondern aus freiem Antrieb seines erfinderischen Geistes und im Bewußtsein dessen, was damit erreicht wurde, deren Lösung schneller und vollständiger, als sich sonst erwarten ließ, mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit ans letzte Ende gebracht hat. Sollten ihm auch von dem Kranz der Unsterblichkeit dadurch einige Zweige und Blätter entgehn, so wird doch genug übrig bleiben, um würdig seine Stirn zu krönen; sein Recht, als Haupturheber zu gelten, und Deutschlands Stolz auf ihn wird sich einer gründlicheren Befestigung erfreuen

und auch anderwärts ein um so bereitwilligeres Anerkenntniß finden, je mehr wir selbst bereit gewesen sind, seinen Mitbewerbern gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Der vorgedachte Abriß einer Geschichte der Druckkunst, in welchem die Buchdruckerkunst nur kurz und beiläufig behandelt werden konnte, kommt der gegenwärtigen Arbeit sehr zu statten, indem er eine zweckmäßige Einleitung zu derselben abgibt und häufig darauf zu verweisen ist. Er soll, was die Buchdruckerkunst betrifft, weiter ausgeführt und berichtigt werden, wobei es nicht ohne einige Wiederholungen abgehn kann, die sich jedoch nur auf dasjenige beschränken werden, was hiezu und zur vollständigen Übersicht des veränderten Hauptgegenstandes nöthig ist. Die im Folgenden angeführten oder erläuterten Urkunden sind so häufig bekannt gemacht, daß deren vollständiger Wiederabdruck zu ersparen, und unter Bemerkung, wo sie zu finden sind, die Angabe ihres Inhalts oder einzelner Hauptstellen genügend war. Nicht eben so leicht sind Facsimiles und Proben der alten Drucke selbst zu entbehren, auf die zurückgegangen und von denen Beweise hergenommen werden müssen, die nur dann deutlich und überzeugend sein können, wenn sie sich mit unmittelbarer Anschauung verbinden. War schon deshalb das Verweisen auf andere Werke, welche dergleichen Proben enthalten und die nicht jeder gleich bei der Hand hat, unzulänglich, so ließ sich auf der andern Seite eine solche Zugabe weder mit dem Zweck noch mit dem Format dieses Taschenbuchs vereinigen. Um daher die Leser nicht ganz ohne ein Hülfsmittel zu lassen, welches selbst bei dieser mehr historischen, als bibliographischen Abhandlung, bis auf einen gewissen Grad,

unentbehrlich ist, sind auf zwei Tafeln die Titel [1]) der hauptsächlichsten, in derselben erwähnten Inkunabeln, in der eigenthümlichen Type ihres Texts, und einige Anfangsbuchstaben aus verschiedenen dieser Drucke zusammengestellt und dadurch dem Bedürfniß zum Verstehen und zur Versinnlichung dessen, was über Art und Größe, Charakter und Verwandtschaft der ersten Typen gesagt wird, wenigstens zur Noth genügt worden. Da alles, was auf das Entstehen der Typographie von Einfluß gewesen, hier in ein Ganzes vereinigt worden ist, ohne bei dessen Aufbau untüchtig befundenes Material mit anzuwenden, da sich durch den inneren Zusammenhang der Theile desselben und die Unterstützung, welche sie sich einander gegenseitig gewähren, auch da, wo sie nicht aus dem Eisen unumstößlicher Thatsachen oder Urkunden bestehn, die Richtigkeit und Festigkeit der Konstruktion bewährt und da alle Räume hinlänglich hell sind, oder das Licht, was sie von der Zukunft noch zu erwarten haben, ohne gewaltsame Veränderungen zulassen, so wird der Totaleindruck besser für diesen Bau im Vergleich mit jedem andern sprechen, als eine Polemik, die sich nur an Fehler im Einzelnen hängt, ohne sie in der Wurzel anzugreifen und die namentlich die mainzer und harlemer Streitschriften so ermüdend und doch so wenig ersprießlich macht. Das Ganze zerfällt in drei Hauptabschnitte, von denen sich der erste mit den Briefdruckern bis auf Gutenberg, der zweite mit diesem

---

1) Es ist bekannt, daß die ersten Drucke keine solche Titel an der Spitze haben, sie sind daher aus den Schlußschriften hergenommen oder aus Textworten zusammengesetzt worden.

und der dritte mit den Mitbewerbern um die Ehre seiner Erfindung beschäftigen wird.

Erster Abschnitt.

Die Briefdrucker bis auf Gutenberg.

Daß Gutenberg den xylographischen Buchdruck, d. h. den, vermittelst fester, in Holz geschnittener Schrifttafeln, schon vorfand, wird zwar jetzt ziemlich allgemein zugegeben; dieser erste gewaltige Schritt, welcher die Vorhalle der Typographie, wenn auch nicht ihre eigentlichen Pforten öffnete, wird jedoch noch häufig zu wegwerfend behandelt und überhaupt dem Gewerbe zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, welchem wir denselben zu verdanken haben. Es ist dies das Gewerbe der Karten- und Briefmaler, Briefdrucker und Formschneider, dessen Alter und Wesen und dessen Verhältniß rückwärts zu dem der Bücherabschreiber, vorwärts zu dem der Buchdrucker, noch sehr im Dunkeln liegt. Dem Mangel an hinlänglicher Bekanntschaft mit demselben sind die Fehlgriffe in der Geschichte der Buchdruckerkunst und in der Bibliographie des 15. Jahrhunderts, sowie die unrichtigen Ansichten über Gutenbergs Wirksamkeit und eigentliches Verdienst, hauptsächlich zuzuschreiben. Was schon in dem vorgedachten Abriß [1]) über jenes Gewerbe gesagt worden, bedarf, so weit es mit dem

---

1) Hist. Taschenb. 1837, S. 472, 482 u. f.

gegenwärtigen Zweck in nächſter Verbindung ſteht, einer größeren Ausführlichkeit, wobei wir zuvörderſt auch auf das des Abſchreibens der Bücher einen näheren Blick werfen müſſen.

Früher trieben dies die Geiſtlichen und Mönche ausſchließlich, theils weil ſie, als gelehrter Stand, ſich zur Erhaltung literariſcher Denkmale jeglicher Art berufen anſahen, theils um in der Einſamkeit des Kloſterlebens für die, durch Gebet und geiſtliche Übungen nicht ausgefüllte Zeit eine nützliche und angemeſſene Beſchäftigung zu haben. Sie beſchränkten ſich dabei nicht allein auf das eigene Bedürfniß und die Bereicherung der Bibliotheken der geiſtlichen Korporationen und Anſtalten; ſelbſt in den Klöſtern wurde vielmehr nicht ſelten planmäßig daraus eine Erwerbsquelle gemacht. Nichtsdeſtoweniger war, in Folge der zunehmenden Bildung und nach Errichtung der hohen Schulen, der Bücherbedarf zu allgemein und zu groß geworden, als daß er ſich ferner auf ſo beſchränktem Wege hätte befriedigen laſſen. Das Bücherabſchreiben ging in ein weltliches Gewerbe über, ohne daß dadurch die fortwährende Thätigkeit der Kloſtergeiſtlichen im Bücherabſchreiben wäre vermindert worden, wie denn z. B. die, in den Niederlanden erſt kurz vor 1400 geſtifteten Brüder des gemeinſamen Lebens, obgleich ſie den eigentlichen Mönchsorden nicht beizuzählen ſind, neben dem Schul- und öffentlichen Volksunterricht, ſich zu ihrem Beſtehen dem Abſchreiben und dem Verkauf von Büchern, freilich nur von einer gewiſſen Gattung, ſowie dem Buchbinden widmeten. Im 15. Jahrhundert laſſen ſich verſchiedene Klaſſen in dieſem Gewerbe außerhalb der Klöſter beſtimmt von einander unterſcheiden.

Die erſte iſt die der Kalligraphen und Miniatoren für Prachthandſchriften, die an den Höfen der Fürſten und bei den Vornehmen, in Italien ſowohl als in England, Frankreich und Burgund, zu einem Lieblingsgegenſtand des Luxus geworden waren. In den letzteren Ländern erhielt die Liebe für ſolche Handſchriften ihre Hauptbeförderung durch die Luſt an Poeſien und romanhaften Erzählungen in den Landesſprachen, durch den Aufſchwung der Malerei, welchen die Gebrüder van Eyck hervorgebracht hatten, durch das Beiſpiel der Söhne König Johanns von Frankreich, von denen Herzog Philipp der Kühne von Burgund, in dem Eifer für Kunſt und Bücher noch durch ſeinen Nachfolger Philipp den Guten übertroffen wurde, endlich durch den Reichthum und den hohen Kulturzuſtand der unter der Regierung des letzteren vereinigten Länder vom Jura bis an die Nordſee, welche den glänzendſten Staat des damaligen Europa bildeten. Von der Menge und dem Werth der Bücherſchätze, die dieſe Fürſten zuſammengebracht hatten, namentlich derer, die zu dem weitläufigen Kronmobiliar der burgundiſchen Herzöge gehörten, geben die erhaltenen Inventarien [1]) den beſten Begriff. Sie wurden von den gardes joyaulx bei dem Kronſchatz verwahrt; außer den koſtbaren Einbänden an ſich, ſteckten viele in eben ſo reichen Überzügen [2]); die meiſten waren mit ſchönen Miniaturen der beſten Künſtler verſchwende-

1) Barroi Bibliothéque prototypographique. Paris. 1830. gr. 8.

2) Estui de drap d'or, chemise de drap semée de marguerites, couverture en drap de satin, en veluyau, en damas, estriguier de semence de perles etc.

riſch geſchmückt [1]) und am ſtärkſten mit Büchern beſetzt die Rubriken Hystoires, Livres de Gestes (Ritterromane), Livres de Ballades et d'Amours, Chroniques de France, Oultre-mer (Reiſebeſchreibungen), Médicines, Astrologie. David Aubert, der Vorſteher der großen Manuſcriptenwerkſtatt (scriptorium) Philipps des Guten zu Brüſſel, erklärte 1443 deſſen Bücherſammlung für die beträchtlichſte und reichſte in der Welt [2]). In den verſchiedenen Bibliotheken der burgundiſchen Herzöge zu Brügge, Antwerpen, Brüſſel, Gent u. a. befanden ſich über 3000 meiſt Prachthandſchriften. Dieſelbe Bücherluſt zeichnete auch andere Große aus, wie den Herzog Johann von Bedford, Regenten von Frankreich, Philipp von Cleve, und viele burgundiſche und franzöſiſche Herren, namentlich jenen Louis de Bruges, Seigneur de la Gruthuſe, aus deren Bibliotheken noch Überbleibſel vorhanden ſind, welche von der Koſtbarkeit derſelben zeugen. Wenn es auch nichts weiter war, ſo wurde in den vornehmen Familien doch auf prächtige, auf Pergament geſchriebene und mit Malereien verzierte Gebetbücher (Heures) gehalten, die man in einem Beutel oder in einer Kapſel am Gürtel trug und die als koſtbare Erbſtücke auf die Nachkommen übergingen.

Eine zweite Klaſſe von Abſchreibern war die für den

---

1) Richement et grandement hystorié, hystorié de riches hystoires et enluminé bien richement, fort hystorié, hystorié en plusieurs lieux etc.

2) In der Vorrede ſeiner Chronik von Neapel, mit dem Zuſatz: pourquoi il a journellement et en diverses contrées grands clercs, orateurs, translateurs et escrivains à ses propres gaiges occupés.

gelehrten Gebrauch, wo es mehr auf Richtigkeit als kalligraphiſche Schönheit ankam. Am früheſten waren dieſe auf den Univerſitäten einheimiſch, alſo in Paris, der älteſten und Mutter der meiſten übrigen, und in Deutſchland damals in Köln, Erfurt, Prag, Heidelberg, Wien und Leipzig. Wurde in der vorigen Klaſſe meiſt auf Beſtellung oder im bleibenden Dienſt der Fürſten und Herren gearbeitet, ſo geſchah es in dieſer in der Regel zum Verkauf, entweder durch die Abſchreiber ſelbſt, oder unter Vermittelung von Buchhändlern. Hier war das Abſchreiben auf die zu den Facultätswiſſenſchaften gehörigen Bücher, die heiligen Schriften und Sammlungen des römiſchen und kanoniſchen Rechts, ſammt deren Gloſſatoren, die Werke der Kirchenväter und Scholaſtiker, alſo auf den voluminöſeſten Theil der damaligen Literatur gerichtet. Die Anzahl der Abſchreiber ſtand mit der Frequenz der Univerſität in Verhältniß und da die Bücher bei ihrer größeren Seltenheit und Koſtbarkeit häufiger aus einer Hand in die andere gingen, oder zum vorübergehenden Gebrauch und zum Abſchreiben erborgt wurden, ſo war das Gewerbe der Buchhändler und Buchverleiher eben ſo lebhaft und für den wiſſenſchaftlichen Verkehr auf den Univerſitäten, faſt noch wichtiger als das Abſchreiben. Obgleich daher überall die librarii, stationarii, pergamenarii, scriptores und illuminatores zu den Univerſitätsangehörigen gerechnet wurden und ſich derſelben Privilegien wie dieſe zu erfreuen hatten [1]), ſo waren es doch hauptſächlich die beiden erſteren, deren Verhältniſſe und Pflichten ſchon früh durch beſondere Statuten beſtimmt wurden.

1) Stiftungsurkunde der Univ. Heidelberg. Wilken, S. 7.

Worin ſich die librarii von den stationariis unterſchieden haben, iſt undeutlich. Mit letzterem Namen belegte man urſprünglich jeden, der Waaren in ſtehenden Gelaſſen oder Buden öffentlich feil hielt, weiterhin ſcheinen vorzugsweiſe diejenigen, welche Bücher und Schriften in ſolcher Art ausſtellten oder feil hielten, damit bezeichnet worden zu ſein. Ebert [1]) will die librarii für bloße Büchermäkler, die stationarii aber für die eigentlichen Buchhändler halten, weil die pariſer Statuten von 1275 und 1323, unter andern Vorſchriften gegen den Wucher mit Büchern, die librarii mehr auf den Verkauf der ihnen in Kommiſſion gegebenen beſchränken und ihnen den Selbſtankauf nur unter gewiſſen Bedingungen geſtatten. Indeſſen iſt nicht einzuſehn, warum ihnen nicht ebenſo, wie den stationariis [2]), ſollte frei geſtanden haben, Schreiber zu halten und ſich für eigene Rechnung Bücherabſchriften zum Wiederverkauf von ihnen fertigen zu laſſen. Wer nicht als librarius oder stationarius aufgeſchworen hatte, durfte nur Bücher unter 10 Sols an Werth verkaufen und keine Bude halten [3]). 1323 waren ihrer 28 in Paris vorhanden, darunter auch Ausländer und Frauen. Obgleich die Handſchriftenmalerei auf die Bücher der Theologie und Rechtsgelahrtheit die wenigſte Anwendung fand, ſo waren doch gemalte Titelverzierungen und Anfangsbuchſtaben damals ein ſo gewöhnlicher Bücherſchmuck, daß ſie über-

1) Enzykl. v. Erſch u. Gruber. Art. Handel. Sect. I. Th. 2. S. 412.

2) Nullus stationarius habeat clericum ad liberandum exemplar, nisi - - sit juratus. Bulaei hist. univ. Paris. IV. 203

3) Nec sub tecto sedeat ib.

nur ungern entbehrt wurden, daher auch bei den Universitäten geschworne illuminatores librorum nicht fehlen [1]). In Bologna werden 1297 nur stationarii genannt, aber als stationarii librorum (eigentlicher Bücher und größerer Werke) und peciarum (kleinerer Schriften und Hefte, von pecia, franz. pièce) unterschieden. Der gesammte Büchervorrath bei den dortigen Buchhändlern belief sich damals auf noch nicht viel über 100 Werke, fast allein juristischen Inhalts.

Außerhalb der Universitäten war die Anfertigung der Bücherabschriften und der Handel mit denselben solchen statutarischen und polizeilichen Beschränkungen, wie dort, nicht unterworfen, in den großen und volkreichen Haupt- und Handelsstädten, namentlich in den deutschen freien Reichsstädten war daher das Gewerbe der Schreiber und Illuminatoren nicht weniger blühend, ja noch lebhafter und hier finden wir eine dritte Klasse derselben verbreitet, die für uns die wichtigste, bisher aber gerade am wenigsten beachtet worden ist. Auch diese hat ihren eigenthümlichen, von den vorigen Klassen sehr verschiedenen Charakter, sie arbeitet weniger für die Gelehrten als für das gemeine Bedürfniß und für das Volk, sie führt uns endlich noch tiefer bis zu dem eigentlichen Handwerksstand herab. In England erscheinen in York 1415 unter den Gewerken, welche an den großen jährlichen Mysterienaufführungen (Play of Corpus Christi) Theil nahmen, escriviners (scriptores) und lumners (illuminatores), in London seit 1405 die Gilde der stationer, die neben Bücherabschriften aller Art, auch Abcbücher (absies), Paternoster, Ave

1) Ib. p. 597.

Maria's, Credo's und dergleichen kleinere Sachen für An-
dacht und Lehre, fabrikmäßig lieferte. Wie die pariser
Buchhändler und Schreiber in dem Universitätsviertel
(pays latin), so hatte sie in London, mit den Pater-
nosterdrechslern, ihren Sitz in Paternoster Row, mit
Straßennamen wie Creed-lane, Amen-corner, Ave-Maria-
lane, sich davon herschreiben. Noch jetzt führt die Buch-
händler- und Buchdruckerinnung in London den Namen
Stationers Company, weil sich die ersten aus den Nieder-
landen dahin gekommenen Buchdrucker unmittelbar an die
text-writer oder stationer daselbst angeschlossen hatten[1].
In den Niederlanden scheinen die S. Lukas-Gilden alle
Gewerbe, welche sich mit bildender Kunst, Bild- und
Schriftvervielfältigung beschäftigten, in sich begriffen zu
haben. In dem antwerpner Privilegium dieser Gilde von
1442 sind neben den Malern, Bildhauern u. a. auch
prenters (printer, Drucker) und verlichters (Illuminatoren)
genannt, welche, nach Anwendung des Holzdrucks, an die
Stelle der ehemaligen Schreiber und Illuminatoren ge-
treten waren. In dieser Klasse sind Bild und Schrift
am unzertrennlichsten mit einander verbunden, und der
Unterschied, von welchem sich schon in der vorigen, bei
den stationariis in Bologna, Spuren zeigten, zwischen
der Beschäftigung mit größeren Artikeln, den eigentlichen
Büchern, und kleineren, in Heften oder einzelnen Bogen
und Blättern bestehenden, wird entschiedener. Das Haupt-
gewerbe ist das mit letzteren; der Verfertiger der Waare
und der Händler mit derselben sind in der Regel eine
Person, und seltener treten Einzelne heraus, welche an

1) Hansard Typogr. p. 237 u. f.

die librarii der vorigen Klasse erinnern und hauptsächlich größere Bücher, die aber auch dann einem eigenthümlichen Felde der Literatur angehören, feil haben. Ein solcher ist der Schreiber Dypold Laber, **der die Kinder lert** und mit seinen Bücherabschriften in der Reichsstadt Hagenau, nicht einmal der bedeutendsten im Elsaß, um die Mitte des 15. Jahrhunderts einen weit ausgedehnten Handel getrieben haben muß. Denn nicht genug, daß in einem in der heidelberger Bibliothek befindlichen Bande mit mehreren deutschen Handschriften, davon einige 1443 und 1447 in Schwaben geschrieben sind, eine Ankündigung der Bücher, die bei ihm zu haben sind, vorkommt [1]), so hat sich eine ähnliche, noch ausführlichere, seitdem auch auf dem ersten Blatt einer deutschen Handschrift der Legende von den heil. drei Königen in Westphalen [2]) gefunden, mit der Überschrift: **Item welcher hande bücher man gerne hat, groß oder clein, geistlich oder weltlich, hübsch gemolt, die findet man alle by diebold louber schriber in der burge zu hagenow.** Den Anfang macht **das groß buch genannt Gesta Romanorum mit den viguren gemolt**, welches jedoch nach der näheren Beschreibung nicht die, unter diesem Namen bekannte homiletische Novellensammlung, sondern ein mit den Mirabilia urbis Romae verwandtes und eine kurze Kaiser- und Pabst-Chronik enthaltendes Buch gewesen sein muß. Das übrige sind theils deutsche bekannte Helden- und andere größere Gedichte, wie der Parzival, Tristan, Freidank und viele andere, theils kleinere Erzählungen, von denen nur der

1) Wilken S. 406.

2) Mittheilung des Herrn Prem.-Lieut. C. Becker.

witfarn ritter, von eime getruwen ritter der ſin eigen hertze gab umb einer ſchönen frowen willen, der ritter under dem zuber und **ſant Ansbelms frawe**, unbekannt zu ſein ſcheinen, theils bibliſche und legendariſche Bücher, wie **ein gerymete bibel, ein ſalter** (Pſalter) **latin und tütſch, epiſteln u. evangelien durch das jor, vita chriſty, das gantze paſſional winterteil u. ſummerteil**, theils andere geiſtliche und Andachtsbücher, **die XXIIII alten, bellial, der ſelen troſt, der roſenkrantz, die zehn gebot mit gloſen** und **ſuſt cleine bette bücher**, theils endlich weltliche proſaiſche Volksbücher, wie **gute bewehrte artzneien bücher, gemolte loßbücher** (Wahrſagebücher) **ſchachzabel gemolt, ein kaiſerlich rehtbuch** (Kaiſerrecht) u. a. Hier iſt faſt alles **gemolt**, d. h. mit kunſtloſen Federzeichnungen, die mit Waſſerfarben bemalt ſind, verſehen. die poetiſche Volksliteratur iſt am beſten bedacht und der Stamm ganz derſelbe, aus dem nachmals die bibliothèque bleue bei den Franzoſen und bei uns die Schriften „gedruckt in dieſem Jahr" hervorgegangen ſind. Bei weitem zahlreicher ſind jedoch in dieſer Klaſſe die Arbeiten welche lediglich mit den kleineren Artikeln, die unter der Benennung der Briefe begriffen wurden, ſowie mit den Schulbüchern und einer beſondern Art von Bilderbüchern von denen ſchon in Labers Ankündigung einiges Ähnliche vorgekommen iſt, zu thun haben. War dort noch das Übergewicht auf Seiten des Schreibers, ſo hat es hier der zum Briefmaler gewordene Illuminator, der zwar wie in den vorigen Klaſſen, ſelbſt zugleich Erfinder und Zeichner iſt, aber weniger frei und ſelbſtſtändig ſchafft indem er nur gewiſſe ſtehende Vorbilder nachzuahmen oder

zu wiederholen hat und zwar nicht einzeln, sondern in Menge, daher hier bloße Übung an die Stelle der Kunstbildung tritt und die freie Pinselführung in ein maschinenmäßiges Anstreichen mit Farben, vermittelst der Patronen, übergeht. Wie nun gerade die genannten Artikel zu einem Gegenstand fabrikmäßiger Vervielfältigung werden und ein eignes Handwerk sich davon nähren konnte, wird erst klar werden, wenn wir ihre Beschaffenheit näher kennen gelernt haben.

Der damalige Schulunterricht lag lediglich in den Händen der Kirche, und wenn sich auch die Anstalten für denselben vervielfältigten und, neben den geistlichen Schulen bei den Domstiftern und Klöstern, Stadt- und andere weltliche Schulen entstanden, so blieb der Unterricht doch, seiner Materie wie seiner Form nach, bis auf das Wiederaufleben der klassischen Gelehrsamkeit und bis zur Reformation, überall in denselben Fesseln, in welche ihn die Theologie und Scholastik des Mittelalters geschlagen hatte. Die wissenschaftlichen Lehrfächer waren in den Kreis der sieben freien Künste gebannt, der sich in das trivium (Grammatik, Rhetorik und Dialektik) und das quadrivium (die übrigen) theilte, die lateinische, als gelehrte und Kirchensprache, eröffnete den Weg dazu, und ihre Grammatik war der Schlüssel, dessen sich der Schüler zuerst zu bemächtigen hatte. Die Elementarbücher, welche dabei zum Grunde gelegt wurden, waren seit dem früheren Mittelalter unverändert dieselben geblieben und der ganzen abendländischen Christenheit gemein, hauptsächlich der Donatus de octo partibus orationis, ein Auszug aus dem alten Grammatiker Aelius Donatus in Frage und Antwort, auch Donatus minor oder Donatus pro puerulis genannt

und das Doctrinale des Alexander (de Villa Dei oder Gallus), eines bretagniſchen Minoriten aus dem 13. Jahrhundert, eine lateiniſche Sprachlehre in meiſt leoniniſchen Hexametern. Erasmus von Rotterdam, ſo gut wie Aldus Manutius in Venedig, hatten aus dieſen trüben Quellen die Anfangsgründe ihrer Latinität ſchöpfen müſſen, und das Anſehn derſelben war ſo groß und ſo feſtgewurzelt, daß die erſten Verſuche zu ihrer Verbeſſerung durch die Humaniſten im Anfang des 16. Jahrhunderts als eine gefährliche Neuerung und Ketzerei betrachtet und von den Anhängern der alten Scholaſtik Himmel und Erde gegen ſie in Bewegung geſetzt wurde. Schon daraus, daß im 15. Jahrhundert kein anderes ſo oft als dieſe Bücher gedruckt wurde, läßt ſich abnehmen, wie groß ihre Vervielfältigung durch die Abſchreiber vor Einführung der Druckkunſt geweſen ſein muß. Sowohl für die Abſchriften, als für die erſten gedruckten Auflagen wählte man zwar am liebſten Pergament, als das dauerhafteſte, indeſſen war der Verbrauch ſo erheblich und allgemein, daß es, ſo ſehr auch ſchon die Kürze und geringe Ausdehnung dieſer Bücher ihre Erneuerung erleichterte, bald zu einem Gegenſtand der techniſchen Induſtrie werden mußte, ſich ſolche noch leichter zu machen. Ebenſo, wenn gleich in geringerem Grade, verhielt es ſich mit andern Elementarbüchern, von denen, weil ſie uns in der Folge wieder begegnen werden, hier noch einige zu nennen ſind. Für Logik und Dialektik war das Hauptbuch die Summula logica des Petrus Hiſpanus, der für eine Perſon mit Johann XXI. (zum Papſt erwählt 1276), gehalten wird und von dieſem Buch auch der Summulator hieß. Für die Sittenlehre ſtanden oben an die Disticha de moribus

eines Dionyſius Cato, den man wohl mit dem alten Cato Cenſor verwechſelte, der Facetus, ein Supplement zum vorigen, der Floretus S. Bernardi oder die Flores virtutum und einige andere, die ſpäterhin unter dem Titel Auctores VIII morales zuſammen gedruckt worden ſind. So viel auch durch die beſſere Richtung, welche Reuchlin und Erasmus den philologiſchen Studien gegeben hatten, für die Verdrängung dieſer und anderer barbariſcher Schulbücher eines finſtreren Zeitalters geſchehen war [1]), ſo behaupteten ſie ſich doch noch lange, namentlich in den katholiſchen Schulen, wie wir an Fiſcharts ſatiriſchem Verzeichniß in ſeinem Kapitel über Gargantua's Erziehung [2]) ſehn, wo manches noch auf die angeführten hinweiſt.

Der Religionsunterricht in den Schulen beſchränkte ſich auf die Glaubensregeln und Gebetsformeln; ſo unzulänglich er in dieſer Art aber auch war, ſo ergänzten ihn und ſetzten ihn über die Schule hinaus fort Predigten und Lehrvorträge, die auch außerhalb des gewöhnlichen Gottesdienſtes und der Kirche, an öffentlichen Orten und in außerordentlichen Verſammlungen, die der Ruf des wandernden Predigers oder andere Veranlaſſungen herbeizogen, an den gemeinen Mann in der Landesſprache gerichtet wurden. Am thätigſten waren in dieſer Beziehung

---

1) Videmus quantum profectum sit paucis annis. Ubi nunc est Michael Modista, ubi glossema Jacobi, ubi citatur catholicon brachylogus aut Mammaetrectus, quos olim, ceu rarum thesaurum, aureis literis descriptos habebant monachorum bibliothecae. Erasmus de ratione conscrib. epist. 1534 p. 71.

2) Gargantua. Ed. 1590. S 269 u. f.

die Bettelorden, die in Folge der großen, ihnen von den Päpſten verliehenen Begünſtigungen, die gewöhnliche Pfarrgeiſtlichkeit faſt ganz außer Wirkſamkeit geſetzt und ſich ſeit dem 13. Jahrhundert der Predigt, der Seelſorge und des Volksunterrichts hauptſächlich bemächtigt hatten. Der große Haufe der Bettelmönche war an ſich ohne gelehrte Kenntniß, bis auf die des gewöhnlichen Kirchenlateins und wurde derſelben durch wanderndes Leben und durch ſeinen Umgang mit den niederen Volksklaſſen noch mehr entfremdet. Waren ſie dadurch auf der einen Seite beſſer befähigt, zu der Faſſungskraft und Sprache derſelben herabzuſteigen und deſto eindringlicher auf ſie zu wirken, ſo waren ſie auf der andern Seite zu unwiſſend, um ſelbſt, für ihre Vorträge, aus den Quellen ſchöpfen zu können, ſie bedurften eben ſo eines kurzen und faßlichen Leitfadens und homiletiſcher und katechetiſcher Hülfsmittel, wie ihre Zuhörer eines Anhalts für das Gedächtniß und die Erinnerung. Beiden Zwecken entſprachen die Bilderbücher, von denen nun die Rede iſt. Schriftkundige und beleſene Geiſtliche hatten zu dem Ende, zum Theil ſchon früh, die Myſterien des neuen und die Beziehungen des alten Bundes auf dieſelben, ſo wie einzelne Bücher der Bibel, beſonders das hohe Lied und die Apokalypſe, das Leben Jeſu und der Jungfrau Maria, oder die Glaubens- und Gebetsformeln, die an gewiſſe Zeiten gebundenen Andachten, die Todesbetrachtungen und die letzten Dinge, in eben ſo viel ſinnige und in ſich abgeſchloſſene Bildercyklen ausgeprägt, und dieſe, theils durch die Folge und Zuſammenſtellung der Vorſtellungen, theils durch Hinzufügung von Bibelſprüchen oder kurzen auslegenden Andeutungen, zu einem willkommenen Führer für den

niederen, an Bildung, wie an Mitteln armen Mönchsſtand gemacht. Das älteſte dieſer Bücher iſt die Armenbibel, eine bildliche Durchführung der Typologie, die Chriſtus und die Myſterien des Neuen Teſtaments ſchon in dem Alten Teſtament vorgebildet zeigt. Sie enthält letztere auf 40 Tafeln, von der Verkündigung an bis zur Belohnung der Seligen, und zwar jede zwiſchen zwei vorbildlichen Nebenvorſtellungen aus dem Alten Teſtament, mit Halbfiguren der Propheten und Altväter darüber und darunter. Der Text beſteht aus einem leoniniſchen Vers zu jeder Haupt- und Nebenvorſtellung, aus Stellen der Propheten auf Spruchzetteln bei denſelben und aus einer, in den Ecken oben rechts und links, angebrachten kurzen Hinweiſung auf die Quelle der Nebenvorſtellungen im Alten Teſtament, mit Inhaltsanzeige und Erklärung ihrer typiſchen Beziehung auf das Hauptbild. Später iſt ſie bald bis auf 50 Hauptvorſtellungen erweitert, bald mit Weglaſſung der unweſentlichſten abgekürzt worden. Sie entſtand am frühſten, vielleicht gab ein in der mittelalterlichen Kirche vorkommender Gebrauch die erſte Veranlaſſung dazu, nach welchem der Prieſter vor dem Ambo, während des Leſens der heiligen Geſchichten, eine Rolle zu entfalten pflegte, auf deren, der Gemeinde zugekehrter Seite der vorgeleſene Abſchnitt in Bildern vorgeſtellt war, für diejenigen, welche die Worte nicht verſtanden oder ihnen nicht folgen konnten. Manuſcripte derſelben, zuweilen von der prächtigſten Miniaturmalerei, gehen wenigſtens bis ins 13. Jahrhundert hinauf und zeugen von der Werthſchätzung, welche ſich dieſes Buch auch in den höheren Kreiſen zu verſchaffen gewußt hat. Die Anordnung iſt darin im weſentlichen dieſelbe, wie in den xylographiſchen

Drucken, nur daß in diesen jedes Blatt die Gestalt einer Altartafel mit Flügeln, wo das Hauptbild in der Mitte steht, angenommen hat. Der Spiegel des Heils ist eine Umarbeitung der Armenbibel zu einer fortlaufenden Darstellung des Sündenfalls und des Erlösungswerks durch Christus in 45 Kapiteln, welcher dieselbe, zwar etwas abgekürzte, dafür jedoch vorn und hinten mit Zusätzen versehene Reihe der Haupt- und Nebenvorstellungen zum Grunde liegt; die zu jedem Kapitel gehörigen aber sind, mit Weglassung der Propheten, bis auf vier und in den letzten Kapiteln bis auf acht erweitert und statt aller andern Schrift, ist außer einer kurzen Inhaltsanzeige unter jedem Bild, ein ausführlicher gereimter Text bei jedem Kapitel, mit einer Vorrede und Inhaltsanzeige an der Spitze des Ganzen, hinzugekommen. In dieser Gestalt scheint das Werk, welches früh in die Landessprachen übersetzt worden und von welchem es eben so prächtige Miniaturhandschriften, wie von der Armenbibel giebt, nach einigen derselben 1324 zusammengetragen zu sein und der Verfasser sagt ausdrücklich am Schluß der Vorrede: er habe sie für die armen Prediger hinzugefügt, damit sie, wenn ihnen das ganze Werk zu theuer wäre und sie mit den Geschichten bekannt sind, schon aus der Inhaltsanzeige predigen können [1]). In den Drucken sind die Kapitel bis auf 29 zusammengezogen. An die Armenbibel schließt sich zunächst das Hohe Lied, welches die Beziehungen desselben auf die

---

1) Predictum enim prohemium de contentis hujus libelli compilavi et propter pauperes predicatores apponere curavi, qui si forte nequiverint totum librum comparare, si sciunt hystorias, possunt ex ipso prohemio predicare.

Jungfrau anschaulich macht, die hier nicht die Mutter Christi, sondern eine Personification der Kirche, oder der gläubigen Seele als Gottesbraut ist. Es besteht nur aus 16 Bildtafeln, jede zu zwei Vorstellungen mit Schriftzetteln, auf denen die Textstellen, ohne weitere Erklärung als durch die Bilder, stehen. Wie die Armenbibel eine Erfindung der Benediktiner und bei ihnen hauptsächlich in Ansehn gewesen zu sein scheint, so verdankt diese Bilderreihe den Minoriten ihre Entstehung, indem sich auf dem ersten Bilde ein Klosterhof dieses Ordens mit arbeitenden Mönchen zeigt. Von derselben Art ist ferner die Offenbarung Johannis, die seine Legende und seine apokalyptischen Visionen in 48 bis 50 Tafeln, jede mit einer oder zwei Vorstellungen enthält, und wo die Schrift auf Zetteln, Täfelchen oder ganz frei im Bilde steht und eine Anzeige des Inhalts oder die Stellen der Apokalypse zusammen mit ihrer Auslegung und Deutung enthält. Das beliebteste Buch dieser Art ist die Kunst zu sterben, welches im 15. und 16. Jahrhundert in alle Landessprachen übergegangen und am öftersten wiederholt und umgearbeitet worden ist. Hier wird in 11 Tafeln vorgestellt, wie die Teufel durch Versuchung zum Unglauben, zur Hoffnungslosigkeit, zur Ungeduld, zur Hoffahrt und zum Geiz die Seele des Sterbenden an sich zu ziehen, die Engel aber sie ihnen durch gute Eingebung zu entreißen suchen und wie ein seliger Tod zu gewinnen ist. Außer einer Vor- und Nachrede, steht jeder dieser Tafeln, mit Spruchzetteln darin, eine ganze Textseite in Prosa gegenüber, wodurch das Ganze die Gestalt eines gewöhnlichen Buches gewinnt. Die übrigen Bilderbücher gehören Deutschland ausschließlich an und haben, bis auf die ars memo-

randi, das Buch der Könige, das Paternoſter, die unbefleckte Empfängniß der Maria, die Legende vom heiligen Kreuz und einige Kalender, nicht wie jene lateiniſchen, ſondern deutſchen Text. Sie nähern ſich bald der Geſtalt des einen oder andern der vorgedachten und es kann ihrenthalben auf dasjenige verwieſen werden, was ſchon an einem andern Ort [1]) über ſie geſagt worden iſt. Nächſt der Armenbibel und dem Heilsſpiegel ſind die Paſſion, der Todtentanz, der Antichriſt, die ſieben Freuden und Leiden der Maria, wenigſtens ihrer Wurzel nach, die älteſten, andere ſind erſt im 15. Jahrhundert entſtanden. Ihnen ſchließen ſich in ähnlicher Art nur wenige Bücher weltlichen Inhalts an, die den Kalender, die Planeten und die Chiromantie betreffen und den Schulbüchern näher ſtehn, weil ſie auf Befriedigung weltlicher Bedürfniſſe, unter denen die Wahrſagekunſt oben an ſteht, ausgehn. Die geiſtlichen Bilderbücher unterſcheiden ſich vor andern dadurch, daß die Bilder nicht, wie ſonſt, zur Erklärung des Textes, ſondern umgekehrt der Text zur Erklärung der Bilder dient, welche darin, beſonders in Bezug auf die Laien, die Hauptſache ſind. Der Grundſatz, daß die Bilder die Bücher der Ungelehrten ſind [2]), war in der katholiſchen Kirche des Mittelalters ſo vorherrſchend, daß ſelbſt das Tridentinum [3]) noch deſſen Anwendung und

---

1) Hiſt. Taſchenbuch 1837, S. 540 u. f.

2) Imagines ideotarum libri.

3) Sess. 25. Illud vero diligenter doceant Episcopi per historias mysteriorum nostrae redemtionis, picturis vel aliis similitudinibus expressis, erudiri et confirmari populum, in articulis fidei commemorandis et assidue recolendis.

Nützlichkeit in einer Weiſe empfiehlt, aus der man ſchließen möchte, die Väter des Concils hätten jene alten Bilderkreiſe dabei unmittelbar im Sinn gehabt. Daher wurde die Paſſion, die Erlöſung, die Legende vom Antichriſt in den Myſterienſpielen des Mittelalters dramatiſch vorgeſtellt, daher die Armenbibel in Skulptur und Glasmalerei häufig wiederholt und in Altartafeln Zuſammenſtellungen daraus hergenommen, daher der Todtentanz auf Kirchhofswänden gemalt, der den Dominikanern Gelegenheit zu ihren Bußpredigten gab, daher von den Franziskanern die Kreuzgänge mit der Folge der Leidensſtationen errichtet und Andachten und Abläſſe daran geknüpft, daher endlich das unerſchöpfliche Beſtreben dieſer Orden zu den älteren Bildercyklen neue, beſonders in Bezug auf die Marienverehrung, hinzu zu erfinden. Wie ſehr die Menge darauf hielt und wie nothwendig ſich dieſe Bilderreihen gemacht hatten, geht ſchon daraus hervor, daß die hauptſächlichſten derſelben, wie die Armenbibel, Apokalypſe, der Todtentanz, die 15 Zeichen des Weltendes u. a. aus den xylographiſchen Büchern, als dieſe aufhörten, freilich nun mit Verlorengehn ihres urſprünglichen Zwecks und mehr als andächtiges Spielwerk, ſich bis auf die Reformation in die Randleiſten der gedruckten Gebetbücher (Heures) flüchteten, deren Hauptfabrik in Paris war, von wo aus Frankreich, die Niederlande und England damit verſorgt wurden. In dieſen Heures wird ihrer oft, zur beſondern Empfehlung der Ausgabe, auf dem Titel gedacht [1]), ja wohl mit dem

1) Una cum figuris biblie, apocalypsis, chorea lethi, novisque effigiebus decorate (in Heures der heil. Jungfrau, bei Kerver 1517). Avec les figures de l'apocalypse et plusieurs aultres histoires (in römiſchen Heures, bei Hardouin 1510).

beſondern Zuſatz faictes à l'antique (wie in pariſer Heures bei Voſtre 1507). Ebenſo wird in dem Privilegium von Geoffroy Tory von 1524 geſagt qu'il ha faict et faict faire certaines histoires et vignettes à lantique... pour icelles faire imprimer et servir à plusieurs usages d'heures, womit jene althergebrachten Bilderkreiſe gemeint ſind, denen alſo ſelbſt dieſer Neuerer, welcher zuerſt den Styl der Renaiſſance in die pariſer Heures einführte, noch nicht zu entſagen für gut fand. Früherhin und bis auf das 15. Jahrhundert machte ſelbſt das Latein, als Kirchenſprache, die Bilder für den Laien, der daſſelbe nicht verſtand, unentbehrlich, denn wenn auch vor Luther ſchon Bibelüberſetzungen in den Landesſprachen vorhanden waren, ſo konnte die Bibel, hätte es auch die katholiſche Kirche geſtattet, doch vor Erfindung der Typographie kein Gemeingut werden. Die Evangelien, Lectionen und Glaubensformeln wurden beim Gottesdienſt nur lateiniſch gehört, ein Katechismus als Volksbuch war noch nicht vorhanden, und wenn auch den Zuhörern alles dies in der Landesſprache wiederholt und ausgelegt wurde, ſo fehlte es ihnen doch an einem Hülfsmittel, um das Weſentliche im Gedächtniß feſtzuhalten und für die Erinnerung zu bewahren. Hieraus erklärt ſich, daß dieſe Bilderbücher ebenſo von den Geiſtlichen wie von den Laien geſucht, und daß ſie nach Einführung des Holzdrucks ein Hauptartikel für die Vervielfältigung durch denſelben werden mußten. Sie ſind aber vorher ſchon nicht minder handſchriftlich vervielfältigt worden, daher die meiſten ebenſo oft oder mehr in Handſchriften, als gedruckt noch übrig ſind. Natürlich erhielten ſie ſich in den Klöſtern am längſten, wo daher auch faſt alle noch vorhandene Exemplare gefunden worden ſind.

Die Bedeutung und Wichtigkeit derselben für ihre Zeit ist in der unsrigen unerkannt geblieben. So sehr sie auch nach Finsterniß und Aberglauben schmecken, so erfreuen sie doch durch die Naivetät ihrer Behandlung der Religionsgegenstände, die selbst den Humor nicht davon ausschloß, aber freilich, nach Reinigung des katholischen Lehrbegriffs in Folge der Reformation, insbesondere an den Jesuiten solche Feinde fand, daß sie von ihnen mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden ist. Unser Urtheil über das, was vor dieser Umgestaltung für die Kenntniß der heiligen Schrift, die weniger wegen ausdrücklicher Kirchenvorschriften, als aus anderen Gründen den Laien unzugänglich blieb, so wie für Religions- und Sittenlehre geschehen ist, würde ein andres sein, wären sie der Geschichte des homiletischen und katechetischen Unterrichts bisher nicht gänzlich entgangen. Dieses mag denn auch entschuldigen, wenn wir uns länger bei ihnen aufgehalten haben, als es für unsern Zweck nothwendig scheinen möchte.

Die Hauptmasse dessen, was dem Schreibergewerbe dieser Klasse Beschäftigung gab, waren endlich die Briefe. Unter breve wurde im Mittelalter jede Schrift auf einzelnen Bogen oder Blättern, also Register und Verzeichnisse, öffentliche Urkunden, Verordnungen und Schreiben verstanden; daraus entstand das deutsche Wort Brief in seiner weitesten Ausdehnung und wegen der engen Verbindung von Bild und Schrift, ging der Name ebenso auf einzelne Bilderbogen oder auch auf Bildblätter, die nicht zusammengeheftet wurden, mithin sogar auf die Spielkarten über. Der Bedarf an letzteren wuchs mit der reißenden Überhandnahme des Kartenspiels, aber noch größer war der von Andachts- und Heiligenbildern. Der

Bilderdienst, die Marien- und Heiligenverehrung hatte den höchsten Gipfel erreicht, die Bilder waren ebenso Bedürfniß für die Kirche als für das Haus, auch die Privatandacht konnte ihrer nicht entbehren, jeder wollte seinen Heiland, die Madonna, seinen Schutz- und Namensheiligen unmittelbar in der Nähe haben. Waren Gemälde und geschnitzte Kruzifixe theuer, so konnte sich doch selbst der Ärmste ein Papierbild kaufen, wie sie dutzendweis, in rohen Umrissen und vermittelst der Patronen mit Farben überstrichen, verfertigt wurden. Diese pflegte man in die Bücher, oder nach Analogie der Anweisung wegen der Gebote Gottes [1]), an die Wände und Thüren zu kleben, eine Sitte, die sich bei dem gemeinen Mann bis in die Zeiten des 30jährigen Krieges erhalten hat und noch jetzt in katholischen Ländern nicht ausgestorben ist. So antwortet im Simplizissimus das rohe Waldkind auf die Frage: ob es nichts von unserm Herrgott wisse? dem Einsiedler im Spessart: ja, er ist daheim an unserer Stubenthür gestanden, auf dem Hellgen. Meine Mutter hat ihn von der Kirmse mitgebracht und dahin gekleibt [2]). Hellgen, in Schwaben Halgen und Hälgle, hießen (a potiori, von den Heiligen) die bunten Bilderbogen überhaupt [3]); die Illuminatoren, welche sie verfertigten, bei den Franzosen dominotiers, weil das Wort dominus im Mittelalter ebenso zur Bezeichnung Gottes als der Heiligen gebraucht wurde [4]), bei

1) Deuteron. c. 6, 9. scribesque ea in limine et ostiis domus tuae.

2) v. Bülows Ausg. Leipzig 1838, S. 20.

3) Breitkopf Spielk. II, 156.

4) Du Cange Glossar. s. v. dominus.

den Deutschen Briefmaler, Benennungen, die ihnen blieben, auch nachdem sie sich des Holzschnitts und der Druckkunst bedienten, also zugleich Formschneider und Briefdrucker wurden.

Die Geschäfte des Schreibers und Briefmalers, sowie später des Formschneiders und Briefdruckers, waren in dieser letzten Gewerbsklasse während des 15. Jahrhunderts meist in einer Hand, denn nicht nur die artistischen Erfordernisse für Schrift und Bild waren in derselben geringer und einer solchen Vereinigung daher günstiger, sondern der Schreiber hatte hier für sich allein nicht Beschäftigung genug. Ihm blieben nur die wenigen und kleinen Schulbücher übrig, die Texte, welche den Bilderbüchern, die Gebete, welche den Andachts- und Heiligenbildern beigeschrieben wurden, sowie die Verordnungs- und andere Abschriften, welche, so weit die besoldeten Schreiber oder die Notarien nicht ausreichten, bei ihm etwa bogenweise bestellt wurden, und selbst wenn er zugleich Briefmaler war, konnte er an manchen Orten doch davon allein nicht leben, daher zuweilen die Kartenfabrikation oder kleine Kirchen-, Schul- und städtische Bedienungen, das Buchbinderhandwerk u. a. damit verbunden wurde. Aber auch nach Einführung der Druckkunst ging in dem Briefdrucker der Schreiber nicht ganz unter. Neben ganz xylographischen Ausgaben von Bilderbüchern, finden wir nämlich gleichzeitig andere, in denen nur die Bilder Holzschnittabdrücke, der Text aber geschrieben ist [1]), oder ganz xylographische lateinische Ausgaben, welche mit einer

1) Z. B. in der heidelb. Bibl. deutsche Handschr. N. 438 eine Armenbibel und N. 34 eine Kunst zu sterben.

handſchriftlichen deutſchen Überſetzung des Textes, für diejenigen, welche des Lateiniſchen nicht mächtig waren, durchſchoſſen ſind [1]). Überall, wo der Begehr für den mühſamen Holzſchnitt nicht lohnend genug war, ſehen wir daher den Schreiber wieder hervortreten. Erſt im 16. Jahrhundert während der größten Blüthe des Briefdruckergewerbes neben dem der Buchdrucker, trat eine Theilung der Arbeit ein, wodurch ſich der Erfinder und Vorzeichner (Reißer, adumbrator) von dem Formſchneider (sculptor) und dieſer von dem Briefmaler (illuminator imaginum) wieder ſonderte. Daß aber gerade die unterſte und handwerksmäßigſte Klaſſe der Schreiber und Illuminatoren, von der zuletzt die Rede geweſen, im 15. Jahrhundert die nächſte Veranlaſſung hatte, ſich des, ſei es auf welchem Wege es wolle, bekannt gewordenen naſſen oder Farbdrucks, als leichteres Vervielfältigungsmittel für Bild und Schrift, zu bemächtigen und es zuerſt auf Spielkarten und Umrißbilder zum Ausmalen, dann aber auch auf mühſamere Schrifttafeln, mit Bildern vermiſcht oder mit Text allein, anzuwenden, bedarf nach dem, was über die Natur und Geringfügigkeit ihrer Artikel und den ſtarken Begehr nach denſelben geſagt worden, keines weiteren Beweiſes. Wenn Laborde [2]) der Meinung iſt, die Erfindung der Druckkunſt habe nur von Werkſtätten der Goldſchmidte, nicht der Schreiber und Briefmaler ausgehn

---

1) Z. B. eine Armenbibel, in der heidelb. Bibl. deutſche Handſchr. N. 34, und in dem berliner Muſeum; eine Apokalypſe, in der K. K. Bibl. zu Wien, im berliner Muſeum, der wolfenb. Bibl. und an andern Orten.

2) Artiste 1839, T. IV, p. 114.

können, weil nur bei dem Goldschmidt alle Elemente derselben in einer Hand waren, die Metallplatte, die eisernen Instrumente, das Öl zum Putzen und die Schwärze, um zu sehn, wie seine Arbeit sich ausnimmt, die Polirwerkzeuge, deren er sich zum Anreiben des Abdrucks bedienen konnte, endlich das Papier, womit er die Zeichnung durchbauste, wogegen der Schreiber und Briefmaler nur seine Feder, Pinsel, Farben und Schablonen hatte, so wollen wir darüber nicht mit ihm rechten, ja, es läßt sich noch hinzusetzen, daß der Goldschmidt der erste war, welcher Zeichnung und Schrift in ebene Metallplatten ausschnitt und daß der Holzschnitt von der sogenannten geschrotenen Arbeit desselben abzuleiten ist [1]). Indessen ist zu bedenken, daß das Bedürfniß eher zu Erfindungen führt, als der bloße Besitz der materiellen Erfordernisse dazu, und daß das Bedürfniß ohne Zweifel in weit größerem Grade bei dem Gewerbe vorhanden war, welches sich allein mit Vervielfältigung von Schrift und Bild fabrikmäßig beschäftigte und deshalb die meiste Ursache hatte, sich solche durch andere Mittel als die bloße Menschenhand zu erleichtern, nicht aber bei dem Goldschmidt, bei welchem das Ausgraben von Bild und Schrift in Metallflächen nur Nebensache und deren Vervielfältigung nicht die Absicht war, ja, dem dabei nicht einmal an Probedrucken liegen konnte, da seine Arbeit nur durch Ausfüllung der Vertiefungen und Striche mit schwarzem Kitt oder Niello vollendet und so erschien, wie sie erscheinen sollte. Zudem sind keine Spuren da, daß von geschrotener Metallarbeit früher als von Holzschnitten Abdrücke genommen worden sind, und der erste datirte

1) Hist. Taschenb. 1837, S. 493—96, 568 u. f.

Holzschnitt, der burheimer S. Christoph von 1423, hat ein früheres Datum als der älteste datirte Metallschnitt, der S. Bernhardin von 1454 in Paris.

Sei dem aber, wie ihm wolle, für den gegenwärtigen Zweck kommt es nur darauf an, wo und wann die Schreiber und Briefmaler (zu denen auch die Kartenmacher gerechnet werden können) den Holzdruck auf die Schriftvervielfältigung zuerst angewandt und in welchem Umfang sie sich desselben bis auf Gutenberg bedient haben. Koning versperrte sich den rechten Weg zur Beantwortung dieser Frage selbst, indem er, auf Junius Autorität, seinen Koster nicht blos als Erfinder der mobilen Lettern, sondern des Farbdrucks überhaupt ansah und daher alles, was dieser Ansicht entgegensteht, entweder überging oder wegzuräumen suchte. Laborde schreibt die Erfindung des Farbdrucks zwar nicht dem Koster und überhaupt keiner bestimmten Person, sondern den niederländischen Goldschmidten und Stechern (orfevres-graveurs) im allgemeinen um 1400 zu. Da er, wie Koning, aber den Koster die beweglichen Lettern schon 1423 erfinden läßt, so kommt es ihm eben recht, daß der für den ältesten datirten Holzschnitt gehaltene, mit 1423 bezeichnete S. Christoph, in dem allein echten, jetzt bei Lord Spencer in England befindlichen Exemplar, mit der Presse und vollkommener Buchdruckerschwärze gedruckt ist. Er macht ihn zu einem niederländischen Produkt und braucht ihn als thatsächlichen Beweis, daß die Niederländer schon in diesem Jahr, also lange vor Gutenberg, so zu drucken verstanden haben, indem er gegen die Zweifel, daß dies das Druckjahr sei [1],

1) Hist. Taschenb. 1837, S. 505 u. f.

als gegen eine tadelnswerthe Bemühung eifert, in einer ohnehin so dunkeln Sache, den einzigen festen Boden unter den Füßen hinwegzuräumen. Diese Zweifel sind jedoch um so mehr an ihrem Ort, als niemand in Abrede stellen wird, daß folgende Fälle wenigstens möglich sind. Entweder kann die Jahrzahl unrichtig sein, oder sie kann sich auf ein anderes Datum, als das der Verfertigung des Holzschnitts beziehn, oder der Abdruck kann erst nach einigen Dezennien von der alten Platte, mit der inzwischen erfundenen Presse und Druckerschwärze, gemacht sein. Diese Fälle sind aber nicht blos möglich, sie sind sogar die wahrscheinlichsten, wenn wir an die vielen Fehler in den Druckjahren der gedruckten Bücher des 15. Jahrhunderts [1]) denken, so lange man sich dazu der römischen Zahlen bediente, und wie leicht durch Auslassung eines einzigen Strichs (I) der Holzschnitt anscheinend um 50 Jahr älter wurde, als er wirklich war; wenn wir erwägen, wie überaus selten und ungewöhnlich die Beifügung des Jahrs der Verfertigung oder des Drucks in einzelnen Holzschnitten, Kupferstichen oder selbst in gedruckten Büchern vor 1460 ist, wie leicht sich der Vers unter dem S. Christoph [2]), also auch die Jahrzahl, auf ein Mirakel oder ein Original-Votivbild beziehen läßt, wie unglaublich es ist, daß Israel v. Meckenen dies und kein anderes der unzähligen S. Christophsbilder, erst 80 Jahr nach dem Holzschnitt sollte in Kupfer gestochen haben.

---

1) Koning Bydragen. I, 89 u. f.

2) Christophori faciem die quacunque tueris
Illa nempe die mala morte non morieris.

Daß es [1]) in einer älteren schwäbischen Mönchshandschrift eines dortigen Karthäuserklosters gefunden wurde, läßt eher oberdeutschen, als niederländischen Ursprung voraussetzen, und auch wenn sich niederländischer Kunststyl darin entdecken ließe, so würde solches nicht entgegenstehn, da dieser Kunststyl bis auf Martin Schön in ganz Deutschland der vorherrschende war. Übrigens ist S. Christoph in den verschiedensten Gegenden Deutschlands ein ebenso viel verehrter Heiliger, als in den Niederlanden gewesen. Die beigesetzte Jahrzahl allein berechtigt daher keineswegs zu dem Schluß, daß das Blatt 1423 nicht nur geschnitten, sondern auch der Druck mit der Presse und mit Buchdruckerschwärze von demselben Jahre sei. Formenschneider und Briefdrucker gab es um diese Zeit und früher in Deutschland so gut als in den Niederlanden, obwohl sparsamer als in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Nach den, in einigen deutschen Reichsstädten angestellten Nachforschungen in den Steuer-, Bürger- und anderen städtischen Registern, kommen in Ulm, den einzigen Ulrich im Jahr 1398 ausgenommen, erst von 1440 ab eine Menge von Formschneidern vor, in Nürnberg ist Hans Formschneider von 1449 ab der einzige in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, in Nördlingen desgleichen der Briefdrucker Wilhalm seit 1428, wogegen Kartenmacher und Kartenmaler in derselben Zeit häufiger sind. In den Niederlanden ist von den printers noch keine frühere Spur, als in

---

1) Facsimile bei Otley Origin. I, 90 und Falkenstein S. 16; in der untreuen Rolandschen Kopie bei Murr, und nach dieser häufig bei Jansen, Heller und andern.

dem Privilegium der S. Lukasgilde zu Antwerpen von 1442 entdeckt worden [1]).

Dies hindert jedoch nicht, dem xylographischen Bücherdruck der Niederlande die Priorität vor dem deutschen zuzugestehn. Nach dem ersten Bekanntwerden des Farbdrucks ist er, mittelst in Holz geschnittener Formen, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine Zeitlang nur auf Spielkarten und Andachtsbilder allein angewandt worden, theils weil sie eine Fabrikwaare und Bedarf und Absatz derselben am größten war, theils weil Bilder und rohe Kartenblätter leichter und einfacher, als eine Menge von Schrift, in Holz geschnitten werden konnten. In den Niederlanden mag die hohe Stufe der dortigen Kultur, Wohlhabenheit und Kunstfertigkeit den ersten Anstoß gegeben haben, weiter zu gehn und auch Bücher durch Holzdruck zu vervielfältigen. Zuvörderst haben wir dafür das Zeugniß der kölnischen Chronik [2]), daß die Buchdruckerkunst zwar von Gutenberg, nach den von ihm zwischen 1440 und 1450 gemachten Versuchen, in Mainz erfunden, die Vorbildung dazu aber von den in Holland gedruckten Donaten hergenommen worden sei. Diese treffliche Chronik ist durch Niebuhr [3]) wieder zu Ehren gebracht worden, der sie theilweise unsern klassischen Werken beizählt und ihren Verfasser einen Mann von dem hellesten Geist und wahrhaftestem Herzen nennt, während er früher bei den kölner Jesuiten und Finsterlingen nur der damnatus chronologus hieß, was ihm aber bei seinen Mitbürgern so wenig Schaden

1) Hist. Taschenb. 1837, S. 499—502.
2) Köln 1499, Fol. 311 und bei Wetter S. 278 u. f.
3) Leben II, 370.

that, daß das Buch faſt in jedem Hauſe zu finden und außerhalb Köln ſelten war. Schaabs Verdächtigung derſelben und die ſchon anderwärts [1]) widerlegten Bekämpfungen Wetters, wodurch er die Ausſage Ulrich Zells des erſten aus der mainzer Uroffizin nach Köln gekommenen Buchdruckers, welche der kölniſchen Chronik in jener Nachricht zum Grunde liegt, entkräften will, werden ſchwerlich Nachfolger finden und verdienen daher nicht, daß wir uns weiter dabei aufhalten. Auch Laborde legt auf dieſes Zeugniß das größte Gewicht und irrt nur darin, daß er meint, unter den holländiſchen Donaten, welche Gutenberg zum Vorbild gedient haben, wären mit beweglichen Lettern gedruckte verſtanden worden [2]). Hätte Zell andere, als blos xylographiſche Donate gemeint, ſo wäre er mit ſich ſelbſt in einen argen Widerſpruch gerathen, denn er ſetzt am Schluß ſeiner Nachricht von den in Mainz zuerſt gedruckten Büchern hinzu: **Item it ſyn ouch eyn deill vurwitziger man, und die ſagen, men habe ouch vurmails boicher gedruckt, mer dat is niet war, want men vynt in geynen landen der boicher, die tzo denſelven zyden** (alſo vor 1450) **gedruckt ſyn.** Hiernach kann er nur ſo viel haben ſagen wollen, daß in Holland vor 1440 xylographiſche Donate gedruckt worden ſind, die Gutenberg zu ſeiner weitern Erfindung Veranlaſſung gaben [3]). Laborde wendet zwar ein, Zell würde

---

1) Jahrb. f. wiſſenſchaftliche Kritik 1836, S. 936 fg.

2) Débuts p. 20.

3) Damit ſtimmt auch die Bemerkung des Marianglus Accurſius (Wetter. S. 316, Note 2) admonitus certe fuit ex [illegible]nato, Hollandiae prius impresso, in tabula incisa, überein-

ſich, wenn er nicht typographiſche Donate gemeint hätte, begnügt haben, die mit den Heiligenbildern in Holz geſchnittenen Unterſchriften derſelben als die Veranlaſſung anzugeben; aber eine oder ein Paar Zeilen unter einem einzelnen Bilde und ein ganzes Buch ſind zweierlei. Es handelte ſich nicht um den Schriftdruck im Kleinen, ſondern um den Buchdruck und dieſen hatten die holländiſchen Briefdrucker in ihren Donaten, die Gutenberg vor ſich ſah, wie die Folge zeigen wird, noch nicht weiter, als bis zum Tafeldruck gebracht. So viele Fragmente nun auch von typographiſch gedruckten Donatausgaben, die keinen andern als niederländiſchen Briefdruckerpreſſen angehören können, vorhanden ſind, ſo beſchränken ſich doch die vorhandenen Fragmente xylographiſcher Donate von niederländiſcher Schriftform nur auf ſehr wenige [1]), über deren Alter, da ſie ſämmtlich undatirt ſind, ſich mit Sicherheit nicht urtheilen läßt. Da ſie aber auf Pergament mit der Preſſe ganz ſchwarz gedruckt ſind, ſo können ſie nicht ſo hoch hinaufgeſetzt werden und es iſt bekannt, daß neben den typographiſchen Donaten der Buchdrucker, die Briefdrucker bis 1480 fortfuhren xylographiſche Donate zu verfertigen. Zu verwundern iſt es übrigens nicht, wenn ſich die Erſtlinge dieſer auf den Schulbänken verbrauchten Holzdrucke verloren haben, da ſelbſt ſpätere typographiſche Donatausgaben demſelben Schickſal nicht entgangen ſind [2]). Der

1) In der Bibl. des Königs der Niederlande (Koning p. 111 und Tab. IV, N. 1). In der K. Bibl. zu Paris (van Praet Livres sur vélin de la Bibl. du Roi. IV, p. 8. N. 12.) Der vollſtänd. xylogr. Donat in der öffentl. Bibl. zu Deventer iſt von anderer Type und neuer.

2) Hiſt. Taſchenb. 1837, S. 527.

Mangel an Überreſten von ſolchem Alter wird indeß einigermaßen durch eine Notiz, in den, vor der Revolution noch handſchriftlich in Cambray vorhandenen Mémoriaux des Jean le Robert, Abt von S. Aubert daſelbſt erſetzt, nach welcher 1445 in Brügge und 1451 in Valenciennes, Doktrinale zum Schulunterricht gekauft worden ſind, welche gettez en molle genannt werden und außer welchen noch vom Facet und andern angekauften Schulbüchern die Rede iſt [1]). Jener Ausdruck zeigt deutlich an, daß die Exemplare des Doktrinale nicht geſchrieben, ſondern mittelſt Formen (molle, moule) gedruckt waren, läßt aber freilich zweifelhaft, ob unter den Formen ganze Holztafeln, oder aus beweglichen Lettern zuſammengeſetzte, zu verſtehen ſind. Man bediente ſich derſelben Bezeichnung nämlich in den erſten Jahrzehnten der Typographie, wo man auf den Unterſchied zwiſchen Tafel- und Letterndruck wenig aufmerkſam und letzterer noch immer eine Sache des Geheimniſſes war, auch von dieſem, wie aus dem Privilegium Ludwigs XI für die erſten pariſer Buchdrucker von 1474 [2]) und einigen Schlußſchriften alter franzöſiſcher Drucke hervorgeht. Indeſſen paßt der Ausdruck zunächſt und am beſten auf den Tafeldruck und kann daher 1445, in Ermangelung aller anderen ſicheren Spuren, daß der Letterndruck in Flandern ſchon bekannt war, nur von jenem verſtanden werden. Wenn aber hier in gedachtem Jahr

---

1) Esprit des journaux 1779 Jun. p. 232 und Nov. p. 236. Wetter S. 542.

2) Cat. de la Vallière, III, 141 pour l'exercice de leur ars et mestiers de faire livres de plusieurs manieres d'escriptures en mosle et autrement.

jedermann gedruckte und geschriebene Schulbücher zu unterscheiden wußte und das Doktrinal an mehr als einem Ort in jener Art zu haben war, so ist an den xylographischen Donaten in Holland vor 1440, von denen U. Zell spricht, nicht mehr zu zweifeln. Denn bei aller Verschiedenheit der Sprache und des Volkscharakters in diesen Küstenländern zu beiden Seiten der Rhein- und Scheldemündungen, waren die politischen, religiösen und industriellen Verhältnisse in Flandern wie in Holland damals doch die nämlichen und in gewerblichen Fortschritten konnten sie nicht lange hintereinander zurückbleiben. So wie Zell aber nur den Donat, als das gangbarste Schulbuch, nennt, während nicht blos dieses, sondern auch andere Schulbücher auf gleiche Art vervielfältigt wurden, so läßt sich daraus auch nicht folgern, daß der Druck der xylographischen Bilderbücher daselbst sollte jünger und nicht gleichzeitig, mit dem der Donate, in Gebrauch gewesen sein. Es ist vielmehr ganz natürlich, daß er nur der letzteren als Vorbilder für die Typographie gedenkt, der sie, da sie nichts als Text enthalten, am nächsten stehn, und daß er die Bilderbücher mit Stillschweigen übergeht, in denen der Text nur eine untergeordnete Rolle spielte.

Vergleichen wir die sämmtlichen xylographischen Bilderbücher mit einander, so lassen sich auf den ersten Blick zweierlei Arten derselben unterscheiden, nämlich solche die niederländischen und solche die blos deutschen Ursprungs sind. Zu ersteren gehören die Armenbibel, so wie der damit verwandte Heilsspiegel, von welchem im dritten Abschnitt gehandelt werden wird, das Hohe Lied, die Offenbarung, die Kunst zu sterben und einige kleinere. Ihr niederländischer Ursprung wird jedoch nur dann vollständig

klar, wenn man die ersten und Originalausgaben von den Kopien und späteren Nachbildungen unterscheidet. Die erste Ausgabe der Armenbibel ist die von v. Heineken als die zweite bezeichnete, in 40 Blatt, von der sich unter andern auf den Bibliotheken in Berlin, Dresden und Wolfenbüttel Exemplare befinden. Hier ist Zeichnung und Schnitt am geistreichsten und zartesten. Dieser sind fünf andere in Bild und Text und selbst in der Form der Buchstaben mit geringen Abweichungen ganz genau, aber mehr oder weniger vergröbert, in Nieder- und Oberdeutschland nachgeschnitten. Abweichend, aber sonst von derselben Einrichtung und Anordnung ist eine vermehrte Ausgabe von 50 Blatt [1]), die in Köln, und eine abgekürzte von 34 Blatt mit blos handschriftlichen Text [2]), die in Oberdeutschland, und zwar wegen der bei den Bildern angewandten Passe-par-touts, ziemlich spät erst entstanden sein muß. Am rohesten und schlechtesten sind endlich zwei Nachbildungen von veränderter Einrichtung mit deutschem Text, die eine von F. Walther, der sich Maler (Briefmaler) nennt, und H. Hurning in Nördlingen 1470, die andere, mit dem Wappen eines Sporn und 1475, wahrscheinlich von einem wandernden Briefdrucker Hans Sporer, der 1473 auch eine Kunst zu sterben lieferte, herausgegeben. Von beiden finden sich bald Exemplare, die, wie bei allen xylographischen Bilderbüchern die Regel ist, nur auf einer Seite des Papiers mit dem Reiber, bald solche, die auf beiden Seiten mit der Presse und schwärzer gedruckt sind. Bruchstücke

1) In der K. Bibl zu Paris, vorher in Wolfenbüttel.

2) Heidelberger Univ.-Bibl. deutsche Handschr. N. 438, 111 — 128.

der Holzschnitte aus der ersten niederländischen Ausgabe der Armenbibel sind von dem Buchdrucker Peter van Os zu Zwoll in Oberyssel in den Jahren 1488 bis 1491 zu anderen Büchern wieder angewandt. Das Hohe Lied hat nur zwei Ausgaben, die eine eine treue Kopie der andern; der erste Holzschnitt daraus findet sich bei gedachtem Peter van Os in einem geistlichen Rosengarten von 1494 als Titelholzschnitt wieder. Von der Offenbarung Johannis haben 3 Ausgaben 50, und 3 von anderer Zeichnung 48 Blatt, eine von erstern ist das Original; von den Nachbildungen gehören einige den Niederlanden, andere schlechtere verschiedenen Gegenden Deutschlands an; zu jeder Ausgabe sind die Tafeln besonders geschnitten. Von der Kunst zu sterben besitzt J. A. G. Weigel in Leipzig ein Exemplar der Originalausgabe; von einer treuen, aber geringern Kopie danach ist ein ganz xylographisches Exemplar in Berlin, eins mit geschriebenem Text in Heidelberg [1]) und die Holzschnitte von denselben Platten finden sich in 2 typographisch, aber ohne Ort und Datum gedruckten Ausgaben, eine mit durchlaufenden Zeilen, die andere in zwei Kolumnen wieder. Ungefähr ein halbes Dutzend anderer ganz xylographischer Ausgaben sind außerdem jener ersten, mehr oder weniger abweichend, in den Niederlanden und Deutschland nachgebildet, eine ist schon mit der Presse auf beiden Seiten des Papiers gedruckt und mit ein paar Holzschnitten vermehrt. Endlich ist noch eine xylographische Ausgabe mit deutschen statt der lateinischen Zettelinschriften und zwei mit deutschem Text

1) Univ. Bibl. deutsche Handschr. N. 34.

da, die eine mit dem Namen des vorgedachten Hans Sporer und 1473, die andere mit Ludwig zu Ulm [1]) bezeichnet und dieſe in einigen Exemplaren mit dem Reiber, in einigen mit der Preſſe gedruckt. So trocken dieſe bibliographiſchen Einzelheiten erſcheinen, ſo konnten ſie doch nicht übergangen werden, weil ſie nothwendig ſind, um uns zu überzeugen, daß auch der Druck der Bilder-, wie der der Schulbücher, von den Niederlanden ausgegangen iſt und weil vor allem der Verwirrung ein Ende gemacht werden muß, welche daraus entſtanden iſt, daß bald aus dem, bald aus jenem dieſer xylographiſchen Bilderbücher, oder gar aus der oder jener einzelnen Ausgabe eines ſolchen, ohne Unterſuchung oder Zuſammenſtellung aller, Schlüſſe gezogen worden ſind. Die Vergleichung der angedeuteten Originalausgaben zeigt nun zuerſt eine auffallende Übereinſtimmung des Kunſtſtyls und der Arbeit in den Holzſchnittbildern, obgleich ſie in jedem dieſer Werke, ja ſogar in einzelnen allein, z. B. in dem Heilsſpiegel, von verſchiedener Hand ſind. Dieſer Styl iſt der flandriſche oder der der van Eyckſchen Schule [2]) und zeigt ſich dem, der niederländiſchen Miniaturen des 15. Jahrhunderts ſo entſprechend, daß die dortigen Formſchneider

---

1) Der Briefdrucker Ludwig zu Ulm iſt mit dem dortigen Buchdrucker und Überſetzer des Vegetius, Ludwig Hohenwang v. Elchingen, nicht dieſelbe Perſon, wie Haßler in ſeiner ſchätzbaren Buchdruckergeſchichte v. Ulm 1840. 4. glaublich zu machen geſucht hat. Wenigſtens ſind mehr Gründe gegen, als für die Vermuthung da, daß Hohenwang auch Maler, Zeichner und Formſchneider geweſen.

2) Laborde Débuts. p. 16. u. f. gibt einige Figuren als Probe der Zeichnung und des Koſtums.

und Briefmaler entweder, bei ihren xylographiſchen Ausgaben dieſer Bücher, gute Miniaturhandſchriften derſelben unmittelbar zum Vorbild genommen und kopirt, oder daß ſie damals überhaupt auf einer höhern, den Öl- und Miniaturmalern nähern Kunſtſtufe geſtanden haben müſſen als die deutſchen, die, wie oben ſchon bemerkt wurde, über eine rohe naturaliſtiſche Routine, wie ſie für das Kartenmacherhandwerk ausreichte, eine geraume Zeit lang nicht hinausgekommen ſind. Die Erfindung in jenen niederländiſchen Holzſchnitten iſt ebenſo reich, als mannichfaltig, die Zeichnung verſtändig und voller Gefühl, die Figuren, mitunter zu lang, aber nie zu kurz, haben Bewegung und eigenthümlichen, oft angenehmen und edeln Ausdruck. Die weſentlichſten Schatten ſind, wenngleich nur durch kurze Parallelſtriche, richtig angedeutet und ſelbſt der Schnitt iſt ſo zart und ahmt die Federzüge der Zeichnung mit ſolcher Feinheit nach, daß man ihn zuweilen für Metallſchnitt gehalten hat. Alles dies gibt den vorgedachten Bilderbüchern einen, von allen gleichzeitigen deutſchen, durchaus verſchiedenen Charakter, der ſelbſt in unſtreitig deutſchen Nachbildungen, bei aller Verſchlechterung, noch ſo hervorſtechend iſt, daß er nicht zu erklären ſein würde, wüßte man nicht, woher er ſtammt und von welchen Vorbildern er entlehnt iſt. Auch das, von dem deutſchen leicht zu unterſcheidende burgundiſche Koſtum aus den Zeiten der letzten inländiſchen Herzöge, wie es zuweilen in den weltlichen Nebenfiguren vorkommt, läßt über das Urſprungsland keinen Zweifel übrig.

Was nur noch in Frage geſtellt werden kann, iſt, warum denn grade Holland, auf welches die Sprache einiger Ausgaben des Heilsſpiegels und die Wiederanwen-

dung einiger übriggebliebenen Holzſtöcke in Geldern und andern niederländiſchen Provinzen deutſcher Zunge beſtimmt hinweiſt, der Sitz dieſer beſſeren Künſtler geweſen ſei, während ſie doch weit eher in dem damals noch kunſtreichern Flandern und Brabant zu ſuchen wären, und warum ſie mit einemmale ſo verſchwunden ſind, daß die ganze niederländiſche Typographie, von ihrer eigentlichen Entſtehung bald nach 1470 ab, bis auf Lukas von Leyden, keine ähnlichen, ſondern nur eben ſo rohe Holzſchnittarbeiten, wie die deutſchen, aufzuweiſen hat? Gewiß hat es in Brügge, Gent und Antwerpen Formſchneider und Briefdrucker von gleicher Vortrefflichkeit wie in Harlem, Utrecht und den beachbarten Städten gegeben, welches ſich ſchon aus dem, was wir von ihren S. Lukas- und andern Gilden wiſſen, und aus dem Anklang, den die deutſche Typographie ſowohl in den deutſchen als franzöſiſchen Niederlanden gefunden hat, vermuthen läßt; indeſſen iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ihre Thätigkeit in Flandern und Brabant beſchränkter geweſen ſei, weil Reichthum, Kunſt und Prachtliebe hier ſelbſt andere, als die erſten Stände, mehr zu Miniaturhandſchriften als zu den Arbeiten der Briefdrucker hinzog; auch iſt in dieſen Ländern den örtlichen Inkunabeln der Druckkunſt noch wenig nachgeſpürt worden, und vielleicht mehr als anderswo davon in den Religionsunruhen und Kriegen, mit welchen ſie heimgeſucht wurden, untergegangen. Nichts deſto weniger fehlt es nicht ganz an dahin gehörigen Überbleibſeln; ein Beiſpiel davon iſt das kürzlich bekannt gewordene Figurenalphabet in dem britiſchen Muſeum [1].

1) Jackson Wood-engraving p. 131 u. f., wo auch Proben.

wo im Buchstaben k der begünstigte Liebhaber einen Schriftzettel mit mon coeur (statt dessen ein Herz) aves hat. Dieses Alphabet ist dasselbe, welches von einem Goldschmidt mit der Jahrzahl 1464, gestochen in München vorkommt [1]) und schließt sich an ein ähnliches des sogenannten Meisters von 1466 [2]) an. In Zeichnung, Schnitt und Druck kommt es aber, seiner offenbaren Herkunft aus den französischen Niederlanden ungeachtet, ganz mit den Holzschnitten der Armenbibel und des Heilsspiegels überein. Ebenso finden sich in altniederländischen typographischen Drucken, neben gleichzeitigen schlechten Bücherholzschnitten, zuweilen Bruchstücke einer frühern, bessern Zeit wieder angewandt, wie in der sogenannten Divisie Cronyk [3]). Hier sind die meist elenden Holzschnitte, unter denen nur einige bessere nach Lukas von Leyden, mit sehr viel älteren, von zerschnittenen Platten vermischt, die zu einem französischen allegorischen Ritterromane gehört zu haben scheinen, indem auf den Figuren häufig Worte, wie abusion, fortune u. s. w. stehen und die, wenn sie auch denen der xylographischen Bilderbücher nicht grade gleich sind, doch in manchen Stücken ihnen und überhaupt dem Styl der flandrischen Miniaturen ebenso nahe stehen, als sie von allen übrigen Holzschnitten in demselben Buche durchaus abweichen. Den Grund, warum die Holzschnitte in den ersten typographischen

---

1) Kunstbl. zum Morgenblatt. 1822. S. 51.

2) Bartsch Peintre grav. VI. p. 37. u. f.

3) Leyden. J. Severs. 1517. Fol. Sie hat den Namen von ihren 32 Divisionen oder Abtheilungen.

Drucken, gegen die in jenen xylographischen Bilderbüchern, so schlecht sind, sucht der neueste englische Schriftsteller über diese Materie [1]) irrig darin, daß die Formschneider und Briefdrucker, aus Zunftneid gegen die Buchdrucker und ihre neue Kunst, ihnen ihre Hülfe versagt und sie genöthigt hätten zu Stümpern ihre Zuflucht zu nehmen. Richtiger erklärt sich die Sache aus dem Erlöschen der flandrischen Malerschule in dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, die in den Niederlanden von der brabantischen, in Deutschland von der oberdeutschen verdrängt wurde, sowie aus der Abnahme der Miniaturmalerei, der sich die Ölmalerei nun gänzlich entfremdete, daher in der untersten Region die Formschneider und Briefmaler ihren Anhalt verloren und sich, nunmehr sich selbst überlassen, verschlechterten, ein Zustand, welcher bis dahin fortdauerte, wo sich Künstler ersten Ranges, in den Niederlanden Lukas von Leyden, wie in Deutschland A. Dürer, des Holzschnittes annahmen und Vorzeichnungen dazu lieferten.

Der niederländische Ursprung jener xylographischen Bilderbücher bestätigt sich außerdem noch durch den darin wahrzunehmenden eigenthümlichen Charakter der damals allgemein verbreiteten, sogenannten gothischen Type, in der niederländischen Manuskriptenschrift, der mehr geschnörkelt ist, als in Mittel- und Oberdeutschland, ein Merkmal, welches sich, bis auf die neueste Zeit, in der niederländischen Druckschrift (der sogenannten black-letter), so weit man sich jetzt nicht der römischen bedient, erhalten hat. Da die hauptsächlichsten geistlichen Bilderbücher, obgleich

1) W. A. Chatto in Jackson's vorangeführtem Buch p. 219.

ſie handſchriftlich in Deutſchland ebenſo verbreitet waren als in den Niederlanden, dennoch dort nur den xylographiſchen Ausgaben der niederländiſchen Briefdrucker nachgedruckt worden ſind, ſo läßt ſich daraus allein ſchon ſchließen, daß die Vervielfältigung ſolcher Bücher durch Holzdruck aus den Niederlanden herübergekommen ſei und die Deutſchland ausſchließlich angehörigen erſt von ſpäterem Alter als jene ſind, was ſich denn auch bei den meiſten aus ihren von 1470 wenig entfernten Druckjahren, oder aus der Beſchaffenheit des Drucks mit der Preſſe und auf beiden Seiten des Papiers, oder aus ihrer von der gothiſchen in die deutſche übergehenden Type, noch deutlicher erſehen läßt [1]). Es bleibt daher nur noch nachzuweiſen, daß der xylographiſche Druck der erſten geiſtlichen Bilderbücher in den Niederlanden gleichzeitig mit dem der Donate und Schulbücher, alſo ohngefähr gegen 1440, ſeinen Anfang genommen hat. Hauptſächlich wird dies aus dem Wiedervorkommen der Holzſchnitte des Heilsſpiegels und der Bruchſtücke aus der Armenbibel und dem Hohen Lied in holländiſchen, nach 1480 gedruckten Büchern beſtritten und daraus gefolgert, daß dieſe Holzſchnitte, und mithin auch die Bilderbücher, in denen ſie zuerſt vorkommen, nicht viel älter ſein können. Gegen dieſe Folgerung ſpricht jedoch mehreres. Denn, wenn auch die erſten niederländiſchen Ausgaben aller jener Bilderbücher nicht für Produkte einer einzigen Offizin, ſondern mehrerer an ver-

1) Hiſtor. Taſchenb. 1837. S. 540 u. f. Die Vergleichung wird ergeben, wie der Verfaſſer ſeine S. 541 ausgeſprochene Meinung über das Alter des xylogr. Drucks der Bilderbücher hier geändert und berichtigt hat und ebenſo an einigen andern Orten.

schiedenen Orten zu halten sein mögen, so muß doch ge raume Zeit darüber hingegangen sein, ehe sie, namentl die Armenbibel und die Kunst zu sterben, in Deutschland bis nach Schwaben hin, ihren Weg finden und in s vielen verschiedenen xylographischen Nachdrucken, bis zu die offenbar jüngsten und datirten in den 70ger Jahre des Jahrhunderts herab, wiederholt werden konnten. Es unzulässig es nun wäre, bei dem frühen lebhaften Ver kehr zwischen Nürnberg, Augsburg und den Niederlande mit Laborde, der die xylographischen Bücher der letzter bis in den Anfang des Jahrhunderts hinaufrückt, anz nehmen, daß zwischen ihnen und den letzten datirten Nach drucken in Oberdeutschland ein halbes Jahrhundert läg so dürfte es doch nicht zu viel gerechnet sein, wenn man die, zu ihrem Übergang und ihrer Verbreitung bis zu den letzten Ausgaben herab, nöthig gewesene Frist auf 20 bis 25 Jahre anschlägt, wonach die ersten Originalausgaben um 1440 entstanden, also mit den ersten xylographischen Donaten in Holland ungefähr gleichzeitig sein würden. Dies ist aber schon deshalb das Wahrscheinlichste, weil es den Briefdruckern und Briefmalern, wie wir gesehen haben ebenso nahe, wo nicht näher lag, Bilder zu drucken als bloße Schrift, und weun auch, von allen Büchern geringen Umfangs, das Bedürfniß nach Schulbüchern das größte war, so kann der Druck der gleichfalls so begehrten Bil derbücher doch wenigstens nicht viel später erfolgt sein. Sollten nun auch, was nicht gradehin zu behaupten ist, die Holzschnitte des Heilsspiegels, sowie die der ersten Armenbibel von einerlei Meister herrühren, so würde doch nichts im Wege stehen, die erste Ausgabe des mit beweg lichen Lettern gedruckten Heilsspiegels um das Jahr 1450,

also etwa 10 Jahr später, als die erste xylographische Armenbibel zu setzen und da der holländischen Offizin, welche diesen Übergang zu dem Druck mit mobilen Lettern bewerkstelligte, wie wir weiterhin sehen werden, mindestens eine 20jährige Dauer ihrer Thätigkeit bis gegen 1470 hin beigelegt werden muß, so können die abgenutzten Platten dieses und anderer eingegangener Briefdrucker leicht in das Inventarium neu entstandener Buchdruckerwerkstätten in den holländischen Provinzen übergegangen und dort von 1480 bis nach 1490 hin wieder gebraucht worden sein. Es gibt auch weiterhin Beispiele genug von der langen Dauer und Unverwüstlichkeit alter Holzschnittplatten, denen nur der Wurm und das Feuer schädlich sind, die sich sich aber sonst Jahrhunderte lang in brauchbarem Zustande erhalten können, weshalb nur an die Ambraser Platten und an die zum Theil noch älteren Derschauischen, die noch jetzt abgedruckt werden, zu erinnern ist. Wie häufig sind nicht in dem 16. Jahrhundert die Wanderungen solcher Platten aus einer Buchdruckerwerkstatt in die andere? Sind doch Holbein's Tafeln zum Todtentanz von Basel nach Lyon, die Dürerschen zur kleinen Passion von Nürnberg nach Venedig, die anatomischen zum Vesal von Venedig nach Basel gewandert. Die schönen Holzschnitte zu Petrarchs Trostspiegel im Glück und Unglück sind 1520 geschnitten und kommen in den Ausgaben dieses und in vielen andern Büchern, die in Augsburg und Frankfurt am Main bei verschiedenen Buchdruckern, bis 1620, also ein ganzes Jahrhundert lang, erschienen sind, immer von denselben Stöcken abgedruckt wieder vor. Es ist also nichts Ungewöhnliches, die 30 bis 40 Jahr älteren Tafeln der ersten xylographischen Bilderbücher in holländischen

Büchern nach 1480 wieder benutzt zu sehen, und es kann ihnen deshalb ein solches Alter nicht bestritten werden, wenn alle andere Umstände gleichfalls dazu berechtigen, ihnen dasselbe beizulegen.

Das Hauptergebniß dieses Abschnitts ist mithin, daß es bei Gutenbergs erstem Auftreten in Straßburg, in den Niederlanden, wie in mehreren deutschen Reichsstädten, nicht nur Briefdrucker gab, sondern daß bei ihnen die xylographische Buchdruckerei schon gebräuchlich war und daß er auf diese Art in Holland gedruckte Donate vor Augen hatte. Er kann also nicht, wozu man ihn bisher hat machen wollen, der Erfinder der Buchdruckerkunst überhaupt oder gar der Druckkunst gewesen sein; diesen Ruhm muß er Vorgängern abtreten, unter denen es schwerlich gelingen wird, den ersten Urheber ausfündig zu machen. Seine enthusiastischen Vertheidiger sehen nachgerade ein, daß sie solches einräumen müssen und nehmen daher zu der äußersten Herabwürdigung des xylographischen Bücherdrucks ihre Zuflucht. Freilich sind die Bücher, die er hervorgebracht hat, von geringem Umfang und noch geringerm wissenschaftlichen Werth; freilich konnten sie, als von den Winkelwerkstätten gering geachteter Fabrikanten von Bildern und Volksschriften ausgegangen, in der gelehrten Welt kein Aufsehen erregen; freilich mußten sie bis aufs letzte Andenken untergehen, als die mainzer Typographie so kurz nachher ins Leben trat und alle bisherigen Methoden der Schriftvervielfältigung verdrängte. Aber setzen wir einmal den Fall, die Typographie wäre verborgen und die Erfindung bei dem Tafeldruck stehen geblieben, so wird niemand zweifeln, daß dieser nach und nach in ganz andere Aufnahme gekommen sein würde,

daß er durch zunehmendes Geschick und Vereinigung von Kräften auf Bücher aller Art, selbst die größten nicht ausgenommen, würde angewandt worden sein, und daß sich die xylographische Presse vielleicht nur um so einstimmigern Dank verdient haben würde, als sie, bei größerer Schwierigkeit und Kostbarkeit des Bücherdrucks, nur das Beste seiner Zeit, nur das, was eine Auflage von der unerschöpflichen Stärke lohnt, wie sie lediglich der Holzschnitt und jetzt die Stereotypie gewährt, hätte vervielfältigen können, während der zahllose Wust unnützer und schlechter Bücher ungedruckt geblieben wäre. Nichts desto weniger wollen wir es für kein Unglück halten, daß wir nicht, wie die Chinesen, beim Tafeldruck stehen geblieben sind, daß vielmehr der Bau unserer Buchstabensprache und vor allem der unaufhaltsam weiter strebende Geist der germanischen Völker so bald über diese Grenze hinausgeführt und uns mit der Typographie beschenkt hat, die eben weil sie so unendlich lebendiger, belebender und überall eingreifender ist, in ihrer Üppigkeit und Fülle auch Unkraut und Giftpflanzen ans Licht bringt. Diese Plage ist nicht zu theuer und zu unerträglich, wenn wir an die unzuberechnenden Vortheile denken, die damit aus derselben Quelle fließen. Aber eine große Ungerechtigkeit würde es sein, wenn wir verkennen wollten, daß die Erfindung der Druckkunst und des Buchdrucks mit Holztafeln Hauptschritte gewesen sind, an die sich die Erfindung der beweglichen Lettern nur als weitere Ausbildung und Verbesserung angereiht hat, und daß von den ungeheuern Folgen derselben fortwährend ein großer Theil nur die Wirkung jener Vorschritte ist, die mit denen ihrer weitern Entwicke-

gleichheitlichen Antheil an der Regierung der Stadt mit den Geschlechtern erstritten, als 1420 neue Reibungen entstanden und sich ein großer Theil der letzteren, darunter auch die Gensfleisch, der Übermacht weichend, zur Auswanderung veranlaßt sah. Unser Gutenberg, damals noch jung, scheint jedoch nicht aus dieser Ursache die Stadt verlassen zu haben, denn in dem Vergleich oder der Richtung von 1430, wegen Wiederaufnahme der Ausgewanderten, wird Henchin zum Gudenberg unter denjenigen ihrer Angehörigen genannt, die jetzt außerhalb der Stadt aber damals nicht bei ihnen gewesen und deren sie nicht mächtig sind [1]), denen aber, wenn sie es wünschten, die Wiederaufnahme gleichfalls nicht versagt sein sollte. Nur Georg Gensfleisch, Peters Bruder, beide von dem Stamme der Sorgenloch, war der einzige, der ausdrücklich davon ausgeschlossen wurde. Da nun unser Gutenberg aus einer andern, unbekannten Ursache und nicht wegen jener Auswanderung in Straßburg wohnte, so ist es auch nicht auffallend, daß er von der Amnestie keinen Gebrauch machte und erst 1440, warum? werden wir in der Folge sehen, wieder nach Mainz zog. Bürger war er in Straßburg nicht, denn er wird in keiner Urkunde als solcher bezeichnet. Der dortige Rath nennt ihn in dem Urtheilsspruch von 1439, **Hanſz Genſzfleiſch von Mentz genant Gutenberg, vnſern hinderſoſz.** Daraus, daß

1) Die Worte (Wetter S. 46) die by den alten zu dirre zit nit gewest sind, können nicht auf den unmittelbar vorher genannten Peter Gensfleisch allein, sondern müssen, da sie in der Mehrzahl sprechen, auch auf die vor ihm genannten, einschließlich unsers Gutenberg, bezogen werden.

er nach dem Helblings Zollbuch, oder Regiſter über das Weinumgeld, von 1436 bis 1444 bei den Konſtofflern ſteuert [1]), wie in Straßburg die Bürger genannt wurden, die in keiner Zunft und höher als die Handwerker ſtanden [2]), folgt noch nicht, daß er ſelbſt Bürger und Konſtoffler war. Eine bleibende Niederlaſſung in Straßburg ſcheint er daher nicht beabſichtigt zu haben und ebenſo wenig ſteht ſeine dortige Verheirathung feſt [3]).

Seine Beſchäftigung mit mechaniſchen Künſten daſelbſt iſt bald ſeiner Armuth, bald einer eigenthümlichen Unruhe und Spekulationsſucht zugeſchrieben worden. Daß es ihm aber, auch ohne andern Nothbehelf, an dem für ſeinen Unterhalt nöthigen Einkommen nicht gebrach, zeigen mehrere Urkunden von 1434 und 1442, welche Renten, die er zu beziehen hatte, betreffen [4]), nach deren einer er ſogar den Stadtſchreiber von Mainz wegen 310 rhein. Gulden, welche ihm die Stadt an Renten ſchuldete, hatte in Verhaft bringen laſſen, deſſen er ihn nur auf Verwendung des Raths zu Straßburg wieder entledigte. Hierzu würde er ſich, wären ſeine Umſtände wirklich ſo bedrängt geweſen, ſchwerlich verſtanden haben. Ebenſo wenig iſt ſeine induſtrielle Thätigkeit als etwas Ungewöhnliches, als eine geniale Nichtachtung ſeines Standes, oder gar als

---

1) Schöpflin p. 40. Doc. VII.

2) Hüllmann Städteweſen. II. 181.

3) Wetter. S. 55. Note.

4) Derſelbe S. 38. Note**. S. 49. Note. Schöpflin p. 36. Doc. VI.

ein Beweis unangemessener Aufführung anzusehen [1]). Von den patrizischen Geschlechtern in den Reichsstädten, selbst nachdem sich ihre Ritterbürtigkeit nicht mehr, wie früher von selbst verstand, waren zwar manche, besonders wenn sie auch außerhalb Burgen und Lehngüter besaßen, der ritterlichen Neigung für Krieg und Waidwerk treu geblieben, daher wir sie bei Feldzügen und andern Heerfahrten häufig im Fürstendienst sehen, wie denn auch bei Kaiser Friedrichs III. Krönung in Rom 1452 noch viele reichsstädtische Edle in seinem Gefolge erschienen. Aber bei den meisten, und selbst bei denen, die nicht aus plebejischen Familien durch Heirath oder Reichthum emporgekommen waren, hatte das städtische Zusammenleben, die Beschränkung der Willkür, welche Folge eines Gemeindeverbands unter Freien ist, und der Eintausch der Vortheile städtischer Bildung, Kunst und Gewerbfleißes den kriegerischen Adelsgeist um so mehr in den Hintergrund gedrängt, als sich ihnen bei den Domstiften oder im Fürsten- und Städtedienst die ansehnlichsten und einträglichsten Ämter und Würden, oder durch kommerzielle und gewerbliche Unternehmungen Ehre und Reichthum darbot. Selbst in letzterer Beziehung kamen ihnen Vorrechte und Verhältnisse zu Hülfe, welche sie mit dem Gewerbsstand in unmittelbare Verbindung brachten und ihnen auch hier eine wichtige Stellung gaben. Besonders ist damit das Verhältniß als sogenannte Münzer-Hausgenossen gemein-

---

1) Laborde Débuts. p. 54 verräth hier seine Unbekanntschaft mit den Verhältnissen der reichsstädtischen Geschlechter in Deutschland.

wie wir ihm sowohl in königlichen als bischöflichen Städten im Mittelalter so häufig begegnen. In diesen war die Ausübung des Münzrechts von dem Münzherrn gewöhnlich einer Gesellschaft alter und vornehmer Geschlechter, mit andern, dem anklebenden Bevorrechtungen, als Dienstlehn verliehen. In Mainz bestand diese Gesellschaft aus 12 der alten Geschlechter, unter denen auch die Gensfleisch waren, und es gehörte zu ihren Nebenprivilegien die Münzprüfung, die Aichung von Maaß und Gewicht, das Wechslergeschäft und der Vorkauf des zum Ausmünzen bestimmten Goldes und Silbers [1]). Dies brachte sie besonders mit den Goldschmieden in Berührung, einem der ansehnlichsten damaligen Gewerbe, von bei weitem größerm Umfang als jetzt, welches Mechanik, Chemie und das gesammte plastische und graphische Kunstgebiet, in ihrer Anwendung auf Metalle, sowohl allein als in Verbindung mit Edelsteinen und anderen kostbaren Stoffen, begriff. Auch waren es die Goldschmiede, welche anderwärts wohl selbst, durch eine Gesellschaft aus ihrer Mitte, die Ausübung des Münzrechts pacht- oder lehnweise inne hatten. Die Folge wird zeigen, wieviel Gutenberg grade mit ihnen zu thun hatte und wie nahe die Künste, mit denen er sich beschäftigte, ihrer Sphäre lagen. Mit der Münzer-Hausgenossenschaft waren Bank-, Geld- und kaufmännische Geschäfte verwandt, denen sich die patrizischen Familien, wie die Behaim in Nürnberg, die Welser in Augsburg und so viele andere, im Großen und

1) Köhler Ehrenrett. S. 71. lit. Cc. Joann. III. 458. Schaab. II. Urk. N. 66. S. 212.

oft in Gesellschaften widmeten. Ja, seit dem 14. Jahrhundert sind es meist Patrizier, von denen Pulvermühlen, Papiermühlen und ähnliche Anlagen zu neuen Fabrikationszweigen daselbst ausgehen.

Es kann daher keineswegs befremdlich erscheinen, wenn auch Gutenberg in Straßburg sich industriellen Unternehmungen hingab, die wir durch die Prozeßakten von 1439 über einen Streit, in den er, nach Absterben eines seiner Gesellschafter, mit den Erben desselben gerathen war, kennen lernen. Diese Akten, sowie das Notariatsinstrument von 1455, Seite 601, sind die Haupturkunden für Gutenbergs Erfindung, sie gestatten uns tiefe Blicke in sein geheimnißvolles Thun und Treiben, und der ganze Schwall anderer Urkunden, der von Schaab [1]) so pomphaft bekannt gemacht worden, ist dagegen, genauer angesehen, zum größten Theil nur als ein unnützer Ballast seines Werks zu betrachten. Und dennoch haben jene straßburger Akten grade die größte Anfechtung erlitten und geben ein schlagendes Beispiel, zu welchen Verirrungen örtliche und Nationaleitelkeit führen kann, wenn sie sich in historische Untersuchungen mischt. Von der harlemer Seite standen sie der Behauptung, daß Gutenberg seine Erfindung einem Diebstahl bei Koster verdankt habe, entgegen, darum hat Scheltema [2]) von Buchdruckerei nichts

---

1) Erfind. d. Buchdr.k. in Mainz. Th. II. Von 380 Nummern seines Urkundenbuchs betreffen nur 16 unsern Gutenberg und unter diesen ist nur eine einzige vorher unbekannte, nämlich N. 113.

2) Beurth. des Schaabschen Werks. Amsterd. 1833. S. 56 u. f.

darin finden wollen. Aber kaum glaublich ist es, daß sie selbst von der mainzer Seite der Verfälschung bezüchtigt worden sind, bloß um nicht anzuerkennen, daß Gutenberg schon in Straßburg eine Erfindung versucht hat, deren Ehre sich Mainz ausschließlich anmaßen will und diese Bezüchtigung ist erst zurückgenommen worden, nachdem es gelungen schien, wenigstens die Versuche mit beweglichen Lettern aus den Akten wegzudeuten [1]). Letztere bestehen in einem Urtheilsspruch von 1439 [2]), welcher 1740, bei den, auf Veranlassung der damaligen Säkularfeier angestellten Nachforschungen, in dem rathhäuslichen Archiv entdeckt und zu welchem fünf Jahre später, bei der Abtragung des sogenannten Pfennigthurms, unter andern alten daselbst unbeachtet gelegenen städtischen Akten, auch noch zwei Hefte gefunden wurden, deren erstes mehrere Zeugenaussagen beider Partheien in diesem Prozeß, das zweite unter anderm ein namentliches Verzeichniß aller Zeugen enthält, die in demselben aufgetreten sind. Alle diese Stücke wurden zuerst von Schöpflin [3]) und nach ihm

---

1) Wetter S. 238 u. f.

2) Er fängt an: Wir Cune Nope der Meister und der Rat zu Strassburg u. s. w. Cuno Nopp oder Cunemann Noppe war damals einer der 4 Stättmeister von Straßburg. Hertzog Els. Chron. VI. S. 194 u. VIII. S. 76.

3) Vindiciae. Docum. N. II, III u. IV. Wetter. S. 56—74. Laborde Débuts. p. 24 u. f. Letzterer versichert p. 21, er habe die genaueste Abschrift davon genommen und die treueste Übersetzung geliefert. Er gibt jedoch nichts anders und nicht mehr, als seine deutschen Vorgänger, bis auf eine undeutliche Stelle p. 43 Note 1, die auch er nicht zu entziffern wußte.

mehrmals von Andern, zuletzt, mit Schriftproben und Abbildungen der Waſſerzeichen des Papiers, von Laborde bekannt gemacht und laſſen nicht den mindeſten Zweifel an ihrer Ächtheit übrig. Das Urtheil iſt ein vollſtändiges Transſcript, die Zeugenausſagen ſind die Originalaufnahmen, aber unvollſtändig. Die Veranlaſſung zum Prozeß war folgende. Gutenberg hatte nicht lange vorher mit dem Bürger Andreas Dritzehn und zwei andern, einen Geſellſchaftsvertrag über den Betrieb mehrerer Fabrikationszweige für gemeinſchaftliche Rechnung, mit Anwendung von Kunſtgeheimniſſen, in die er ſie gegen ein Einkaufs- oder Lehrgeld einweihte, auf 5 Jahre geſchloſſen, worin, für den Todesfall eines der Theilnehmer, feſtgeſetzt war, daß alle **kunſt, geſchirre und gemaht werk**, gegen 100 Gulden Entſchädigung an die Erben, der Geſellſchaft verbleiben ſolle. Wirklich ſtarb Dritzehn einige Zeit darauf und ſeine Brüder klagten nun gegen Gutenberg, daß er ſie, ſtatt des Verſtorbenen, in die Geſellſchaft aufnehmen, oder das von demſelben eingelegte Geld ihnen wieder zurückgeben ſolle, da er ſein ganzes väterliches Erbe darüber verthan hätte. Gutenberg wies nach, daß ihm der Verſtorbene noch 85 Gulden an der Einlage ſchulde, die Erben alſo höchſtens 15 Gulden von ihm fordern könnten, und da über den Vertrag zwar nur eine Privathandſchrift vorhanden war, ſämmtliche überlebende Theilnehmer aber beſchworen hatten, daß derſelbe, wäre Dritzehn am Leben geblieben, förmlich würde verbrieft und beſiegelt worden ſein, ſo wurden Kläger mit allen ihren Anſprüchen an Gutenberg, bis auf jene 15 Gulden abgewieſen. Bei aller Weitläufigkeit der Zeugenausſagen, laſſen ſie doch viel Dunkelheit übrig, theils weil von den

Zeugen für die Kläger die Hälfte und für den Beklagten alle, bis auf drei, darunter namentlich die Aussagen der übrigen Gesellschafter Gutenbergs fehlen, theils weil die wenigsten Zeugen näher in das Wesen der Geschäfte der Gesellschaft eingeweiht waren und weil es dem Richter überhaupt nicht sowohl darauf ankam, die gewerbliche, als die rechtliche Natur der vertragsmäßigen Verhältnisse kennen zu lernen. Nur aus dem Erkenntniß selbst und aus der Aussage Anton Heilmann's, der kein geringer Mann gewesen sein muß, weil ihm das Prädikat Herr gegeben wird, und der seines Bruders Verbindung mit Gutenberg betrieben hatte [1]), erfahren wir, daß dieser den Verstorbenen zuerst Steine poliren gelehrt, dann aber ihn und Andres Heilmann in ein gemeinschaftliches Geschäft mit einem Vogt zu Lichtenau, Namens Riffe, aufgenommen hatte, welches in Verfertigung von Spiegeln bestand, die auf der 1439 bevorstehenden Heilthumsfahrt in Achen abgesetzt werden sollten. Als diese auf 1440 verlegt wurde, war unter ihnen jener neue Vertrag auf 5 Jahre verabredet worden, wonach ihnen Gutenberg noch eine andere Kunst, die er bisher für sich behalten, mittheilte und sie an der Ausbeute Theil nehmen ließ. An Lehrgeld für das Spiegelmachen hatten ihm Dritzehn und Heilmann, jeder 125 Gulden versprochen. Bei dem Poliren der Steine ist an Edelsteinschleifen noch nicht zu

---

1) Laborde's Verwunderung (Débuts. p. 57), wie Gutenberg armen Leuten so viel Geld ablocken konnte, ist am unrechten Ort. Von den Vorfahren des Dritzehn haben viele im Rath gesessen (Schöpflin p. 18. Note y) und Riffe war Richter oder Amtmann, also gewiß nicht unvermögend.

denken; am wahrscheinlichsten sind halbedle Steine gemeint, wie sie, in der Nachbarschaft von Mainz, der Hundsrück und das sogenannte Westrich lieferte. Nach Seb. Münster wurde Chalcedon (Katzedonien) im Revier S. Wendel gebrochen und das nicht weit entfernte Oberstein an der Nahe, wo sich Agat, Onyx und andere dergleichen Schmucksteine finden, ist noch jetzt der Ort, wo sie auf einer Menge von Mühlen geschnitten und mittelst Tripel oder Zinnasche und Wasser polirt werden. Auch die Glasfabrikation scheint in dieser Gegend schon früh einheimisch gewesen zu sein. Derselbe S. Münster nennt ein Dorf S. Kury (?) im Westrich, wo die besten Spiegel und ander Glaswerk gemacht wird. Im 15. Jahrhundert und lange vorher gab es schon gläserne Spiegel neben den metallnen, aber es waren, wie die Miniaturen zeigen, nur kleine runde Handspiegel. Das Belegen der Spiegel geschah damals noch durch Übergießen von geschmolzenem Blei oder Zinn auf die, aus dem Streckofen kommende heiße Glasplatte, oder die Mischung wurde, wie später bei den nürnberger sogenannten Ochsenaugen, durch das Rohr schon in die heiße Glasblase und mit der innern Seite derselben in Verbindung gebracht. Alles dies konnte aber nur auf der Glashütte selbst geschehen, Gutenberg muß also schon etwas von der Kunst, das Glas mit Zinnfolie unter Anwendung von Queckſilber zu belegen, verstanden haben, wie es im folgenden Jahrhundert von den Spiegelmachern geschah, die das gestreckte Glas aus den Glashütten kauften, zerschnitten, polirten, belegten und die Spiegel sodann einrahmten. War das Steinschleifen schon einträglich gewesen, so versprach die Verfertigung einer so beliebten und doch so seltenen Waare,

wie Spiegel, noch mehr. Die Gesellschaft hatte einen großen Vorrath zusammengebracht; Dritzehn für seinen Theil hatte sein väterliches Erbe darüber versetzt und wandte hinein, was er konnte; er war gewiß, es würde ihnen nicht mißlingen, ehe ein Jahr vorüberginge, hätten sie ihre Auslagen wieder und wären dann alle glücklich [1]). Dies konnte auch nicht fehlen, nur mußte, wegen Verlegung der achner Heilthumsfahrt, ein Jahr länger darauf gewartet werden. Damals, als die Reliquien noch mit gläubigeren Augen angesehen wurden und ihre Wunderkraft, ihre Verehrung und der daran geknüpfte Ablaß Wallfahrer aus der Nähe und Ferne herbeizog, war es für die alte Kaiserstadt Achen von ganz anderer Bedeutung, als jetzt, außer vielen anderen Schätzen dieser Art, die Windeln Christi, das Lendentuch des gekreuzigten Heilands, das Kleid, welches Maria bei seiner Geburt getragen hatte und das Tuch, worauf Johannes der Täufer hingerichtet worden, zu besitzen. Diese sogenannten großen Heiligthümer wurden, wie noch gegenwärtig, in der Regel nur alle 7 Jahr öffentlich ausgestellt. Die Heilthumsfahrt (passagium) dauerte vom 10. Juli ab vierzehn Tage, während welcher der gewöhnliche Meßgottesdienst in den Kirchen ruhte und, neben Schieß- und anderen Spielen und Kurzweil, ein freier Markt eröffnet war. Daher war der Zudrang, selbst aus den entferntesten Gegenden, ungeheuer, ein Bürger, der um diese Zeit keine Gäste

---

1) Wetter 2. 25. u. 30. Hier und im Folgenden werden die Akten nach den Zahlen, die Wetter S. 56 u. f. am Rande beigesetzt hat, zitirt.

hatte, wurde, wie die Chronik sagt, einem Hunde ohn
Schwanz gleichgeachtet. Die Wiener oder Sklavonier, d
Ungarn, die Friesländer und andere Landsmannschaf
hatten besondere Plätze inne, für einige waren sogar e
Priester beim Dom bestellt, um ihnen in ihrer Land
sprache die Beichte abzuhören. 1496 wurden an ei
Tage 142,000 Pilger in der Stadt gezählt und bei d
öffnung der Opferkasten 80,000 Gulden darin gefun
Wenn der einjährige Aufschub der Heilthumsfahrt
Gesellschaftern Gutenbergs auch keinen weitern Nac
brachte, so war er ihnen doch insofern unangenehm,
sie ihr Waarenlager für den achner Markt vollzählig
macht hatten und es der einmal geweckten Neigun
gewinnreicher Thätigkeit für den Augenblick an E
fehlte, daher erregte das Vertrauen in Gutenbergs E
kulationen bei ihnen den Wunsch, auch an der, di
noch für sich behalten, Antheil zu nehmen, und so e
stand der neue Gesellschaftsvertrag von 1438, durch
sie zugleich in ein drittes Unternehmen desselben einge
wurden, welches schon deshalb, weil die Gemeins
5 Jahre, also bis 1443 dauern sollte, nicht, wie
vorige, auf die achner Heilthumsfahrt, die jeden
1440 abgethan war, berechnet sein konnte.

Dies Unternehmen war das Buchdrucken, wo
obgleich letzteres in den Akten nirgend genannt wird, d
kein Zweifel obwalten kann, da der Goldschmidt Du
aussagt, er habe seit ungefähr 3 Jahren mit dem, w
zum Drucken gehört, von Gutenberg an 100 Gu
verdient [1]), und andere Zeugen nicht bloß von den For

1) Wetter 49.

ſprechen, die er vor Dritzehns Tode von ihm und Heilmann hatte wieder abholen laſſen [1]), ſondern auch von Maaßregeln, die er in dem Sterbehauſe getroffen, um die daſelbſt befindliche Preſſe in einen Zuſtand zu verſetzen, der ihren Gebrauch nicht verrathen konnte [2]). Da dies noch dazu derſelbe Gutenberg iſt, der ſich nachher in Mainz wieder ebenſo mit Fuſt zu einem großen Bibeldruck verbindet, ſo läßt ſich bei jenen Ausſagen nur an den Buchdruck nach einer neuen Methode und nicht an den längſt bekannten xylographiſchen der Briefdrucker denken; am ungereimteſten aber wäre es, ſie auf die Spiegelfabrikation beziehn zu wollen [3]). In welcher neuen Art verſuchte denn aber Gutenberg hier Bücher zu drucken? Warum wäre es nicht dieſelbe geweſen, wie die der niederländiſchen Briefdrucker vor ihm, mit ganzen in Holz geſchnittenen Tafeln? Nein! Der Flug ſeines Geiſtes ging höher, als daß er ſich damit hätte begnügen können, es einem armſeligen Handwerk, höchſtens mit Anwendung des Preſſen- ſtatt des Reiberdrucks, gleich zu thun. Auch hätte er dann nur aus der Preſſe, nicht aber aus den Formen und ſeinem Endzweck mit denſelben, ein Geheimniß machen können. Er wollte etwas ganz Anderes, als was bis dahin geſchehen war, er hatte den Gedanken erfaßt, mittelſt beweglicher

---

1) Ebend. 45.

2) Ebend. 3. 6. 9. 21. 46.

3) Die Vermuthung bei Wetter S. 763 u. f., daß die Spiegelrahmen, wie ſpäter die Einfaſſungen der Büchertitel, mit Holzſchnittleiſten wären bedruckt worden, iſt ohne allen Grund. Hölzerne Spiegel- oder Bilderrahmen wurden damals weder gepreßt noch bedruckt, ſondern höchſtens mit Schnitzwerk verziert.

Lettern und daraus zuſammengeſetzter Formen Bücher jeder Art und Größe leichter, als durch Abſchreiben, oder durch Tafeldruck zu vervielfältigen, die Druckkunſt aus der niedrigen Sphäre, auf welche ſie ſich bis dahin, bei den Briefdruckern, ohne beachtet zu werden, beſchränkt ſah, in die höhere der Gelehrſamkeit und Literatur hinaufzuheben und hier, durch ihre Einführung, einen allgemeinen Umſchwung von den größten Folgen hervorzubringen. So wenig es auf die Länge ausbleiben konnte und, wie der dritte Abſchnitt lehren wird, auch nicht ausgeblieben iſt, daß die Briefdrucker ſelbſt zur Typographie übergingen, ſo verhalf es ihr doch zu einer früheren und ſchnelleren Entwickelung, daß ſich gerade ein Mann mit ihr beſchäftigte, der ſchon, vermöge ſeines Standes, die Sache aus einem andern Geſichtspunkt betrachtete, als wenn er als Handwerker wäre geboren und erzogen worden. Die in Holland xylographiſch gedruckten Donate hatten ihm den Anſtoß gegeben; der erſte Schritt zur Ausführung ſeines Gedankens — die Buchſtaben der zuſammenhängenden, in die Holztafel geſchnittenen Schrift, die bei jeder andern von neuem hatten geſchnitten werden müſſen, von einander abzuſondern, um ſie tauſendfältig zu demſelben Zweck in anderer Zuſammenſetzung wieder anwenden zu können — war der, die Holztafel in ſo viel einzelne Stücke, als Buchſtaben, auseinander zu ſägen und mit dem gehörigen Vorrath ſolcher hölzerner Lettern die Formen für die abzudruckende Schrift zu bilden.

Es iſt viel darüber geſtritten worden, ob es möglich ſei, mit hölzernen Lettern ein Buch zu drucken. Wir müſſen darüber die Meinungen einiger der vorzüglichſten Sachverſtändigen abhören. Der harlemer Buchdrucker

Holzschneider und Schriftgießer J. Enschede um 1770 hält es bei einer Schrift, wie die, welche in der Kunstsprache **Text** genannt wird und jeder kleineren für unmöglich. „Ich zeichnete," sagt er, „und schnitt die Buchstaben von einer Zeile Textkegel, nur um die Dicke einer Sägeschneide von einander abstehend, auf einen Holzstock. An gutem und feinem Werkzeug fehlte es mir nicht. Nun kam es nur darauf an, die Buchstaben mathematisch winkelrecht von dem Holzstock abzusägen; dazu gebrauchte ich eine feine, von einer sehr dünnen Uhrfeder aus englischem Stahl gemachte Säge; ich that mein Möglichstes, um sie alle gerade und parallel durchzusägen, aber es gelang mir nicht: keine einzige Letter konnte die Probe eines mathematisch rechteckigen Körpers aushalten. Sie zu schleifen und zu feilen, ging auf den Schleifsteinen der Letterngießer nicht an; wollte ich sie beklopfen, so quetschte ich den auf dem Kegel stehenden Buchstaben, kurzum, ich sah keinen Ausweg, und ich bin versichert, daß kein Holzschneider im Stande ist, einzelne in Holz geschnittene Lettern so herzustellen, daß sie ihre Quadratur (und darin besteht die Kunst der Linie in der Lettern-gießerei) behalten. Mit aller Mühe und Arbeit kann man vielleicht einige Zeilen so zu Stande bringen, aber ganze Bücher damit zu drucken, ist unmöglich, lächerlich und ein reines Hirngespinst" [1]). Der ungefähr gleichzeitige französische Holzschneider und Schriftgießer Fournier hält zwar die Typen vieler der ersten mit beweglichen Lettern und großer Schrift gedruckten Inkunabeln für hölzerne, sagt

1) Koning S. 26, Note.

aber, daß man für kleinere Schrift als gros Romain (unſere Tertia) dergleichen Typen, wegen der Gebrechlichkeit ſo kleiner Holzſtückchen, nicht brauchen könne [1]). Der engliſche Holzſchneider Jackſon macht ſich in ſeiner neueſten Geſchichte der Holzſchneidekunſt [2]) anheiſchig, wenn es die Koſten verlohnte, von jeder beliebigen Seite eines beliebigen vor 1462 gedruckten Buches [3]) ein mit hölzernen beweglichen Lettern gedrucktes Fakſimile zu liefern, ſagt aber: obgleich er der Möglichkeit gewiß ſei, kleine Bücher von einer beſtimmten Typengröße ſo zu drucken, ſo habe er doch noch keines der erſten typographiſchen Produkte geſehn, welches unzweifelhafte Kennzeichen, daß es mit Holzlettern gedruckt ſei, an ſich trüge. Laborde endlich iſt der Meinung, daß Gutenberg ſich in Straßburg und Anfangs auch in Mainz nur hölzerner beweglicher Lettern bedient habe und daß es möglich ſei, mit großer Geduld, Mühe und Unkoſten, ganze Bücher damit zu drucken [4]). Die Proben, welche er aber von einigen Zeilen, ſowie Wetter [5]) von einer ganzen Seite, gibt, ſind nicht überzeugend, weil ſowohl die Abſtände der Buchſtaben als der Zeilen von einander ungleich größer ſind, als ſie in irgend einem der alten Drucke gefunden werden. Hieraus geht alſo hervor, daß zwar an ſich nichts entgegenſteht,

---

1) Deſſen Observations sur les Vindiciae typogr. p. 8.

2) Wood-Engraving p. 168.

3) Doch wohl mit Ausnahme der Bücher unter N. 3 und 4 in unſerer Taf. I.

4) Débuts p 72

5) Wetter Tab. II.

einzelne Schriftseiten mit Holzlettern von der Größe der Gutenberg'schen oder Pfister'schen Bibeltype [1]) zu drucken, daß es aber in der Wirklichkeit und im Großen nicht ausführbar ist, ganze Bücher damit zu drucken, theils wegen der unsäglichen Mühe und Beschwerlichkeit, mit so gebrechlichen und unregelmäßigen Lettern, wie die hölzernen, ganze Druckformen zusammenzusetzen, theils weil schon das geringe Gewicht der Holzlettern ihre Handhabung erschwert und der Einfluß der Feuchtigkeit, beim mehrmaligen Wiederholen der Schwärzung und Reinigung, sie bald unbrauchbar macht. Dies mußte dahin führen, die Lettern in Blei- oder Zinntafeln, statt in Holztafeln zu schneiden, wo ihnen dann, beim Zerschneiden, durch die Feile eine bessere Quadratur gegeben werden konnte, sie leichter zu handhaben und gegen die Feuchtigkeit unempfindlicher waren. Der Einwand, daß man sie nicht aus einem schmelzbaren Stoff geschnitten haben würde, da man sie bequemer aus einem solchen Stoff hätte gießen können, ist hinterher leicht gemacht; wenn wir uns aber in die Lage der ersten Erfinder setzen, die in der Regel nach und nach und schrittweise auf das zunächst Liegende übergehn, so werden wir es natürlicher finden, daß sie vom Holzschnitt, der ja selbst vom Metallschnitt ausgegangen war, in Bezug auf die Lettern wieder zu diesem zurückkamen, ehe sie durch einen Sprung auf den Letternguß, so wenig er auch entfernt lag, verfielen, und wenngleich die Bleieinkäufe, von denen in dem Urtheilsspruch die Rede ist, zur Noth auf die Spiegelfabrikation bezogen werden können, so wird doch erst unter Voraussetzung von geschnittenen

1) N. 1 und 12 unserer Taf. I.

Metalllettern klar, wie der Goldſchmidt Dünne ſchon ſeit drei Jahren mit dem, was zum Drucken gehört, von Gutenberg beſchäftigt geweſen ſein und an 100 Gulden von ihm verdient haben konnte. Daß Gutenberg bei ihm bloß metallene Spatien und Durchſchußlinien zu ſeinen hölzernen Lettern habe fertigen laſſen, wie Laborde will [1]), hat nicht die mindeſte Wahrſcheinlichkeit für ſich. Mochten indeß ſeine Typen metallene oder hölzerne ſein, ſoviel iſt gewiß, daß ſein Geheimniß und ſeine ſtraßburger Verſuche nicht in dem Buchdruck mit Holztafeln, ſondern mit mobilen Lettern beſtanden, wozu er ſich zuerſt einer Preſſe ſtatt des Reibers bediente. Auch würde dies, nach Bekanntmachung der ſtraßburger Prozeßakten, nicht zu beſtreiten geweſen ſein, wäre die Hauptſtelle [2]) **das Gutenberg ſinen kneht ſante zu den beden Andreſen, alle formen zu holen und würdent zur loßen das er es ſehe, und jn joch ettliche formen ruwete,** nicht bis vor kurzem [3]) gänzlich mißverſtanden worden. Schöpflin überſetzt die letzten Worte: quod nonnulla in eis emendanda reperiret, Meerman: magnam vero partem imperfectas fuisse, oder et complures etiam formas defectu laborasse [4]). Ein Blick in das der Schilterſchen Ausgabe von Königshofens Chronik angehängte altelſaſſiſche Idiotikon lehrt, daß **ruwen** nichts anderes als **reuen** iſt und dafür haben es auch jene Überſetzer genommen, nur

1) Débuts p. 77.

2) Wetter 45.

3) Jahrb. für wiſſenſchaftl. Kritik 1836, N. 118, S. 945.

4) Auch Wetter S. 197 hat ſie dunkel gefunden, weil er ruwen gar für ruhen, bleiben, nimmt.

daß ſie das, was Gutenberg reuete, unrichtig auf Fehler oder Mängel in den Formen beziehn. Störend iſt zwar in der angeführten Stelle, daß es **ruwete**, und nicht **ruweten** heißt, was die Schuld einer nachläſſigen Lesart ſein kann und ſich aufklären würde, wenn uns Laborde, ſtatt anderer unerheblicher Stellen, von dieſer wichtigſten ein Fakſimile gegeben hätte. Indeſſen liegt der Sinn doch deutlich zu Tage. Gutenberg ließ die Formen abholen, nicht weil ſie einer Verbeſſerung bedurften, ſondern, wie ausdrücklich geſagt wird, um ſie unter ſeinen Augen auseinander nehmen zu laſſen. Sie mußten alſo zuſammengeſetzt ſein, und zwar nicht etwa aus ganzen Holztafeln, deren Verbindung ebenſo leicht wiederherzuſtellen, als zu löſen war, ſondern aus beweglichen Lettern von höchſt unvollkommener Art, und da gerade die Zuſammenſetzung der Druckformen aus einer Unzahl kleiner, ſchlecht quadrirter Letternſtäbchen, mit Ausfüllung der leeren Zwiſchenräume, das bei weitem Mühſamſte und Schwierigſte bei der ganzen Sache war, ſo reuete ihn in Anſehung etlicher, nämlich derjenigen Formen, von denen nicht die hinlängliche Anzahl Abdrücke gemacht war, die viele daran verſchwendete Arbeit, die nunmehr unnütz wurde und mit der er, wenn der Grund zu dieſer Unterbrechung des Druckgeſchäftes gehoben war, wieder von vorn anfangen mußte. Aber warum ließ er ſie abholen, noch ehe Dritzehn bettlägerig wurde? Warum ließ er ſie auseinander nehmen? War es nicht hinlänglich, daß er ſie wieder in ſeinen Gewahrſam bekam, um ſie profanen Augen zu entziehn? Auch darüber gibt uns eine Zeugenausſage [1]) Aufſchluß,

1) Wetter 12.

nach welcher Dritzehn auf seinem Todbette geäußert hatte: sollte ich sterben, so wollte ich, daß ich nie in die Gesellschaft gekommen wäre, denn ich weiß wohl, daß meine Brüder mit Gutenberg nie übereinkommen werden. Er und mithin auch Gutenberg sahen daher einen Rechtsstreit im Fall seines Todes voraus und Letzterer war vorsichtig genug, gleich bei Annäherung einer gefährlichen Krankheit des Ersteren, die Formen abholen und auseinander nehmen zu lassen, um sein Geheimniß gegen einen etwa ungünstigen Ausgang des Prozesses sicher zu stellen. Überhaupt hat er die beiden Genossen, Dritzehn und Heilmann, schwerlich sogleich in seine Kunst nach ihrem ganzen Umfang eingeweiht; er ging dabei schrittweise zu Werke und fing damit an, sie drucken zu lehren. Die Anfertigung der Lettern, die künstliche Zusammensetzung fester Druckformen daraus behielt er, soweit sie der Augenschein nicht ergab, künftiger Unterweisung vor. Er gab die aus seinen eigenen Mitteln verfertigte Presse und Formen dem Dritzehn, unter dem Siegel der Geheimhaltung, in seine Behausung [1]) und überließ ihm das Druckgeschäft, worin er bald eingeübt sein, sich auch wohl durch seine Base helfen lassen konnte und wodurch die zu verkaufende Waare unmittelbar hervorgebracht wurde. Deshalb nahm er auch für das Buchdruckergeschäft ein höheres Lehrgeld, als für das Spiegelmachen, denn bei diesem war alles Material auf gemeinschaftliche Rechnung anzuschaffen, bei jenem

1) Laborde, der diesen Zusammenhang nicht einsieht, sagt Débuts p. 59, der unruhige Gutenberg habe sich aus seinem Geheimniß nichts mehr gemacht, weil er schon wieder an etwas Anderes dachte.

hatte er es, bis auf Pergament, Papier und Schwärze, selbst hergegeben. Durch das Abholen der Formen war schon vor Dritzehns Tode das Hauptgeheimniß sichergestellt, aus der Presse an und für sich war nicht zu ersehen, wozu sie gedient hatte. Nichts desto weniger sandte Gutenberg seinen Diener, nach Dritzehns Tode, zu dessen Bruder und ließ ihn bitten, die Presse niemand zu zeigen, sie mit den zwei Wirbeln aufzumachen und die Stücke, die dann von einander fielen, in oder auf die Presse zu legen [1]). Dies scheint zwar auf Theile der Presse selbst, die auseinander genommen werden sollten, zu gehn, obwohl nicht einzusehn ist, welche damit gemeint sein konnten, da die Presse, in ihrer damaligen ersten und rohesten Gestalt, wohl nur aus einer Schraubenspindel bestand, die in einem festen Gestelle, mittelst eines Preßbengels, über dem Drucktisch auf und nieder bewegt wurde, und die Tafel, welche den Bogen auf die Form drückt, oder, nach heutiger Kunstsprache, der Tiegel, noch nicht, wie später, durch das sogenannte Schloß mit der Spindel dergestalt in Verbindung gesetzt war, daß sie deren auf und niedergehende Bewegung mitmachte, von der drehenden Bewegung aber frei blieb. Andere Zeugen sagen jedoch [2]), der Diener sei zu Dritzehns Bruder geschickt worden, um ihn zu bitten, vier Stücke, die in der Presse lägen, heraus und von einander zu nehmen, damit man nicht sehe, was es sei. Hiernach kann nur von den in einen Rahmen zusammengeschraubten Druckformen von vier Kolumnen oder zwei Folioseiten, zum einseitigen Bedrucken eines ganzen Bogens,

1) Wetter 20. 21. 46.
2) Ebend. 3. 6.

die Rede geweſen ſein. Nach ihrer weiteren Ausſage fand ſich aber davon nichts; natürlich, weil alle Formen ſchon früher waren abgeholt worden. Dieſe zweite Beſchickung mochte daher nur zum Schein geſchehen ſein, um zu verbergen, daß Gutenberg ſich, ſchon vor Dritzehns Tode, in den Beſitz aller Formen geſetzt hatte, welches ihm nichts helfen konnte, wenn auch nur eine Form in der Preſſe zurückblieb, da eine einzige, ſelbſt nach dem Auseinandernehmen, hinlänglich war, ſein Geheimniß zu verrathen. Zuletzt entſteht noch die Frage: was für ein Buch war es, welches gedruckt werden ſollte? Die gewöhnlichſte Meinung iſt die, welche Gutenberg zuerſt mit Kleinigkeiten anfangen und ihn daher in Straßburg noch an nichts mehr, als eben an einen Donat, oder an ein Volks- und Bilderbüchlein, wie es für die achner Heilthumsfahrt paſſend ſchien [1]), denken läßt. Aber U. Zell nennt in der kölniſchen Chronik die von Gutenberg in Mainz 1450 unternommene und mit Miſſallettern gedruckte Bibel das erſte (typographiſch) gedruckte Buch, und wirklich iſt von Druckſtücken, welche man, mit einigem Anſchein, für frühere Gutenbergiſche Produkte halten könnte, nicht eine Spur zum Vorſchein gekommen. Er war kein Briefdrucker und wollte mit ihnen nichts gemein haben. Ihm war es nicht genug, in den beweglichen Lettern ein Mittel gefunden zu haben, um den Druck kleiner, aus wenigen Bogen beſtehenden Schriften, wie ſie die Briefdrucker lieferten, zu erleichtern. Er wollte es vermittelſt derſelben dahin bringen, die voluminöſeſten Werke zu drucken; ſeine Aufgabe war nur gelöſt, wenn es ihm gelang ein Buch,

1) Jahrb. f. wiſſenſchaftl. Kritik 1836, N. 117, S. 944.

vie die Bibel, auf dieſe Art zu vervielfältigen. Ob dies mit beweglichen Holztypen, oder geſchnittenen Metalltypen möglich ſei, konnte ſich erſt bei der Anwendung im Großen zeigen; Verſuche mit Kleinigkeiten halfen zu nichts, denn wenn er mit ſeinen Lettern auch nur eine einzige Folioſeite gedruckt hatte, ſo war zu hoffen, daß ſich ebenſo nach und nach viele hundert würden drucken laſſen. Ein Schul- oder Bilderbuch konnte er, mit geringen Mitteln, in kurzer Zeit und allein zu Stande bringen. Wollte er weiter nichts, ſo brauchte er deshalb nicht auf fünf Jahre mit Andern in Gemeinſchaft zu treten. Wenn es aber auf ein Buch, wie die Bibel, ankam, wurde die Sache koſtbarer und weitausſehender, und darum fand er ſchon in Straßburg eine ſolche Gemeinſchaft rathſam. Nach einer, von ſeiner mainzer Bibel hergenommenen Berechnung, brauchte er über 40,000 Lettern, um eine einzige Lage von vier Bogen zu drucken [1]). Nehmen wir nun auch an, daß er in Straßburg, wo er es noch nicht weiter als bis zu geſchnittenen Metalllettern gebracht hatte, nicht auf einmal lagenweiſe, ſondern nur einen Bogen nach dem andern druckte, ſodaß die Lettern des einen nach dem Abdruck erſt für die Form zu dem andern wieder benutzt wurden, ſo war der Letternbedarf doch noch immer ſo groß und die Arbeit ſo langwierig, daß es nicht zuviel ſcheint, wenn der Goldſchmidt Dünne ſchon ſeit 3 Jahren mit Verfertigung der Lettern zu thun hatte und wenn Gutenberg 5 Jahre für nöthig hielt, um auf dieſem Wege einen ganzen Bibeldruck zu Ende zu bringen. Laborde's Meinung, daß nichts anders, als dieſer, der Gegenſtand

1) Wetter S. 310.

gewesen sei, zu welchem sich Gutenberg schon in Straßburg mit andern Theilnehmern verbunden hatte, ist daher gewiß die richtigste. Auch macht sie es am erklärlichsten, daß das Unternehmen in Straßburg ohne Erfolg geblieben ist. Es mußte aufgegeben werden, sei es wegen der Unterbrechung des angefangenen Drucks durch den Prozeß mit Dritzehns Erben, oder weil die Sache, vor Erfindung des Letterngusses, zu schwierig und kostbar wurde und sich zu sehr in die Länge zog, indem die Blei- oder Zinnlettern zu wenig aushielten und zu oft hätten erneuert werden müssen.

Über Gutenbergs weiteren Aufenthalt in Straßburg bis 1444 und in Mainz bis 1450 liegt tiefes Dunkel. Gegen die Mitgenossen seiner Unternehmungen in Straßburg hatte er sich durchaus uneigennützig bezeigt; er hatte sich in ihre Wünsche wegen der Aufnahme in die Gesellschaft nicht unbedenklich gefügt und ihnen Zeit gegeben, sich darüber zu berathen [1]); sie hatten oft bei ihm gegessen und getrunken, ohne daß er etwas Anderes, als kleine Geschenke von Wein und Obst, von ihnen angenommen [2]). Für die Hauptgeschäfte der Gesellschaft muß übrigens die 1440 gehaltene achner Heilthumsfahrt um so belohnender gewesen sein, als ihr, nach Dritzehns Tode, sein Antheil an dem gemeinschaftlichen Waarenvorrath und an dem Gewinn davon zugewachsen war. An Gutenbergs Rückkehr nach Mainz, der, nach Seite 576, von Seiten der Stadt nichts entgegen stand, ist der sogenannte große Geckenkrieg 1444 wohl nicht ohne Antheil gewesen. Kaiser

1) Wetter 34.
2) Ebend. 23. 28. 29. 31. 44. 47.

Friedrich III. hatte französische Hülfe gegen die Schweizer in Anspruch genommen, was für den Dauphin eine erwünschte Gelegenheit war, die Last zügelloser Söldnerscharen, welche die Kriege mit England und zwischen den Parteien der Burgunder und Armagnacs aus aller Herren Ländern nach Frankreich gezogen hatte, auf andere Länder zu wälzen und, nachdem die Schweizer sie mannhaft abgewiesen, das unglückliche Elsaß, das in dem ohnmächtigen Kaiser und in der Uneinigkeit der deutschen Fürsten keine Hülfe fand, damit zu überschwemmen. Hier hausten sie fürchterlich; nur Städte, wie Straßburg, mit einer zahlreichen, wohlbewehrten Bürgerschaft und stark befestigt, konnten sich ihrer erwehren, mußten ihnen aber doch, ungeachtet mancher glücklicher Streifzüge über ihre Mauern hinaus, selbst die nächste Umgegend preisgeben. Gutenberg konnte nicht länger in seiner Wohnung vor der Stadt, bei dem Kloster S. Arbogast an der Ill, bleiben, aber auch in der Stadt war alles voller Flüchtlinge und Unruhe, wodurch er sich in seinen Beschäftigungen so gestört sah, daß er wieder nach Mainz zog, bis wohin sich diese Plage nicht erstreckte. Hier erst scheint er, seine Aufgabe unverrückt im Auge behaltend, auf den Letternguß, das einzige Mittel zu einer erfolgreichen Lösung derselben im Großen, gekommen zu sein und den Weg zur wahren und eigentlichen Typographie gefunden zu haben. Die kölner Chronik spricht nur in runder Zahl, von einer zehnjährigen Dauer seiner, dem Jahre 1450 vorangegangenen Versuche, die, nach den straßburger Prozeßakten, mindestens 1436 ihren Anfang genommen haben. Aber auch 15 Jahr sind verhältnißmäßig nicht zu viel, um von der ersten Idee beweglicher Lettern, bei den mancherlei Arten

zu ihrer Hervorbringung, bis auf solche zu gelangen, mit denen der Druck eines Bibelwerks durchzusetzen war. Wie viel Zeit kostete es nicht, um den nöthigen Vorrath an Lettern, so lange sie einzeln geschnitten werden mußten, zusammenzubringen, und doch entsprach der Erfolg der hölzernen Lettern, bei ihrer Anwendung im Großen, den ersten lockenden Versuchen nicht. Dasselbe war mit bleiernen oder zinnernen Lettern der Fall, und jeder Übergang zu einem neuen Letternstoff, jeder neue Weg zu ihrer Verfertigung machte den angefertigten Schriftvorrath unnütz und zwang von vorn wieder anzufangen. Selbst nachdem der Letterngu ß gefunden war, was mußte da noch alles versucht werden, um für die Patrizen, Matrizen und Lettern das geeignete Material und für ihre Hervorbringung die beste Methode zu finden, der Schwierigkeiten und Unterbrechungen nicht zu gedenken, mit denen Gutenberg, wegen Unzulänglichkeit seiner Geldmittel, wegen der Prozesse, in die er verwickelt wurde, und wegen Kriegs- und anderer Unruhen zu kämpfen hatte. Daß er um diese Zeit Schulden zu machen genöthigt war, zeigt eine Urkunde von 1448, wonach er, wegen eines erhaltenen Darlehns von 150 Goldgulden, dem Gläubiger eine wiederkäufliche Gült von 7½ Gulden jährlich, unter Verbürgung eines seiner Verwandten, verschreibt [1]), eine damals gewöhnliche Form für dergleichen Darlehnsgeschäfte, da alles Ausleihen gegen Zins, nach den Grundsätzen des kanonischen Rechts, für unerlaubten Wucher galt. Es hält

1) Schaab II, S. 253, N. 113. Von allen Gutenberg betreffenden Urkunden ist dies die einzige, in der er wegen angeliehenen Geldes als Selbstschuldner erscheint.

ſchwer, ſich jetzt, wo man die Schriftgießerei nur in ihrer Vollkommenheit kennt und das Schriftſetzen dadurch ſo leicht und bequem geworden iſt, eine Idee davon zu machen, wie mühſam und zeitraubend es war, mit rohen, ungleichförmigen Stäbchen eines weicheren Metalls, als unſer Letterngut, eine feſte, den hundertfältigen Preſſendruck aushaltende Form von Folioformat zu Stande zu bringen, und ſchon die Mangelhaftigkeit der Gießform allein iſt hinreichend zu erklären, wie Gutenberg, nach ſeinem ſtraßburger Verſuch und nachdem er mit ſeiner Erfindung ſo viel weiter gekommen war, auch in Mainz noch mehrere Jahre zu ſeinem Bibeldruck brauchen konnte.

Zu dieſem verband er ſich 1450 mit Joh. Fuſt, einem anſehnlichen Bürger von Mainz, durch einen Geſellſchaftsvertrag, über deſſen ſtreitig gewordenen Inhalt ein Prozeß entſtand, den wir aus einem Akt des Notar Helmasperger von 1455 näher kennen lernen. Letzteren hat Senkenberg in Gießen 1734 zuerſt [1]), nach einem Original in den Fuſt'ſchen Familienpapieren, abdrucken laſſen, und Köhler hat davon ein zweites authentiſches, auf Pergament geſchriebenes Exemplar [2]) vor ſich gehabt. Fuſt ſchoß anfangs 800 Goldgulden gegen 6 Prozent Zinſen her, womit, ſeiner Behauptung nach, Gutenberg das ganze Werk hatte vollbringen wollen, möge es mehr oder weniger koſten, und gab nach zwei Jahren noch eben ſo viel dazu, klagte aber 1455 gegen Gutenberg auf Zurückzahlung des ganzen vorgeſchoſſenen Kapitals von

1) Selecta Jur. et Histor. Anecd. T. I. p. 269.

2) Ehrenrettung S. 58 und danach abgedruckt S. 54 u. f., wiederholt bei Wetter S. 284 u. f.

1600 Gulden nebst Zinsen, da er dieses selbst borgen müssen und Beklagter ihm die Zinsen nicht bezahlt habe. Es war also hier von Schadenersatz und Verzug die Rede und in solchen Fällen erlaubte auch das kanonische Recht, das Interesse zu fordern, so hoch es zu erweisen sei. Gutenberg setzte der Klage entgegen, er habe die ersten 800 Gulden nur zur Einrichtung seiner Werkstatt, die dafür als Unterpfand haften sollte, erhalten und Fust hätte ihm die versprochenen Zinsen davon nachträglich erlassen. Übrigens hätte dieser ihm zu dem Werk der Bücher 300 Gulden jährlich ausgesetzt und außerdem die Kosten für Gesindelohn, Hauszins, Pergament, Papier, Dinte u. s. w. zu tragen übernommen. Er sei also auch die weiter empfangenen 800 Gulden, über die er ihm Rechnung ablegen wolle, nicht zu verzinsen schuldig. Das Gericht erkannte, Gutenberg solle über das, in das Werk zum gemeinschaftlichen Nutzen, empfangene und ausgegebene Geld Rechnung legen; was er mehr empfangen, solle auf die 800 Gulden zur Einrichtung der Werkstatt gehn, und was die letztere Summe noch überstiege, ohne in den gemeinschaftlichen Nutzen verwendet zu sein, an Fust zurückbezahlt werden. Zinsen wurden diesem nur zugesprochen, insofern er schwören würde, das Geld selbst von Andern erborgt zu haben. Fust leistete diesen Eid in dem dazu anberaumten Termin, (den Gutenberg durch einige seiner Freunde und Diener beschickte,) im Beisein mehrerer Zeugen von seiner Seite, unter denen auch Peter Gernsheim, Cleriker der Stadt und des Bisthums Mainz, und ließ darüber das vorhandene Instrument aufnehmen, in welchem der status causae und das darauf erfolgte Urtheil auszugsweise vorangeschickt sind. Die Jahre 1450 und 51

waren über die vollständige Einrichtung der Werkstatt hingegangen, in den drei folgenden, bis zur Abfassung jenes Instruments, war der Bibeldruck in zwei Folianten völlig fertig geworden [1]). Was konnte nun Fust bewegen, sich mit Gutenberg zu entzweien, nachdem dieser das Versprochene geleistet und musterhaft zu Ende gebracht hatte, sodaß es nur darauf ankam, aus dem Verkauf der Auflage die Früchte zu ernten? Ging Fusts Klage, wie behauptet wird, wirklich darauf hinaus, jenen außer Besitz des Druckzeugs zu setzen und ihn seines Antheils an dem Gewinn vieljähriger Arbeit zu berauben? War der Richterspruch parteiisch und ungerecht? Mit unbefangenen Augen gelangen wir darüber zu einer ganz anderen Ansicht, als die gewöhnliche. Fust und Gutenbergs Verbindung zu dem Buchdruckergeschäft beruhte auf der billigen Grundlage, daß jener das Geld, dieser seine Kunst und die Arbeit hergeben, der Vortheil aber gemeinschaftlich sein sollte. Auch in der Verzinsung der 800 Gulden zur Einrichtung der Werkstatt und in dem Zinssatz von 6 Prozent, der den damals üblichen nicht überschritt, kann nichts Unbilliges gefunden werden, denn die Werkstatt blieb an Gutenberg, Fust hatte nur ein Pfandrecht darauf, welches mit der Zurückzahlung dieser Summe erlosch, und dennoch hatte Fust ihm mündlich zugesagt, von der Verzinsung Abstand nehmen zu wollen. Gehässiger scheint es dagegen, daß er diese Zusage nicht hielt und auch von den zu den Druckkosten hergegebenen 800 Gulden Zinsen forderte, ja daß er selbst das ganze Kapital wieder einklagte und zwar gerade zu der Zeit, wo die Bibelauflage

1) Wetter S. 350.

zum Verkauf fertig war und sein Antheil an dem Erlös ihm nicht nur den Ersatz der Auslagen, sondern auch außerdem reichlichen Gewinn versprach. Die Zinsen berechnete Fust [1]) auf . . . . . 420 Gulden
dazu das Jahrgeld von 300 Gulden für Gutenberg, auf 5 Jahr, mit . . . . . 1500 =
und da Letzterer mit den erhaltenen 800 Gulden für die Kosten an Lohn, Hauszins und Material schwerlich ohne Zubuße ausgereicht sein wird, mag diese auch noch zu . . 480 =
angeschlagen werden, mithin beliefen sich die
Unkosten zusammen etwa auf . . . . 4000 Gulden.
Geben wir dagegen der Bibelauflage die gewöhnliche geringe Stärke der Bücherauflagen der ersten Drucker von 300 Exemplaren und schlagen wir jedes derselben, in Betracht der hohen Manuscriptenpreise und da wir wissen, daß Gutenbergs, ungefähr halb so viel Bogen, als die Bibel, starkes Katholikon für 41 Goldgulden verkauft worden [2]), gewiß nicht zu hoch auf 50 Gulden an, so hatte die ganze Auflage einen Werth von 15000 Gulden
und wenn auch ein Drittheil, für Rubriziren, Einband und Vertriebskosten, mit 5000 =
davon abgezogen wird, so blieb doch ein
reiner Gewinn von . . . . . 10000 =
oder für jeden der beiden Theilnehmer von 5000 Gulden übrig, sodaß Fust, wenn er auch nur die 800 Gulden für die Werkstatt und keine Zinsen von Gutenberg erhielt,

1) Wetter S. 287, Note.

2) Ebend. S. 301, Note.

mit dem Geſchäft zufrieden ſein konnte. Allein, hatte Gutenberg die Rechnung ſchon von Hauſe aus ohne Wirth gemacht und Fuſt, nachdem er ſich einmal mit ihm eingelaſſen, in größere Ausgaben verwickelt, als, bei raſcherem Fortſchreiten des techniſchen Betriebs, würden nöthig geweſen ſein, hatte er dadurch vielleicht ſchon ſeine Geduld ermüdet und Unmuth bei ihm erregt, ſo wurde die Sache jetzt, wo der kaufmänniſche Betrieb an die Reihe kam, noch ſchlimmer, indem Fuſt nach vollen 5 Jahren, trotz der dringendſten Aufforderungen, woran er es gewiß nicht hatte fehlen laſſen, von Gutenberg keine Rechnung über Einnahme und Ausgabe erhalten konnte. Bis dahin war ihm alles darauf angekommen, die Auflage nur erſt fertig zu ſehn und dazu hatte er es weder an Geld noch an Nachgiebigkeit gegen Gutenberg fehlen laſſen. Wie viel er ihm gegeben, wußte er wohl, nicht aber, wie und wozu es war verwandt worden, und darüber vollſtändige Kenntniß zu erhalten, war nun das Nothwendigſte, ſowohl um zu ſehen, wie er mit ihm ſtünde, als um ſeine Bilanz und den Verkaufspreis der gedruckten Bibeln zu machen. Erfinderiſche Köpfe ſind aber oft ſchlechte Rechner und haben eine Scheu vor Zahlenwerk, und da alle andere Mittel fruchtlos blieben, eine Rechnungsablegung von Gutenberg zu erlangen, ſo war nichts anders übrig, als ihn, durch eine gerichtliche Klage auf Erſtattung des Kapitals und der Zinſen, dazu zu zwingen. Sah ſich aber Fuſt auf dieſe Art von Gutenberg ſelbſt zur Klage gegen ihn genöthigt, ſo war es natürlich, daß er ſich, mit Beiſeiteſetzung ſpäterer mündlicher und bedingter Zugeſtändniſſe, ſtreng an den erſten Vertrag mit ihm hielt und überhaupt ſoviel als möglich zu erſtreiten ſuchte, um den Beklagten dadurch

deſto wirkſamer zur Abrechnung anzutreiben, ohne daß er gerade beabſichtigen mochte, das Erſtrittene in ſeiner ganzen Ausdehnung und Härte gegen ihn geltend zu machen. Zugleich mochte Fuſt wünſchen, die Verbindung mit Gutenberg überhaupt aufgelöſt zu ſehn, da er in Schöffer ſchon einen Mann gefunden hatte, der, in die Druckkunſt eingeweiht, jenen ſelbſt in techniſcher Beziehung beſſer erſetzen, den er mehr, als jenen, von ſich abhängig machen, und dem er, wenn er wegen des Bücherverkaufs abweſend oder auf Reiſen war, die Werkſtatt ohne Sorge überlaſſen konnte. Daher verdient Fuſt den Vorwurf nicht, liebles und ränkevoll gegen Gutenberg gehandelt zu haben, aber auch das Gericht können wir keiner Ungerechtigkeit zeihen, indem es Letzteren nur zur Rückzahlung deſſen verurtheilte, was er über die 800 Gulden zur Werkſtatt empfangen und nicht nachweislich in den gemeinſchaftlichen Nutzen verwandt hatte. Dieſer Nachweis konnte ihm jedoch, in Anſehung der andern 800 Gulden, wenn er ſich nur zur Rechnungslegung entſchließen wollte, nicht ſchwer fallen, da eher mehr, als weniger war ausgegeben worden. Was alſo Fuſt, außer dem Hauptzweck, der Abrechnung, erſtritten, waren 420 Gulden Zinſen, und da er dieſe ſelbſt hatte zahlen müſſen, worin wir ſeinem Eide zu trauen haben, ſo durfte ſie ihm das Gericht um ſo weniger abſprechen, als Gutenberg ſelbſt ſich anfangs zur Verzinſung des Hauptgeldes ſchriftlich anheiſchig gemacht hatte. Sah ſich dieſer außer Stande, ihn wegen der Zinſen zu befriedigen, ſo blieb ihm übrig, dem Fuſt einen freiwilligen Vergleich zur gänzlichen Auseinanderſetzung anzubieten, und das war es, was dieſer am liebſten wünſchte, und was er, wie ſich deshalb nicht anders annehmen läßt, durch

bereitwilliges Entgegenkommen und billige Bedingungen wird zu erleichtern gesucht haben. Da der Richterspruch Gutenberg zur Abtretung seiner Werkstatt nicht verurtheilt hatte, seine Bibeltypen aber auf die neue Offizin von Fust und Schöffer, die in der Folge in dem Hause zum Humbrecht ihren Sitz erhielt, übergegangen sind, indem Schöffer damit unter seiner Unterschrift einen mit Initialen, wie in seinem Psalter, gezierten Donat [1]) gedruckt hat, so muß ein solcher Vergleich zu Stande gekommen sein, in welcher Art aber, wissen wir nicht. Soviel ist gewiß, daß Gutenberg in seinem Antheil an der Bibelauflage, der mindestens einen Reinertrag von 5000 Gulden versprach, hinlängliche Mittel fand, nicht nur schlimmsten Falls Fust völlig zu befriedigen, sondern auch sich eine andere Werkstatt statt der abgetretenen anzuschaffen, und daß außerdem genug übrig blieb, um seine Umstände wesentlich zu verbessern. Wir sehen ihn daher bald darauf im Besitz einer selbstständigen, mit neuen Lettern ausgerüsteten Druckerei, und daraus, daß 1468 aus seinem Nachlaß **etliche formen, buchstaben, instrument, gezuge vnd anders zu dem truckwerck gehörende**, dem Konrad Humery, einem angesehenen bischöflichen und städtischen Beamten, ausgehändigt wurde [2]), wovon derselbe sagt, daß es sein gewesen und noch sei, folgt nicht, daß er Gutenberg 12 Jahr vorher das Geld für seine neue Werkstatt geliehen habe, sondern höchstens, daß dieser durch seine späteren Unglücksfälle genöthigt worden sei, einen Theil des Verlorenen auf Humery's Kosten wieder anzuschaffen. Die

1) Wetter S. 383.
2) Ebend. S. 418.

Letter ſeiner Bibel, der ſogenannten 42zeiligen, die aus zwei Folianten von 641 Blättern beſteht [1]), konnte er aber um ſo eher abtreten, als ſie, wahrſcheinlich mittelſt gegoſſener Matrizen, aus einem weniger haltbaren Metall verfertigt und nach beendigtem Bibeldruck nicht mehr viel zu gebrauchen war, die mit Schöffers Hülfe inzwiſchen in der Schriftgießerei gemachten Fortſchritte aber es ihm leicht machten, ſich andere und beſſere Lettern wieder anzuſchaffen. Daß ſchon bei dieſer Trennung zwiſchen Gutenberg und Fuſt einzelne Gehülfen derſelben weggezogen ſind, das Geheimniß verpflanzt und bald darauf anderswo ausgeübt haben, namentlich Albr. Pfiſter, der bereits um 1455 in Bamberg mit beweglichen Lettern gedruckt haben muß, iſt ein aller Wahrſcheinlichkeit entbehrendes Vorgeben, welches lediglich aus dem Vorurtheil hergefloſſen iſt, daß eine in ihrem Prinzip, wenn auch nicht in ihrer Ausbildung, ſo leichte Erfindung, wie die der beweglichen Lettern, nur in einem einzigen Kopfe habe entſtehen können. Gutenberg hatte in Straßburg ſeine Gehülfen noch nicht in die Kunſt der Letternverfertigung und des Schriftſetzens, ſondern erſt in die des Abdruckens gegebener Formen mit der Preſſe eingeweiht; auch in Mainz theilte er jene Geheimniſſe gewiß nur mit Wenigen unter eidlichem Siegel, und dieſe blieben nach der Trennung lieber bei ihm oder gingen zu Fuſt und Schöffer über, als daß ſie aufs Ungewiſſe hin das Weite geſucht hätten.

Wir übergehen die erſten Produkte der Fuſt-Schöffer'-

---

1) Unſere Taf. I. N. 1 und größere Probe bei Wetter Tab. IX, N. 1 und 3.

ſchen Offizin, die beiden Pſalter von 1457 und 59 [1]), als hinlänglich bekannt, und bemerken nur, daß die größte Miſſalſchrift, mit der ſie gedruckt ſind, hier ganz an ihrem Ort war, weil ſie zum gottesdienſtlichen Gebrauch in der Kirche dienten und dadurch das Ableſen oder Abſingen von Seiten mehrerer Umſtehenden, aus einem Exemplar, erleichtert wurde. Zum weltlichen Gebrauch für andere, als Elementar-Schulbücher, war indeß eine kleinere Schrift, als die der Gutenberg'ſchen Bibel, dringendes Bedürfniß, wenn die gedruckten Bücher in der gelehrten Welt, durch geringeres Volumen und größte Wohlfeilheit, die Bücherabſchriften verdrängen ſollten. Je kleiner aber die Lettern wurden, um deſto mehr wuchs die Schwierigkeit des Schriftſetzens, ſo lange man dieſen Stäbchen nicht die durchaus regelrechteſte und gleichförmigſte Geſtalt, den Buchſtaben, durch Härte der Patrizen und Matrizen, nicht die gehörige Schärfe und Feinheit und den Gußlettern durch ein leicht ſchmelzbares, nach dem Erkalten aber härter als Blei werdendes Metall nicht die gehörige Reinheit und Dauerhaftigkeit zu geben wußte. Bis zum Buchdruck mit grober Schrift und gegoſſenen Bleilettern waren, wie der dritte Abſchnitt zeigen wird, einzelne Briefdrucker in Holland und Deutſchland, durch eigne Erfindung, auch gelangt, aber darüber haben ſie nicht hinauskommen können. Hier iſt die Grenze ihrer gemeinſamen Fortſchritte mit den mainzer Erfindern; alles Übrige gehört letzteren allein und ausſchließlich an und iſt es lediglich, was der mainzer Typographie das erſtaunliche Übergewicht gegeben

1) Unſere Taf. I, N. 2 und Schriftproben bei Wetter Tab. VII und VIII.

hat, vermöge dessen sie, nach ihrem Ausgang von dort, auch da, wo schon vorher mit beweglichen Lettern gedruckt worden war, als eine neue Muttererfindung begrüßt und aufgenommen wurde. Vermuthlich war, schon vor Gutenberg und Fust's Trennung, von ihnen das Bedürfniß einer kleineren Druckschrift erkannt und auf diejenige Verbesserung der Schriftgießerei hingearbeitet worden, welche endlich zu den in Stahl geschnittenen Patrizen, den in Kupfer ausgeprägten Matrizen, der Zusammensetzung des Letternmetalls aus Blei, Spießglanz u. s. w. und der zweckmäßigsten Einrichtung der Gießform führte. Diese Vervollkommnung selbst müssen wir aber hauptsächlich Fusts kunstfertigem Gehülfen, dem P. Schöffer, zuschreiben, den jener, sich mehr dem Handelsgeschäft mit seinen Büchern widmend, zum Vorsteher seiner Buchdruckerei und, nachdem er ihm seine Tochter zur Ehe gegeben, zu seinem Mitgenossen gemacht hatte [1]). Den Beweis liefert das, unter ihrer Firma 1459 zuerst mit einer kleineren, feineren Type, als die bisherigen, in Folio gedruckte Rationale [2]), ein Werk des Bischof Durandus (starb 1294) über Ursprung und Bedeutung der kirchlichen Gebräuche, welches um so wichtiger für diese Materie ist, als es aus der glänzendsten Zeit des Katholizismus herstammt. Die, nur durch die vorgedachten Verbesserungen der Schriftgießerei möglich gemachte Hervorbringung dieser Type

---

1) Nach Schaab I, 312 wäre Schöffer schon 1453 oder 54 Fusts Schwiegersohn geworden. In den Drucken erscheint Fusts Name und Wappen immer in Verbindung mit dem seinigen.

2) Unsere Taf. I, N. 3 und eine größere Probe bei Wetter Tab. IX, N. 2.

beſchloß die Erfindung der Buchdruckerkunſt und drückte ihr das letzte Siegel der Vollendung auf. Nun erſt konnte ſie mit jeder Schriftart des Schreibenden in die Schranken treten und ſich an jede Sprache, wie eigenthümlich auch ihr Alphabet geſtaltet ſein mochte, wagen; nun erſt konnte jedes gedruckte Buch, wenn es deſſen Zweck nicht anders bedingte, auf das kleinſte Volumen gebracht und dadurch die neue Vervielfältigungskunſt recht wohlfeil und fruchtbar gemacht werden. Gutenberg war nicht ohne Antheil daran; wie er ſich das Ziel ſeines Strebens geſteckt hatte, konnte er es nur dann für erreicht halten, wenn er es dahin brachte, die ſtärkſten Bücher ebenſo gut mit einer großen, wie mit einer kleinen Type zu drucken. Schöffer, vielleicht durch ihn erſt auf den Weg gebracht, kam ihm mit der letzteren zuvor, aber er ruhte nicht, bis auch ihm daſſelbe gelungen war, und bald darauf, im Jahre 1460, ging aus ſeiner Druckerei das Catholicon des Joh. de Janua, ein weitſchichtiges, einen vollſtändigen lateiniſchen Sprachcurſus nebſt Wörterbuch enthaltendes Werk, in Folio hervor, welches mehr als doppelt ſo ſtark, wie das Rationale, und mit einer ähnlichen kleinen, obwohl nicht ganz ſo zierlichen, reinen und ſcharfen Type [1]) gedruckt iſt. In den Schlußſchriften der fuſt- und ſchöfferſchen Drucke bis dahin, ſelbſt in der des Rationale, wird die neue Kunſt nur artificiosa adinventio imprimendi ac caracterizandi, absque calami exaratione genannt, in dem Katholikon aber ſtatt deſſen, durch die Worte: non calami, styli aut pennae suffragio, sed mira patronarum forma-

1) Unſere Tafel I, N. 4 und die ganze Schlußſchrift bei Wetter Tab. X, N. 2.

rumque concordia, proportione et modulo impressus etc. zuerſt auf die, die mainzer Erfindung von allen ähnlichen andern unterſcheidende Eigenthümlichkeit der Schriftgießerei aufmerkſam gemacht. Daß ſich Gutenberg übrigens in derſelben beſcheidenen Schlußſchrift begnügt hat „Gott, auf deſſen Wink die Zungen der Kinder beredt werden und der oft den Kleinen offenbart, was er den Weiſen verbirgt, zu preiſen, daß er die Stadt Mainz und die deutſche Nation dieſes hohen Geſchenks gewürdigt hat," und daß er ſich weder in dieſem, noch in irgend einem ſeiner Drucke genannt und dadurch ſeine Anſprüche auf die Ehre der Erfindung vor den Augen der Welt außer Zweifel geſtellt hat, iſt von einigen ſeiner Gegner dahin gemißdeutet worden, als habe er ſolches in dem Bewußtſein, von Andern das Geheimniß entlehnt oder abgeſtohlen zu haben, nicht gewagt, auch überhaupt nichts Neues erfunden, wobei auf das von Schöffer gebrauchte Wort adinventio ein beſonderes Gewicht gelegt wird. Von der entgegengeſetzten Seite wird dagegen gewöhnlich angeführt, daß er aus Adelſtolz ſeinen Namen verſchwiegen habe. Richtiger iſt aber, daß die Kunſt, Bücher ohne Griffel und Feder zu vervielfältigen, allerdings durch den Holztafeldruck der Briefdrucker ſchon gegeben und die Erfindung der beweglichen und nachher der gegoſſenen Buchſtaben, bei aller ihrer Wichtigkeit, eigentlich doch nur eine Hinzuerfindung (adinventio) war, daß Gutenberg alſo weder den erſten, noch, worin er ſich durch Schöffer zuvorkommen ließ, den letzten Schritt zur Erfindung der Typographie gethan hatte, mithin in ſeiner Beſcheidenheit und weil er in der Kürze nicht entwickeln konnte, inwieweit er ſich als Erfinder zu nennen berechtigt ſei, ſich

dessen ganz enthielt und andern überließ, sein Verdienst auf die Nachwelt zu bringen. Schöffer aber, dessen Verhältniß zu Gutenberg schon deshalb kein feindliches gewesen sein kann, weil er ihm seinen ersten Unterricht in der Buchdruckerkunst verdankte, hat, nach dem Tode desselben, nicht nur in den Schlußversen der Institutionen Justinians von 1468 [1]), so geschraubt sie auch sind, sondern in der Mittheilung an Tritheim, Seite 636, der Wahrheit die Ehre gegeben, indem er dort die beiden Johannes (Fust und Gutenberg) als die ersten ausgezeichneten Typographen, hier Gutenberg ausdrücklich als Erfinder der Buchdruckerei mit beweglichen Lettern, und an beiden Orten sich selbst nur als denjenigen nennt, welcher die Letternfabrikation zur Vollkommenheit gebracht habe. Erst dessen Sohn und Nachfolger, Johann Schöffer, erlaubte sich in der Schlußschrift von Trithemii Breviar. Hist. Francor. von 1515 [2]) Entstellungen, die noch dazu mit seiner eignen früheren Angabe in der Schlußschrift des deutschen Livius von 1505 [3]) in offenbarem Widerspruch stehn.

P. Schöffers Verbesserung der Letterngießerei, welche höher angeschlagen werden muß, als bisher geschehn ist, weil sie die Einführung eines kleineren Schriftdrucks erst möglich gemacht hat, führt uns zu der Streitfrage über die gedruckten Indulgenzbriefe Papst Nikolaus V. von 1454 und 55, welcher Laborde seine Nouvelles recherches vorzüglich gewidmet hat. Das unaufhaltsame Vordringen

---

1) Wetter S. 319, 383, in den Noten.
2) Ebend. S. 283.
3) Ebend. S. 282.

der Türken nach Westen und ihre unwiderstehlichen Angriffe auf die letzten Trümmer des morgenländischen Kaiserthums, kurz vor der Eroberung von Konstantinopel im Jahr 1453, waren für das abendländische Europa immer bedrohlicher geworden und statt, wie in den Zeiten der Kreuzzüge, zur Befreiung des heiligen Landes aus der Gewalt der Ungläubigen auszuziehn, galt es jetzt nur, den Heerd der katholischen Christenheit und ihre östliche Vorhut in Griechenland, seinen Nebenländern und Inseln, gegen das Andringen des Islam zu sichern. Gelang es den Päpsten jetzt weniger, das Kreuz zu predigen und große Heerhaufen aus den westlichen Ländern gegen die Türken in Bewegung zu setzen, so hatten sie doch ein leichtes Mittel gefunden, Geld zu ihrer Bekämpfung aus dem Seckel der Gläubigen herbeizuschaffen. Dies Mittel war der Ablaß, der Erlaß der kirchlichen Bußstrafen für die Lebenden und der Fegefeuerstrafen für die Seelen der Verstorbenen, gegen Redemtionen, besonders Geldspenden zu kirchlichen Zwecken, wozu das Recht aus dem unendlichen Gnadenschatz der überströmenden Verdienste Christi und der Heiligen abgeleitet wurde, dessen Vertheilung der Papst, vermöge der ihm übertragenen Schlüsselgewalt, ausschließlich in Anspruch nahm. Die finanziellen Vortheile eines solchen Systems waren zu groß, als daß sie nicht nach und nach zu einer immer weiter getriebenen Ausbeutung desselben und zum schreiendsten Mißbrauch, der eine der ersten Veranlassungen zur Reformation wurde, hätten führen sollen. So entstanden Sünden- und Bußtaxen zur Ablösung, nicht bloß begangener, sondern auch erst zu begehender Sünden und nachdem der Ablaß sich einmal zur Anlockung der Kreuzfahrer, Herbeiziehung der Pilger nach Rom an den Jubel-

ahren und zur Begünstigung einzelner Kirchen erfolgreich bewiesen hatte, konnte es nicht fehlen, daß der Handel mit demselben nicht auch zum Türkenkrieg und später zu andern noch entfernter liegenden eigennützigeren Zwecken benutzt wurde. Als daher auch Cypern, damals ein eignes christliches Königreich, von den Türken bedroht wurde, ertheilte Nikolaus V. dem König Johann II., zur Befestigung seiner Hauptstadt Nikosia und Vertheidigung der Insel, die Befugniß, einen Ablaßhandel auf drei Jahr vom 1. Mai 1452 ab in den Abendländern zu eröffnen, womit der König darauf seinen Rath, Gesandten und Generalprokurator Paulin Zapp (Chappe) beauftragte [1]), der sich zu dem Ende nach Deutschland begab und dort drei andere Personen, die wieder ihre Subkommissarien wählten, mit der weitern Ausführung des Geschäfts und Einsammlung der Gelder, in den verschiedenen Gegenden Deutschlands und des Nordens, bevollmächtigte. So ungern die Landesherren diese Auflage auf die Leichtgläubigkeit und den Beutel ihrer Unterthanen sahen, so konnten sie derselben damals doch nicht geradezu hinderlich sein, indeß wußte der Bischof von Mainz durch Konfiskation wegen angeblicher Mißbräuche des für seine Diözes ernannten Bevollmächtigten, sowie Christian von Dänemark durch gezwungenes Anlehn, nachher einen guten Theil des Ertrags in seine Hände zu bringen. Der Indulgenzbrief berechtigte den, welchem er ertheilt wurde, sich, unter den geeigneten Welt- oder Ordensgeistlichen, einen beliebigen Beichtvater zu wählen, der ihn alsdann, nach gehöriger Beichte, von Sünden jeglicher Art, selbst in den, dem

1) Joannis Rer. Mogunt. I. 766.

päpstlichen Stuhl reservirten Fällen, oder von den bereits deshalb über ihn verhängten Kirchenstrafen lossprechen, oder einmal im Leben und einmal im Sterben, ihm vollständige Absolution ertheilen konnte. Die Indulgenzbriefe waren lateinisch, durchaus gleichlautend, und am Schluß mit den beiden Absolutionsformeln im Leben und im Sterben versehen. Jeder, der dafür nach seinem Vermögen mehr oder weniger zahlte, erhielt eine solche Urkunde in Patentform, auf Pergament und zwar, nachdem der Name des Erwerbers, Ort und Datum an den dazu offen gelassenen Stellen handschriftlich hineingesetzt war, von dem Kommissarius vollzogen und mit einem eignen ihm dazu verliehenen Siegel besiegelt. Bei dem gleichförmigen Inhalt dieser Indulgenzbriefe, und da an den Hauptorten sich schon Briefdrucker fanden, war es natürlich, daß mehrere Kommissarien, um die Kosten so vieler tausend Ausfertigungen zu ersparen, die erforderliche Anzahl von Formularen drucken ließen und so finden wir ihrer denn mehrere verschiedene, bis auf die Überschrift der Absolutionsformeln und einige Anfangsworte, mit kleiner Schrift gedruckte Ausgaben, die jedoch nach der Verschiedenheit des Schriftcharakters nur in zwei Hauptklassen zerfallen. Die erste Hauptklasse von 30 Zeilen umfaßt zwei Ausgaben [1]), eine von 1454, die andere von 1455, die sonst in Versalbuchstaben, Zeilenabtheilung und Abkürzungen ganz gleich, in der Textschrift jedoch, bei aller Übereinstimmung, nicht durchaus identisch sind. Von der

1) Unsere Taf. I, N. 6 und 7, welche auch die beiden Jahrzahlen und eine Probe von der größeren Schrift aus den Überschriften der Absolutionsformeln enthalten.

ersten Ausgabe ist nur ein, mit handschriftlicher Abänderung der Jahrzahl, im Februar 1455 in Köln, von der zweiten sind zwei im April 1455 in Braunschweig und Neuß ausgefertigte Exemplare da [1]). Die zweite Hauptklasse von 31 Zeilen umfaßt die übrigen Ausgaben [2]), davon zwei sich, wie vorher, durch die Jahre 1454 und 1455 unterscheiden, sonst aber identisch sind. Von der älteren sind sechs Exemplare vorhanden, und davon zwei im November und Dezember 1454 in Erfurt und Mainz, die vier andern im Januar und April 1455, mit handschriftlicher Abänderung der Jahrzahl, in Eimbeck, Lüneburg, Koppenhagen und Hildesheim ausgefertigt. Von der späteren Ausgabe haben sich gleichfalls sechs Exemplare erhalten, die bis auf eins, von welchem Ort und Datum unbekannt ist, im März und April 1455 in Würzburg, Nürnberg, Erfurt, Goslar und abermals Würzburg ausgefertigt sind [3]). Außerdem sind aber kürzlich in der Bibliothek des geistlichen Ministerii zu Braunschweig noch vier

---

1) Faksimiles des kölner und neußer Exemplars bei Laborde p. 6. Jenes befand sich in Löwen, dieses in der kloßschen Bibliothek in Frankfurt a. M. Beide sind nach England verkauft. Das dritte ist das sogenannte mahnersche Exemplar in Wolfenbüttel.

2) Unsere Taf. I, N. 8 und 9, übrigens wie Anmerkung 1) auf voriger Seite.

3) Faksimiles des mainzer, eimbecker und zweiten würzburger Exemplars bei Laborde p. 8 und 10. Die 12 Exemplare beider Ausgaben befinden sich: im Haag bei van Westreenen, auf den Bibliotheken zu Paris, Kassel, Göttingen (zwei), Wolfenbüttel, Koppenhagen, bei Lord Spencer in England (zwei), auf der Univ.-Bibl. in Leipzig (zwei) und an einem unbekannten Ort.

Exemplare gefunden worden, welche mit der Ausgabe von 1454 und 31 Zeilen ſonſt ganz übereinſtimmen, darin jedoch abweichen, daß das eine zwiſchen Zeile 18 und 19 eine ganz leere Zeile, alſo, dieſe mitgerechnet, 32 Zeilen, die drei anderen aber eine andere Einrichtung der Zeilen 19, 20 und 21 haben. In dieſen Probeexemplaren war der weißgelaſſene Raum, zum Einſchreiben der Namen der Erwerber, zu groß, welches zu Verfälſchungen, durch nachherige Einſchiebſel, führen konnte, daher wurden ſie verworfen; auch ſind alle vier Exemplare unausgefüllt und zu je zweien, untereinander, in die beiden inneren Seiten eines Buchdeckels geklebt, von den unteren aber, weil ſie zu lang waren, die letzten Zeilen abgeſchnitten [1]). Dieſe Indulgenzbriefe ſind bisher eine Qual der Bibliographen geweſen, welche ſie, unbekannt mit der vorgutenbergiſchen Briefdruckerei, durch den Anſchein verführt, um ſo mehr für typographiſche Produkte hielten, als die große Schrift der Ausgabe von 30 Zeilen der gutenbergiſchen Bibeltype ähnlich ſieht [2]), die der Ausgabe von 31 Zeilen aber ent-

---

1) Bei Laborde finden ſich, wo er von den Exemplaren in Braunſchweig und Wolfenbüttel ſpricht, mehrere Unrichtigkeiten. Das ſogen. mahnerſche Exemplar in Wolfenbüttel ſetzt er p. 8 unter die Ausgabe von 1454 und 31 Zeilen, wohin es nicht gehört, und das zweite Exemplar daſelbſt hat er anzuführen ganz vergeſſen. Das Exemplar in Braunſchweig, welches er p. 3 unter die Ausgaben von 31 Zeilen ſetzt, gehört unter die von 32 Zeilen, und die drei andern dortigen Exemplare p. 7 haben nur 31, nicht 32 Zeilen und eine ganz andere, als die von ihm augegebene Zeileneintheilung. Dieſelbe Verwirrung wiederholt ſich p. 17.

2) Vergl. unſere Taf. I, N. 6 und 7 mit N. 1.

ſchieden dieſelbe iſt, wie in den bamberger Inkunabeln [1]), wogegen die kleine Schrift in beiderlei Ausgaben ganz eigenthümlich daſteht, namentlich von der Gutenbergs oder Schöffers durchaus verſchieden iſt [2]). Woher aber, ſchon 1454 und 55, dieſe kleine Type, die, nach Seite 610, ohne die letzte Verbeſſerung der Letterngießerei nicht zu bewerkſtelligen war und die in ſolcher Größe bei Fuſt und Gutenberg erſt 1459 und 60 zum Vorſchein kommt? Das ſind die cruces bibliographicae, welche Dibdin und andern ſo viel zu ſchaffen gemacht haben, beſonders da die Ausfertigung faſt aller vorgefundenen Exemplare der Indulgenzbriefe den Ausweg, ſie für ſpätere Nachdrucke zu halten, nicht mehr zuläßt, und dieſem auch noch entgegenſteht, daß ein ſolcher Nachdruck ohne Zweck geweſen wäre, weil die Bulle nur bis zum 1. Mai 1455 Kraft hatte. Laborde ſucht ſich dadurch aus der Sache zu ziehn, daß er annimmt, die Ausgaben der einen Klaſſe wären von Gutenberg, die der andern von Schöffer, alſo beide in Mainz gedruckt, und die pfiſterſche große Type in jenen habe urſprünglich dem Gutenberg zugehört und ſei von ihm erſt, nachdem er die Bibel und anderes in Mainz damit gedruckt [3]), an Pfiſter überlaſſen worden, welcher nachher davon in Bamberg weiteren Gebrauch machte. Wie willkürlich und grundlos dieſe Annahme in Bezug auf Pfiſter iſt, wird Seite 654 weiter dargethan werden, hier haben wir es mit derſelben nur zu thun, inſofern ſie

---

1) Vergl. Taf. I, N. 8 und 9 mit den folgenden Nummern.

2) Vergl. z. B. das a in unſerer Tafel I, N. 6 — 9 mit dem α in N. 3 und 4.

3) Namentlich N. 10 — 12 unſerer Tafel I.

Gutenberg und Schöffer den Druck der verſchiedenen Ausgaben der Indulgenzbriefe beilegt. Dieſer kann aber weder von dem einen, noch von dem andern ausgegangen ſein, denn, wären ſie wirklich ſchon 1454 im Stande geweſen, ſo kleine Lettern hervorzubringen, warum ſehen dieſe ihren ſpäteren ſo unähnlich und wie konnte es der Mühe und Koſten eigner Stempel, Matrizen und Lettern werth ſein, um mit letzteren nichts, als 30 Zeilen zu drucken? Laborde hat alſo, ſo wenig wie ſeine Vorgänger, die Schwierigkeiten gehoben, welche, wenn die Indulgenzbriefe für typographiſche Produkte gehalten werden, ſich entgegenſtellen und für unüberſteiglich zu erklären ſind. Es bleibt daher nur übrig näher zu prüfen, ob ſie denn wirklich das ſind, wofür er ſie ausgibt und was er anſcheinend mit ſo guten, techniſchen Gründen unterſtützt. Bei dieſer Prüfung zeigt ſich nun, daß alle Wahrnehmungen, aus denen Laborde auf typographiſchen Druck ſchließen will, ſich weit einfacher und leichter aus dem xylographiſchen herleiten laſſen und daß er keinen einzigen unumſtößlichen Beweis für erſteren, wie z. B. das Vorkommen eines geſtürzten (auf dem Kopf ſtehenden) Buchſtaben hat entdecken können. Fände ſich ſogar, was ſich jedoch aus Fakſimiles, auch aus den beſten, nicht beurtheilen läßt, ſondern wozu, wegen Feinheit der Unterſuchung, nothwendig eine Vergleichung der Originale ſelbſt gehört, daß die Schrift in den verſchiedenen Ausgaben jeder Klaſſe durchaus identiſch iſt, ſo würde die Urſache davon doch auf dem xylographiſchen Wege ebenſo leicht anzugeben ſein. Hatte der Formſchneider den Indulgenzbrief einmal in die Tafel geſchnitten und mußte ſie von ihm noch einmal geſchnitten werden, ſo bedurfte es keiner neuen Vorſchrift

dazu, sondern er nahm einen frischen Papierabdruck der ersten Tafel und druckte ihn auf die zweite um, wodurch im Schnitt die zweite Tafel der ersten ganz ähnlich werden mußte. Kam es aber nur darauf an, die Jahrzahl oder einzelne Zeilen zu verändern, so brauchte er deshalb nicht die ganze Tafel von Neuem zu schneiden, er setzte für die Veränderungen andere Stücke ein, ein Mittel [1]), wovon wir bei den alten Formschneidern häufige Beispiele finden. Laborde gibt dies zu, will aber bemerkt haben, daß in den drei veränderten Zeilen der braunschweiger Exemplare, vor wie nach der Veränderung, die Worte dieselbe Länge, die Buchstaben dieselben Eigenthümlichkeiten und Fehler haben [2]) und glaubt darin einen so überzeugenden Beweis des Umsetzens der Worte mit denselben Lettern (remaniement), wodurch sie eine andere Stelle in den Zeilen erhielten, zu finden, daß er triumphirend ausruft, ob und zu welchem Ende denn wohl der Formschneider die Worte und Buchstaben, wenn er sie neu zu schneiden hatte, so und nicht anders, wie die früheren, würde geschnitten haben! Er zeigt aber dadurch nur, wie sehr er sich durch eine vorgefaßte Ansicht verblenden läßt. Denn hatte der Formschneider für die zu verändernden Zeilen ein neues Stück in die Tafel eingesetzt, so war es

---

1) Es ist das, was heutzutage die Franzosen mettre des pièces, die Engländer plugging nennen.

2) Warum hat uns Laborde, statt mancher andern Faksimiles, welche eher wären zu entbehren gewesen, nicht eins von diesen drei Zeilen aus den Exemplaren in Braunschweig zur Vergleichung gegeben? Er würde dadurch die Sache nicht nur deutlicher gemacht, sondern sich selbst vor einem Gedächtnißfehler, wie Seite 618 Anmerk. 1 nachgewiesen worden, bewahrt haben.

das natürlichſte, daß er aus einem Papierabdruck der Tafel die betreffenden Zeilen heraus und ſo von einander ſchnitt, wie ſie künftig ſollten zu ſtehn kommen. Dieſe Papierſtreifchen klebte er mit der bedruckten Seite, an den gehörigen Orten, auf die Tafel und rieb das Papier bis auf den Druck weg, ſo hatte er das, was er ſchneiden ſollte, auf der Platte [1]). Wo alſo im Vordruck ein hängender Buchſtab oder ein i ohne Punkt war, konnte es nicht fehlen, daß er im Nachſchnitt wieder dieſelbe Geſtalt oder Lage erhielt. Auch dieſes Argument entſcheidet alſo nicht ausſchließlich für den typographiſchen Druck. Um endlich die Ungleichförmigkeit derſelben Buchſtaben, die ſich in jedem Abdruck des Indulgenzbriefes ungleich größer, als bei typographiſchem Druck zeigt, mit ſeiner Annahme, daß die Lettern beweglich und gegoſſen ſind, einigermaßen in Übereinſtimmung zu bringen, ſtellt Laborde den Satz auf, die erſten Drucker wären überall darauf ausgegangen, die geſchriebene Schrift aufs ſorgfältigſte nachzumachen, um die Käufer zu betrügen und ihnen ein gedrucktes Buch deſto leichter für ein geſchriebenes zu verkaufen. Lediglich deshalb und um den Anſchein der Unregelmäßigkeit einer Handſchrift im Druck hervorzubringen, hätten ſie oft denſelben Buchſtaben aus mehr als einer Matrize, oder zwei Buchſtaben nebeneinander aus einer Matrize gegoſſen, ſich ſo vieler Abkürzungen bedient, oder während des Abdrucks ſelbſt noch kleine Veränderungen im Satz ver-

---

1) Ganz daſſelbe Verfahren beſchreibt Papillon II, 69. Es würde unnütz und weit mühſamer geweſen ſein, es anders zu machen und ſich die Schrift von Neuem verkehrt vorſchreiben zu laſſen.

genommen [1]). Sogar den Theuerdank zieht er herbei und wiederholt mit großer Weitläufigkeit das Bekannte über das dabei angewandte Druckverfahren. Leider widerlegen das Mährchen einer solchen absichtlichen Täuschung, welches etwas nach der Legende von Dr. Faust, dem Schwarzkünstler, schmeckt, die Schlußschriften der ersten, gleich nach Gutenbergs Bibel gedruckten Bücher selbst, nämlich des Psalters, des Rationale und Catholicon, indem darin den Käufern ausdrücklich gesagt wird, daß jene nicht geschrieben, sondern gedruckt sind. Alles dies zusammengenommen leitet nothwendig darauf hin, die Indulgenzbriefe für das zu erkennen, was sie wirklich sind, nämlich für Holztafeldrucke, und so wie dieses geschieht, hört sofort alle Räthselhaftigkeit derselben auf. Wir sehen darin nun nichts weiter als die gewöhnliche Arbeit der Formschneider und Briefdrucker, denen damals die Vervielfältigung solcher Briefe durch xylographischen Druck allein anheimfiel. Obgleich letztere späterhin häufig auch von den Buchdruckern typographisch gedruckt wurden [2]), so unterblieb doch selbst dann ihr xylographischer Druck in einzelnen Fällen noch nicht ganz, wie der, in Folge einer Bulle Sixtus' IV. vom 4. Dezember 1480 zu München 1482 gedruckte Indulgenzbrief zeigt, von welchem ein Exemplar in der münchner Bibliothek befindlich [3]) und der anerkannt in Holz geschnitten ist. Die Hauptkommissarien für den Ablaßhandel aus der Bulle Nikolaus' V. ließen, jeder in

---

1) Die richtigere Ursache solcher Veränderungen wird weiter unten, Seite 649, angegeben.

2) Proben bei Laborde Recherch. im Appendice.

3) Ein anderes Exemplar ist in des Verfassers Besitz.

seinem Bezirk, die Formularien drucken, die Ausgaben von 30 Zeilen wurden bei einem Briefdrucker in Mainz oder Frankfurt a. M., die von 31 Zeilen aber in Bamberg bei Pfister, der auch ein Briefdrucker war, bestellt und geschnitten. Sie mußten geschnitten werden, weil Pfister so wenig, wie damals noch Gutenberg, eine so kleine Type besaßen, als für diese, auf den Raum einer Querfolioseite, beschränkten Indulgenzbriefe erforderlich war. Gutenberg hatte ohnehin größere Dinge im Sinne und mit seinem Bibeldruck so viel zu thun, daß er sich auf dergleichen Nebenarbeiten nicht einlassen konnte. Die in Mainz oder Frankfurt gedruckten Auflagen sehen wir endlich in den Rheingegenden, die bamberger dagegen in Franken, Thüringen, Niedersachsen, bis nach Dänemark hin verbraucht, was ihre Entstehung an verschiedenen Orten bestätigt, und einzelne Ausnahmen [1]) entkräften die Regel nicht, da die Unterverkäufer an keine bestimmten Distrikte gebunden waren und sich vielfältig durchkreuzten, indem sie der Gelegenheit hausirend nachgingen.

Nachdem solchergestalt gezeigt worden, daß die Indulgenzbriefe mit allen übrigen Erscheinungen der Druckkunst in vollkommenem Einklang stehn, kommen wir zu einer Katastrophe, die nicht nur Gutenbergs Verhältnissen den empfindlichsten Stoß gab, sondern der mainzer Typographie, in dem Augenblick, wo sie eben zur Reife gekommen war, den Untergang drohte, indeß glücklicherweise nur dazu beitrug, die Verbreitung derselben über andere Städte

---

1) Von den rheinischen Ausgaben ist nämlich, nach Seite 617, ein Exemplar in Braunschweig, und von den bambergern, eins in Mainz ausgefertigt.

und Länder zu beschleunigen, ohne daß sie es Fust und dem betriebsamen Schöffer unmöglich gemacht hätte, sich von einem allgemeinen Unglück wieder zu erholen und ihrer Druckerei bald noch größere Ausdehnung zu geben als vorher. Diese Katastrophe ist die Eroberung und Plünderung von Mainz im Jahre 1462. Diether, Graf von Isenburg, war 1459 zum Erzbischof von Mainz erwählt und von Paul II. bestätigt worden. Ein unglücklicher Krieg mit dem Pfalzgrafen Friedrich dem Siegreichen hatte seine Finanzen erschöpft und in der Verlegenheit, wie er die enormen Taxgebühren für das Pallium herbeischaffen sollte, hatten sich seine Gesandte in Rom genöthigt gesehn, solche von dortigen Wechslern, unter der Bedingung aufzunehmen, daß Diether, wenn die Gläubiger nicht an dem Verfalltermine befriedigt würden, in die Strafe der Exkommunikation verfallen solle. Diese wurde denn auch, als er nicht bezahlen konnte, von der apostolischen Kammer über ihn verhängt; er kümmerte sich aber darum nicht, sondern benutzte seine Stellung als erster Kurfürst, um mit andern Fürsten und Ständen des Reichs die Rechte desselben, die Kaiser Friedrich III. nur zu sehr seinem Hausinteresse hintenansetzte, zu wahren und insbesondere den Anmaßungen des Papstes mit Nachdruck entgegenzutreten, wodurch er diesen aufs äußerste erbitterte. Als es daher dem Papste, durch anscheinende Nachgiebigkeit, besonders in Betreff einer beabsichtigten Türkensteuer und durch geschickte Unterhandlungen, gelungen war, die deutschen Fürsten zu beschwichtigen, kehrte sich seine Rache gegen Diether, und bei den vielen Spaltungen unter ihnen, bei der vorherrschenden Neigung, sich zum Schaden seines Nächsten zu vergrößern, bei der Leichtigkeit, in den Dom-

kapiteln eine Partei zu gewinnen, war bald ein Nebenbuhler gefunden, der bereit war, Diethern ſich gegenüberzuſtellen und ihn nöthigenfalls mit Gewalt zum Weichen zu bringen. Da Letzterem auch der Kaiſer ungünſtig war, ſo durfte der Papſt es wagen, ihn 1461 ſeiner Würde, wegen angeblichen Ungehorſams und anderer ihm Schuld gegebener Vergehungen zu entſetzen. An ſeiner Stelle wurde, im Einverſtändniß mit einigen Domherren, Adolph von Naſſau, Proviſor von Erfurt, ernannt, vom Kaiſer beſtätigt und in Mainz feierlich eingeſetzt. Diethers Rechtfertigung und Appellation an den beſſer zu unterrichtenden Papſt, die er durch den Seite 607 ſchon erwähnten Konrad Humery, welcher **der Stadt Paffe und Juriſte**, ſpäter **der Stadt Canceller** genannt wird, beim Kapitel übergeben und an alle Stände hatte ergehen laſſen, blieb unberückſichtigt und er würde ſich haben fügen müſſen, hätte ihm Pfalzgraf Friedrich, der Kurfürſt, der aus einem Feinde ſein Verbündeter geworden, nicht Hülfe gegen Adolph und ſeinen Anhang zugeſagt, wofür ihm Diether die Bergſtraße, eine der ſchönſten Beſitzungen des Erzſtifts, wiederkäuflich überließ. Als der Krieg zwiſchen ihm und Adolph ausgebrochen und er mit ſeinem Verbündeten von dem Papſt förmlich mit dem Kirchenbann belegt worden war, erſchien 1462 ein, in Fuſt und Schöffers Druckerei, mit den Typen des Rationale gedrucktes Manifeſt gegen Adolph, aus mehreren zuſammengeleimten Druckblättern beſtehend. Der Sieg des Pfalzgrafen bei Ladenburg am Neckar, in welchem viele Häupter der Gegenpartei in ſeine Gefangenſchaft geriethen, erhob die Hoffnungen Diethers und ſeiner Anhänger. Er hatte ſeinen Sitz wieder in Mainz genommen, wo er ſich zu behaupten wußte, Adolph

aber zu Eltvil in dem ihm ergebenen Rheingau. In Mainz war beim Klerus sowohl, als in der Gemeinde, eine verderbliche Spaltung entstanden. Beide Gegner hatten der Stadt, um sie an sich zu ziehn, große Versprechungen gemacht. Die Mehrzahl der Bürger und unter diesen die meisten Geschlechter waren indeß für Diether, der der Stadt mancherlei Freiheiten bewilligte und sie eines früheren Vertrages mit der Geistlichkeit, wegen deren Befreiung vom städtischen Umgeld und wegen anderer Immunitäten, wieder entledigte. Dafür hatte sie sich anheischig gemacht, ihm bis zur Entscheidung über seine Appellation treu zu bleiben, die Verbündeten ein- und auszulassen und ihm den Theil des Klerus, welcher Adolph anhing, preiszugeben, ohne sich jedoch gradezu feindlich gegen Letzteren erklären, oder an dem Kriege gegen ihn thätigen Antheil nehmen zu wollen. Selbst eine von den Verbündeten angebotene Besatzung, unter einem von der Stadt nach Gefallen zu bestellenden Hauptmann, hatte sie abgelehnt. Adolph sah ein, daß der Hauptschlag gegen die Stadt geführt werden müsse, deren Besitz von entscheidender Wichtigkeit war. Deshalb wurde denn auch von ihm und mehreren umliegenden Fürsten und Herren, den sogenannten schwarzen Herzog von Veldenz zu Meisenheim an der Spitze, ein Anschlag zu ihrem Verderben gemacht, der zugleich ihre Eifersucht auf die Stärke, den Freiheitssinn und den blühenden Zustand der Stadt befriedigen sollte. Alle Leidenschaften, die wir so oft, bei den inneren Parteikämpfen in Deutschland, die eignen Eingeweide haben zerfleischen sehen, waren auch hier im Spiel. Der Nachtheil für das Ganze kam nicht in Betracht, wenn nur der Zweck des Eigennutzes, der Unterdrückung und Habsucht erreicht wurde.

Die Stadt sollte bei Nacht überfallen und gänzlicher Plünderung preisgegeben werden. Nur die Kirchen und der gehorsame Theil der Geistlichen sollten das Ihrige behalten, alles Kriegeszeug, Lebensmittel und andere Vorräthe und was man an barem gelt, es sy silber od. golt, silbern od. golden geschirr, kleynot, ringe, spangen od. ander gezorde, desgleichen von betten, sergen, kussen, lylachen, vmbengen, gewyrkten od. syden tuchern, allen vnd iglichen hußgezerden, kessel, duppen, pannen, kannen, fleschen vnd hußplunder, auch anderm werte allezumal erbeuten würde, sollte unter die Verbündeten getheilt werden. Selbst im Rath und unter den Bürgern hatte sich Adolph eines Anhangs versichert, ohne jedoch den ganzen Umfang des beabsichtigten Plans ahnen zu lassen. Das Heer, zum Theil aus Schweizersöldnern bestehend, näherte sich am 27. Okt. 1462, unter Anführung eines Grafen von Sulz, in einer finstern Nacht und von der Landseite, der Stadt in der Gegend der Gaupforte, wo sie sehr fest, aber eben deshalb weniger bewacht war. Nachdem sich die Angreifer in der Stille einen Weg durch die Gräben gebahnt und die Mauern erreicht hatten, wurden sie durch eine große Nachteule, die oben saß und mit den Flügeln schlug, in unheimliches Grauen versetzt und wären beinahe erschreckt zurückgewichen, als sie aufflog, und nun, nach Ersteigung der Mauern, die Wachen überwältigt und die Gaupforte erbrochen wurde, worauf auch die, durch ein Feuersignal benachrichtigten Rheingauer über den Rhein herzudrangen. Inmittelst setzte sich die aufgeschreckte Bürgerschaft dem Feind, in den nächstbelegenen Straßen, mannhaft entgegen und brachte auch ein paar Kanonen ins Gefecht, die aber

aus Verrätherei ſchlecht bedient wurden und dem Feind in die Hände fielen. Diether und die ihm anhängenden Domherren entkamen mit Noth über den Rhein, den Pfalzgrafen hatte ſein Aſtrolog gewarnt, nicht in der Stadt zu übernachten. Jener warf, von Hochheim aus, noch einigen Sukkurs in die Stadt, wo der Kampf den ganzen Tag über währte, bis es den Feinden gelang, an verſchiedenen Orten einen Theil der Stadt in Brand zu ſtecken, und die von allen Seiten gedrängten und erſchöpften Bürger, nachdem über 400 Erſchlagene in den Straßen lagen, ſich am Abend auf Gnade und Ungnade ergeben mußten. Nach ihrer Entwaffnung und nachdem ein Theil gefangen in den Rheingau geführt worden, wurden die übriggebliebenen, an einem der folgenden Tage, auf dem Markt vor Adolph verſammelt, der ihnen eine harte Strafrede hielt und ſie, mit Zurücklaſſung ihrer Weiber und Kinder, durch die Soldaten, von denen die rheingauer Nachbarn auch hier die ſchlimmſten waren, ſofort aus der Stadt jagen ließ, nachdem ſie hatten ſchwören müſſen, ſich, nach erfolgter kaiſerlicher Beſtimmung über ihr weiteres Schickſal, wieder zu ſtellen. Nur einige nothwendige Handwerker, worunter die Bäcker, konnten die Erlaubniß zum Bleiben erhalten. Von den Vertriebenen wurden zwar bald darauf die meiſten nach und nach wieder aufgenommen, mußten aber das Ihrige vom Beutemeiſter zurückkaufen. Die Häuſer der Ausbleibenden wurden an Andere gegeben. Die Plünderung, welche die Stadt erlitt, erſtreckte ſich, mit Verübung jeglichen Frevels, auf alle Privat- und öffentliche Gebäude, darunter auch das Rath- und Kaufhaus und ebenſo ſchonungslos, wie gegen die Bürger, wurde gegen die Anhänger Diethers unter den

Patriziern und dem Klerus verfahren, die Häuſer und Höfe jener an andere Herren und Hauptleute verſchenkt, dieſer gebrandſchatzt, die Franziskaner und Auguſtiner verjagt, auch von den Juden Geld erpreßt und ſie dann ausgetrieben. Eine unermeßliche Beute, an goldnen und ſilbernen Gefäßen allein an 46,000 Mark, war zuſammengebracht worden, da man, wegen des Kriegs, das Koſtbarſte aus der ganzen Umgegend in die Stadt geflüchtet hatte. Nachdem die Fürſten und Hauptleute getheilt hatten und befriedigt waren, wurde der übrige Theil der Beute verkauft, und es erhielt davon noch jeder Reuter 14½ Gulden, Fußknechte die Hälfte. Das Hausgeräth, was keinen Käufer fand, ſchleppten die Rheingauer heim. Eine abermalige Austreibung von ungefähr 400 Bürgern, die es mit Diethern gehalten hatten, geſchah im März des folgenden Jahres, ſcheint jedoch, wegen des bald darauf zu Stande gekommenen Waffenſtillſtandes und Friedens, nicht von Dauer geweſen zu ſein. Dies war das traurige Schickſal einer der größten und herrlichſten Städte Deutſchlands, welches ihr von ihren nächſten, deutſchen Nachbarn, ja von ihren eignen Biſchöfen war bereitet worden und ſich, von da ab bis auf die neueſten Zeiten, mehr oder weniger ſchwer, ſo oft zu ihrem Unglück wiederholen ſollte. Auch dem Erzſtift hatte der kurze Krieg an zwei Millionen Gulden gekoſtet, am leidlichſten kam Diether dabei weg, dem, gegen Verzichtleiſtung auf das Erzbisthum, der lebenslängliche Beſitz der Stadt Höchſt und einiger andern ſtiftiſchen Städte, Ämter und Zölle ausgeſetzt wurde. Adolph übernahm ſeine Schulden, von denen ſich die Palliumsſchuld allein auf mehr als 20,000 Gulden belief, und ſöhnte ihn mit dem Papſt und dem Kaiſer wieder

aus. Ja, er wurde, nach Adolphs Tode, von Neuem zum Erzbiſchof gewählt und ohne Widerſpruch beſtätigt, allein die Stadt in ihre alten Freiheiten wieder einzuſetzen, die ſie um ſeinetwillen verloren hatte, dazu war er nicht zu bewegen. Kurz vor dem Fall von Mainz, 1462, hatten Fuſt und Schöffer die erſte datirte lateiniſche Bibel, mit einer neuen, etwas größeren Type, als die des Rationale, in zwei Foliobänden gedruckt [1]), bei der Eroberung und Plünderung der Stadt ging auch Fuſts Haus in Flammen auf [2]), es fragt ſich aber, ob es das Druckhaus war, und wahrſcheinlich haben ſie, bis auf dieſen Unfall, weniger dabei gelitten, denn Fuſts Bruder, der Goldſchmidt Jakob Fuſt, damals einer der Bürgermeiſter, wird ausdrücklich unter denen vom Rath genannt, die es heimlich mit Adolph gehalten hatten [3]), was daher auch wohl mit jenem der Fall war. Schon 1464 konnte er wieder eine päpſtliche Kreuzbulle gegen die Türken drucken und im folgenden Jahr die Reihe ſeiner größeren Druckwerke, mit dem ſechſten Buch der gloſſirten Dekretalen von Neuem eröffnen. Gutenberg muß jedoch übler weggekommen ſein, denn aus den Verhältniſſen, in denen er zu einem der hauptſächlichſten Hofdiener Diethers, dem Stadtſyndikus Dr. Konr. Humery [4]) ſtand, läßt ſich vermuthen, daß auch er, wie die meiſten Patrizier, deſſen Partei genommen hatte. Dem Humery verſchaffte Diether, im Frieden mit Adolph, die Wiedereinſetzung in ſeine Güter zu Mainz,

---

1) Unſere Taf. I, N. 5.
2) Rhein. Archiv Bd. IV, S. 340.
3) Joannis Rer. Mog. II. 188.
4) Oben, S. 93 und 112.

und ſo mag auch Gutenberg ſeine Begnadigung erhalten haben. Seine Druckerei war wahrſcheinlich der Plünderung nicht entgangen, er mußte es wenigſtens aufgeben, mit Fuſt und Schöffer ferner zu wetteifern. Die Zerſtreuung der mainzer Buchdruckereigehülfen, ihre Auswanderung und ihr Auftreten in andern Städten von da an erklärt ſich weniger aus der augenblicklichen Verwirrung und Verheerung von Mainz, als aus dem Umſtand, daß alle Geſellen die Stadt hatten verlaſſen müſſen [1]). Mochte es dem in der Stadt gebliebenen Fuſt gelingen, ſie bald darauf wieder an ſich zu ziehn, für Gutenberg, der ſelbſt erſt ſeine Reſtitution zu erwarten hatte, waren ſie verloren, darum finden wir ſeine Diener nach dem Notariatsakt vom 1455, und zwar Heinrich Keffer, ſpäter in Nürnberg und Bertold von Hanau, in Baſel unter den erſten Buchdruckern wieder. Wenn der handſchriftlichen Bemerkung auf einem Exemplar in der ehemaligen Karthäuſer-Bibliothek zu Mainz [2]) zu trauen iſt, ſo erſchienen zwar nach der Eroberung von Mainz noch einige kleine, von ihm und dem Schreiber (clericus) Joh. Neumeiſter, der ſpäter nach Foligno in Italien zog, gedruckte Traktate; da er indeſſen in der Hauptſache ausgeführt hatte, was er ſich vorgenommen, und da er bald darauf an Adolph einen gnädigen Herrn wiederfand, der ſein Verdienſt ehrte und anerkannte, dürfen wir uns nicht wundern, daß er der typographiſchen Thätigkeit, nachdem er ihr ſo viele Opfer gebracht, nunmehr entſagte und ſich ganz davon zurück-

1) Joannis l. c. p. 187: opificum praeterea famuli omnes qui in urbe erant, exire cogebantur.

2) Fiſcher typogr. Seltenh. IV. 18 u. f.

Adolph nahm ihn 1465 auf Lebenslang unter ſeine Hofdiener oder, wie wir heutzutage ſagen würden, unter ſeine Kammerherren auf [1]) und gab ihm jährlich eine Hofkleidung (**glich unſern Edelen**), 20 Malter Korn und 2 Fuder Wein. Etwas Ähnliches lag ſchon in den Vorrechten der alten Geſchlechter, die zu den Münzer-Hausgenoſſen [2]) gehörten, indem es in deren Privilegien heißt: wenn der Erzbiſchof mit der Stadt gemeinſchaftlich zu Felde liege, **mag er, waz Hußgenoſſen dann mit der ſtadt uß weren, by ſich manen, vnd ſullent ſines libes vnd ſiner kamern hutten, darvmb ſal er inc die koſt geben** [3]). Gutenberg ſtarb kurz vor dem 24. Februar 1468; daß der Erzbiſchof damals auf ſeine Erfindung nicht geringen Werth legte, geht daraus hervor, daß, als er an Humery einiges von Gutenberg nachgelaſſene Druckzeug, welches ſein Eigenthum war, hatte verabfolgen laſſen, dieſer ſich, unter jenem Datum, verpflichten mußte, damit nur in Mainz drucken oder, im Fall der Veräußerung, einem mainzer Bürger den Vorkauf zu laſſen [4]). Der größte Theil von Gutenbergs Druckgeräth war jedoch, ſchon vor ſeinem Tode, an Heinr. Bechtermünz in Eltvil, der Reſidenz des Erzbiſchofs, übergegangen, denn 1467 druckte derſelbe dort, mit der Type des Catholicon, einen Auszug daraus, welchem 1469 eine zweite Ausgabe, mit derſelben Type, von ſeinem Bruder Nikolaus folgte.

---

1) Die Urkunde bei Wetter S. 475.
2) Oben, Seite 579.
3) Köhler Ehrenrettung S. 72.
4) Wetter S. 419.

Faſſen wir die Hauptzüge dieſer Darſtellung, in Bezug auf Gutenbergs Wirkſamkeit für die Erfindung der Buchdruckerkunſt, zuſammen, ſo ſind es in der Kürze folgende. Die xylographiſchen Donate der holländiſchen Briefdrucker gaben ihm den erſten Wink, daß die Büchervervielfältigung einer Erleichterung und Beſchleunigung fähig ſei, welche für die Wiſſenſchaft und Literatur von den unermeßlichſten Folgen ſein müſſe, wenn es möglich werde, die Druckformen einer Schrift, wie beim Schreiben, aus dem Aneinanderreihen der einzelnen Buchſtaben zu bilden. Vermöge ſeines Standes, ſah er über den beſchränkten Geſichtskreis des Handwerks hinaus und erfaßte die Aufgabe in ihrer ganzen Größe. Er widmete ihr ſein Leben, nicht aus Noth, ſondern weil er einſah, um welches Ziel es ſich handle, und ſetzte alles daran, dies zu erreichen. Nur Hauptwerke von dem größten Umfang konnten über den Erfolg entſcheiden. Darum ging er ſogleich auf den Druck einer ganzen Bibel aus. In Straßburg machte er mit beweglichen, in weiches Metall geſchnittenen Lettern und einer Druckpreſſe unbefriedigende Verſuche. In Mainz erfand er das Schriftgießen und brachte, ohne den Lettern noch, bei gegoſſenen Matrizen, die nöthige Feinheit, Dauerhaftigkeit und Regelmäßigkeit geben zu können, mit grober Schrift den erſten Bibeldruck mühſam zu Stande. Darauf überwand er, mit P. Schöffer um die Wette, auch dieſe Schwierigkeiten und druckte bald nach demſelben ein zweites weitläufiges Buch, das Katholikon, mit feiner Schrift. Nachdem er dadurch ſein Ziel völlig erreicht hatte, trat er endlich, von dem Unglück ſeiner Vaterſtadt betroffen, in eine andere, ſeinen Standesverhältniſſen entſprechende Sphäre zurück und überließ die weitere Ausbeutung und

Entwickelung ſeiner Erfindung glücklicheren Schülern, indem er, im Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Nachwelt, lieber von ſich ſelbſt ſchweigen, als ſich einen Ruhm anmaßen wollte, den er freilich weder in Bezug auf die Veranlaſſung, noch auf die letzte Vollbringung der Typographie für ſich allein und ganz in Anſpruch nehmen konnte.

Zum Schluß dieſes Abſchnitts iſt noch zu rechtfertigen, warum darin auf einige Zeugniſſe keine Rückſicht genommen worden, die in den bisherigen Schriften über Gutenbergs Erfindung unter den älteren Quellen obenan ſtehn und beſonders was den Gang derſelben betrifft, für die beſten und ſicherſten Führer gegolten haben. Dahin gehört das Zeugniß des ſpanheimer Abts Joh. Trithemius, in ſeinen um 1514 geſchriebenen Annalen des Kloſters Hirſchau, das Lobgedicht des Arnold Bergellan auf die Buchdruckerkunſt von 1541 und die ſogenannte Relation des Joh. Friedr. Fauſt des jüngeren über die Erfindung derſelben, welche um 1620 verfaßt iſt. Es wäre thörig, das, was ein Mann, wie Tritheim, aus P. Schöffers eignem Munde, über die mainzer Erfindung erzählt [1]), deshalb für verdächtig halten zu wollen, weil er, wie ihm harlemer Schriftſteller vorwerfen, Abt eines zur mainzer Diözes gehörigen Kloſters, alſo für Mainz parteiiſch geweſen ſei oder weil er, nach ſeinen Schriften, in dem Aberglauben und der Wunderſucht ſeiner Zeit befangen war und ſich den Verdacht des Umgangs mit Zauberei und Geiſterbeſchwörung zugezogen hat. Aber er ſagt ſelbſt, daß er das Erzählte vor 33 Jahren von Schöffer gehört habe, und nach ſo langer Zeit haben ſich in dem Gedächtniß

1) Wetter S 259.

eines Gelehrten, dem alles Techniſche der Buchdruckerkunſt ſo fern lag, die Dinge dergeſtalt verwirrt, daß man kaum den urſprünglichen Zuſammenhang wiederzufinden vermag. Er fängt damit an, Gutenberg habe, nachdem er faſt ſein ganzes Vermögen über die Erfindung zugeſetzt und beinahe an dem Erfolg verzweifelt hatte, das angefangene Unternehmen, mit Fuſts Rath und Vorſchüſſen, endlich zu Ende gebracht. So weit iſt Alles gut, aber nun läßt er beide zuerſt das Katholikon mit hölzernen Tafeln drucken, dann Matrizen und aus dieſen eherne oder zinnerne Buchſtaben gießen, die ſie früher mit den Händen geſchnitzt hätten. Hier iſt die Verwirrung ſo groß, daß Gutenbergs letzter Hauptdruck zum erſten und der Druck mit feſten Holztafeln, der bloß die Veranlaſſung abgab, zu einem Theil ſeiner Erfindung gemacht wird; von den folgenden Fortſchritten derſelben iſt nur das Gießen der Lettern aus gegoſſenen Matrizen bezeichnet; der Zuſatz von den früher mit Händen geſchnitzten Buchſtaben endlich läßt ungewiß, ob damit die einzelnen aus Holz oder Metall geſchnittenen Lettern, oder nur das Schriftſchneiden in hölzerne Tafeln überhaupt gemeint iſt. Dann wird der großen Schwierigkeiten des Bibeldrucks, ohne Angabe, worin ſie beſtanden, gedacht und angeführt, daß derſelbe vor Vollendung der dritten Quaternion (Lage von 4 Bogen) ſchon über 4000 Gulden gekoſtet habe, wobei wieder ein doppelter Irrthum vorkommt, einmal in der Bogenſtärke, da die 42-, wie die 36zeilige Bibel nur in Quinionen gedruckt ſind, dann aber auch darin, daß die Geldausgabe für die drei erſten Lagen mit den Koſten der ganzen Bibel, nach der Berechnung Seite 604, verwechſelt iſt. Am wichtigſten iſt die darauf folgende Nachricht, daß Schöffer eine leichtere

Art, die Buchstaben zu gießen, erdacht und die Kunst, wie sie jetzt ist, vervollständigt habe, wobei ein Mißverständniß nicht gut möglich war und was wir um so mehr für wahr halten müssen, als es sich, wenn es Schöffer, nach Seite 613, in seinen Schlußschriften nicht selbst gesagt hätte, aus der Erscheinung seines Rationale allein schon herleiten läßt. Hieraus geht zur Genüge hervor, daß dieses Zeugniß eines sonst so achtbaren Schriftstellers wenig Glauben verdient, am wenigsten aber für den Gang der Erfindung als Leitfaden gebraucht werden kann. Der Verfasser des Encomion chalcographiae [1]), der aus Franken, wahrscheinlich aus Markt Bergel (Bergellanus) gebürtige Arnold, war ein wandernder Buchdrucker, der, nach der Dedikation seines Gedichts an den Erzbischof und Kurfürsten Albrecht von Mainz, dem Mäzen der Gelehrten und Künstler, 1540 in bedrängter Lage nach Mainz kam, wo er, in Franz Behems ansehnlicher Druckerei bei S. Viktor, als Setzer oder Korrektor Anstellung fand. Bei Leuten seines Berufs war damals gelehrte Bildung in der Regel, daher wir ihn der lateinischen Sprache in Prosa und Versen mächtig sehn. Erst in Mainz schöpfte er aus Tritheims Schriften, aus dem, was er von Andern hörte und an altem Buchdruckerwerkzeug noch vorhanden sah, Kunde von der Bewandniß, die es mit der dortigen Erfindung gehabt habe, und schon im folgenden Jahr war sein Loblied da, bei welchem es besonders auf die Freigebigkeit des Kurfürsten abgesehn sein mochte. In diesem, welches, wie die damalige, allezeit fertige Poesie

1) Zuerst gedruckt Mainz. Franz. Behem 1541. Köhler Ehrenrettung S. 50 u. f. Wetter S. 262 u. f.

überhaupt, reich an rhetorischem und deklamatorischem Prunk, sowie an mythologischen und historischen Anspielungen ist, läßt er Gutenberg von dem Abdruck seines ritterlichen Siegelrings in Wachs die erste Idee des Schriftdrucks und von der Weinkelter die zur Presse nehmen. Da sich Niemand um die Anfänge der Druckerei bei den Briefdruckern bekümmert hatte, so setzte jeder, und so auch er, willkürliche Einbildungen an die Stelle. Daß Gutenberg zuerst allein metallene Buchstaben, dann mit Fust hölzerne Schrifttafeln geschnitten und darauf Schöffer die Matrizen und den Letterguß erfunden habe, ist offenbar aus Tritheims hirschauer Chronik, die, wenn sie auch erst zu Ende des 17. Jahrhunderts wieder aufgefunden und gedruckt wurde, doch damals nicht für unbekannt gehalten werden kann, entstanden, nur, was die geschnittenen Lettern betrifft, in anderer Verknüpfung. Endlich, setzt er hinzu, sei aus Eigennutz der übrigen Theilnehmer eine Trennung und ein ungerechter, weitläufiger Prozeß gegen Gutenberg vor einem furchtsamen Gericht entstanden, der keinen Ausgang gehabt habe [1]). Hier liegt eine undeutliche Kunde von diesem Prozeß zum Grunde, aber obgleich derselbe seitdem durch das aufgefundene Notariatsinstrument von 1455 eine bessere Aufklärung erhalten hat, so haben die mainzer Schriftsteller doch nicht aufgehört, das Geschrei über Ungerechtigkeit des Gerichts gegen Gutenberg, welches sich lediglich von diesem Gedicht herschreibt, zu wiederholen. Es geht demselben mithin Alles ab, was

1) So ist es zu verstehn, wenn von dem Prozeß gesagt wird: (v. 162) hodie pendet judicis inque sinu, was Wetter S. 269 übersetzt: der noch heute vor Gericht anhängig ist.

ihm für die Geschichte der Buchdruckerkunst einigen Werth geben könnte. In der Relation endlich, welche Joh. Fr. Fust der jüngere aus mündlich fortgepflanzten oder geschriebenen Nachrichten seiner Vorfahren und anderen Papieren eines aschaffenburger Zweigs der fustschen Familie geschöpft haben will [1]), wird Gutenbergs Rolle dem Fust gegeben und umgekehrt; dieser soll der erste Erfinder und jener hernach nur mit Geld zu Hülfe gekommen sein. Wie der Verfasser das bekannte Notariatsinstrument von 1455 [2]), welches er vor sich hatte, das einzige wichtige Dokument unter seinen Papieren, so arg verdrehen konnte, würde kaum zu begreifen sein, wüßten wir nicht, welches Unwesen damals mit Stammbäumen getrieben wurde und wie nichts zu fabelhaft oder unglaublich war, wenn es darauf ankam, Ahnherren zu finden oder ihnen ein Ansehen zu verschaffen. Ein anderes Beispiel davon wird Seite 668 die kosterſche Familiengenealogie in Harlem geben. Auch übrigens ist der Verfasser so schlecht unterrichtet, daß er Gutenberg erst nach der Trennung von Fust nach Straßburg ziehen läßt, und was er über die stufenweise Entwickelung der Erfindung, von in Holz geschnittenen Abctafeln ab, sagt, ist ziemlich dasselbe, wie bei seinen Vorgängern, nur etwas umständlicher, aber ohne deshalb zuverlässiger zu sein. Um in der Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst sicher zu gehen, müssen die vorgedachten Zeugnisse, welche die Probe der Kritik so wenig bestehen, daher ganz auf die Seite gesetzt werden. Höch-

1) Wetter S. 271 u. f.

2) Oben S. 601.

ſtens können ſie da, wo ſie mit Ergebniſſen, die auf anderm Wege gewonnen ſind, übereinſtimmen, zur Beſtätigung derſelben dienen. Dagegen halten, beſonders die neueſten mainzer Schriftſteller, noch immer an dieſen Zeugniſſen, zumal in Bezug auf den Urſprung und Fortgang der Erfindung, ungebührlich feſt und deshalb haben ſie nicht dahin gelangen können, das, was die Briefdrucker vor und zugleich mit Gutenberg auf ihrem, und dieſer auf ſeinem, nach einem höhern Ziel gerichteten Wege für die Buchdruckerkunſt gethan haben, gehörig zu unterſcheiden und jedem in ſeiner Sphäre widerfahren zu laſſen, was recht iſt.

Dritter Abſchnitt.

Gutenbergs Mitbewerber.

Wir wenden uns nunmehr wieder zu den Briefdruckern, die wir kurz vor 1440 verlaſſen haben, wo wir ſie in den Niederlanden ſchon Donate und zugleich oder bald darauf auch geiſtliche Bilderbücher xylographiſch drucken ſahen. Welche Kraft wir auch der Gewohnheit und dem zunftmäßigen Schlendrian beimeſſen wollen, die ſtets in demſelben Geleiſe fortgehen und Neuerungen eher haſſen als befördern oder gar ſelbſt hervorbringen, ſo würde es doch viel unerwarteter ſein, wenn dieſelben Handwerker, welche nicht lange vorher den Farbedruck und den Holzſchnitt, wo nicht erfunden, aber doch zuerſt angewandt

hatten, von 1440 ab, 20 Jahr lang unverändert dabei stehen geblieben wären, als wenn einzelne, heller sehende und weiter hinausstrebende Köpfe unter ihnen, während so langer Zeit gleichfalls auf den Gedanken gerathen wären, sich das mühsame und langweilige Schriftschneiden in Holztafeln, durch bewegliche Lettern zu ersparen, und wenn sie auf so nahe liegenden Wegen nicht wenigstens bis zur Erfindung unvollkommener großer Gußlettern, wie sie zunächst mit Hülfe gegossener Matrizen zu bewerkstelligen sind, gekommen wären. Ja, es mußte ihnen solches noch um vieles leichter werden als Gutenberg, der bei seiner großen Unternehmung gleich auf das letzte Ziel ausging und alle kleineren Erfolge, um schneller dahin zu gelangen, verschmähte oder unbenutzt ließ, der schon deshalb größerer Kapitale bedurfte und sich die einer solchen Absicht förderlichsten Verhältnisse, weil sie außer seinem gewöhnlichen Kreise lagen, überall erst zu schaffen und zu gestalten hatte. Den Briefdruckern war dagegen alles näher zur Hand, sie konnten ihre Versuche im Kleinen machen; sie konnten, ehe sie weiter gingen, jede Art der beweglichen Lettern, mochten sie von Holz oder Metall, geschnitzt oder roh gegossen sein, nach Maßgabe ihrer praktischen Brauchbarkeit ausbeuten, ohne das Schlechtere wegzuwerfen, wenn sie das Bessere gefunden hatten; ihr Gewerbe gab ihnen stets Gelegenheit, davon Anwendung und jeden, auch noch so unvollkommenen Fortschritt nutzbar zu machen; sie waren den Unterbrechungen nicht ausgesetzt, die Gutenbergs Vorsatz so oft durchkreuzten und jeden andern, minder beharrlichen Erfinder davon abgeschreckt haben würden. Daß er dennoch weiter kam als sie, lag, neben dieser unermüdeten Beharr-

lichkeit, in der gänzlichen Verſchiedenheit ſeines Plans und ſeiner Verhältniſſe, daß er aber unter ihnen während ſeiner zwanzigjährigen Bemühungen keinen gleichzeitigen Konkurrenten ſollte gehabt haben, kann nach dem Obigen nur von denen noch ferner behauptet werden, die mit ſehenden Augen blind ſein wollen. Von hier aus betrachtet, haben die Anſprüche der Holländer einige Vermuthung für ſich und es wird nicht ſchwer werden, zu zeigen, in wie weit ſie gegründet ſind, und ſie in die gehörigen Grenzen zurückzuweiſen, wenn wir zuvor werden geſehen haben, daß auch die deutſchen Briefdrucker während jener Zeit nicht müſſig geweſen und daß bei ihnen dieſelben Fortſchritte, wie bei den holländiſchen, und zwar noch auffallender und überraſchender zu entdecken ſind.

In Deutſchland hatte ſich ihr Gewerbe ſeit 1440 immer mehr verbreitet und neben den gewöhnlichen Artikeln von Spielkarten, Bild- und Schriftblättern, wurden von ihnen nicht nur die holländiſchen Bilderbücher vielfältig aufs treueſte wiederholt, ſondern auch andere ähnliche Bilderbücher, nach inländiſchen Handſchriften, in derſelben Art gedruckt. Mit und neben dieſen kommt aber eine Familie von typographiſchen Drucken vor, deren frühe Erſcheinung um ſo mehr unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, als ſie ſich nicht nur durch übereinſtimmende Größe und Geſtalt der Type, ſondern auch durch die einigen von ihnen beigefügten Daten und Schlußſchriften als Produkte einer und derſelben bamberger Offizin, und zwar aus den Jahren zwiſchen 1450 und 1462, kund geben, daher ſie für die Bibliographen bis jetzt ein Stein des Anſtoßes geweſen ſind. Dieſe Drucke beſtehen in folgenden:

1. Eine xylographiſche und mehrere typographiſche Donatausgaben [1]).

2. Die Seite 617 erwähnten xylographiſchen Ausgaben der Indulgenzbriefe Nikolaus V. von 1454 und 1455 in 31 Zeilen.

3. Mahnung der Chriſtenheit wider die Türken von 1455, 6 Blätter in Quart [2]), ein deutſches kalendariſches Gedicht, mit Aufforderungen zum Türkenkriege an die Fürſten und Völker Europas, mit den vorgedachten Indulgenzbriefen zunächſt in Verbindung ſtehend.

4. Biblia pauperum, 18 Blatt in klein Folio, mit Holzſchnitten, kürzer und in einer andern Geſtalt als die niederländiſche xylographiſche Armenbibel, daher nach Handſchriften deutſchen Urſprungs gedruckt, in zwei Ausgaben, einer lateiniſchen und einer deutſchen.

5. Rechtsſtreit zwiſchen Tod und Menſchen, 24 Blatt in klein Folio, deutſch, mit Holzſchnitten, daſſelbe Volksbuch wie der Ackermann aus Böhmen [3]), in zwei Ausgaben, die andere ohne Holzſchnitte und von 2 Blättern weniger.

---

1) Fragmente von jener Cat. Kloss. N. 1288, von dieſen ebend. N. 1289 und 1290 und Proben davon in des Verfaſſers Beſitz, ferner Proben von typographiſchen Fragmenten in Paris bei Wetter Tab. III. N. 1. (S. 431. II.) und früher bei Fiſcher, in Mainz bei Wetter Tab. III. N. 3. (433. III.), in Bamberg bei Jäck Jubeldenkſchr. 1840. N. II. der beigefügten Tafel.

2) Unſere Taf. I. N. 10. und Faksimile des Ganzen bei v. Aretin Folgen der Buchdruckerkunſt. Das Original in München.

3) Erneuert von v. d. Hagen. Frankf. a. M. 1824. 8.

6. Belial, erste deutsche Übersetzung einer lateinischen, 1382 verfaßten Schrift des Jak. von Theramo über den gerichtlichen Beweis nach kanonischem Recht, eingekleidet in einen Prozeß zwischen Christus und Luzifer (Belial) über die Erlösung des Menschengeschlechts, der vor Salomo als Richter verhandelt wird. Ungefähr 90 Blatt in Folio mit dem Druckort Bamberg und dem Namen des Druckers Albr. Pfister, später anderwärts in verschiedenen Sprachen häufig gedruckt.

7. Latein. Kalender auf 1457 [1]), auf der einen Seite eines Foliobogens gedruckt.

8. Lateinische Bibel, zum Unterschied von der gutenbergischen 42zeiligen, die 36zeilige Bibel genannt [2]), in 2 Foliobänden von zusammen 881 Blatt, also um 240 Blatt stärker als jene. Wie jene auch die Mazarinbibel genannt wird, weil sie zuerst in der Bibliothek eines von Mazarin gestifteten Collegiums entdeckt wurde, so heißt diese die schelhornsche, weil Schelhorn sie zuerst bekannt gemacht hat. Sie ist anfangs irrthümlich, wegen ihrer noch größern Type, für die erste gutenbergische gehalten worden und muß 1459 schon gedruckt gewesen sein, weil das pariser Exemplar von dem Rubrikator handschriftlich mit der Jahrzahl 1460 bezeichnet ist. Pergamentexemplare, deren es von der gutenbergischen mehrere gibt, sind von dieser nicht bekannt.

9. Boner's Edelstein, eine höchst beliebte Sammlung von Fabeln in deutschen Reimen, aus Avianus, dem

---

1) Unsere Taf. I. N. 11. und Wetter Tab. VI. N. 1. Das Original in Paris.

2) Unsere Taf. I. N. 12.

versifizirten Romulus u. a. übersetzt von Boner, einem Schweizer um 1324, 88 Blatt in klein Folio mit Holzschnitten und einer deutschen gereimten Schlußschrift, wonach das Buch 1461 zu Bamberg gedruckt ist. Nur 2 Exemplare sind davon noch bekannt, dagegen ist es handschriftlich häufig vorhanden.

10. Geschichte von Joseph, Daniel, Judith und Esther, biblische Erzählungen in deutscher Prose, 60 Blatt in Folio mit Holzschnitten und einer gereimten deutschen Schlußschrift, wonach Pfister das Buch 1462 in Bamberg gedruckt hat.

Ob ein Psalterium in Folio [1]), und die Freuden der Maria sammt dem Leiden Christi, 30 Blatt in klein Quart mit 28 Metallschnitten [2]), deren Typen nicht ganz dieselben wie bei Pfister, den seinigen aber am ähnlichsten sind, ihm gleichfalls angehören, muß dahingestellt bleiben. Alle Nummern von 1 bis 10 sind, mit Ausnahme eines Donat und der Indulgenzbriefe, typographisch und mit Lettern, die wie deren Matrizen gegossen sind, gedruckt und alle ohne Ausnahme haben, bis auf die kleine Schrift der xylographischen Indulgenzbriefe, nur eine Type, die in Größe und Gestalt ebenso übereinstimmend, als, wie ein Blick auf unsere Tafel I lehrt, von den mainzer Typen verschieden ist. So lange daher nichts da ist, was uns dazu zwingt, ihr eine andre Entstehung zu geben, müssen wir sie und die damit gedruckten Bücher für das

---

1) Bibl. Spenc. I. 121.

2) Stöger zwei der ältesten Druckdenkmale. München 1833. 8.

Werk deſſelben Druckers halten, der ſich in N. 6 und 10 als ſolcher genannt hat, und daß er damit zwiſchen 1454 und 1462, alſo gleichzeitig mit Gutenberg und Schöffer und vor der Zerſtreuung ihrer Buchdruckergehülfen in Folge der Eroberung von Mainz, ja ſogar vor der Trennung von Fuſt und Gutenberg, in Bamberg auftreten konnte, wird durch nachfolgende Auseinanderſetzung alles Befremdliche verlieren, was es auf den erſten Anblick zu haben ſcheint.

Albrecht Pfiſter war ein Briefdrucker daſelbſt, von der nämlichen Art, wie die holländiſchen Briefdrucker, die vor Gutenberg unter Andern auch xylographiſche Donate druckten. Dafür ſpricht, daß die Briefdrucker, ſchon in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts, in Deutſchland verbreitet waren, daß die von ihm gedruckten Bücher, theils (wie N. 1 und 4) dieſelben ſind, welche von ſeinen Gewerbsgenoſſen in Holland gedruckt wurden, theils (wie N. 1—7, 9 und 10) demjenigen Bücherkreiſe angehören, der den Briefdruckern und den ungelehrten Bücherabſchreibern eigenthümlich war, daß die meiſten (wie N. 1—5 und 7) nur in kleinen, wenig Blätter ſtarken Schriften beſtehen und viele (wie N. 4, 5, 9 und 10) voller Holzſchnitte ſind, deren ſich die mainzer Erfinder, die keine Briefdrucker waren, gefliſſentlich enthielten. Das im folgenden angeführte Zeugniß des Paul von Prag wird dies noch mehr beſtätigen. Von einem Aufenthalt Pfiſters in Mainz, oder irgend einem Verhältniß, in welchem er zu Gutenberg geſtanden habe, iſt keine Spur zu finden. Der Name Pfiſter iſt gleichbedeutend mit Becker und ſtammt von dem lateiniſchen pistor her, daher beim Domſtift in Bamberg, ſo lange das gemeinſchaftliche Leben der Dom-

herren bestand, eine eigne sogenannte Dompfisterei vorhanden war, welche das Bäckereiwesen für dieselben verwaltete. So verbreitet hiernach der Name Pfister auch gewesen sein mag, so kommt er doch nicht in Mainz, dagegen kommen mehrere Personen mit demselben, im 15. Jahrhundert und später, in Bamberg vor, unter denen 1520 sogar ein anderer Briefdrucker Pfister, der für den Fürstbischof Geleitsbriefe druckte [1]). Wäre die Geschichte der Stadt Bamberg bei Zeiten in bessere Hände gekommen, so würden wir über Pfister nicht in jeder Beziehung im Dunkeln tappen. Obgleich Bamberg im 15. Jahrhundert, nach Nürnberg, eine der blühendsten Städte in Franken war, berühmt wegen ihres alten, von der erzbischöflichen Gewalt befreiten Bisthums, wegen ihres Doms, der reichen geistlichen Stifter und damit verbundenen Schulen, sowie wegen der Fruchtbarkeit ihrer Gegend, so finden wir doch damals nichts, was dem Aufkommen der Buchdruckerei daselbst besonders förderlich hätte sein können. Die Stadt war im Streit mit ihren Bischöfen über die Reichsunmittelbarkeit, über die geistlichen Immunitäten, die Gerichtsverfassung und das Befestigungsrecht. Von Kaiser Siegismund begünstigt, hatte die Bürgerschaft letzteres, während der hussitischen Unruhen, in Ausübung gebracht und setzte sich ihrem geistlichen Oberherrn nun um so dreister entgegen. Bischof Anton von Rotenhan machte sich aber 1435 der Stadt durch Eroberung wieder Meister und zwang sie, ihre Befestigungen niederzureißen. Ihr Archiv

---

1) Jäck Jubelschr. S. 17 u. 27. Der Sebastian Pfister daselbst ist jedoch von Jäcks Erfindung.

und ihre Urkunden gingen mit einem Brückenthurm, in dem ſie verwahrt wurden, 1440 durch ein fürchterliches, mit einer Ueberſchwemmung verbundenes Gewitter unter. Was wir von dem gedachten Biſchof und ſeinem Nachfolger ſeit 1459, Georg Graf von Schaumberg, wiſſen, läßt eben nicht vermuthen, daß Pfiſter bei ihnen Aufmunterung und Unterſtützung gefunden habe. Auch die, ſonſt um die Wiſſenſchaften hochverdiente Benediktinerabtei Michelsberg war um dieſe Zeit ſo in Verfall gekommen, daß 1463, auf Veranlaſſung des Papſtes, die Stiftsglieder mit ihrem Abt weggewieſen und eine durchgreifende Reform mit derſelben vorgenommen werden mußte. Indeſſen konnte Pfiſter, wenn er auch als Briefdrucker ungewöhnliches für die Buchdruckerkunſt leiſtete, ſolches thun, ohne daß ihm fremde Hülfe und reiche Gönner grade nöthig waren. Seine Drucke ſind Volks-, keine gelehrte Schriften, meiſt in deutſcher Sprache; ſie gehen ihrem Umfange nach nicht über die Kräfte eines Briefdruckers hinaus, und ihr Abſatz belohnte hinlänglich die auf ihre leichtere Hervorbringung verwandten Bemühungen und Unkoſten. Nur die Bibel macht davon eine Ausnahme, und der große Geld- und Zeitaufwand bei der gutenbergiſchen Bibel, die Schwierigkeit ihrer Zuſtandebringung, ſelbſt bei vereinten Kräften mehrerer, ſcheinen es unglaublich zu machen, daß ein einzelner Briefdrucker, entfernt von Mainz und beinahe gleichzeitig, jenes weitläufige Werk, durch eine noch weitläufigere Ausgabe hätte überbieten können. Allein wir müſſen bedenken, daß Gutenberg ſeine Werkſtatt für den Bibeldruck mit gegoſſenen Lettern in Mainz erſt anzuſchaffen hatte, die hier ſchon mit ihrem Zubehör vorhanden war, daß die Koſten jenes Drucks durch Tritheims Mißverſtand

verständiß überschätzt worden sind, daß Pfister sich mehr auf den Papierdruck beschränkte, während Gutenberg sich zu seiner Auflage größtentheils des theureren Pergaments bediente und daß jener eben so lange, als dieser, daran gearbeitet haben muß, denn Gutenbergs Bibel wurde 1453 bis 55 gedruckt und als sie im folgenden Jahr in den Handel kam, Pfister davon hören und sich entschließen mochte, durch eine Auflage mit seinen Typen gleichfalls in die Schranken zu treten, dauerte es auch drei Jahr, bis er 1459 damit zu Stande kam. Die Schwierigkeiten, welche die schnellere Beendigung des Drucks verhinderten, lagen in der Mühsamkeit und Langsamkeit des Setzens mit unregelmäßigen, vermittelst gegossener Matrizen und unvollkommener Gießformen gewonnenen Lettern und in der Zusammensetzung der Druckformen, die, wegen ihres Mangels an Festigkeit, während des Abdrucks steter Nachbesserung bedurften, daher denn auch kleine Verschiedenheiten der einzelnen Exemplare in den ersten Drucken so häufig sind. Diese Schwierigkeiten waren bei Pfister dieselben, wie bei Gutenberg, daher einer ungefähr eben so viel Zeit brauchte als der andere. Erregte des letzteren Bibeldruck in der gelehrten Welt so wenig Aufsehn, daß nur in der kölnischen Chronik und bei Tritheim davon gesprochen wird, so konnte es dem mehrere Jahre späteren pfisterschen Bibeldruck nicht besser ergehen, denn auch dieser entbehrte, ebenso wie jener, aller Schlußschrift, die ihn als Druckwerk zu erkennen gab, und Pfisters Offizin hatte außerdem, von Werken für den gelehrten Gebrauch, nichts ähnliches aufzuweisen.

Der einzige gleichzeitige Schriftsteller, bei welchem sich eine auf Pfister und seine Bibel zu beziehende Nachricht vor-

findet, iſt Paul von Prag [1]), ein zum katholiſchen Glauben übergegangener böhmiſcher Jude und Polyhiſtor, der, von der Univerſität Prag durch die Huſſiten vertrieben, in der Erwartung von dem Papſt mit Pfründen, ja ſogar mit einem Bisthum belohnt zu werden, getäuſcht, und in Krakau vielmehr der Ketzerei beſchuldigt und eingeſperrt, ſich nach Pilſen zurückzog. Dort ſchrieb er, im größten Mangel ohne alle literariſche Hülfsmittel, zwiſchen 1453 bis 1463 ſein Liber viginti artium, eine Art von Encyklopädie aller Wiſſenſchaften, in barbariſchem Latein, wodurch er ſich bei Georg Podiebrad in Gunſt ſetzte, an deſſen Hofe er endlich eine Aufnahme fand, die ihn jedoch, als eifrigen Katholiken, vor der Verachtung, dem Haß und ſogar den Mißhandlungen der Umgebung des huſſitiſchen Königs nicht ſchützen konnte. Die in der krakauer Univerſitätsbibliothek aufbewahrte Pergamenthandſchrift ſeines Werks, welche nicht mehr ganz vollſtändig und von gewaltiger Größe iſt, wurde daſelbſt lange für das Zaubaubuch des Twardovius, der bei den Polen dieſelbe Rolle, wie bei uns Doctor Fauſt der Schwarzkünſtler ſpielt, gehalten und war deshalb mit einem ſchweren Marmorſtein belaſtet, unter welchem ſie erſt nach 1750 hervorgezogen und für das, was ſie wirklich iſt, erkannt wurde. In dieſem Buche, nachdem von der Erde, den Menſchen, den geiſtlichen und weltlichen Ständen gehandelt worden, wird auch von den Künſten und Handwerken geſprochen, und hier kommt folgende Stelle vor [2]): „Der Buchbinder

---

1) Pauli Paulirini viginti artium librum descripsit vitamque autoris adjecit J. Muczkowski. Cracoviae. 1835. 8.

2) Im Original, nach Muczkowsky's richtiger Lesart und

iſt der Handwerker, welcher in kupferne, eiſerne oder hölzerne Tafeln von ganzem Holz, oder auf andere Art, Bilder, Schrift und jedes beliebige ſauber ſchneidet, um nachher alles, was er will, mit Leichtigkeit auf Papier oder Gyps oder auf ein reines Brett abzudrucken, oder er macht daſſelbe mit Patronen und zu meiner Zeit ſchnitt einer in Bamberg die vollſtändige Bibel auf Tafeln und brachte ſo die ganze Bibel in vier Wochen durch ſaubern Schnitt auf Pergament." Dieſe Stelle gibt uns eine verwirrte, aber ziemlich vollſtändige Beſchreibung alles deſſen, was der Briefdrucker in ſich zu vereinigen pflegte. Er war Buchbinder ſowohl als Formſchneider, als Briefdrucker druckte er auf Papier, als Briefmaler malte er die Papierbilder mit Hülfe von Patronen aus. Will man für alles, was der wunderliche Mann ſagt, in der Wirklichkeit eine Bezeichnung finden, ſo läßt ſich das Schneiden in Metall von Münzſtempeln, oder von geſchrotener Arbeit, wie ſie in den Sieben Freuden der Maria

---

dem beigegebenen Fakſimile: Ciripagus est artifex sculpens subtiliter in laminibus ereis, ferreis aut ligneis, solidi ligni, aut altero, ymagines, scripturam et omne quodlibet, ut post imprimat papiro, aut parieti, aut asseri muncо faciliter omne quod cupit: aut est homo faciens talia cum patronis: et tempore mei pamberge quidam sculpsit integram bibliam super lamellas et in quatuor septimanis totam bibliam snper pergameno subtili presignavit sculptura. Ciripagus, wofür früher unrichtig libripagus geleſen wurde, hält Muczkowsky für gleichbedeutend mit chalcographus, qui ad inducendas tabulas operis chalcographici cera utitur. Es iſt aber ein aus biblio pegus, durch Subſtitution von chirographum ſtatt biblion, verſtümmeltes Machwerk.

und dem Leiden Chriſti [1]) vorkommt, und das Abdrucken auf Bretter von dem trockenen Einpreſſen von Verzierungen, mittelſt heiß gemachter Meſſingformen, auf die, mit Leder überzogenen Holzdeckel der Büchereinbände verſtehen und obgleich die Metallarbeit mehr eine Sache der Goldſchmiede war, ſo würde doch, wenn ſich Pfiſter auch damit befaßt hat, um ſo erklärlicher werden, wie grade er zu Metalllettern und deren Guß gleichfalls den Weg finden konnte. Übrigens kann Paul von Prag mit dem Briefdrucker in Bamberg, der zu der Zeit, wo er ſchrieb, die ganze Bibel gedruckt hatte, keinen andern, als unſern Pfiſter und nicht ſein kleines bibliſches Bilderbuch, die ſogenannte Armenbibel, ſondern nur die 36zeilige Bibel ſelbſt, gemeint haben, denn ſonſt würde er nicht zweimal von einer ganzen und vollſtändigen Bibel ſprechen. Daß er ſie noch für in Holz geſchnitten hielt und von dem Geheimniß des Drucks mit beweglichen Lettern keine Kenntniß hatte, iſt natürlich, und was den Druck derſelben in 4 Wochen betrifft, ſo liegt entweder ein Mißverſtändniß zum Grunde, oder es iſt eine, bei den erſten Druckern ſelbſt, nicht ſeltene Hyperbel, um anzuzeigen, um wie viel ſchneller, abgeſehen von der Zeit, welche die Anfertigung der Druckformen koſtet, ein Buch abgedruckt, als abgeſchrieben werden kann [2]).

---

1) Oben, Seite 645.

2) Imprimit ille die, quantum non scribitur anno, in den Schlußſchriften mehrerer, von Ulrich Han in Rom 1470 gedruckten Klaſſiker. The historyes thus emprynted, as ye here see, were begonne in oon day and also fynyshed in oone day, in dem Recuyell of the historyes of Troye, bei Caxton, in London 1471.

Pfiſter war und blieb Briefdrucker, ſelbſt nachdem er gezeigt hatte, daß auch er, ſo gut wie Gutenberg in Mainz, eine ganze Bibel zu drucken im Stande ſei; er kehrte wieder zu kleinen Stücken, wie Boners Edelſtein und die 4 bibliſchen Geſchichten zurück, warum, wird weiterhin, Seite 141, erläutert werden. Deshalb ging mit ſeinem, wahrſcheinlich bald nach 1462 erfolgten Abſterben ſein Andenken ſo völlig unter, daß etwa 20 Jahr ſpäter die Typographie, von Nürnberg her, als etwas Neues in Bamberg wieder eingeführt und in dem bamberger Miſſal von 1490 ihre damaligen Leiſtungen gerühmt werden konnten [1]), ohne der ältern auch nur mit einem Wort zu gedenken, weil man ſie neben dieſen nicht für voll anſah. Die gerechtere Nachwelt darf ſich aber nicht länger ſträuben, auch Pfiſter zu den Erfindern der Typographie zu zählen; nur muß er dahin geſtellt werden, wohin er gehört, nämlich in die Klaſſe der Briefdrucker, welche zu dieſer Erfindung zwar auf eignem Wege gelangt ſind, ſie aber nicht zu völliger Reife gebracht und ihr den welthiſtoriſchen Charakter gegeben haben, den ſie nur durch Gutenberg und ſeine mainzer Genoſſen erhalten hat. Laborde, der die Betriebſamkeit der deutſchen Briefdrucker ebenſo verkennt, als er die der holländiſchen überſchätzt, der Koſter in Harlem ſchon 1430 die Erfindung der gegoſſenen Lettern zuſchreibt und Gutenberg und Schöffer nur die, einige 20 Jahr ſpätere Nacherfindung und Verbeſſerung übrig läßt, will dennoch nicht einmal zugeben, daß auch Pfiſter ein dritter ſolcher Nacherfinder habe ſein kön-

1) In hac urbe nostra ubi ejus (impressoriae) artis singulari habundamus magisterio.

nen. Er denkt ſich den ganzen Zuſammenhang ſo, daß Schöffer ſchon 1452, wetteifernd mit Gutenberg, bei Fuſt gearbeitet, jener die gutenbergſche, dieſer die pfiſterſche Bibeltype gegoſſen, und jener einen Donat, dieſer die Mahnung wider die Türken gedruckt habe, weiter aber, bis zur Trennung Fuſts und Gutenbergs im Jahre 1455, nichts zu Stande gekommen ſei, daß erſt nach dieſer Trennung Schöffer, und zwar in 7 Monaten die 42zeilige (gutenbergiſche), Gutenberg 1456 den Kalender und 1458 die 36zeilige (pfiſterſche) Bibel gedruckt und daß er 1459 ſeinen Gehülfen Pfiſter entlaſſen und ihm die Lettern der letztern Bibel, jedoch ohne die Matrizen geſchenkt habe, weil er ſelbſt nunmehr der Buchdruckerei entſagen, Pfiſter aber ſich als Formſchneider niederlaſſen wollte und ſich von ihm jene Lettern erbeten hatte, um damit zu ſeinen Holzſchnitten erklärende Texte drucken zu können, wofür er den Verkauf ſeiner Bibel von Bamberg aus zu übernehmen verſprach. Eine Grundanſicht, die zu Annahmen zwingt, welche auf die, an Ort und Perſon der erſten Drucker ſtreng geknüpfte Eigenthümlichkeit des Typencharakters, den ſicherſten Leitfaden in Bezug auf die Inkunabeln der Buchdruckerkunſt, ſo wenig Rückſicht nehmen, welche allem widerſprechen, was aus letztern ſelbſt und aus hiſtoriſcher Kombination der damit in Verbindung ſtehenden Thatſachen hervorgeht, welche gewaltſame Erklärungen an die Stelle der einfachſten und natürlichſten ſetzen und ſelbſt für den gemeinen Verſtand ſo viel Unglaubliches haben, eine ſolche Grundanſicht kann ſchon deshalb die richtige nicht ſein. Gutenberg und Schöffer ſollen, aus bloßer Rivalität und doch auf anderer Unkoſten, an demſelben Ort und zu gleicher Zeit, jeder für ſich,

nicht nur die Indulgenzbriefe unnöthigerweiſe in mehreren Auflagen, ſondern die Bibel in einigen Folianten, ohne andern Unterſchied als einen unerheblichen der Type, gedruckt haben? Konnte irgend etwas unüberlegter und unvortheilhafter ſein, als mit ſchweren Koſten zwei ganz gleiche Bibeln zu liefern, während man noch nicht wußte, wie man eine einzige in ſo vielen Exemplaren ſchnell genug los werden ſollte? Wer wäre thörig genug geweſen, das Geld dazu herzugeben? Von den Gründen, die Laborde zu dem Gewebe ſeiner Hypotheſen bewogen haben fallen die, welche von dem typographiſchen Druck der Indulgenzbriefe hergenommen ſind, weg, wenn letztere für Tafeldruck erkannt werden, der, um den Ablaßhandel ſchneller in Gang zu bringen, an zwei verſchiedenen, von einander entlegenen Orten Deutſchlands bei Briefdruckern beſtellt wurde. Auf die Frage: warum Pfiſter, wenn er ſo Erſtaunliches wie die 36zeilige Bibel leiſten konnte, nicht die Welt mit ſeinem Ruhme erfüllt und eine ebenſo große und blühende Buchdruckerei, wie die von Fuſt und Schöffer hinterlaſſen hat? iſt die Antwort: weil er ein Briefdrucker und mit ſeiner unvollkommenen Gießkunſt nicht über die gröbſten Schriftlettern hinausgekommen war; weil er, wenn er auch damit eine ganze Bibel zu Stande gebracht hatte, doch einſah, daß er, ohne kleinere Lettern, ſich auf den regelmäßigen Druck weitſchichtiger gelehrter Werke nicht einlaſſen und mit den mainzer Offizinen nicht mit Vortheil in die Schranken treten konnte; endlich weil er für den Abſatz ſolcher Werke ganz andere Wege und Verbindungen ſuchen, ſeinem Geſchäft eine ganz andere kaufmänniſche Einrichtung geben mußte, als an die er als Briefdrucker gewohnt war. Selbſt ſpäterhin ſind viele

Briefdrucker von denen, die sich in die Region der Buchdrucker und Buchhändler hinaufschwangen, darüber zu Grunde gegangen. Unter andern zeigt dies die Buchdruckergeschichte von Ulm an Leonh. Holl und Kont. Dinkmuth, selbst Joh. Zainer machte mit seinem Bibeldruck, obwohl er in Schwaben der erste war, schlechte Geschäfte [1]). Ging es Pfistern mit dem Ruf, den er durch seine Bibel erlangte, nicht besser als Gutenberg, so wird der Gewinn von derselben, bei seinem beschränkten Verkehrskreise, wahrscheinlich noch viel geringer gewesen sein. Er begnügte sich also fortan bei seinem Leisten zu bleiben. Endlich kann nicht behauptet werden, seine Drucke zeigten zu wenig Übergänge und Fortschritte als daß er für einen Selbsterfinder zu halten sei. Sie sind im Gegentheil bei ihm in die Augen fallender als bei Gutenberg; dieser fing mit der ganzen Bibel an, jener mit Briefen, Kalendern und Donaten; dieser mit beweglichen Lettern, jener mit dem Schriftdruck von Holztafeln und seine Type ist größer als die gutenbergische Bibeltype, war also auch leichter zu bewerkstelligen. Eben diese Größe machte ihre Mängel beim Gebrauch weniger fühlbar, und wäre er, was nicht unmöglich ist, so glücklich gewesen, gleich von Hause aus einzusehen, daß es besser sei bewegliche Lettern zu gießen, als stückweise zu schneiden, so dürfte man sich um so weniger wundern, daß er bei einerlei Art von Type ohne Veränderung stehen geblieben ist.

Der Familie der pfisterschen Drucke in Franken steht in den Niederlanden die der sogenannten kosterschen ebenso

---

1) Haßler Buchdr. Gesch. v. Ulm. Ulm 1840. 4. S. 93.

räthſelhaft, ebenſo abgeſchloſſen und abweichend von allen bekannten erſten Hervorbringungen der Typographie daſelbſt gegenüber, daher wir uns nunmehr zu dieſen Drucken wenden müſſen. Weil Koning den harlemer Koſter nicht nur als Erfinder der Buchdruckerkunſt, ſondern auch des Holzdrucks anſieht und ſich mit dem Briefdruckergewerbe in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu wenig bekannt gemacht hat, ſchreibt er alle die xylographiſchen Bilderbücher, die Seite 561 u. f. in ihren erſten Ausgaben als niederländiſchen Urſprungs nachgewieſen worden ſind, aber nach Seite 569 wahrſcheinlich mehr als einer Briefdruckerwerkſtatt angehören, jenem Koſter zu, obwohl ſie mit den typographiſchen Drucken deſſelben, außer einiger Verwandtſchaft zwiſchen ihren Holzſchnitten und denen des Heilsſpiegels und den allgemeinen Kennzeichen der niederländiſchen Handſchrift, nichts gemein haben [1]). Von andern xylographiſchen Drucken Koſter's weiß er nur Fragmente eines Donat und Horarii, ſammt einem geiſtlichen Bilderbuch in 8 Oktavblättern von den ſieben Todſünden, anzuführen [2]) und auch in dieſen hat die Type mehr oder weniger nur eine entfernte Ähnlichkeit mit den folgenden typographiſchen. Dieſe ſind:

1. Fragmente mehrerer Donatausgaben, deren ſich über ſechs verſchiedene unterſcheiden laſſen [3]).

---

1) Vergleiche die Anfangsbuchſtaben in unſerer Tafel II. unten.

2) Koning. Tab. IV. N. 1 u. 2. u. p. 116.

3) In den Bibliotheken des Königs der Niederlande, der Stadt Harlem, des Königs zu Paris, der Stadt Trier u. a. Von Fragmenten fünf verſch. Ausgaben, ehemals in der kloß-

2. Fragmente mehrerer Ausgaben des Doktrinals (Seite 540), deren ſich wenigſtens vier verſchiedene unterſcheiden laſſen [1]).

3. Cato's disticha (Seite 541), 4 Blatt in Octav [2]).

4. Horarium von acht Seiten in ſehr kleinem Format auf einem Bogen gedruckt, welches ein Abc, das Pater noster, Ave Maria, Credo und 2 Gebete enthält [3]).

Die Stücke von 1 bis 4 ſind auf Pergament und auf beiden Seiten deſſelben gedruckt.

5. Das mit der Armenbibel verwandte Speculum Salvationis (Seite 544 und 561) in zwei lateiniſchen Ausgaben von 63 Blatt, die eine davon mit halb xylographiſchem, halb typographiſchem Text, und zwei holländiſche Ausgaben von 62 Blatt. Alle dieſe Ausgaben ſind in Folio, nur auf einer Seite des Papiers gedruckt und haben einerlei, mit dem Reiber von denſelben Holztafeln abgedruckte Holzſchnitte, welche durchſchnitten und ſehr abgenutzt von dem Buchdrucker Veldener 1481 in Utrecht zu einem die Epiſteln und Evangelien enthaltenden Buch und vollſtändiger 1483 in der geldernſchen Stadt Culenburg

---

ſchen Bibliothek, ſind Faksimiles bei dem Verfaſſer, eine davon mit der Type unſerer Taf. II. N. 5.

1) In den vorangeführten Bibliotheken, die harlemer ausgenommen. Von Fragmenten zweier Ausgaben, ehemals bei Dr. Kloß, beſitzt der Verfaſſer Faksimiles, eine davon mit der Type unſerer Taf. II. N. 6.

2) Dibdin Bibl. Spenc. IV. p. 476. und unſere Taf. II. N. 9.

3) Ganz abgebildet bei Meerman, Tab. I. Die Ächtheit wird von Jackſon p. 198 verdächtig gemacht.

zu einem holländischen Heilsspiegel wieder benutzt worden sind [1]).

6. Facetiae des Laurentius Valla und Petrarch, 24 Blatt in Quart [2]). Jenes sind äsopische Fabeln ins Lateinische übersetzt, und nachher in Antwerpen und Deventer mehrmals wieder gedruckt, dieses von Petrarch gesammelte Witzreden berühmter Männer. Valla's Vorrede ist von 1438 datirt.

7. Vier Traktate von 23 Blatt in Folio [3]), die beiden ersten des Guil. de Saliceto de salute corporis, und des Kardinals Turrecremata (Torquemada) de salute animae, beide auch nachher, z. B. in Antwerpen und 1495 in Leipzig, mehrmals zusammengedruckt, die beiden letzten des Aen. Sylvius, nachmaligen Papst Pius II, de amore und eine Lobrede desselben auf Homer.

8. Singularia in causis criminalibus [4]), eine Abhandlung über Gegenstände aus dem fünften Buche der Dekretalen von Ludov. (Pontanus) de Roma, die weiterhin auch in Straßburg und Lübeck, häufiger aber, wie

---

1) Von diesen verschiedenen Ausgaben befinden sich in mehreren öffentlichen und Privatbibliotheken Europas zusammen über 30 Exemplare. In unserer Tafel II. N. 1 — 4 folgen sie in der chronologischen Ordnung aufeinander, die sich aus dem verschiedenen Grade der Abnutzung der Holzschnitte ergibt.

2) Probe bei Koning. Tab. VI. N. 1. In unserer Taf. II. N. 7.

3) Dibd. Aed. Althorp. II. 256. N. 1251.

4) Unsere Tab. II. N. 8. Proben von beiderlei Typen daraus bei Koning. Tab. VI. N. 2 u. 3.

andere juriſtiſche Schriften von ihm, in Italien gedruckt worden iſt. Dieſer Haupttheil des aus 60 Blatt in Folio beſtehenden Buchs zeichnet ſich durch eine beſonders große Type von allen übrigen hieher gehörigen Drucken aus, eine kleinere von gewöhnlicher Größe haben zwei angehängte Schriftchen des gedachten Aeneas Sylvius, eins über die böſen Weiber, das andere Grabſchriften auf berühmte Männer enthaltend. Aus einer Grabſchrift auf Laur. Valla, der 1465 ſtarb, geht hervor, daß der Druck wenig älter als von 1470 ſein kann.

Einige außerdem noch hieher gerechnete Drucke ſind zweifelhafter. Daß alle, wegen ihrer Familienähnlichkeit unter ſich, wegen ihrer unmittelbaren Nachahmung der niederländiſchen Handſchrift des 15. Jahrhunderts, die ſich beſonders in dem eigenthümlichen Beiſtrich des t, wo es am Schluß eines Wortes ſteht, zu erkennen gibt [1]), und wegen ihrer Unvollkommenheit, welche beſonders in N. 5 die deutlichſten Spuren von mancherlei Verſuchen und Übergängen in der Schriftgießerei und dem Druckverfahren verrathen, endlich wegen der Sprache in den beiden nicht lateiniſchen Ausgaben von N. 5, holländiſchen Urſprungs und primitive Produkte einer Briefdruckerwerkſtatt vor 1470, alſo vor Einführung der Typographie aus Deutſchland nach den Niederlanden ſind, kann nicht geleugnet werden. Alle daſelbſt nach dieſer Einführung unter deutſchem Einfluß erſchienenen Erſtlinge der Typographie ſind durchaus davon abweichend, nur bei den erſten Buchdruckern in einigen holländiſchen Provinzen, namentlich in Utrecht

1) Unſere Tafel II. unten, hinter den Anfangsbuchſtaben.

und weiterhin in Zwoll und Delft laſſen ſich noch Spuren deſſelben alten nordholländiſchen Typencharakters wahrnehmen, die ſich aber auch da nach 1477 wieder verwiſcht haben [1]). Damit ſind ſelbſt von den Gegnern der harlemer Anſprüche die einſichtigſten, z. B. Renouard, im Ganzen einverſtanden [2]), allein er ſetzt die ſogenannten koſterſchen Drucke zwiſchen 1466 und 1470, und ſchreibt ſie einer ungeſchickten Nachahmung der in Mainz bereits erfundenen Buchdruckerkunſt zu. Eine vollſtändigere Kenntniß derſelben und deſſen, was oben im erſten Abſchnitt über die vorgutenbergiſchen Donate, über das gleichzeitige Alter der erſten niederländiſchen Bilderbücher und ihren Zuſammenhang mit dem Heilsſpiegel geſagt worden, der danach nicht viel ſpäter als 1450 ſein kann, nöthigt uns jedoch, der typographiſchen Thätigkeit, welche zur Hervorbringung dieſer und darunter ſo vieler aufeinander folgender Ausgaben mehr als eines Buchs erforderlich war, eine wenigſtens 20jährige Dauer zwiſchen 1450 und 1470 beizulegen und ſo frühe Verſuche mit beweglichen und gegoſſenen Lettern denſelben Fortſchritten zu einer Erleichterung und Erweiterung des Holzdrucks auf dem Wege eigenthümlicher Erfindung zuzuſchreiben, von denen uns bei den deutſchen Briefdruckern Albr. Pfiſter ein anderes Beiſpiel gegeben hat. Auffallend ſcheint es zwar, daß, außer den Schulbüchern und dem

---

1) Ebert. Hermes 1823. St. 4. S. 63 u. f. und Überlieferungen. 1826. St. 2 N. 13.

2) Catal. d'un amateur. II. 151—158 und wiederholt in der Note sur L. Coster, hinter Band 2 ſeiner Annales des Estienne. Paris 1838. 8.

Heilsspiegel, das übrige nur kleine lateinische Schriften von Italienern sind, die kaum so früh nach Holland gelangt sein konnten. Aber Saliceto war ein medizinischer Schriftsteller des 13. Jahrhunderts und Valla, als Erneuerer der klassischen Studien, Turrecremata als Theolog, Pontanus als Jurist gehörten nicht nur zu den berühmtesten Männern ihrer Art jenseits der Alpen, sondern mehrere von ihnen waren durch ihren Antheil an dem Basler Konzil und Turrecremata durch seine gesandtschaftlichen Verrichtungen, auch diesseits der Alpen früh bekannt geworden. 1439 befand sich letzterer unter den Abgeordneten Eugens, die von Nürnberg aus freies Geleit zu dem Reichstag nach Mainz begehrten [1]). Aeneas Sylvius endlich, von Kaiser Friedrich III. zum Dichter gekrönt und zu vielen Gesandtschaften gebraucht, hatte sich, ehe er Papst wurde, durch seine Vertheidigung der Grundsätze jenes Konzils, die er nach seiner Erhebung zu dieser Würde widerrief, und als päbstlicher Nuntius in Deutschland und fruchtbarer Schriftsteller, daselbst einen berühmten Namen gemacht und wären seine jugendlichen Schriften, zu denen die obigen gehören, nicht schon überall verbreitet gewesen, so würde er manche derselben als Papst am liebsten ganz unterdrückt haben. Es wird daher von Renouard mit Unrecht bezweifelt, daß Schriften des Aeneas Sylvius vor seiner Erhebung zum Papstthum im Jahre 1458 über die Alpen sollten gekommen und von Turrecremata vor seinem 1467 erfolgten Tode irgend etwas diesseits derselben sollte gedruckt worden sein.

---

1) Serrarius Res Mogunt. p. 754.

Obgleich nun die koſterſchen Drucke, was ihren Umfang und Inhalt betrifft, nicht weit über den Bücherkreis einer Briefdruckerwerkſtatt hinausgehn, ſo zeigen ſie doch in ihren mancherlei Typengattungen, welche, die Schrift des Pontanus ausgenommen, ſelbſt in der Größe nur wenig voneinander verſchieden ſind, und in der äußern Geſtalt der Ausgaben des Heilsſpiegels Beſonderheiten, die nicht leicht zu erklären ſind. Von den Heilsſpiegeln ſind nämlich N. 1, 2 und 3 unſerer Taf. II mit derſelben, N. 4 mit einer auffallend ſchlechtern Type gedruckt. Koning hält letztere daher für die erſte Ausgabe, die den übrigen vorangegangen ſei, allein die von Ottley angeſtellte Vergleichung der größern oder geringern Abnutzung der Holzſchnitte in den verſchiedenen Ausgaben lehrt als untrügliches Merkmal, daß N. 4 eine der letzten, wo nicht die letzte Ausgabe ſelbſt geweſen ſein muß. Laborde nimmt deshalb an, ſie ſei der erſte Verſuch mit Lettern, die gegoſſen waren und aus dieſer Urſache ſo roh ausfielen; die übrigen Ausgaben wären ihr vorangegangen und mit beweglichen, aber nicht gegoſſenen Lettern gedruckt, die obgleich beſſer und ſchärfer als jene, dennoch wegen ihrer koſtbarern Hervorbringung und ſchwierigern Behandlung wieder aufgegeben werden mußten. Aber nach dem übereinſtimmenden Urtheil faſt aller Bibliographen und Sachkenner ſind die Lettern aller 4 Ausgaben gegoſſene. Wie kommt es ferner, daß in N. 2 unſerer Tafel II der Text auf 2 Blättern mit einer kleinern ſchlechtern Type als auf den übrigen Blättern und in N. 3 gar auf 20 Blättern in Holz geſchnitten iſt? Koning ſieht darin einen Beweis des angeblichen Letterndiebſtahls in Harlem, deſſen Ungereimtheit aber zu ſehr in die Augen fällt, um zu

wiederholen, was darüber anderswo ſchon geſagt worden iſt [1]). Andere [2]) nehmen die Exiſtenz einer frühern, ganz xylographiſchen Ausgabe an, von der 20 Tafeln übrig geblieben und hier wieder angewandt worden ſind. Aber von einer ſolchen Ausgabe fehlt es an allen andern Spuren, und warum wäre die Anwendung jener Tafeln alsdann nicht ſchon in N. 1 und 2 geſchehen? Es kann hier die bloße Andeutung dieſer Schwierigkeiten genügen, da es für unſern Zweck weniger auf die Löſung derſelben und auf die ſchrittweiſe Verfolgung des eigenthümlichen Gangs der Erfindung in den einzelnen koſterſchen Drucken und namentlich in den verſchiedenen Ausgaben des Heilsſpiegels ankommt, als auf Erörterung der Hauptfrage: ob dieſe typographiſchen Drucke nämlich zwiſchen 1450 und 1470, alſo ungefähr gleichzeitig mit der Erfindung und völligen Ausbildung der Typographie in Mainz zu ſetzen ſind (Seite 570, 571), oder, wie Koning und Laborde [3]) wollen, bald nach 1420, mithin vor allen erſten Verſuchen Gutenbergs, ſchon ihren Anfang genommen haben? Des letztern angekündigte Recherches sur la découverte de l'impression dans les pays-bas ſind zwar noch nicht erſchienen, ſo ſchätzbare Aufklärungen ſich aber davon über die Beſchaffenheit und Aufeinanderfolge der koſterſchen Drucke erwarten laſſen und ſo gern wir nach dem, was hier ſchon darüber vorgetragen worden, zugeben werden,

---

1) Hiſt. Taſchenb. 1837. S. 565.

2) Guichard Notice sur le Spec. salv. Paris 1840. 8. p. 116.

3) Débuts p. 9 u. 82.

daß die kosterſche Erfindung als eine urſprüngliche, nicht erborgte anzuſehen iſt, ſo läßt ſich doch in Bezug auf die Hauptfrage über das Alter derſelben nicht hoffen, daß die dermalige Lage der Sache durch Verſtärkung und Vermehrung der koningſchen Beweismittel weſentlich verändert werden wird. Kommt es alſo darauf an, dieſe Erfindung bis in das Jahr 1420 hinaufzurücken, ſo wird jene Schrift nicht erſt abzuwarten ſein, um die Gegengründe in ein neues Licht zu ſetzen, was im folgenden geſchehen ſoll.

Was dazu bewogen hat, der kosterſchen Erfindung ein ſolches Alter beizulegen, iſt allein die Erzählung, welche Junius davon in ſeiner Batavia geliefert hat. Daß dieſer Erzählung eine alte örtliche Sage zum Grunde liege, wonach ein Küſter in Harlem, ebenſo früh als Gutenberg, Bücher gedruckt habe, ohne daß er es damit ſoweit als in Mainz hätte bringen können, iſt unbedenklich einzuräumen, da die erſten kosterſchen Drucke, weil ſie ſich unmittelbar an die erſten niederländiſchen xylographiſchen Bücher anſchließen, älter als 1460 ſein müſſen, mithin für ſich allein ſchon das Daſein eines gleichzeitigen zweiten Erfinders der beweglichen Lettern unter den holländiſchen Briefdruckern vorausſetzen laſſen. Daß dieſer der Sage nach in Harlem zu ſuchen und Küſter geweſen ſei, indem der Name Koſter, damaliger Sitte gemäß, eher für einen vom Gewerbe hergenommenen Beinamen als für einen Familiennamen zu halten iſt, ſtimmt ferner mit den Verhältniſſen dieſer Stadt und des Briefdruckergewerbes überhaupt wohl überein. Ehe Harlem, nach einer langen Belagerung in den Jahren 1572 und 1573, den Spaniern n die Hände fiel und unter ihrer eiſernen Ruthe

von ſeinem Wohlſtand auf immer herabſank, war es von den großen Städten Hollands die zweite, durch Gewerbe und Handel blühend und im 15. Jahrhundert mit Klöſtern, ſelbſt von den anderwärts weniger geduldeten Bettelorden überfüllt, daher der Briefdruckerei beſonders günſtig. Auch die Typographie fand bald, nachdem ſie aus Deutſchland nach den Niederlanden gekommen war, in Harlem Eingang, wo ſie zwiſchen 1483 und 1486 von Jan Andrieszoon und Jac. Bellaert geübt wurde, nach welchen jedoch daſelbſt bis auf Junius' Zeit keine Preſſe wieder aufkam. Dieſen Umſtand benutzt Wetter [1]), um die Sage aus dem verdunkelten Andenken an die vorübergehende Erſcheinung jener alten Buchdrucker entſtehen zu laſſen, allein alsdann würde ſie eher in andern niederländiſchen Städten, wo es noch früher auf kurze Zeit Buchdruckereien gegeben hatte, entſtanden ſein und auch der Name Koſter iſt ſeiner Vermuthung entgegen. Indeſſen wußte Junius von jenen alten harlemer Werkſtätten nichts mehr und eine Verwechſelung der des Bellaert mit der koſterſchen iſt wenigſtens bei dem Buchbinder Cornelis nicht unwahrſcheinlich, der den von Junius angeführten Gewährsmännern die Geſchichte des Letterndiebſtahls, als eine von ihm ſelbſt erlebte, erzählt hat, denn Cornelis verkaufte 1492 bei Bellaert gedruckte Bücher [2]) und müßte, da er erſt 1522 geſtorben iſt [3]), über 100 Jahr

---

1) S. 563—65 in den Noten, S. 611 u. 612.

2) Gedenkschr. wegens het vierde eeuwgetijde etc. Haarlem. 1824. 8. p. 436. N. 26.

3) Koning Bijdragen. p. 84.

alt geworden ſein, wenn er Koſters Lehrling geweſen wäre. Daß die Sage vor Junius ſchon dageweſen ſei, davon geben van Zuren, Koornhart und Guicciardini [1]) Zeugniß, Junius aber hat ſie kurz vor 1570 zuerſt auszuſchmücken, zu erweitern und zu befeſtigen geſucht, wozu er ſich, als Hiſtoriograph der Staaten von Holland und zur Ehre der Stadt, in der er ſich niedergelaſſen, berufen fühlte. Obgleich er dabei überall in gutem Glauben und ohne die ihm von den mainzer Gegnern Schuld gegebene Abſicht zu täuſchen zu Werke ging, ſo iſt doch klar, daß es ihm für dieſen Gegenſtand an der nöthigen Sachkenntniß und Kritik gänzlich gemangelt hat. Man darf ſeine Erzählung nur leſen [2]), um ſich aufs deutlichſte davon zu überzeugen. Er führt ſeinen Koſter auf dieſelbe Zeit (vor 128 Jahren) zurück, wo Gutenberg nach der kölniſchen Chronik ſeine Verſuche begann, und wie dieſer vom Holzdruck oder wohl gar von dem Abdruck ſeines Siegelrings ausgegangen ſein ſoll, ſo läßt er jenen von Buchſtaben aus Birkenrinde zum Abdruck für Abeſchützen ausgehn, ohne zu wiſſen, daß Briefdrucker in den Niederlanden da waren, die bereits angefangen hatten, Bücher mit Holztafeln zu drucken. Er war davon nicht beſſer unterrichtet, als alle ſeine Zeitgenoſſen, obgleich die Holzſchneidekunſt damals noch in ihrer höchſten Blüthe ſtand. Zu den Seite 518 angedeuteten Urſachen dieſer Unwiſſenheit kam in den Niederlanden noch die, daß der kindliche Katholizismus mit allem, was ihm aus früherer Zeit in Literatur und Kunſt anhing, entweder als Papismus weggeworfen war, oder

1) Wetter S. 557 u. f.
2) Ebend. S. 571 u. f.

unter jeſuitiſchem Einfluß ein neues Kleid angezogen hatte und ſich des alten ſchämte. Von allen koſterſchen Drucken war ihm nur ein holländiſcher Heilsſpiegel und ein Doktrinal zu Geſicht gekommen, welches letztere, ſammt einer Abhandlung des Petr. Hispanus (Seite 540), wahrſcheinlich irgend einem undatirten Druck aus einer ganz andern niederländiſchen Preſſe, er dem angeblichen Diebe in Mainz beilegte, um dieſen nicht leer ausgehn zu laſſen, übrigens ohne allen erſinnlichen Grund, als vielleicht den, weil hier der Text lateiniſch, nicht holländiſch iſt. Eine ähnliche Rolle, wie die von Fuſts Schwiegerſohn, gab er dem Schwiegerſohn Koſters und letzteren ſuchte er zu einem vornehmen Mann, wie Gutenberg zu ſtempeln, wobei ihm die Familieneitelkeit zu Hülfe kam, die gern mit namhaften Voreltern prunkt, ohne ſich (wie S. 639) um die Wahrheit ſonderlich zu bekümmern. Eine anſehnliche harlemer Bürgerfamilie jener Zeit hatte nämlich ihren Stammbaum ſchon an den ſagenhaften Koſter „der den erſten Druck in die Welt brachte“ [1]) angeknüpft und dieſen zu ihren Ahnherrn gemacht. Der Stammbaum oder das Geſchlechtsregiſter, wodurch deſſen Nachkommenſchaft bis auf Gerard Thomas, einen Zeitgenoſſen des Junius, herabgeführt wurde, zwiſchen 1550 und 1560 auf Pergament geſchrieben und nachher von einer andern Hand fortgeſetzt und mit Zuſätzen verſehn, iſt, aus der Verlaſſenſchaft des Buchdruckers Adrian Roman, in Konings Beſitz gekommen und noch jetzt vorhanden [2]). Hier ſehen wir auf einmal die Quelle, aus der Junius

1) die deerſte print in die werlt brocht, heißt es in dem Stammbaum.

2) Gedenkschr. p. 481.

die Nachkommen Kosters, von denen keiner seiner Vorgänger etwas weiß, sowie die Familiennachrichten von demselben geschöpft hat und aus der die Verwechselung mit dem urkundlichen Schöffen, Kämmerer und Rathmann Lourens Janszoon, der 1370 bis 1439 lebte, entstanden ist. Die städtischen Urkunden und Rechnungen, in denen derselbe vorkommt, enthalten nichts davon, daß er den Beinamen Koster geführt habe, und aus den Ausgaben für Wein, die in einigen Jahresrechnungen der Hauptkirche von S. Bavo auf seinen Namen vorkommen, kann nicht geschlossen werden, daß er Küster gewesen sei. Überhaupt war die Küsterei bei einer solchen Hauptkirche, ungefähr ebenso wie bei den deutschen Domstiften, ein weit ansehnlicheres Amt als das, woran bei einem Briefdrucker zu denken ist. Scheltema [1]) wundert sich, daß Koning jene Stammtafel nur beiläufig erwähnt und so wenig Gewicht darauf gelegt habe, aber Koning war klug genug, zu verstecken, daß eine so schwache Autorität allein die Ausspinnung der Sage zu der weitläufigen Kosterfabel hervorgebracht hat. Vermittelst jener angeblichen Identität Kosters mit dem Rathmann L. Janszoon, war es Koning ein Leichtes, dessen erste typographische Versuche, bei dem Mangel aller Daten seiner Drucke, noch 20 Jahr älter zu machen, als nach Junius' ungefährer Angabe, und da der Rathmann Janszoon 1440 schon todt war, die Buchdruckerei durch seine Nachkommen 30 Jahr lang fortsetzen zu lassen, wodurch es möglich wurde, das den ersten Drucken beigelegte hohe Alter, mit der unverkennbar neueren Entstehung der letzten bis gegen 1470 hin zu vereinigen.

1) Beurtheilung von Schaab. S. 110, Note.

Nach diesem Aufschluß können wir aber nicht anstehn, den Rathmann Janszoon, als ersten Erfinder der beweglichen Lettern bald nach 1420, ganz zu verwerfen und bei dem gleichnamigen, oder namenlosen Briefdrucker und Küster stehen bleiben, der um 1450 in Harlem mit Gutenberg auf einerlei Gedanken gerieth und diesen, soweit er es in seinem engen Kreise vermochte, zu einer unentwickelten Ausführung brachte, die daher in sich selbst in dem Augenblick wieder unterging, als die mainzer Typographie auch in den Niederlanden bekannt wurde. Nur alsdann fügen sich Koster und seine Leistungen in den Zusammenhang aller übrigen ähnlichen Erscheinungen passend ein, und obgleich sie die Eigenschaften primitiver Versuche allerdings am handgreiflichsten zu erkennen geben, welches Laborde hauptsächlich bestimmt zu haben scheint, sie für die ältesten, allen übrigen weit vorausgegangenen zu halten, so können wir ihm darin doch nicht beipflichten, indem sich das geringere Sichtbarwerden dieser Eigenschaften, bei Pfister aus den Seite 656 angegebenen Gründen, bei Gutenberg aber daraus erklärt, daß er gleich auf nichts geringeres als auf einen Bibeldruck ausging. Die Wahrheit liegt also auch hier in der Mitte zwischen beiden Extremen, von denen das eine (Renouard) den kosterschen Drucken ein ungebührlich spätes, das andere (Koning und Laborde) ein ebenso ungebührlich frühes Alter beilegt. Kehren wir zu Junius' Erzählung zurück, so sehen wir überall das Pochen des jungen holländischen Patriotismus darin hervorblicken, der mit Hartnäckigkeit und Erbitterung um nationale Selbstständigkeit kämpft und das Wenige, was ihm die Vorzeit Ruhmwürdiges hinterlassen hat, desto stärker und trotziger herausstreicht, obgleich ihm die

Zuſtände, aus denen es ſich herſchreibt und die er abgeſchüttelt hat, völlig fremd geworden ſind.

Dieſe Auseinanderſetzung wird, obgleich kürzer als alle frühere Widerlegungen, dennoch überzeugender ſein, da ſie auf die Wurzel des Irrthums zurückführt und in dem Machwerk eines jener dienſtfertigen Familiengenealogiſten des 16. Jahrhunderts die Grundlage erkennen läßt, auf welcher das ganze von Junius und ſeinen Nachfolgern künſtlich aufgeführte Gebäude ruht und mit welchem es fällt, weil niemand einem ſolchen Stammbaum, ohne alle weitere Beglaubigung, das mindeſte hiſtoriſche Zutrauen ſchenken kann. Die Holländer müſſen ſich daher darauf beſchränken, daß ſie den Deutſchen die Vorbilder xylographiſcher Bücher gegeben haben und daß ein harlemer Briefdrucker und Küſter daſſelbe gethan hat, wie einer ſeiner deutſchen Gewerbsgenoſſen in Bamberg auch, indem er, ungefähr um dieſelbe Zeit wie Gutenberg, durch eignes Nachdenken und Verſuche dahin gelangte, jene Bücher und andere kleine Schriften mit beweglichen und gegoſſenen Lettern zu drucken, obwohl er es zu einer Bibel, wie Pfiſter, nicht einmal gebracht hat. Aber auch wir müſſen einſehn, daß die Buchdruckerei, nachdem ſie bei unſern holländiſchen Nachbarn einmal Fuß gefaßt hatte, in einer ſo regſamen, auf allſeitige Entwickelung ſo unaufhaltſam hinſtrebenden Zeit, weder dort, noch in Deutſchland bei den engen Schranken des Tafeldrucks ſtehen bleiben konnte, daß bei dem Naheliegen des Bedürfniſſes und der Mittel zum weiteren Fortſchreiten, die Typographie nicht eine mainzer Erſtgeburt, ſondern eine Drillingsgeburt der Periode von 1440 bis 1460 war, an der Holland, Rheinland und Franken gleichen Antheil haben und daß dem mainzer

Gutenberg nur darum die Krone gebührt, weil er weiter sah als die handwerksmäßigen Briefdrucker und im Wege der freien Kunst ein höher gestecktes Ziel zu erreichen wußte. Ein gleichzeitiger Chronist, der 1492 gestorbene Kölner Karthäuser Werner Rolewink, schreibt in seinem Fasciculus temporum [1]), unmittelbar, nachdem er des Erdbebens in Neapel von 1457 gedacht hat, also geraume Zeit vor dem Ausgang der Typographie von Mainz, „Alles Handwerk verfeinert sich gegen sonst mit wunderbarer Schnelligkeit und die Buchdrucker werden häufiger im Lande." Auch hieraus sehen wir, daß es vor 1460, an andern Orten als in Mainz, schon Buchdrucker gegeben haben muß, wenn es auch nur Briefdrucker waren, die nicht viel über den xylographischen Donatdruck hinausgingen.

Daß dieser aber allein schon anfing Aufsehn zu machen und für wichtig genug gehalten wurde, um ihn dahin zu verpflanzen, wo er noch unbekannt war, zeigt eine Stelle in Shakspeares Heinrich VI. [2]), wo der Rebell Jack Cade in seiner bäuerlichen Rohheit dem gefangenen Lord Schatzmeister Say den Vorwurf macht: „du hast höchst verrätherischer Weise die Jugend des Reichs verderbt, indem du eine lateinische Schule errichtet; und da sonst unsere Voreltern keine andere Bücher hatten, als die Kreide und das Kerbholz, so hast du das Drucken aufgebracht und hast, zum Nachtheil des Königs, seiner Krone und Würde, eine Papiermühle gebaut. Es wird dir ins Gesicht bewiesen werden, daß du Leute um dich hast, die zu reden pflegen von Nomen und Verbum und dergleichen scheuß-

1) Colon. 1474, Fol.
2) Th. II, Akt. 4, Szene 7.

lichen Worten mehr, die kein Chriſtenohr geduldig anhören kann." Von den Kommentatoren, die dabei wie gewöhnlich nur an die Typographie denken, glaubt der eine, daß der Dichter mit dieſem Vorwurf zu früh gekommen, der andere, daß er durch Schriftſteller, welche die Buchdruckerkunſt und das Schießpulver für gleichzeitige Erfindungen ausgeben, dazu verführt worden ſei; aber was wir oben aus dem erſten Abſchnitt über das Briefdruckerweſen und die xylographiſchen Schulbücher in den Niederlanden erſehen haben, gibt uns auch hier ein beſſeres Licht. Deutlich weiſt dieſe Stelle auf die Donate hin, aus denen die Schüler das Nomen, Verbum und die übrigen Redetheile lernten; ſie enthält Einzelnheiten, welche in ſolcher Beſtimmtheit nicht erfunden werden, ſondern auf geſchichtlichen Erinnerungen beruhen müſſen, die zu Shakſpeares Zeit noch vorhanden waren und die er ſo trefflich in ſeine vaterländiſchen hiſtoriſchen Dramen einzuweben wußte. Welche Urſache ſollten wir haben, daran zu zweifeln, daß unter Heinrichs VI. Regierung, zwiſchen 1422 und 1460, der Druck von Donaten, zum Schulunterricht im Lateiniſchen, durch Veranſtaltung hoher Beförderer deſſelben, in England eingeführt worden ſei? und von wo konnte derſelbe näher dahin gelangen, als aus den Niederlanden, die ebenſo, nach 1470, die Schule des erſten engliſchen Typographen Will. Caxtons geweſen ſind und noch ſpäterhin lange den entſchiedenſten Einfluß auf die Buchdruckerkunſt in England ausgeübt haben? Die von R. Atkins [1]), angeblich in der erzbiſchöflichen Bibliothek zu Lambethhouſe, gefundene Handſchrift, wonach der Erz-

1) Origin of printing. Lond. 1664. 4. Wetter S. 747 u. f.

biſchof Th. Bourchier von Canterbury, Kanzler der Univerſität Oxford, König Heinrich VI. vermocht habe, ſeinen Kammerdiener Tournour und Caxton, der damals noch Kaufmann war, unter der Hand nach Harlem zu ſenden, um einen Drucker dort zu werben und nach Oxford zu bringen, welches ihnen auch durch viele Mühe und Koſten mit einem gewiſſen Corſellis [1]) gelungen ſei, iſt durchaus unächt und verdient ſo wenig, wie die nachgewieſenen bibliographiſchen Betrügereien, welche ſich ſpäter daran angereiht haben, den mindeſten Glauben; indeß dient ſie doch, uns in der Überzeugung zu beſtärken, daß ſich in England eine alte, ſchon von Shakſpeare benutzte Nachricht erhalten habe, nach welcher die Druckkunſt unter Heinrich VI. dahin gekommen ſei, bevor Caxton als der erſte engliſche Typograph auftrat, und dieſe Nachricht läßt ſich, wenn wir ſie, nach der Stelle bei Shakſpeare, von nichts weiter, als von dem xylographiſchen Donatdruck verſtehn und den Briefdrucker von dem eigentlichen Buchdrucker unterſcheiden, mit dem, was wir von der Einführung der Typographie in England unter Eduard IV. wiſſen, vollkommen vereinigen.

Wäre der Unterſchied zwiſchen zwei ſo nahe verwandten, aber doch ſo ſcharf von einander abgeſonderten Gewerben, wie das des Briefdruckers und Buchdruckers, gehörig aufgefaßt und feſtgehalten worden, ſo würde manches in der Geſchichte der Buchdruckerkunſt, ſowohl vor als nach Gutenberg, wie in der Bibliographie des 15. und

1) Selbſt dieſer Name ſcheint aus dem des Buchbinder Cornelis, der Koſters Lehrling geweſen ſein ſoll, entſtanden zu ſein.

16. Jahrhunderts anders ausſehn. Als man ſich um dieſe Fächer eifriger zu bemühen anfing, beſtand dieſer Unterſchied nicht mehr, denn das Briefdruckergewerbe hatte gänzlich aufgehört. Sollen wir aber noch länger vergeſſen, daß es einſt dageweſen iſt und welche wichtige Rolle es in der Entwickelung des Bild- und Schriftvervielfältigungsweſens, dieſes hauptſächlichſten Hebels der neueren Kultur, geſpielt hat? Die vorſtehende Abhandlung geht darauf aus, auf dieſe Lücke aufmerkſam zu machen und zu ihrer Ergänzung den Weg zu bahnen. So weit ſie reicht, haben wir daraus erſehen, daß es in einer Zeit, wo Bild und Schrift überhaupt noch in einer innigeren Verbindung mit einander ſtanden als jetzt, bei den Skriptoren und Illuminatoren mehrere Abſtufungen gab, von da, wo ſich der Gelehrte und Künſtler vereinigten, bis zu dem Spielkartenmacher und Kopiſten für das Volk und für den Elementarunterricht herab, daß auf dieſer unterſten Stufe, wo das Bild als Lehrmittel ebenſo großes wo nicht größeres Bedürfniß war, als die Schrift, wegen der häufigeren Vervielfältigung eines und deſſelben Gegenſtandes, die Druckkunſt den erſten Eingang fand, daß dieſe Kleinkrämer mit Arbeiten der Feder und des Pinſels nunmehr Formſchneider und Briefdrucker wurden und in dem, durch erleichterte Hervorbringung vermehrten Bedarf eine Anregung fanden, nach und nach auf noch größere Erleichterungsmittel zu ſinnen, daß einige derſelben es bis zur Erfindung beweglicher gegoſſener Lettern brachten und auf dem Wege waren Buchdrucker zu werden, als gleichzeitig ein reichsſtädtiſcher Patrizier, mit höheren Anſichten und deutlicherem Bewußtſein des Zweckes, in die Schranken trat und durch Vereinigung anderer Kräfte mit

den seinigen die große Idee, sich durch die Buchdruckerpresse der gesammten Literatur zu bemeistern und allem Bücherabschreiben ein Ende zu machen, verwirklichte. Dieser Mann war unser Gutenberg, er schuf das Gewerbe der Buchdrucker, dessen Aufgabe von Hause aus eine unermeßliche, nicht eine so beschränkte wie die der Briefdrucker war. Wie wenig er und seine mainzer Genossen mit diesen gemein haben wollten, zeigt sich schon dadurch, daß sie sich in ihren Drucken geflissentlich aller bildlichen Holzschnittausstattung enthielten. Die Initialen zum Psalter von 1457 können als Ausnahme davon nicht angesehn werden, denn obgleich sie in Holz geschnitten sind, so halten sie sich doch bloß innerhalb der kalligraphischen Grenzen. Holzschnittbilder kommen selbst in P. Schöffers Drucken erst nach 1480 und nachdem ihm viele andere Buchdrucker darin vorangegangen waren, vor. Übrigens wies Gutenberg, durch die überwältigende Kraft seiner vollendeten Erfindung, die Briefdruckerei nur in ihre Schranken zurück, ohne ihr ein Ende zu machen. Wir sehen sie vielmehr neben der Buchdruckerei noch einige Jahrhunderte hindurch, selbstständig und lebendiger als je, fortblühn. Es ist hier der Ort nicht, ihre Geschichte weiter zu verfolgen, die Stoff genug zu einer besondern Bearbeitung darbietet, der es nicht an Interesse fehlen würde. In die Geschichte der Holzschneidekunst allein ist sie, so enge sie auch damit zusammenhängt, nicht zu verweisen, selbst wenn wir, was nicht der Fall ist, eine solche hätten, die auf das eigenthümliche Wesen der Briefdruckerei gebührende Rücksicht nimmt. Sie hat vielmehr noch eine andere Seite, von der sie die Geschichte der Buchdruckerkunst angeht, und es ist eine sonderbare Inkonsequenz

unſrer Bibliographie, daß ſie den Privatdruckereien eigne Kapitel widmet und in dieſen mit den unbedeutendſten Entdeckungen prahlt, während ſie die Briefdruckerpreſſen gar keiner Aufmerkſamkeit würdigt. Und doch haben die Briefdrucker nicht nur das weite Feld allein inne gehabt, welches jetzt die Kunſt- und Bilderhändler verſehn, ſondern ſie haben auch zu ihrer Zeit die wichtige Stelle ausgefüllt, welche jetzt die Tages- und populaire Preſſe einnimmt, und die Wirkung, welche das fliegende Blatt der Briefdrucker, namentlich in der Reformationszeit ausgeübt hat, iſt ſelbſt im Vergleich mit der, welche durch die Zeitungen und periodiſchen Blätter in unſern Tagen hervorgebracht wird, keineswegs verächtlich. So lange wir in unſrer Unwiſſenheit über die Briefdruckerpreſſe und deren Verhältniſſe verharren, müſſen wir ihr freilich die Rache gönnen, daß von Zeit zu Zeit, aus der Zahl ihrer vergeſſenen Angehörigen, die Namen einzelner Drucker, oder aus der Klaſſe der von ihr ausgegangenen Flugſchriften und Flugblätter, einzelne Überbleibſel auftauchen, die wie neckende Quälgeiſter die Wiſſenſchaft unſrer Bibliographen durchkreuzen und ſie zu dem demüthigenden Geſtändniß bringen, daß ſie nicht wiſſen, was damit anzufangen ſei.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

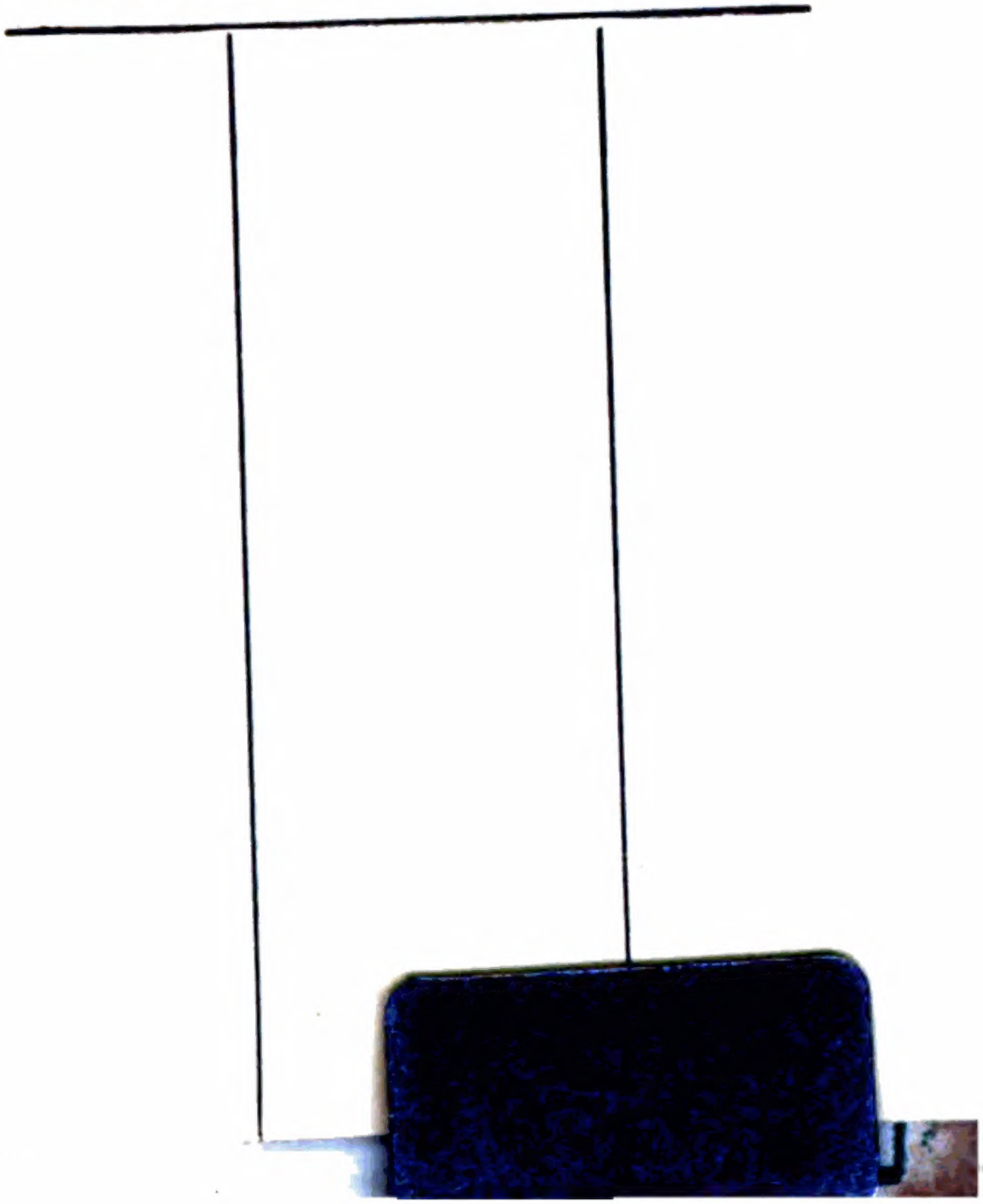
Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 013 471 466

M.S.
V. 1-2
1840-18

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.



ogle